Printed in Germany.

Jérzylaten

1901.

I. Au.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

60. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1901

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1901. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Heer, Marine

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Kirche, Unterrichtswesen

Litteratur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)



Abendland und Morgenland

Zur Jahreswende

Herodot von Halikarnassos ist nicht nur der „Vater der Geschichte“ schlechtweg, wie man ihn von jeher genannt hat, sondern auch der Vater der Weltgeschichte im besondern. Denn dieser kluge, weltkundige Ionier hat zuerst die Entwicklung eines großen Völkerkreises, der ganzen ihm bekannten Welt im Zusammenhang dargestellt, nicht etwa nur die politische Geschichte, sondern ebenso gut die der Kultur, und er hat die ungeheure Stoffmasse, die er unermüdlich gesammelt hat, unter die Herrschaft einer großen Idee gestellt. Er sieht in dem, was er schildert, eine Reihenfolge von Zusammenstößen zwischen Asien und Europa, zwischen Morgen- und Abendland, in denen das sittliche Unrecht des einen Teils immer wieder vergolten wird durch ein Unrecht des andern. In der That beherrscht dieser Gegensatz die Weltgeschichte bis zur Stunde, und er ist uns im letzten Jahre besonders deutlich geworden. Auf die Perserkriege, die den Orient im Angriff zeigten, folgte als großartigster Rückschlag der griechischen Welt der beispiellose Alexanderzug, der die griechische Kultur bis an die Grenzen Indiens trug und dauernd ihr wenigstens die Herrschaft über den gesamten Ostrand des Mittelmeerbeckens, über Kleinasien, Syrien und Ägypten sicherte. Hier traten die Römer und nach ihnen ihre Rechtsnachfolger, die Byzantiner, die Erbschaft des großen Makedoniers an, aber im Innern dieses merkwürdigen Byzantinerstaats vollzog sich allmählich eine sonderbare Umwandlung: vom romanisch-germanischen Westen gelöst und durch den kirchlichen Gegensatz von ihm innerlich getrennt, orientalisierte er sich im Geiste seines Staats- und Kirchenwesens, in Sitte und Kunst. Dann kam mit dem Islam ein neuer gewaltiger Vorstoß des Orients; er zerriß, von den Arabern getragen, den Zusammenhang zwischen den Südrändern und den Nordrändern des Mittelmeers, er flutete mit der türkischen Völkerwelle über die Trümmer des byzantinischen Reichs bis vor die Thore von Wien und drängte für einige

Jahrhunderte das europäische Abendland in eine schwierige Verteidigungsstellung zurück, während dieses dadurch, daß es sich zu derselben Zeit die Neue Welt jenseits des Ozeans unterwarf, die Herrschaft seiner Kultur gewaltig erweiterte.

Der Gegenstoß des Abendlandes in den Kreuzzügen hatte keinen wesentlichen und vor allem keinen dauernden Erfolg gehabt; mehr bedeutete es, daß seit dem Beginn der Neuzeit zuerst die Portugiesen, nach ihnen die Holländer und Engländer in den Kreis der indischen Welt handelnd und erobernd eindrangen, daß seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die türkische Herrschaft langsam in Europa zurückwich, und daß im neunzehnten Jahrhundert die europäische Zivilisation das Reich immer mehr ergriff. Gleichzeitig klopfte sie auch an die Pforten des äußersten Ostens und wurde vor allem in Japan heimisch. Kurz, in den letzten beiden Jahrhunderten ist wieder das Abendland im Vordringen, nicht durch große kriegerische Massenstöße, sondern durch die langsamen, unwiderstehlichen Fortschritte seiner Kultur.

Aber ist das etwa ein Sieg über den morgenländischen Geist? Ist dieser Geist gebrochen oder auch nur geschwächt? Denn um einen geistigen, tief innerlichen Gegensatz handelt es sich hier. Er fällt keineswegs zusammen mit dem Gegensatz der Rassen oder Volksstämme, denn von den Orientalen sind die Perser und die Inder gerade so gut Arier wie die meisten Europäer, und finnisch-ugrische, den Mongolen nahestehende Völker, wie die Magyaren und die Finnen, sind in den abendländischen Kulturkreis eingetreten. Mächtiger als Stammes- und Sprachgemeinschaft ist die Kultur, und in ihr, in der ganzen Weltanschauung ist der tiefe Gegensatz zwischen Abend- und Morgenland begründet. Der Orient ist der Machtkreis der Theokratie, das Abendland das Reich der Freiheit, seitdem sich zuerst in Griechenland die freie, auf sich selbst ruhende Persönlichkeit entwickelt hat, daher des rastlosen Vorwärtsstrebens, des regen geistigen Lebens, der lebendigen Gliederung der Gesellschaft und des Staats, allerdings auch der ewigen Umwandlungen und Kämpfe, aber in ihnen entfalten sich die Kräfte der Einzelnen und der Völker.

Im Orient herrscht seit Jahrtausenden die Theokratie, eine Staatsform ganz für sich, wie das zuerst Treitschke in seiner großartigen „Politik" mit vollem Nachdruck hervorgehoben hat. Das göttliche Gesetz, ganz gleichgiltig, ob heidnischen oder monotheistischen Ursprungs, ist auch weltliches Gesetz, verbindlich auch für den Staat, daher starr, unabänderlich, unverbesserlich; der Herrscher regiert im Namen der Gottheit oder wird wenigstens geleitet von ihrer Priesterschaft. Der altägyptische Pharao war der Sohn der Sonne, wie der Kaiser von China der Sohn des Himmels ist, die indischen Fürsten wurden von den Brahminen gegängelt, und der mohammedanische Khalif ist der Nachfolger des Propheten, den Allah gesandt hat. Solche Herrscher sind notwendigerweise nicht nur absolut, sondern auch jeder Widerspruch gegen ihr Gebot ist geradezu gottlos; gegen unerträgliche Willkür giebt es nur eine Hilfe, die Gewalt, die aber wenigstens hinterdrein legalisiert werden muß, und eine

ständische Gliederung, ein auf sich selbst stehender Adel kann sich nicht bilden, denn dem Herrn gegenüber sind alle Unterthanen gleich, nämlich Knechte, also rechtlos. Die Theokratie kann nur auf dem Boden geistig gebundner, einer absoluten Autorität bedürftiger Völker entstehn und sich nur unter solchen halten, denn sie entspricht einer kindlichen Entwicklungsstufe. Hält sie die Völker zu lange auf einer solchen fest, so erstarren diese, und die Theokratie hat dann oft eine Dauer von Jahrtausenden; ist sie das nicht imstande, so bricht sie zusammen, denn sie ist jeder wirklichen Reform unfähig.

Zu den stärksten Zeugnissen einer alles überragenden Weisheit, die Christus gegeben hat, gehört es, daß er sich auf das sittlich-religiöse Gebiet, auf die Vermittlung des persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen beschränkte und sich dem Staate gegenüber auf das schlichte Wort zurückzog: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Die Gründung einer Theokratie hat Christus nicht gewollt. Gerade darin offenbart sich am deutlichsten, daß das Christentum, obwohl räumlich orientalischen Ursprungs, doch nicht orientalischen Geistes ist. Wenn die theokratische Idee trotzdem auch im Abendlande Boden gewann, so verdankt sie das der Schrift Augustins vom Gottesstaat, einer der gefährlichsten und verhängnisvollsten Verirrungen des abendländischen Geistes nach der orientalischen Seite hin, und nicht minder dem unreifen Zustande der damaligen abendländischen Völker, die sie später immer bekämpft und schließlich die päpstliche Theokratie auf das geistliche Gebiet beschränkt oder ganz abgeworfen haben. In seiner orientalischen Heimat ist das Christentum einer rohern Form des Monotheismus, dem Islam, beinahe erlegen, weil der unfreie Geist dieser Völker ihm widerstrebte; im Abendlande hat es gesiegt, weil es dem nach der persönlichen Geistesfreiheit ringenden Wesen der westlichen Nationen entgegenkam.

Während die christlich-abendländische Kultur langsam in den theokratischen Orient eindrang, hat dieser Orient halb unbemerkt, weil unter abendländischen Formen versteckt, einen neuen umfassenden Vorstoß gegen Europa begonnen, nämlich in der Ausbreitung des russischen Reichs. Denn Rußland ist kein europäischer Staat. Schon die unermeßlichen gleichförmigen Ebenen, die von der mannigfaltigen landschaftlichen Gestaltung des mittlern und westlichen Europa so stark abstechen, begünstigen auch eine Gleichförmigkeit der Volksart und Volkssitte (das Großrussische hat z. B. gar keine Dialekte), die in Europa unerhört ist, und erzeugen, verkehrsarm wie sie sind, eine öde Eintönigkeit des ganzen Lebens, „die breite Stille" (shirokaja tischina), wie man dort sagt, die auf den Geist lähmend und einschläfernd wirkt. Sodann sind die herrschenden Großrussen stark mit mongolisch-tatarischen Elementen durchsetzt, die selbst fast ungemischt in großer Ausdehnung noch längs der Wolga wohnen; sie sind jahrhundertelang den Mongolen unterworfen gewesen, ihr Zartum selbst beruht ursprünglich auf der dem Großfürsten von Moskau durch den Khan der Goldnen Horde übertragnen Gewalt. Das Christentum aber hat Rußland nicht von Rom, sondern von Byzanz empfangen, es ist also zu dem

romanisch-germanischen Kulturkreise auch in dieser entscheidenden Beziehung in Gegensatz getreten, und indem Peter der Große, äußerlich der größte „Westler“ (Sapadnik) unter den Herrschern Rußlands, 1725 auch die Leitung der russisch-orthodoxen Kirche an sich nahm, hat es mit dem zarischen Absolutismus den byzantinischen Cäsaropapismus, als dessen Rechtsnachfolger es sich fühlte, verbunden, also erst recht theokratische, orientalische Formen angenommen. Darum ist die russische Kirche, ohne Anteil an der lebendigen kirchlichen Entwicklung des Westens, in Zeremoniendienst erstarrt und übt auf das sittlich-religiöse Leben des Volkes kaum noch einen Einfluß, und darum giebt es in Rußland weder einen Adel im europäischen Sinne, noch eine wirkliche Selbstverwaltung, noch vollends eine Volksvertretung. Auch jähe Übergänge von einem Extrem zum andern sind häufig, da alles vom persönlichen Willen des Zaren abhängt, und Thronwechsel von orientalischer Gewaltsamkeit sind bis 1801 die Regel gewesen. Dafür teilt Rußland die Langlebigkeit orientalischer Theokratien und sieht auf eine ununterbrochne Geschichte von mehr als einem Jahrtausend zurück, ist also älter als jedes andre jetzt bestehende europäische Staatswesen.

Wohl ist die europäische Bildung in die höhern Schichten des Volks eingedrungen und hat durch den unausgleichbaren Widerspruch zwischen ihrem und dem russischen Geiste den Nihilismus hervorgetrieben; aber im russischen Volke hat dieser niemals Wurzel geschlagen, und in Form eines rohen, unduldsamen Nationalismus hat der russische Geist schließlich gesiegt. Was Rußland vom Abendlande wirklich aufgenommen hat, das ist etwas äußerliches, die militärische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und bis zu einem gewissen Grade auch die wissenschaftliche und künstlerische Technik. Es ist etwa, als wenn das altpersische Reich vom jüngern Cyrus mit griechischen Kräften reformiert worden wäre. Griechisch wäre es dadurch nicht geworden, wie auch Rußland seit Peter dem Großen nicht innerlich europäisch geworden, sondern, vornehmlich durch deutsche Hilfskräfte, nur äußerlich europäisiert worden ist. Aber eben mit Hilfe dieser dem Abendlande entlehnten Bildungselemente ist es, im Innern ohne wirkliche Entwicklung, nach außen rastlos gewachsen. Es hat schon im achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die baltisch-deutschen Provinzen, Finnland und den größten Teil Polens unterworfen, ist also tief in das Gebiet der abendländischen Kultur eingedrungen; es galt dann lange Zeit als Hort des konservativ-monarchischen Gedankens und hielt besonders deshalb Preußen und Deutschland in einer gewissen Abhängigkeit; es hat endlich unter Alexander II. unter dem Drucke des unduldsamen Panslawismus begonnen, seine halborientalische Kultur jenen abendländischen Außenposten aufzuzwingen, ihr europäisches Wesen, das allerdings dem russischen innerlich widerstrebt, zu zerstören, unleugbar eine noch dazu selbstmörderische Barbarei, aber ebenso unleugbar auch eine Konsequenz des russischen Staatsgedankens. Ungleich mächtiger ist die Ausbreitung Rußlands im Osten, in Asien. Ganz natürlich, denn der Gedanke eines Weltreichs, dem die Russen so gern nachhängen, ist nicht europäisch, sondern asiatisch, weil er sich nur auf dem Boden

unreifer oder abgelebter Völker dauernd verwirklichen läßt, und als Halborientalen stehn die Russen diesen Völkern innerlich viel näher als die Abendländer. Darauf beruht das Geheimnis nicht gerade ihrer Siege, wohl aber ihrer Herrschaft, wie das jüngst Paul Rohrbach (In Turan und Armenien auf den Pfaden russischer Weltpolitik, Berlin, 1898) nach eigner Beobachtung vortrefflich ausgeführt hat. Die Russen verlangen von den Orientalen gar nicht die Unterwerfung unter ein herrschendes Volkstum, wie die Engländer in Indien, sondern nur unter das Gebot des „weißen" (d. h. guten) Zaren, des Ak Padischah, dem sie sich selbst gerade so fügen, und sie nehmen aufs bereitwilligste Leute aller Stämme in ihren Staats- und Heeresdienst auf, wenn sie nur russisch lernen, ganz wie die alten Byzantiner. So gering ihre Assimilationskraft gegenüber der höhern Kultur des Westens ist, so unwiderstehlich wirkt sie im asiatischen Osten.

Früher gaben die gebildeten Russen viel darauf, es den Abendländern gleichzuthun, und sie waren stolz, daß Petersburg eine ganz europäische Stadt sei, obwohl es dies im Grunde gar nicht ist, sondern viel mehr orientalischen Einfluß verrät, als etwa das dem Orient doch viel näher liegende Wien. Damit ist es längst zu Ende. Die leitenden Kreise Rußlands sind heute streng national gesinnt. In der That ist Rußland eine Welt für sich; das tritt jedem Fremden entgegen, sobald er von Westen her über die Grenze kommt, und in diesem Gefühl erscheint wieder den Russen das „Ausland" als ein gewissermaßen einheitlicher Begriff, bei dem die Besonderheit der einzelnen Staatsgebiete verschwindet. Die Folgerungen für die politische Stellung des Reichs hat daraus jüngst in einer Broschüre „Zu den Ereignissen in China" Fürst Uchtomskij gezogen, der vertraute Begleiter des Zaren auf seiner Weltreise und wohl auch der Vertraute seiner Politik, der Leiter der (russischen) Petersburger Zeitung (Peterburgskija Wjedomosti) und der Direktor der russisch-chinesischen Bank. Nach seiner Auffassung ist Rußland eine Art von Mittelding zwischen Europa und Asien, zwischen dem Abend- und dem Morgenlande; es steht zu jenem in einem innern Gegensatz, zu diesem in innerer Verwandtschaft. Daher genießt es das Vertrauen der Asiaten, und seine Ausbreitung in Asien trägt nicht den Charakter einer Eroberung, sondern vollzieht sich kraft dieser innern Verwandtschaft, in der Asien und Rußland kraft ihrer theokratisch-absolutistischen Ordnung „ein harmonisches Ganze" bilden. So ist Rußland die natürliche Vor- und Schutzmacht Asiens und als solche zur Weltherrschaft berufen; die abendländischen Völker, diese „hinterlistigen räuberischen Staaten," sind dagegen die natürlichen Feinde des Orients, den sie so wenig verstehn, wie er sie versteht. Daß die russische Politik unter Nikolaus II. von diesen Ideen beherrscht wird, ist gar nicht zweifelhaft. Das sozusagen friedliche Vordringen Rußlands in China sollte offenbar das Reich der Mitte geräuschlos in eine gewisse Abhängigkeit von Rußland bringen und wurde darum von dem Boxeraufstande in höchst unerwünschter Weise unterbrochen, denn dieser zwang die abendländischen Mächte zum bewaffneten Einschreiten. Nichts konnte Rußland unwillkommner sein. Es schloß sich den Westmächten bei ihrem Vorgehn

bis zu einem gewissen Grade an, um nicht ganz das Heft aus der Hand zu verlieren, aber thatsächlich rangen und ringen dort die abendländischen Mächte mit Rußland und Japan um den maßgebenden Einfluß in China, der Occident mit dem Orient. Die selbständige Kriegsführung der Russen in der Mandschurei, der überraschende Vorschlag, Peking zu räumen, die Abberufung des größten Teils der russischen Truppen aus Petschili, das Bemühen bei den Friedensverhandlungen in Peking, an denen Fürst Uchtomskij persönlich teilnimmt, den Chinesen möglichst milde Bedingungen zu verschaffen und den Krieg möglichst schnell zu beenden, das alles fließt aus diesem Verhältnis. Rußland will als die wohlwollende Schutzmacht Chinas gegen den „räuberischen" Westen erscheinen, und vielleicht erleben wir eines schönen Tags ein russisch-chinesisch-japanisches Bündnis, das Asien gegen Europa und Nordamerika vereinigt.

Daß sich diese russische Politik in absehbarer Zeit ändern wird, ist schlechterdings nicht zu erwarten; sie wird vielmehr das zwanzigste Jahrhundert beherrschen, denn sie fließt aus dem Wesen des russischen Reichs. Das aber kündigt eine neue Periode des Kampfes zwischen Orient und Occident an, wo Rußland die führende Macht des Orients sein wird. Ob sich daraus eine akute „Weltgefahr" für Europa entwickeln wird, wer kann das wissen? Die militärische Angriffskraft Rußlands gegen den Westen ist niemals sehr stark gewesen, und Deutschland zu unterwerfen werden sich die russischen Staatsmänner wohl hüten, auch wenn sie es könnten, denn sobald die fünfzig oder sechzig Millionen Deutschen russische Unterthanen wären, würden sie das Reich beherrschen und seinen Charakter verwandeln. Aber eine Weltgefahr wäre es schon, wenn Rußland die Hunderte von Millionen Asiaten unter seine wirtschaftliche Herrschaft nähme und die Abendländer davon ausschlösse, und diese Gefahr liegt vielleicht gar nicht so fern.

Ihr gegenüber ist Europa in zweifacher Beziehung im Nachteil. Zunächst bestehn zwischen den Großmächten die mannigfachsten Gegensätze. Frankreich, noch immer verblendet von dem Revanchegedanken, der ihm schon die Mitherrschaft über Ägypten gekostet hat, schwimmt vollständig im Fahrwasser Rußlands, verstärkt also dessen Stellung in Europa. Gegen England herrscht auf dem ganzen Festlande ein solches Gefühl leidenschaftlicher Empörung, daß nur starke Regierungen dieser volkstümlichen Strömung widerstehn können. Nur der mitteleuropäische Dreibund bildet einen festen Kern einer gesamteuropäischen Politik. Diesem gründlich gespaltnen Europa steht Rußland in unangreifbarer Geschlossenheit gegenüber, und dazu wird seine Politik von einer absoluten Monarchie nach festen, jahrhundertealten Traditionen geleitet. Wo ist davon in Europa eine Spur zu finden? Hier ist der Parlamentarismus zwar unzweifelhaft im Verfall, doch wirken die innern Parteiungen, die notwendige Folge abendländischer Freiheit, fortwährend auch auf die auswärtige Politik bestimmend ein. Von einem festen, geschlossenen Nationalstolze ist nur in England und Frankreich, allenfalls noch in Italien die Rede; in Deutschland ist er noch lange nicht zur Stärke einer selbstverständlichen Empfindung

erwachsen, und in Österreich bedroht das überspannte Selbstbewußtsein kleiner Nationen noch fortwährend den festen Zusammenhang, ja den Bestand des Reichs, das doch, wenn jemals, so jetzt eine europäische Notwendigkeit ist. Aber auch der weitläufige Bau des britischen Weltreichs hat genug brüchige Stellen, und es ist soeben eifrig bestrebt, sich in Südafrika ein neues Irland zu schaffen, weil es am europäischen Irland offenbar noch nicht genug hat. Dort ist indessen die politische Erziehung immerhin so weit vorgeschritten, daß die überwiegende Mehrheit der Wählerschaften die Notwendigkeit der Weltpolitik und der Weltstellung Englands begreift; im übrigen Europa und ganz besonders in Deutschland ist es ein ziemlich hoffnungsloses Beginnen, den Durchschnittsmenschen zum Verständnis der großen Politik zu erziehn, denn die Tradition, die in England einige Jahrhunderte alt ist, existiert bei uns nicht, und der deutsche Staatsbürger, er mag Abgeordneter, Zeitungsschreiber oder bloßer Zeitungsleser sein, weiß ohnehin immer alles besser als die Regierung. Um so mehr bedürfen wir einer starken monarchischen Leitung.

Denn Deutschland steht schon seiner geographischen Lage nach im Vordertreffen gegen den Osten, seitdem der verbrecherische Leichtsinn und die politische Unfähigkeit des polnischen Adels Polen, die alte allerdings selbst noch halbbarbarische Vormacht der abendländischen Welt, zerstört und den weitaus größten Teil der „königlichen Republik“ den Moskowitern überliefert hat. Deshalb hassen russische Nationalisten vom Schlage des Fürsten Uchtomskij kein abendländisches Volk so sehr wie das „anmaßende, rücksichtslose Germanentum.“ Erst in diesem Zusammenhange wird die welthistorische Bedeutung einer Reihe von Thatsachen der deutschen Geschichte völlig klar: die Bekehrung der Westslawen und Ungarn von Deutschland aus und durch deutsche Priester, eines der größten und bedeutsamsten Werke unsers vielverschrieenen alten Kaisertums, sodann die Kolonisation und die Angliederung des slawischen Ostens, die vom Kaisertum begonnen, vom Landesfürstentum weitergeführt wurde, endlich die Begründung der preußischen und der österreichischen Großmacht auf diesem Boden. Alle drei Entwicklungsreihen stellen zusammen einen mächtigen Vorstoß abendländischer Kultur gegen den Osten dar. Ohne die erste würden die Westslawen griechisch-katholisch, also Glaubensgenossen der Russen sein, wie es heute die Südslawen sind, wären also durch ein Band mit ihm verbunden, das im Osten weit mehr bedeutet als die Nationalität; ohne die zweite würde die Grenze des deutschen Volkstums längs der Elbe, der Saale, des Böhmerwaldes und der Enns laufen, und die westdeutschen, die sogenannten „reindeutschen“ Stämme, auf ein verhältnismäßig schmales Gebiet zwischen Alpen und Nordsee beschränkt, würden im besten Falle, wie in der Karolingerzeit, Außenwerke eines Westreichs sein, das seinen Schwerpunkt im romanischen Frankreich hätte; ohne die dritte Thatsache endlich würden etwa Oder, Sudeten, March und Leitha die Ostgrenze bilden, und das eingeengte Deutschland wäre noch heute der Spielball, das Schlachtfeld und das Ausgleichsobjekt der fremden Mächte, was es vorher so lange gewesen ist.

Was folgt aus dieser Stellung des Deutschen Reichs für die gegenwärtige Weltlage? Sollen wir das ungeheure Schwergewicht des Ostens dadurch verstärken, daß wir uns in die russische Gefolgschaft begeben und uns unter Umständen zum Sturmbock gegen die britische Weltmacht brauchen lassen? Steht es wirklich so, daß, wie Fürst Bismarck gern hervorhob, nur ehrgeizige Staatsmänner und Leute polnischer Abkunft einen Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland künstlich hervorrufen? Reicht wirklich die Bismarckische Formel noch aus: „Es lag und liegt nicht in unserm Interesse, Rußland in der Verwendung seiner überschüssigen Kräfte nach Osten hin hinderlich zu sein. Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit des Kriegs, wenn nicht liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen"? (Gedanken und Erinnerungen I, 224.) Liegt es in unserm Interesse, den äußersten Osten den Russen zu überlassen, nur damit sie uns in Europa nichts zu leide thun? Unsre Reichspolitik hat diese Frage schon verneint; sie ist 1895 den siegreichen Japanern, damals mit Rußland und seinem französischen Vasallenstaate im Bunde, in den Arm gefallen, um sich die Thüren nach China nicht zuschlagen zu lassen, und so entschieden Graf Bülow jüngst betont hat, eine „gut geleitete" russische Politik könne mit einer „gut geleiteten" deutschen Politik niemals feindlich zusammenstoßen, so energisch hat er doch auch hervorgehoben, daß sich Deutschland seinen „Platz an der Sonne" dort von niemand nehmen lassen wird. Einen Konflikt mit Rußland kann bei uns niemand wünschen, denn es stünde hier sehr großes auf dem Spiele, und wir haben zu Rußland schon durch die Hunderttausende der dort angesiedelten Deutschen sehr enge Beziehungen, aber wir gehören eben doch zum Westen, und zum Westen gehört auch England. Unsre wirtschaftlichen Beziehungen zu England sind ungleich stärker als die zu Rußland, und mit England haben wir eine gemeinsame Kulturbasis, mit Rußland nicht. Diesen Thatbestand darf die tiefe Erbitterung, die bei uns jetzt in weiten Kreisen gegen England herrscht, nicht verdunkeln, und weil diese Stimmung jetzt überwiegt, so ist es die Pflicht auch einer besonnenen Presse, ihr diese Thatsache entgegenzuhalten. Das hat letzthin Erich Marcks von historischem Standpunkt aus in einer geistreichen Broschüre gethan (Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation, Stuttgart, J. G. Cotta, 1900), worin er nachweist, daß beide Völker trotz starker Gegensätze immer wieder Seite an Seite gedrängt worden sind. Die unfreundliche oder geradezu feindselige Haltung, die England oft genug und bis in die jüngste Zeit deutschen Interessen gegenüber eingenommen hat, bemäntelt er natürlich durchaus nicht, er sucht sie nur aus den englischen Interessen und Stimmungen zu erklären, und von einem festen, dauernden Vertragsverhältnis zwischen Deutschland und England kann, wie die Dinge drüben liegen, gar keine Rede sein, nur von gelegentlichen Abmachungen. Aber so berechtigt die Erbitterung gegen den südafrikanischen Raubkrieg auch ist, wir können doch auch den Zusammenbruch des britischen Reichs, der nur das Übergewicht Rußlands verstärken würde, kaum wünschen

und dürfen uns nicht in einen prinzipiellen Gegensatz zu England hineinhetzen lassen. Wie jetzt gegen England und jede Annäherung an England, so hat 1863 die öffentliche Meinung in Deutschland gegen Rußland und die preußisch-russische Februarkonvention getobt, die der demokratische Abgeordnete Waldeck damals Bismarck ins Gesicht einen „Gendarmendienst" für Rußland nannte, und die doch eine der Voraussetzungen für die Gründung der deutschen Einheit geworden ist. Es ist tief bedauerlich, daß es nicht möglich gewesen ist, den Burenrepubliken zu Hilfe zu kommen, aber die Entscheidung darüber lag nicht in Berlin, sondern in Petersburg, denn nur Rußland konnte England wirksam bedrohn. Das eine Wort des Zaren, er werde Herat besetzen, hätte vermutlich den südafrikanischen Krieg verhindern können, aber es ist nicht gesprochen worden.

Die Politik ist eben eine Kunst; sie läßt sich nicht nach Sympathien, Stimmungen, Schlagwörtern und Schablonen leiten. Die Aufgabe der deutschen Politik in der überaus schwierigen Lage, in der sich Deutschland nun einmal befindet, muß es sein, den die Welt beherrschenden Gegensatz zwischen England und Rußland durch das eigne Schwergewicht möglichst auszubalancieren und den Entscheidungskampf möglichst hinauszuschieben. Vielleicht läßt er sich auch ganz vermeiden; jedenfalls wird Deutschland das Zünglein an der Wage sein. Wollte es sich stark nach der einen Seite neigen oder gar ihr ganz anschließen, so würde es den Ausbruch des Weltkriegs vermutlich beschleunigen. Die Entscheidung liegt also in der That zu einem großen Teile in der Hand des deutschen Kaisers. Eine solche Politik erfordert ebenso viel Vorsicht wie Entschlossenheit, und populär kann sie nicht sein. Aber nicht darauf kommt es an, daß sie nach dem jeweiligen sogenannten Volkswillen, sondern daß sie zum Heile des Vaterlands geführt wird. Salus imperii suprema lex!

*

Die Handelspolitik im Jahre 1901

Quieta non movere! Das gilt auch in der Handelspolitik, mehr als anderswo. Ohne Not soll man hier nicht stören, nicht ändern, und wenns doch nötig wird, so behutsam und so vorsichtig wie möglich; ohne schroffen Bruch mit dem, was besteht, und ohne Sprünge ins Ungewisse. Es will fast so scheinen, als ob diese Wahrheit, die sich dem gesunden Menschenverstand doch von selbst aufdrängt, seit einiger Zeit nicht recht respektiert würde. Man ist etwas reformsüchtig, und die Handelspolitik ist etwas nervös geworden. Wer aber nervös ist, macht leicht Fehler. Das Jahr 1901 soll sehr wichtige Entschei-

dungen oder doch Vorentscheidungen bringen. Wünschen wir dazu in erster Linie ruhig Blut, nüchternen Blick und konservativen Sinn, der das quieta non movere recht versteht und recht bethätigt.

Unsre und der meisten zivilisierten Staaten handelspolitische Beziehungen sind durch ein fast die ganze Welt umspannendes feingliedriges Netz von Handelsverträgen geregelt. In drei Jahrhunderten hat es sich aus rohen Anfängen zu immer größerer Vollkommenheit im Interesse der Sicherheit und der Freiheit des internationalen Verkehrs- und Erwerbslebens entwickelt und zu einer großartigen Leistung menschlichen Kulturfortschritts ausgewachsen. Es ist die bestfundierte und bestkonstruierte Institution des Völkerrechts geworden, die an praktischer Bedeutung alle andern übertrifft. Die einzelnen Staaten sind dabei natürlich immer und überall nur von eignen nationalen Interessen geleitet worden, Altruismus hat hier niemals eine Rolle gespielt. Lange Zeit vorwiegend auf Nötigung und Betrug gegründet und deshalb meist leoninischen Charakters, ist die Handelsvertragspolitik namentlich seit dem zweiten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts mehr und mehr auch von der Erkenntnis bestimmt worden, daß die berechtigte Zufriedenheit beider Teile den Verträgen zwischen Kulturstaaten erst den rechten Wert verleihe, und Ehrlichkeit beim internationalen Do ut des denn doch dem nationalen Interesse der Vertragschließenden in der Regel am besten entspräche. Man hat sich wahrhaftig redlich Mühe gegeben, einander immer mehr gerecht zu werden, und hat im ganzen seine Rechnung dabei gefunden, wenn auch immer wieder einmal zu nötigen und zu betrügen versucht worden ist. Im nationalen Rechts- und Wirtschaftsleben ists ja nicht viel anders; der Anteil des Löwen ist auch da noch lange nicht unmöglich gemacht, und doch fällt es niemand ein, dem Landrecht seine Bedeutung abzusprechen. Unsre pessimistischen Gewaltapostel, die vom Völkerrecht keine Ahnung mehr haben, mögen die Handelsvertragspolitik für schädlich und für Unsinn halten, weil sich die Vertragsstaaten dabei eines Teils ihrer souveränen Unumschränktheit entäußern, und über ihnen keine richterliche Gewalt steht, die den Vertragsbruch hindert. Solange sie in der Studier-, Schul- und Bierstube oder auch in Zeitungen und Parteiversammlungen politisieren, kann man vorläufig noch darüber mitlachen. Aber wenn sie die Finger in die praktische Handelspolitik stecken wollen, dann soll sie Graf von Bülow gehörig darauf klopfen. Blamage und schweren Schaden würde das Reich davon tragen, wenn diese „Nationalisten" 1901 die Oberhand bekämen.

Im großen und ganzen entsprach es auch nur der historischen Wahrheit, wenn ein Spezialist des Handelsvertragsrechts noch in den achtziger Jahren schrieb:*) „Trotz der notwendigen Beschränkung der Vertragsdauer auf bestimmte Zeit wird doch ein großer Teil der Vertragsbestimmungen in den meisten Fällen thatsächlich einer Gefahr der Wiederaufhebung nicht unterliegen. Wird heutzutage ein Handelsvertrag zwischen zivilisierten Staaten aufgehoben,

*) Dr. Werner von Melle in Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts.

so geschieht das durchgehends nur, um sofort einen neuen an seine Stelle zu setzen." Selbstverständlich machte immer die noch fließende Entwicklung der wirtschaftlichen Lage in den einzelnen Staaten wiederholte Revisionen der Vertragsbestimmungen nötig, wobei auch zeitweilige Unterbrechungen nicht immer zu vermeiden waren, aber als Regel springt doch die Kontinuität der Handelsverträge in die Augen. Auch bei den Vorbereitungen für die handelspolitischen Maßnahmen, die bei Ablauf unsrer Verträge Ende 1903 getroffen werden müssen, ist man von vornherein und im allgemeinen der Ansicht gewesen, daß sie nicht unterbrochen werden solle. Der neue Zolltarif, der im Jahre 1901 gesetzlich verabschiedet werden soll, ist bisher eigentlich immer nur als ein Teil der Vorarbeit für die neuen Handelsverträge betrachtet worden. Jedenfalls ist bei der Regierung von einem beabsichtigten Bruch mit der Handelsvertragspolitik und dem Übergang zur autonomen Zollpolitik überhaupt noch nicht die Rede gewesen. Die nervösen Leute, die sich davor fürchten, sehen wohl Gespenster, oder man glaubt, den Teufel an die Wand malen zu sollen, um ihn rechtzeitig und gründlich zu verjagen. Das hat aber manchmal den entgegengesetzten Erfolg. Wir können vorläufig zu der für unsre Handelspolitik verantwortlichen Stelle im Reich das Vertrauen haben, daß bei ihr diplomatische Erfahrung, historische und völkerrechtliche Bildung und gesunder Konservatismus hinreichend vorhanden sind, daß jedem unverantwortlichen Versuch, den Bruch mit der bisherigen Handelsvertragspolitik herbeizuführen, auch wenn er aus Regierungskreisen käme, der nötige Widerstand geleistet würde.

Die Lage ist heute anders als 1879. Damals handelte es sich um die Festlegung eines autonomen Zolltarifs, dessen Modifikation durch Handelsverträge nicht unmittelbar in Aussicht stand. Fürst Bismarck hat es für nützlich gehalten, namentlich in seiner Reichstagsrede vom 2. Mai 1879, mit der er die Verhandlungen einleitete, in der Ablehnung der Handelsvertragspolitik sehr radikal zu sein. Aber die Geschichte weiß, wie er es gemeint hat. Er war gewiß das Gegenteil von doktrinär, aber wenn er Doktrinen im Kampf für das, was er als heilsam ansah, für wirksam hielt, dann verstand er es meisterhaft, auch einmal den Doktrinär zu spielen. Er kannte eben seine Leute. Die ganze Theorie von dem allgemeinen Schutz jedes Zweigs der nationalen Arbeit war so doktrinär, wie etwas. Er ging in der erwähnten Rede sogar soweit, ernstlich eine volle Absperrung Deutschlands vom Auslande ins Auge zu fassen und mit dem Verlust des deutschen Exporthandels zu rechnen. Dabei wollte er doch auch von Kolonien damals noch gar nichts wissen. Aber der doktrinäre Trumpf schlug durch, der autonome Tarif wurde Gesetz, und damit für das Reich überhaupt die Möglichkeit geschaffen, wieder eine vernünftige Handelsvertragspolitik aufzunehmen. Und daß das sein praktisches Ziel war, hat der geniale Staatsmann wiederholt selbst gesagt. Freilich erst nach seinem Rücktritt ist es erreicht worden. Die Caprivischen Handelsverträge waren die Ausführung Bismarckischer Politik. Der Fürst hätte sie selbst

geschlossen, wenn er noch Kanzler gewesen wäre, daran ist kaum zu zweifeln, und er hätte dabei die Herren, die damals wie heute wieder seinen neunundsiebziger Doktrinarismus dagegen austrumpften, jedenfalls haarscharf darüber belehrt, daß er als leitender Staatsmann nicht doktrinär sein dürfe. Es ist deshalb Unsinn, zu behaupten, der Bruch mit der Handelsvertragspolitik würde der Bismarckischen Handelspolitik von 1879 entsprechen. Damals mußte Bismarck mit der schon in die Praxis eingedrungnen extremen Freihandelsdoktrin brechen, die die Handelsverträge als grundsätzlich falsch, als merkantilistischen Atavismus und schutzzöllnerischen Zopf perhorreszierte und autonome Beseitigung der Zölle von den einzelnen Staaten verlangte. Sie hatte Deutschland schon wehrlos gemacht gegen die Schutzzöllnerei des Auslands und unfähig, überhaupt noch Handelsverträge zu schließen, in denen der andre Teil nicht allen Vorteil hatte. Bismarck hat uns durch den Tarif von 1879 diese Fähigkeit wieder gegeben und wiedergeben wollen. Wenn jetzt das Verlangen, den in der ersten Hälfte der neunziger Jahre von dieser Fähigkeit gemachten Gebrauch in zeitgemäßer Weise fortzusetzen, d. h. an Stelle der 1903 ablaufenden Verträge möglichst sofort neue zu setzen, als Bruch mit Bismarckischen Traditionen bezeichnet wird, wie es leider vielfach geschieht, so ist das eine der vielen Geschichtsfälschungen der Neubismarckianer. Es ist gottlob ausgeschlossen, daß sie damit an der ausschlaggebenden Stelle Eindruck machen.

Nun giebt aber gerade die Vorentscheidung, die im Jahre 1901 getroffen werden muß, d. h. das Zolltarifgesetz, das an Stelle des 1879er Tarifs den kommenden Handelsverträgen zu Grunde gelegt werden soll, den Vertragsfeinden, auch denen, die sich als solche nicht bekennen, vielleicht sich ihrer Feindschaft und ihrer Konsequenzen kaum bewußt sind, vorzügliche Gelegenheit, wenn nicht die Handelsvertragspolitik überhaupt, so doch ihre Kontinuität zu gefährden. Indem sie darauf dringen, daß in dem autonom zu verabschiedenden Zolltarif Minimalsätze festgelegt werden, unter die bei den später zu vereinbarenden Verträgen nicht heruntergegangen werden darf, können sie das Zustandekommen der wichtigsten Handelsverträge vor dem Ablauf der bestehenden verhindern und der Regierung für unabsehbare Zeit eine vertraglose, autonome Zollpolitik aufzwingen. Wie es scheint, rechnen sie dabei ziemlich zuversichtlich auf die Reichstagsmehrheit und hoffen sogar auf Förderung in den Regierungskreisen selbst. In diesem Sinne wird sich der Kampf schon 1901 um die Frage drehn, ob Handelsvertragspolitik oder autonome Zollpolitik? Schon werden alle Hebel der Parteiagitation, auch der wissenschaftlichen Dialektik und Sophistik in ihrem Dienste in Bewegung gesetzt, in der Vorentscheidung den ausschlaggebenden Erfolg zu erzielen.

Dem Grundsatz quieta non movere würde es, so könnte man glauben, am besten entsprechen, wenn die verbündeten Regierungen versuchten, auf Grund des geltenden Tarifs von 1879 mit seinen verschiednen Abänderungen neue Handelsverträge zu vereinbaren, bevor die alten ablaufen. Aber eine Revision des Zolltarifs von 1879 ist schon deshalb als nötig erkannt worden, weil

sein Tarifschema — in der Hauptsache noch das altpreußische — veraltet ist; die technischen Fortschritte in der Warenproduktion und die ganze Entwicklung unsers internationalen Handels verlangen eine Neueinteilung, die Zerlegung alter, die Aufnahme neuer Warengattungen in das Schema. Wird aber das Tarifschema in dieser Weise ergänzt, so müssen auch die Zollsätze ergänzt, also überhaupt ein neuer Zolltarif festgesetzt werden. Das würde freilich immer nur auf eine mehr oder weniger formelle Reform hinauslaufen, die keine Veranlassung zu ernsthaften handelspolitischen Kämpfen geben könnte, wenn man entschlossen wäre, an der Ausmessung der bisherigen Schutzzollschranken nichts wesentliches zu ändern, namentlich keine Verschärfung des Schutzzollsystems im allgemeinen zuzulassen. An sich braucht eine Erhöhung gewisser Zölle in dem neuen Tarif nicht darauf abzuzielen. Sie könnte auch den Zweck haben, sich zugkräftige Kompensationsobjekte und Retorsionshandhaben zu schaffen, um bei den bevorstehenden Vertragsverhandlungen günstigere Bedingungen vom Auslande für unsern Export zu erlangen. Aber darum allein handelt es sich nicht. Dem Verlangen der organisierten Landwirte nach höhern Agrarzöllen ist von mehreren Regierungen schon ausdrücklich im Grundsatz nachgegeben worden, und wiederholt haben sich auch hohe Reichsbeamte, so namentlich der Staatssekretär des Innern, in diesem Sinne geäußert. Im Reichstage sind die agrarischen Forderungen der Mehrheit sicher, und vom Bundesrat hat diese Mehrheit eine zwar sehr vorsichtige, aber immerhin als Zustimmung betrachtete Erklärung herauszudrücken verstanden. Auch die einflußreichste Gruppe der Großindustrie hat sich den agrarischen Wünschen geneigt gezeigt und sogar auf dem Gebiete der Industriezölle eine Erhöhung des Schutzzolls grundsätzlich und allgemein befürwortet, freilich unter scharfer Betonung der Notwendigkeit langläufiger Verträge. Eine Verschärfung des Schutzzollsystems ist damit in Aussicht genommen worden. Wenn die Industrieschutzzöllner behaupten, dadurch zugleich die wirtschaftliche Expansion, vor allem unsern Ausfuhrhandel fördern zu wollen, so kann wohl nur ein besondrer Aufwand von Sophismen darüber täuschen, daß das für das Ganze unsrer Volkswirtschaft nicht richtig ist. Nur einzelne Industriezweige können mit Recht von der Steigerung der Inlandspreise die Möglichkeit erwarten, nach dem Auslande mit Nutzen umso billiger verkaufen zu können. Im ganzen bedeutet zweifellos die Verschärfung des Schutzzollsystems im Deutschen Reiche zugleich die Verschärfung der Absperrungstendenz im Auslande und damit eine Beengung unsrer Erwerbssphäre, eine Beeinträchtigung unsers Ausfuhrhandels und unsers friedlichen Anteils an der Weltwirtschaft. Übrigens soll damit nicht die Neueinführung oder Erhöhung gewisser Erziehungszölle abgelehnt und die Berechtigung gewisser Notstandszölle bestritten werden, sofern nur die Notwendigkeit erwiesen ist. Aber der Aufbau und die Erhöhung der künstlichen Zollschranken ohne Not ist ebenso unkonservativ wie der rücksichtslose Abbau.

Unsre volkswirtschaftliche wie die gesamte weltwirtschaftliche Lage hat sich seit 1879 so sehr verändert, daß eine Nachprüfung der damals für angebracht

gehaltnen Zollsätze auch deshalb als nötig zugegeben werden muß. Auch seit dem Abschluß der bis Ende 1903 laufenden Handelsverträge haben Verschiebungen stattgefunden, worüber ja bei der letzten Flottenvorlage sehr viel geredet und geschrieben worden ist. Vor allem ist Deutschland seit 1879, wie Graf Bülow sagt, sehr viel weiter in die Weltwirtschaft verflochten und in die Weltpolitik hineingezogen worden; die Ausdehnung seines Wirtschafts- und Erwerbskreises wird viel mehr als dringendes Bedürfnis empfunden; wir haben ausgedehnte Kolonien erworben, an die vor zweiundzwanzig Jahren kaum jemand dachte, die aber noch jahrzehntelange Arbeit und gewaltigen Kapitalaufwand zu verlangen scheinen, ehe sie uns wirtschaftlich vom Auslande unabhängiger machen können; unsre Bevölkerung hat sich stark vermehrt; die Städte und die Industrie haben das Land und die Landwirtschaft an Leuten und vielleicht noch mehr an finanzieller Leistungsfähigkeit überholt; die Steuerkraft des Reichs und der Staaten hat dementsprechend ihren Schwerpunkt wesentlich verschoben. Wichtige Erwartungen von 1879, Hoffnungen und Befürchtungen haben sich nicht erfüllt. Die Getreidezölle haben trotz mehrfacher Steigerung unsre Landwirtschaft von den Weltmarktpreisen nicht emanzipiert, und sie mit den Industriezöllen zusammen haben unsre Volkswirtschaft nicht verhindert, sich gewaltig nach außen zu entwickeln und einen sehr viel größern Anteil an der Weltwirtschaft zu gewinnen. Damals lag die deutsche Industrie in jahrelanger Krisis nach einem unerhörten Krach danieder, dagegen war nach jahrzehntelanger beispielloser Hochkonjunktur von einem Niedergang der Landwirtschaft im Vergleich mit dem, was folgte, noch kaum zu reden. Heute steht die Industrie auf einer fast beängstigenden Höhe, und die Landwirtschaft krankt seit vielen Jahren an einer schleichenden Krisis. Heute erregt die Landflucht Schrecken, damals die städtische Arbeitlosigkeit. Die Verhältnisse sind zehnmal komplizierter geworden, sie sind Wege gegangen, die aller menschlichen Vorausberechnung spotten. Vollends in internationaler Beziehung. „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser," hat der Kaiser vor drei Jahren gesagt. Die Politik des „größern Deutschlands," der friedlichen Expansion, wie sie immer wieder definiert worden ist, ist zur Thatsache geworden, zwei Flottengesetze von großer Tragweite haben sie besiegelt, und der chinesische Krieg hat sie eröffnet. Wir haben uns zum ersten Kriege jenseits des Meeres rüsten und entschließen müssen, um unsrer Arbeit und unserm Erwerb im Auslande den Frieden zu sichern. Zunächst zwar gegen die Chinesen, die ihn nach Barbarenart wieder einmal gebrochen hatten, hauptsächlich aber weil die christlichen Mächte zu einem Rückfall in die merkantilistische Barbarei des achtzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts geneigt zu sein scheinen, der die ganze Kulturwelt schwer bedroht, aber kein Volk wirtschaftlich so unmittelbar und unerträglich treffen würde wie das deutsche. Andrerseits sind doch die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker sehr viel intensiver und umfangreicher geworden. Der Welthandel hat ungeheuer zugenommen, sodaß der Rückfall in die Absperrungspolitik des alten Merkantil- und Kolonialsystems für eine weit verhängnisvollere Um-

wälzung gehalten werden sollte als früher. Sogar die Geschichte der Handelsvertragspolitik im Sinne der Erleichterung und Belebung des internationalen Güteraustauschs hat noch im letzten Jahrzehnt des alten Jahrhunderts einen bedeutsamen Fortschritt zu verzeichnen gehabt in den Handelsverträgen Rußlands mit Deutschland und Österreich, deren Aufrechterhaltung trotz alles hochschutzzöllnerischen Lärms gewisser Kreise die russische Regierung vorläufig mindestens ebenso sehr zu wünschen scheint wie die deutsche. In der That, die Lage hat sich vielfach verändert. Auch abgesehen von den Sonderinteressen einzelner Wirtschaftsgruppen, die über Benachteiligung und Ruin durch diese Veränderungen schreien und den verbündeten Regierungen mit allen verfügbaren parlamentarischen Daumschrauben zusetzen, hatte die Regierung Grund, die Frage zu erörtern, ob der Kurs der fast hundertjährigen deutsch-preußischen Handelspolitik beibehalten oder geändert werden solle. Das Drängen der Unzufriednen machte die eingehende Prüfung vollends zur unabweisbaren Pflicht.

Mit Recht hat man dabei zunächst die Vertreter der unzufriednen Interessentenkreise selbst aufmerksam anhören zu sollen geglaubt. Wie weit die verbündeten Regierungen sich von ihnen in Bezug auf die zunächst zur Lösung stehende Aufgabe, den Entwurf des 1901 zu verabschiedenden Zolltarifs, überzeugen oder beeinflussen lassen, darüber ist noch nichts bekannt, kann noch nichts bekannt sein. Das Reichsamt des Innern, dem die Anhörung der Interessenten und wohl auch eine Begutachtung ihrer Wünsche zunächst oblag, hat, wie verlautet, seine Arbeiten beendet, und das Reichsschatzamt die seinigen begonnen. Daß der Reichskanzler in gewissen grundsätzlichen Fragen schon Stellung genommen hat, ist möglich, aber durch nichts auch nur wahrscheinlich gemacht. Von einer Entscheidung des Bundesrats, dem nach der Thronrede vom 14. November 1900 der Entwurf in diesem Winter zugehn soll, kann natürlich noch gar keine Rede sein. Da nicht einmal die Vorschläge der im wirtschaftlichen Ausschuß vereinigten Vertreter der Interessenten bekannt gegeben sind, wissen wir zur Zeit überhaupt gar nichts über den Stand der Sache, was zu erörtern wäre. Im besondern ist nichts darüber bekannt, ob die Form des Maximal- und Minimaltarifs, für die die Agrarier und einige hochschutzzöllnerische Industrielle schwärmen, während die Mehrzahl der Industrie sie ablehnt, bisher offiziell vorgeschlagen, und wie weit sie in Betracht gezogen worden ist, oder ob etwa nur Minimalzölle für die Produkte der Landwirtschaft oder auch nur für einige, und in welcher Höhe sie von irgend einer Stelle beschlossen worden sind. Auch nichts über die vorläufig für einen etwaigen Generaltarif angenommnen Zollsätze, deren Höhe unter Umständen durch die Verträge vermindert werden könnte. Gar nichts hat vollends über das Maß und den Umfang des verschärften Industrieschutzes verlautet, wie ihn der Zentralverband deutscher Industrieller grundsätzlich empfiehlt. Auch nicht einmal, wann das alles bekannt werden wird, ist schon zu sagen. Sich in Vermutungen zu ergehn, hat keinen Zweck, zumal da die Geheimhaltung ihre

sehr guten Gründe hat. Was in der Presse gegen die Handelsvertragspolitik gesagt worden ist, charakterisiert sich in der Regel als einseitig und übertrieben in agitatorischer Absicht, oder um später abhandeln lassen zu können. Die Begründung stellt sich dabei meist als ein Wust von ausgesprochenstem Doktrinarismus, Parteischlagworten und Parteistatistik dar, wie das im Partei- und Interessenkampf erklärlich, auch wohl entschuldbar ist. Auch was aus den Interessentenkreisen für die Handelsvertragspolitik in der Presse vorgebracht wird, ist um kein Haar besser, und die Handelsverträge können in Bezug darauf sagen: Gott schütze uns vor unsern Freunden. Man thut wahrhaftig am besten, diese Interessentenweisheit vorläufig mit dem größten Skeptizismus zu behandeln oder vielmehr von sich zu weisen, bis die verschiednen Regierungsstellen, die den zweifelhaften Genuß haben, sie verarbeiten zu müssen, den Extrakt daraus in der Begründung des endgiltigen Tarifgesetzentwurfs veröffentlichen werden.

Neuerdings haben auch die gelehrten Nationalökonomen, die berufs- und pflichtmäßig über den Sonderinteressen und Parteien stehn sollten, den Versuch gemacht, sich in der Frage Gehör zu verschaffen. So hat Professor Schmoller vor einigen Wochen dem Reichskanzler den ersten Band einer Sammlung von „Beiträgen zur neusten Handelspolitik Deutschlands“ überreicht, die der Verein für Sozialpolitik herausgiebt. In der Vorrede beruft sich Schmoller darauf, daß es in Deutschland noch genug Elemente in der Presse, in den Parlamenten und Regierungen gäbe, die nicht bloß die großen Interessenverbände über die „Ziele der Handelspolitik“ hören wollten, sondern annähmen, „daß diese zwar in vielen, besonders in allen Spezialfragen außerordentlich sachkundig, aber doch immer durch ihre Interessen befangen seien, und daß darum andre, auf neutralerm Standpunkte stehende Stimmen (!), die nach ihrem Lebensberufe der allgemeinen Sachkunde nicht entbehren, neben ihnen zu hören ganz passend sei.“ Wir haben in den Grenzboten schon einmal gesagt, daß das Anhören unsrer wissenschaftlichen Nationalökonomen, nachdem das Reichsamt des Innern solche Massen von „Material“ von den Interessenten „erfragt“ habe, nicht nur ganz passend, sondern sehr nötig sei, und wir wollen hoffen, daß die „Gelehrten,“ die der genannte Verein als Mitarbeiter gewählt hat, und die Themata, die er ihnen stellt, dem Reichskanzler und dem Bundesrat bei ihrer verantwortlichen Entscheidung über die „Ziele der Handelspolitik“ mit wirklich gutem und überzeugendem Rat an die Hand gehn werden. In dem vorliegenden ersten Bande werden namentlich zwei für die Entscheidung der verbündeten Regierungen sehr wichtige Fragen behandelt, erstens die unter den inländischen Momenten bei weitem am schwersten in die Wagschale fallende Rücksicht auf die Landwirtschaft, über die Professor Conrad in Halle in einer Arbeit über die „Stellung der landwirtschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands“ schreibt, und zweitens die ins Gebiet der auswärtigen Politik schlagende Schmollersche Doktrin von dem „ganz neuen politisch-wirtschaftlichen System“ oder der „Theorie von den drei Welt-

reichen," die Professor Ernst Francke in einem Aufsatz über die „zollpolitischen Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts" vertritt. Es verlohnt sich, einen kurzen Blick darauf zu werfen.

Conrads Ansichten sind den Grenzbotenlesern nicht fremd. Sie sind wiederholt von uns besprochen worden, und zwar im großen und ganzen fast immer in zustimmendem Sinne. Conrad ist nicht nur einer der besten Kenner der ostelbischen Landwirtschaft unter unsern Nationalökonomen, der seine Kenntnis und Wissenschaft nicht erst in den beiden letzten Jahrzehnten gewonnen, sondern schon seit den sechziger Jahren gehabt und ergänzt hat, er ist auch ein aufrichtiger Freund dieses schönen Berufs, dem sein Vaterhaus angehört, und mit dem er persönlich immer Fühlung behalten hat. Er ist zugleich einer der von Schulprogrammen und Schultendenzen unabhängigsten deutschen Volkswirte und von Prinzipienreiterei und Rechthaberei weit entfernt. Den begründeten Ansprüchen der Landwirtschaft nicht gerecht zu werden, würde er geradezu für eine Sünde halten, sehr viel mehr als die Herren, die sich in überschwenglicher Bauernfreundschaft und Schollenverherrlichung gefallen. Gewiß kann auch er irren, aber gerade jetzt fällt sein Urteil schwer in die Wagschale, weil es ihm eben um nichts zu thun ist als um die Wahrheit, was leider von dem modernen nationalökonomischen Strebertum, das sich in Berlin breit macht, nicht gesagt werden kann. So ist es denn von ganz außerordentlicher Bedeutung, daß gerade Conrad sein Urteil in der ausschlaggebenden Vorfrage folgendermaßen abgiebt:

Unsre Landwirte litten noch in der Gegenwart sehr unter niedrigen Getreidepreisen, und für die nächste Zeit sei nicht anzunehmen, daß die Weltmarktpreise in die Höhe gehn würden. Deshalb sei einstweilen die Beseitigung der bestehenden Zölle unmöglich. Der landwirtschaftliche Betrieb dagegen sei in entschiednem Aufschwung, es sei deshalb zu erwarten, daß die Depression in einiger Zeit hier ebenso überwunden werde, wie es in andern Ländern, wie Holland, Dänemark und zum größten Teil auch in England der Fall sei. Eine Erhöhung der Zölle scheine darum nicht unbedingt erforderlich und deshalb unzulässig. Am ersten könnte sie gerechtfertigt werden bei der Gerste, „auf das entschiedenste verwerflich" sei sie dagegen beim Roggen, denn dadurch würde die große Masse der untern Klassen noch mehr belastet werden. Eine Erhöhung des Haferzolls werde wohl kaum beabsichtigt. Es wäre aber eine Herabsetzung oder womöglich die Beseitigung im Interesse der Viehzucht sehr zu wünschen. Bei der Eigentümlichkeit der Agrarzölle stehe zu befürchten, daß eine Erhöhung im jetzigen Augenblick nur zu einer künstlichen Steigerung des Grundwerts führen würde, ohne zur Gesundung der Landwirtschaft beizutragen, sodaß nach Ablauf der bevorstehenden Handelsverträge die Klagen der Landwirte sich gleich bleiben würden und Forderungen weiterer Zollerhöhungen befürchtet werden müßten, ebenso wie jetzt die Ansprüche auf eine weitere Erhöhung genau ebenso sein würden, wenn Anfang der neunziger Jahre die Ermäßigung der Zölle nicht stattgefunden hätte.

So beurteilt Conrad die Sache vom Standpunkt der landwirtschaftlichen Interessen aus. Dazu kommt nun aber noch die selbstverständlich von ihm scharf betonte Rücksicht auf die Interessen von Industrie und Handel, deren ungeheure Bedeutung für unser Wirtschafts- und Staatsleben doch nur Narren oder Lügner bestreiten können. Vor allem weist Conrad die aller gesunden Vernunft Hohn sprechende, aber trotzdem weit zur Anerkennung gebrachte Behauptung als absurd nach, daß die Kornzölle der Masse des Volks das Brot nicht verteure, oder daß Rücksichtslosigkeit gegen die Konsumenten überhaupt nichts zu sagen habe. Schließlich betont er, daß die Erhöhung der Kornzölle in hohem Grade unsre industrielle Ausfuhr zu lähmen drohe, was namentlich Rußland gegenüber verhängnisvoll ins Gewicht fallen werde. Es kann hier auf die ausführliche Begründung, die er seinem Urteil giebt, nicht näher eingegangen werden. Das mag und das soll jeder gebildete Mann, dem das Gesamtwohl am Herzen liegt, selbst studieren. Auch werden die Grenzboten wohl noch darauf zurückkommen, denn totschweigen können die Parteiagrarier diese Abfertigung ihrer Ansprüche nicht, und Conrad selbst stellt eine noch ausführlichere Behandlung des Gegenstands in Aussicht. Übrigens giebt er sich wegen der unmittelbaren Wirkung seiner Warnungen keinen Illusionen mehr hin. Was von den Anschauungen der verschiednen politischen Parteien in die Öffentlichkeit gedrungen sei, zwinge, mit der Getreidezollerhöhung als unabwendbarem Verhängnis zu rechnen. Er hat darin nur zu sehr Recht. Aber um so mehr gilt es jetzt, die Landwirte zur Bescheidenheit und Mäßigung zu mahnen, und das ist die große und sehr ernste praktische Bedeutung des Conradschen Aufsatzes. Nur die äußerste Vorsicht bei der Bemessung der Getreidezollerhöhungen kann uns bei den bevorstehenden handelspolitischen Aktionen vor schweren Konflikten und materiellem Schaden bewahren. Ohne sie wird die Kontinuität der Handelsvertragspolitik, ja diese überhaupt kaum aufrecht erhalten werden können. Das ist ja freilich der Herzenswunsch der gedankenlosen, frivolen Agrardemagogie. Aber unsre Landwirte sollen sich hüten, sich zum weitern Überspannen des Bogens verleiten zu lassen. Er muß brechen, und er wird brechen, wenn die agrarischen Einflüsse das Zustandekommen von Handelsverträgen, wie sie unser Ausfuhrhandel braucht, verhindern. Die Vorentscheidung, die im Jahre 1901 vom Reichstag getroffen werden muß, wird zeigen, ob sich die landwirtschaftliche Bevölkerung noch den konservativen Sinn bewahrt hat, der Maß zu halten und sich zu bescheiden weiß, wo das Gesamtwohl in Betracht kommt. Ohne ihn wird ihre politische Rolle bald zu Ende sein.

(Fortsetzung folgt)

Karl Schneider

In der preußischen Lehrerwelt und auch über sie hinaus hat dieser Name einen wohlverdienten, guten Klang. Seit dem Jahre 1872 hat der Geheimrat D. Schneider den bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der preußischen Volksschule und des preußischen Lehrerbildungswesens ausgeübt. Unter fünf Unterrichtsministern war er der erste und, wie man ohne Einschränkung sagen darf, ausschlaggebende technische Berater für Volksschul- und Seminarangelegenheiten. Alle fünf, so verschieden sie waren, Falk, von Puttkamer, von Goßler, Graf Zedlitz und Bosse haben ihm volles Vertrauen geschenkt und reiche Anerkennung gezollt. Von den Lehrern wurde er zum Teil gefürchtet, zum weitaus größern Teil aber verehrt und geliebt. Er hat die Stiehlschen Regulative beseitigt. Schon diese Beseitigung war — wir kommen darauf zurück — eine That, die seinen Namen unvergeßlich macht. Aber weit mehr bedeutet es, daß er der Schöpfer der an die Stelle der Regulative getretnen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 war. Sie gelten noch heute. Wenn man bedenkt, wie kurzlebig heutzutage die Gesetze zu sein pflegen, so liegt in dieser langen Geltungsdauer einer bloßen administrativen Ordnung — noch dazu auf einem so wichtigen und viel umstrittnen Gebiet — ein Zeugnis der Bewährung, wie es nur wenig Männer in leitender Stellung aufweisen können. Der Mann, dem dieser Wurf gelungen ist, kann kein Durchschnittsmensch sein. Er muß über den Durchschnitt hoch hinausragen. Wenn ein hervorragender Mann solcher Art, der auf unser Volksleben und dessen Zukunft einen so tiefen und nachhaltigen Einfluß geübt hat — nichts wirkt so sicher in die Zukunft hinein, wie Schule und Erziehung —, wenn der uns einen Einblick gewährt in seine Lebensführungen, seine Entwicklung und in die Wege, auf denen er geworden ist, was er ist, so haben diese Lebenserinnerungen vollen Anspruch auf Beachtung auch in weitern, über die Lehrerwelt hinausgehenden Kreisen.*) Darum können und wollen auch die Grenzboten um so weniger an ihnen vorübergehn, als der Geheimrat Schneider vor Jahren zu ihren Mitarbeitern gezählt hat.

Schneider ist in seinem Leben auch litterarisch mannigfach hervorgetreten. Namentlich die von ihm veröffentlichten Vorträge, insbesondre der über Schleier-

*) **Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule.** Lebenserinnerungen von D. Dr. **Karl Schneider**, Wirklichem Geheimem Oberregierungsrat. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1900. 488 Seiten Oktav.

macher und Klaus Harms (Berlin, bei Reimer) und die über Rousseau und Pestalozzi (Berlin, bei Heyfelder, jetzt Gärtnersche Buchhandlung) haben zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht und verdiente Verbreitung gefunden. Alles, was Schneider geschrieben hat, zeichnet sich durch gründliche Gediegenheit und besonders durch Klarheit des Denkens und des Ausdrucks aus. Ein flüssiger, klarer Stil und eine frische, fesselnde Darstellung sind auch ein besondrer Vorzug der Lebenserinnerungen. Man liest sie gern, und sie lassen den Leser nicht leicht wieder los. Hie und da ergreifen sie durch besondre Innigkeit. Namentlich geht das Bild, das Schneider mit leuchtenden Farben von seiner Mutter, einer herrlichen, ungewöhnlich bedeutenden Frau, entwirft, zu Herzen. Aber auch die Mitteilungen über seine kürzlich heimgegangne, ausgezeichnete Frau sind ungemein ansprechend. Nicht selten klingt auch eine Saite gesunden, fröhlichen Humors an. Kurz, das Buch liest sich gut und gewährt dem Leser reichen Gewinn und Freude.

Schneider ist, wie jeder, der auch nur flüchtig mit ihm zu thun gehabt hat, bestätigen wird, eine äußerlich und innerlich scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Er kannte den Platz, an den er gestellt war, und dessen Bedeutung genau. Er beanspruchte auch von andern, daß sie ihn dieser Bedeutung entsprechend behandelten. Er ist ein kluger Mann und der Ziele seiner Bestrebungen sich allezeit voll bewußt. Er hat immer gewußt, was er wollte. Er wollte sich, und was er für richtig erkannt hatte, durchsetzen, und er hat sich durchgesetzt. Er ist religiös positiv und politisch konservativ, nicht gerade im Sinne einer Parteischablone, aber mit klarer Entschiedenheit. Das hat ihn nicht gehindert, auch für Leute von abweichender religiöser und politischer Anschauung Verständnis zu haben. Er hat während seines ganzen Lebens zu Männern, die weiter links, vielleicht auch zu solchen, die weiter rechts standen, innige, freundschaftliche Beziehungen gehabt. Während seines ganzen Lebens hat er in dieser Beziehung eine schöne Weitherzigkeit und Duldsamkeit bewährt. Auch das charakterisiert ihn als eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Je fester man innerlich in den eignen Lebensgrundsätzen gewurzelt ist, desto milder und weitherziger wird man im Urteil über andre. So soll es sein, so ist das normale Verhältnis. Namentlich gilt dies von den religiösen Überzeugungen. Der Christ, der in dem Bekenntnis seiner Kirche das edelste Gut, seinen Herzensfrieden gefunden hat, innerlich zur Freiheit gekommen ist, weiß nichts gewisser als das, wie blutwenig davon auf das Konto seines Verdienstes kommt. Er weiß, wie viel bei ihm selbst noch fehlt. Er weiß auch, an welchen schlüpfrigen Stellen, an welchen Untiefen und Abgründen sein eigner Weg vorübergeführt hat. Das macht sein Urteil milde, und je reifer er selbst wird, desto milder beurteilt er die abweichende Stellung andrer. Diese ausgereifte Entschiedenheit auf der einen und Duldsamkeit auf der andern Seite ist ein großer Vorzug, ein ganz besondrer aber für einen Schulmann und Pädagogen in leitender Stellung.

Schneider selbst bezeichnet im Vorwort sein Buch als ein „Quellenbuch."

Das ist es auch, und glücklicherweise nicht bloß in dem üblichen engern Sinne. Es giebt erfrischende und nicht selten poetisch gefärbte Auskunft nicht bloß über die Zustände und Vorgänge auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens, sondern auch über das Leben in der Kinderstube, über die Universitätsjahre, über die Zeit des Jahres 1848, über das Familien- und gesellschaftliche Leben des Verfassers. Dadurch bekommt die Darstellung der amtlichen Verhältnisse, der amtlichen Aufgaben und Zwecke Farbe und Frische; die amtliche Thätigkeit Schneiders erhält erst dadurch den lebendigen, wirkungsvollen Hintergrund.

Schneider ist im Jahre 1826 in Neusalz an der Oder geboren, also ein Niederschlesier. Eine warme Anhänglichkeit des Verfassers an seine Heimatprovinz durchzieht das ganze Buch. Seinen Sommerurlaub hat er mit wenig Ausnahmen fast immer in Schmiedeberg im Riesengebirge verlebt. Erst sehr spät hat er die Herrlichkeit der Alpenwelt mit seiner Frau kennen gelernt. Von Jugend auf aber hat er nicht nur ein offnes Auge, sondern auch ein warmes Herz für die Schönheit und die Wunder der Natur, für die kleinen nicht minder als für die großen gehabt.

Der Vater war Patrimonialrichter, Kreisjustizrat und Justitiar, ursprünglich in guten Verhältnissen. Das großväterliche Rittergut mußte aber in der Not verkauft werden. Auch das Vermögen der Mutter, der hochgebildeten Tochter des Hof- und Kriminalrats Michaelis in Glogau, ging verloren. Die Eltern lebten seitdem getrennt voneinander. Der Vater starb früh. Die ganze Last der aus drei Brüdern und drei Schwestern bestehenden Familie lag auf der Mutter. Schneider hat der Trefflichen, die in äußerst knappen Verhältnissen mit großer Tapferkeit und bewundernswerter pädagogischer Weisheit die Kinder erzog, in seinem Buche ein schönes Denkmal gesetzt. Die pietätvolle Liebe, mit der er die Mutter, die seine Charakteristik, mit der er nicht ohne Humor die Geschwister schildert, sind, auch rein litterarisch angesehen, eine wertvolle und fesselnde Leistung. Was Schneider aus seinen ersten Schuljahren und aus der Zeit erzählt, in der er das Gymnasium in Schweidnitz besuchte, was er über seine Lehrer und deren methodische Absonderlichkeiten, auch über die Kinderstube und die Pädagogik seiner Mutter erzählt, ist auch kulturgeschichtlich von Interesse und wird natürlich vielfach von den spätern pädagogischen Erfahrungen des gereiften Schulmanns beleuchtet. Schon in seinen letzten Schuljahren erwachte bei ihm das politische Interesse. Kein Wunder. Es war die gärende Zeit der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., der schlesischen Webertumulte, der Verweisung Rudolf Gottschalls von Königsberg und Breslau. Im September 1844 bestand Schneider die Reifeprüfung. Er ging nach Breslau, um Theologie zu studieren.

Die beiden Kapitel über die Universität und das Jahr 1848 sind für den, der das Schneidersche Buch nicht gerade als Fachmann, d. h. als Pädagoge oder Lehrer liest, zweifellos die beiden interessantesten. Sie enthalten in frischer Darstellung eine Menge kulturgeschichtliches Material in prägnanten, oft

anekdotenhaft, aber frisch und wahrhaftig erzählten Zügen. Schneider bemerkt, daß er mit ganz unzureichenden Vorkenntnissen zur Universität gekommen sei. Wem wäre es nicht ähnlich ergangen? Es kommt auch wirklich viel weniger auf die positiven Vorkenntnisse an, als auf ein gewisses Maß geistiger und sittlicher Reife. Schneider treibt auch mit seiner Reife oder Unreife keine Schönfärberei. Die meisten Reifezeugnisse müßten ja, streng genommen, Unreifezeugnisse sein. Nur selten, sehr selten sind die Examinatoren bei der Reifeprüfung wirklich in der Lage, ein tiefer begründetes Urteil über die Reife der von ihnen geprüften Abiturienten zu haben. Namentlich über deren Charakterreife wissen sie meistens wenig. Glücklicherweise hilft das Leben hier in vielen Fällen von selbst ausreifend nach. Es macht einen guten Eindruck, daß Schneider sich darauf beschränkt, zu bemerken, daß er dem selbstgewählten Studium der Theologie den Drang seines Herzens entgegenbrachte. Dieser Drang hatte, wie bei so vielen aus jener Zeit und wohl auch heute noch, seine typische Vorgeschichte. Ein Mitschüler hatte auf Grund des Konfirmandenunterrichts den Zweifel in seiner Brust angeregt. Der Diakonus hatte erklärt, Christus sei nicht Gottes Sohn, ein Gott könne nicht Vorbild für Menschen sein. Diese Gedanken — wer hätte in der Jugend nicht damit zu thun gehabt? — arbeiteten in der Seele des Jünglings weiter, und da sie weder auf dem Gymnasium noch im Hause eine klare Lösung fanden, so erwartete der junge Mulus die Antwort auf die ihn bewegenden Zweifelsfragen von der Universität. In der andächtigsten Stimmung, mit den heiligsten Vorsätzen und wenn auch nicht mit gefalteten Händen, so doch innig betend fuhr er in Breslau ein.

Außerordentlich anschaulich schildert er den Lehrkörper der damaligen theologischen Fakultät. Seine Charakteristik der Professoren David Schultz, Middeldorpff, Oehler, Gaupp, Wilhelm Böhme, Suckow, Räbiger und Rhode wird auch heute noch bei den wissenschaftlichen Theologen Zustimmung finden. Nur den Generalsuperintendenten Professor Dr. August Hahn scheint er ein wenig zu unterschätzen.

Sehr hübsch wird mit kurzen Worten das bewegte kirchliche Leben der Zeit geschildert. In Köthen tagten die Lichtfreunde. Uhlich, Wislicenus und Baltzer erregten die Massen. Die Streitschriften von Wislicenus in Halle „Ob Schrift, ob Geist?“ und von dem ganz oberflächlichen, aber unglaublich rücksichtslosen Superintendenten König in Anderbeck „Herr Hengstenberg“ gingen von Hand zu Hand. In diese Unruhe mitten hinein fiel Johannes Ronges offner Brief an den Bischof Arnoldi von Trier, Czerskis Auftreten in Schneidemühl und die ganze deutschkatholische und freigemeindlerische Bewegung. „Das Dogma, sagt Schneider, daß konservative Gesinnung mit religiösem Freisinn und Liberalismus mit kirchlich positiver Richtung unvereinbar sei, war noch nicht erfunden,“ wohl aber vollzog sich sehr bald eine Scheidung zwischen den liberalen und radikalen Gruppen, und diese Scheidung ging bis in die Studentenschaft hinein. Schneiders Schweidnitzer Kommilitonen

schlossen sich den Radikalen an. So kam auch er zu diesen. Eine Diskussion, in die er mit einem tschechischen Juristen geriet, führte ihn in atheistische und pantheistische Irrwege. In dieser Zeit hospitierte er in den Vorlesungen des geistvollen Professors Braniß. Hier machte er die Bekanntschaft des Studenten Adalbert Falk, der später sein Freund fürs Leben wurde.

Auch mit dem Gedanken, umzusatteln und Jurist zu werden, hat er sich begreiflicherweise damals getragen. Mit seinem Freunde, dem spätern Berliner Rechtsanwalt Hiersemenzel, ging er zum Dekan der juristischen Fakultät, Professor Wilda, traf ihn aber nicht zu Hause. Darin sah er, der Pantheist, göttliche Fügung. Er ging wieder zu Middeldorpff in das Kolleg über Jesaias, wurde dem theologischen Studium wieder gewonnen und arbeitete von da an fleißig, namentlich in den akademischen Seminaren und Disputatorien. Sein Ziel war damals und noch für lange Zeit die akademische Laufbahn.

Dazwischen nahm er aber an den politischen Interessen, die in jener Zeit alles beherrschten, den lebhaftesten Anteil, und dies brachte ihn auch mit hervorragenden jüngern Männern, die dabei eine Rolle spielten, in vorübergehende Berührung. So mit Lassalle, Eduard Lasker, Berthold Auerbach. Zum erstenmal gepredigt hat er in der Elftausend Jungfrauenkirche in Breslau am Neujahrstage 1848, nicht ohne einen politischen Anstrich.

Er giebt uns in seinem Buche wohlweislich keine eigentliche Geschichte des Jahres 1848, wohl aber eine Reihe von Einzelbildern dessen, was er selbst damals erlebt hat. Man mag diese flotten Erzählungen im Buche selbst nachlesen. Sehr zutreffend sagt er von dem „Ministerium der rettenden That,“ daß ihm zwei starke Verbündete in dem frühen, von häßlichem Wetter begleiteten Winter und in der Cholera erstanden seien. „Diese unheimlichen Mächte, fährt er fort — unheimlich war aber eigentlich nur die Cholera, nicht das Wetter —, haben kräftiger wie Manteuffels Klugheit und Wrangels Reden den Aufstand im Keime erstickt; mir aber hat der Einfluß, den erst die Frühlingssonne und dann der Winterschnee auf die Geschichte des merkwürdigen Jahres geübt haben, die Frage nahe gelegt, ob der Gang der Natur sich wirklich so ganz mechanisch vollziehe, wie mir mein tschechischer Freund vor vier Jahren bewiesen hatte.“ Ein recht achtbarer Gedanke für den stark demokratisch angehauchten jungen Theologen.

Die Aussicht auf eine Hauslehrerstelle in Florenz zerschlug sich. Noch vor dem ersten theologischen Examen übernahm Schneider eine Hilfslehrerstelle an einer höhern Privattöchterschule in Neiße gegen ein Honorar von zweiundzwanzig Thalern monatlich für vierundzwanzig in der Woche zu gebende Stunden. Hier hat er durch die Praxis den Grund dazu gelegt, daß er später ein so tüchtiger Schulmeister geworden ist. Die kleinen und die großen Mißgriffe und Erfahrungen des Anfängers, die er anschaulich mitteilt, sind wertvolle pädagogische und methodische Fingerzeige für den angehenden Schulmann. Aber schon hier zeigt sich der tüchtige Kern, der in dem jungen Lehrer steckte, ein gewissenhaftes, ja peinliches Pflichtgefühl, vielleicht ein Erbteil vom Vater,

mehr aber noch ohne Zweifel von der treuen, tapfern Mutter, genährt und gehoben durch den gesellschaftlichen Verkehr in einem Kreise edler, durch echte Herzensbildung ausgezeichneter, hochgebildeter Frauen.

Neben seinem Schuldienste half er vielfach im Predigen aus. Das nötigte ihn wohl oder übel, sich zu einer klaren Stellung in den Fragen des christlichen Glaubens durchzuringen. Es gelang ihm, zu freudiger Gewißheit zu kommen. Schneider behandelt diese religiöse Seite seiner Entwicklung überaus keusch und mit einer vielleicht etwas zu weit gehenden Zurückhaltung. Man möchte beim Lesen des Buchs über diesen tiefsten Grund der sich entfaltenden Persönlichkeit an manchen Stellen deutlichern Aufschluß haben, wo sich der Verfasser — zuweilen nicht ohne eine ans Schalkhafte streifende Reserve — auf ganz leise Andeutungen über die rätselhaften, psychologischen Vorgänge im Menschenherzen beschränkt. Aber wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? Auf diesem zartesten aller Gebiete kann man mit Worten nicht vorsichtig genug sein. Es giebt wohl einzelne naive Naturen, die sich auch über diese Dinge mit einer kindlichen Offenheit breiter aussprechen können, ohne damit Schaden anzurichten und selbst Schaden zu nehmen. Zu diesen seltnen naiven Naturen gehört Schneider nicht. Er ist ein Mann der bewußten Reflexion und des auf das als recht erkannte Ziel mit wohl überlegter, berechnender Thatkraft hinstrebenden Verstands. Das hindert ihn nicht, über die Vertiefung seines theologischen Wissens und Denkens die unentbehrliche, wenn auch knappe Auskunft zu geben. Im November 1850 bestand er das erste theologische Examen. Sehr charakteristisch ist der Unfug, den die Examinatoren mit der Abhörung der Prüfungspredigt trieben. Die Prüflinge wurden, natürlich(!) ohne Gemeinde, der Reihe nach auf die Kanzel geschickt. Dann rief der Examinator hinauf: „Einleitung," „zweiter Teil," „Schluß," oder was er eben hören wollte, und dann wurde der verlangte Abschnitt vorgetragen. Nachdem alle sechs Examinanden auf diese Weise „gepredigt" hatten, empfingen sie in der Sakristei ihr Urteil. „Voran ging die ziemlich selbstverständliche Bemerkung, daß einige nur hergesagt, andre deklamiert hätten. Dann gingen die Herrn mit den Einzelnen scharf ins Gericht. Einem sagte der Konsistorialrat Wachler: Herr B., Sie sind öfter stecken geblieben, ich kann Ihnen das nicht übel nehmen, denn ein so zusammenhangloses, gedankenarmes Gewäsch hätte ich auch nicht erlernt. Der junge Mann erhielt aber die venia concionandi und ist auch ein tapfrer Phrasenheld geworden."

Und nun denke man an die zentrale Stellung, die die Predigt des göttlichen Worts in der evangelischen Kirche einnimmt. Kann man sich bei dieser geradezu frivolen Handhabung der für das Leben unsrer Gemeinden ausschlaggebenden Prüfung der Kandidaten über die schreienden Zustände im evangelischen Gemeindeleben wundern? Schon daß man die Prüfungspredigt nicht vor einer Gemeinde halten, daß man einzelne Stücke vor leeren Bänken hersagen läßt, ist eine Entweihung der Kanzel und der Predigt und macht ein ernstes Urteil über die Befähigung des Kandidaten zum Predigen ganz un=

möglich. Was kann denn bei solcher Behandlung einer wahrlich tief ernsten Sache anders herauskommen, als die Legitimierung einer großen Zahl von Phrasendreschern zum evangelischen Kirchendienste? Da liegt ja gerade unser Schade. Ein Phrasenheld auf einer evangelischen Kanzel ist jedesmal ein Giftmischer, der auf das gesunde religiöse Leben der Gemeinde losgelassen wird. Auch heute wird aus angeblichem Zeitmangel wenn nicht ganz so schlimm, so doch ähnlich in den theologischen Prüfungen verfahren. Die Herren vom Kirchenregiment und die examinierenden Konsistorialräte sollten sich schämen, wenn sie bei der Prüfung der künftigen evangelischen Geistlichen mit so unverantwortlicher Leichtfertigkeit verfahren. Schneider enthält sich jeder weitern Kritik dieser haarsträubenden Prüfungsweise. Sie richtet sich ja selbst, aber man liest zwischen den Zeilen die gerechte Ironie, um nicht zu sagen Empörung, mit der er über derartige schwindelhafte Verkehrtheiten hochwürdiger Examinatoren berichtet.

Im Frühjahr 1851 machte er das Rektorexamen, und vor Weihnachten desselben Jahres bestand er die zweite theologische Prüfung. Das war ein schönes Weihnachtsfest, das er bei seiner Mutter in Schmiedeberg verlebte. Dort predigte er denn auch am Sonntag nach Weihnachten mit großer Freudigkeit das immer neu von uns erlebte Evangelium. In Neiße aber vertiefte er sich bei aller kirchlichen Arbeit mehr und mehr in die immer reicher an ihn herantretenden Aufgaben des Unterrichts. Es war eine schöne Zeit, reich an Arbeit, aber auch reich an Gewinn und erfrischender Anregung. Ganz ergötzlich schildert Schneider die wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie in Neiße und einzelne Erfahrungen in seinem Schulleben. Was er aber begehrte, war ein Pfarramt. Er wurde endlich im Jahre 1852 in Löwen zum Diakonus und Rektor gewählt. Seine Mutter und seine Schwester Sofie zogen zu ihm. Bei seiner Ordination wurde er auf die unveränderte Augustana verpflichtet. Es ist bezeichnend für den Entwicklungsgang seines innern Lebens, daß ihm das unbedenklich war. Zumal die lutherische Abendmahlslehre sprach ihn durch ihren lebendigen, poesievollen Inhalt an. Es war die Zeit der kirchlichen Reaktion. Der vulgäre Nationalismus war nicht bloß auf den Universitäten und bei den Konsistorien, sondern auch in den Gemeinden in Mißkredit gekommen. Die zur Herrschaft gekommne Rechtgläubigkeit war aber, wie Schneider zutreffend darlegt, nicht tot, sondern wandte sich auf Wicherns Anregung hin mit lebensvollem Eifer den Werken der barmherzigen Liebe und der innern Mission zu. Schneider hat sein Verhältnis zu seinem Amtsvorgänger und zum Hauptpastor mit seiner Feder geschildert. Seine ersten Erfahrungen im geistlichen Amte sind nicht bloß kurzweilig, sondern auch sehr nützlich und lehrreich zu lesen. Im Jahre 1854 wurde ihm die Stelle des Religionslehrers an dem neu zu begründenden Gymnasium in Krotoschin angeboten. Obwohl die Einnahme dieser Stelle hinter seiner bisherigen Pfarreinnahme stark zurückblieb, zog ihn doch die Mitarbeit an der Evangelisierung und Germanisierung der Provinz Posen so an, daß er sich unter Zustimmung seiner Mutter und

seiner Schwester bereit erklärte, nach Krotoschin zu gehn, wenn ihm dort ein geistliches Nebenamt übertragen würde. Gehalt beanspruchte er dafür nicht. Wirklich stand die Begründung eines Diakonats an der evangelischen Kirche in Krotoschin in Aussicht. So ging er im Juli 1854 getrost dorthin und fand in der zwar überwiegend deutschen, aber einen vorgeschobnen Posten gegen das Polentum bildenden Stadt sehr lohnende, für ihn freilich neue Aufgaben. Wie er in den dortigen Verhältnissen viel neues lernen mußte und gelernt hat, wie er allmählich auch wirtschaftlich vorwärts kam, wie er — auch dieses-mal im Widerspruch mit seinen materiellen Interessen — in das evangelische Pfarramt in Schroda berufen wurde und es annahm, wie er sich im Oktober 1856 mit der außerordentlich anmutigen und liebenswerten Pflegetochter des Majors und Bataillonskommandeurs Hoffmann in Krotoschin verlobte und sie im April 1857 heimführte, wie völlig anders sich Leben und Wirksamkeit in dieser deutschen und evangelischen Diasporagemeinde (in des Worts verwegenster Bedeutung) gestalteten, wie eigentümlich, aber günstig der gesellige Verkehr dort war, das alles, mit konkreten Thatsachen lebendig illustriert, fesselt den Leser, mag er Geistlicher oder Laie, Lehrer sein oder nicht, von Anfang bis zu Ende und enthält ein gutes Stück praktischer Lebensweisheit. Hier wurde Schneider auch Mitarbeiter an der Schmidschen Encyklopädie des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens. Er hat für dieses Werk den Artikel „Leibniz" geschrieben, und diese Studien haben auch für sein späteres Leben Bedeutung gewonnen, auch ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß er vielfach mit seinem trefflichen gelehrten Namensvetter Dr. K. F. Th. Schneider — er ist als Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat in Schleswig gestorben — verwechselt wurde. Merkwürdig, nebenbei gesagt, daß ein so sorgfältiger Mann wie unser Schneider, ein Pädagog und Schulmann, der doch auf Korrektheit der Schreibweise zu achten amtlich gewöhnt sein muß, mit bedauerlicher Konsequenz den Namen des großen Philosophen falsch, nämlich Leibnitz statt Leibniz schreibt. Man findet diesen Irrtum häufig, und es kommt ja so gut wie nichts darauf an; aber ein Mann wie Karl Schneider sollte sich solche Flüchtigkeiten nicht erlauben. In Schmids Encyklopädie ist der Name sicher richtig geschrieben oder vielmehr gedruckt.

Auch sonst ist die Episode in Schroda reich an litterarischer Thätigkeit, und die Erzählung davon an allerhand Kuriositäten. Schneider hatte von Schroda aus einmal Aussicht, geistlicher Inspektor bei dem theologischen Konvikt des Klosters Unsrer lieben Frauen in Magdeburg zu werden, eine Stellung, für die er in der That geeignet gewesen wäre, wie kaum ein zweiter. Für die Klasingsche Sonntagsbibliothek hatte er die Lebensbeschreibungen von Klaus Harms und Gotthilf Heinrich Schubert übernommen. Diese letzte hat mit Recht wiederholte Auflagen erlebt. Die von Klaus Harms nicht. Das läßt sich verstehn nach dem, was Schneider selbst von einem kleinen Kampfe um diese Biographie mitteilt. Die Sonntagsbibliothek wurde von einem mecklenburgischen Pastor Nische herausgegeben. Schneider hatte in seiner

Arbeit über Klaus Harms dessen fünfundneunzig Thesen von seinem unionistischen Standpunkt aus beurteilt und unter anderm geschrieben: „Die drei letzten Thesen, welche das starre Luthertum empfehlen, sind die schwächsten." Dann hatte er erzählt, Schleiermacher habe gesagt, in Berlin habe man einige Tage davon gesprochen und sie dann vergessen. In der Korrektur des Pastors Rische fand Schneider plötzlich seinen Text dahin geändert: „Es war wohl nur die Ohnmacht giftigen Neides, wenn Schleiermacher schrieb usw.," ferner „die drei letzten Thesen sind die herrlichsten." Schneider wurde wild und schrieb an Klasing, er könne sich die Änderungen nicht gefallen lassen; wenn Herr Rische, der nicht einmal Preuße sei, unsre Union abgeschafft wissen wolle, so möge er diesen Wunsch dem Prinzregenten vortragen, der werde ihm ja gewiß Folge geben. Die Folge war, daß Rische von der Sonntagsbibliothek zurücktrat und Schneiders Klaus Harms unverändert gedruckt wurde. Diese ganze Erzählung ist charakteristisch für Schneider. Er wird leicht wild, ist persönlich empfindlich und schießt dann natürlich leicht über das Ziel hinaus. Man kann ein Mann der mildesten Unions- und Friedensgesinnung sein, ohne daß man gerade für die kirchenpolitische Mache der preußischen Union zu schwärmen braucht. Die letzten drei Klaus Harmsschen Thesen sind weder die herrlichsten, wie Rische, noch die schwächsten, wie Karl Schneider — jeder schon mit dem Superlativ der gereizten oder reizbaren Polemik — sagt. Es ist auch gar nicht wahr, daß die letzten drei Thesen das starre Luthertum empfehlen. Die dreiundneunzigste These bezeichnet die reformierte Kirche als eine herrliche Kirche, die sich vorzugsweise am Worte Gottes bilde. Die vierundneunzigste These nennt die lutherische Kirche, die doch auch noch im Rahmen der preußischen Union besteht, herrlicher als die katholische und die reformierte, weil sie sich am Sakrament wie am Worte Gottes hält und bildet, und die fünfundneunzigste These sagt etwas optimistisch, daß schließlich die Wege der reformierten und der katholischen Kirche auch ohne der Menschen absichtliches Zuthun in die lutherische einmünden, und daß nur der Gottlosen Weg vergeht. Weshalb sich Schneider, der doch selbst dem lutherischen Lehrbegriff konform glaubt, gegen die drei letzten Thesen so gewaltig ereifert hatte, ist gar nicht zu verstehn. Nur hätte Rische ihn nicht so diktatorisch korrigieren sollen. Das braucht sich ein anständiger Mann nicht gefallen zu lassen. Insoweit hatte Schneider Recht.

In die Schrodaer Zeit fällt auch Schneiders erste Thätigkeit für die Grenzboten. Er schrieb die „Deutschen Briefe aus der preußischen Provinz Posen." Er hat damit nicht nur einen großen litterarischen Erfolg gehabt, sondern er hat sich auch um die deutsche Sache nicht bloß in Posen, sondern in den Grenzgebieten überhaupt durch diese frischen Zeugnisse sehr verdient gemacht. Aber schon in der übrigens sehr lebendigen und interessanten Darstellung seiner Schrodaer Erlebnisse tritt für den, der Schneider kennt, ein für diesen charakteristischer Zug hervor, der Zug zur Ironie. So liebenswürdig und feinsinnig auch Schneiders Ironie fast immer erscheint — er ironisiert sich

übrigens auch gelegentlich selbst —, so hat er sich später damit auch manchen unfreundlichen Widersacher geschaffen. Manchmal sieht er Gespenster, d. h. er sucht und sieht in manchen Dingen Spitzen und Dornen, wo keine sind. Als Moritz Busch, der damalige Redakteur der Grenzboten, ihm mitteilt, daß seine Aufsätze über Posen den Beifall Bismarcks gefunden haben, „wußte“ er, daß seine Briefe „bestellte Arbeit“ gewesen waren. Das klingt, wie wenn er wider sein Wissen das Unglück gehabt hätte, ein Preßreptil zu werden. Aus Bismarcks Beifall allein ergab sich das keineswegs. Und wenn Schneider mit seiner Arbeit wirklich der Regierung einen erwünschten Dienst geleistet hatte, so gereichte ihm dies weder zum Unglück noch zur Unehre. Denn er hatte mit reinem Willen und als ein unabhängiger, freier Mann seine Kraft für eine gute und patriotische Sache eingesetzt. Es ist wahrlich kein Makel, wenn man mit reinen Händen für ein gutes und edles Ziel thätig ist, in dessen Erstrebung man sich auch mit der Staatsregierung begegnet. Aus Schneiders Darstellung klingt aber ein leises Bedauern heraus. Seine alten Beziehungen zum doktrinären Liberalismus der damaligen Zeit mögen ihm dabei in den Gliedern gelegen haben. Er erwies sich in der Schrodaer Zeit als ein ehrlicher, wahrhaftiger und selbständiger Mann. An dem „Wettlaufe, den Orthodoxismus und Frömmelei Ende der fünfziger Jahre einschlugen, und an den Demonstrationen der damaligen Zeit“ (Loyalitätsadressen) hat er sich nicht beteiligt. Diesen Auswüchsen gegenüber hat er tapfer „gestreikt.“

Im Jahre 1862 erst holte er mit seiner Frau die Hochzeitsreise nach, d. h. er fuhr mit ihr auf zehn Tage nach Berlin. Wie nett und gesund ist das gegenüber dem konventionellen Unfug, der heutzutage mit den Hochzeitsreisen getrieben wird.

(Schluß folgt)

Paul Heyse

O Mensch, mit deinem Dichten ist wenig auszurichten, ließ der Prediger, der den vierundzwanzigjährigen Paul Heyse mit der Tochter Franz Kuglers zu trauen hatte, die Hochzeitsgesellschaft in der Kirche singen, worauf er dann freilich in der Traurede noch eine freundliche Anspielung auf die poetische Zukunft des Bräutigams machte. Jetzt giebt uns der Siebzigjährige in einem wundervollen Buche (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Hertz) über das dennoch Ausgerichtete einen fesselnden Überblick. Anmutig erzählt er darin von seinem Elternhause in dem alten Berlin, von seiner urgesunden, originellen und witzigen Mutter („Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten

werden müßten," so lehnte sie einmal die Aufforderung zu einer Tischrede ab), deren geistig-sinnliche Anlage sich auf den Sohn vererbte, von dem gewissenhaften, fleißigen Vater, der mit allen seinen Charaktereigenschaften ihm ein wirksames Vorbild war, von den hochgestiegnen jüdischen Verwandten mütterlicherseits, die es ganz vergessen hatten, daß sie von einem Vater abstammten, den der Hofmarschall in Geschäftsbriefen mit „Lieber Jude" anzureden pflegte, von Theodor Heyse, dem allen Romfahrern bekannten „Onkel Catull," von den Schülerjahren auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium, wo sehr viel Latein und Griechisch gelernt werden mußte, ohne daß es dem jungen Dichter an Leib und Seele schadete, während in der Mathematik der freundliche alte Schellbach der unbezwinglichen Unfähigkeit eines übrigens musterhaften Schülers gegenüber ein Auge oder eigentlich wohl alle beide zudrücken durfte. Die Lehrer hätten zu jener Zeit noch gewußt, daß nicht allen Bäumen die gleiche Rinde gewachsen sei, sie hätten auch bei den Prüfungen noch mehr als die Leistungen in den einzelnen Fächern das berücksichtigen können, was ein Schüler im ganzen wert gewesen sei, und daß man sein Gedächtnis damals noch nicht mit einem Übermaß halbverstandner naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu belasten brauchte, habe später keinem leid gethan. In diese Zeit fällt eine Primanerliebe zu einem jungen Freifräulein von Stein, einer Urenkelin der Freundin Goethes, und bald, auf einer Schweizerreise, sollte den jungen Studenten ein noch ernsteres Begegnis treffen, das mit einem schmerzlichen Verzicht abgeschlossen werden mußte. Dichtern wird es immer leichter werden als andern Sterblichen, solche Bekenntnisse zu veröffentlichen, für Paul Heyse aber hat dieses Gebiet seine besondre Wichtigkeit, mit seinem Herzen schließt er uns zugleich seine Kunst auf. „Denn schon als Knabe hatte ich die Macht der Schönheit empfunden, und es war eine sehr persönliche Konfession, die ich in der Braut von Cypern aussprach: O heilig Wunder usw. Was Cimone dort erfuhr, wie gut kannte ich es, wie oft hatte ich es als schüchterner Juvenil selbst erfahren, in Gesellschaften, wo ich einer reizvollen Mädchengestalt begegnete, im Theater, wenn ich eine schöne Frau in ihre Loge treten oder sie auf der Straße an mir vorübergehn sah. Ich empfand dann leibhaftig jenen Schlag auf das Herz, der Atem stockte mir, ja, wie es schon die große lesbische Dichterin an sich erlebt, ein leiser Schweiß trat mir auf die Stirn, wenn das zauberhafte Wesen mich anredete. Diese Schwäche meiner jungen Jahre ist mir noch lange nachgegangen, und wenn ich als Dichter oft eines überschwenglichen Schönheitskultus geziehn worden bin, obwohl mir soviel tiefere geistige und sittliche Probleme zeitlebens zu schaffen machten, kann ich mich nur damit entschuldigen, daß es sich dabei um einen Naturfehler handle, der sich mit keinem noch so guten Willen hätte ausrotten lassen. Daß ich aber dennoch in der Schule der Frauen lange gesessen, ohne allzuschweres Lehrgeld zu zahlen, und vor zerrüttenden Herzensstürmen bewahrt geblieben bin, verdanke ich dem seltnen Glück, daß mein Herz früh in festen Händen war, und daß ich zweimal eine Ehe geführt habe, wie sie harmonischer, Seele

und Sinne im tiefsten erquickender nicht gedacht werden konnte.“ Offner und zugleich zarter und schöner konnte das wohl nicht gesagt werden.

Paul Heyse gehört zu den wenigen, denen das amtlose Dichterleben voll gelungen ist. Für ihn, den während der Universitätsjahre in Berlin und Bonn keine Neigung an ein bestimmtes Fachstudium hatte fesseln können, war es ein Glück, daß ihn gerade als er von einer einjährigen italienischen Reise nach Hause zurückgekehrt war, ein Ruf aus München traf an die Tafelrunde des Königs Max; nun hatte er eine feste Heimat und einen Beruf, den ihm des Königs Freundlichkeit nicht schwer machte. Der wißbegierige hohe Herr wollte von den fremden Schriftstellern und Dichtern lernen; die „Eingebornen“ waren ausgeschlossen. Geibel, der seinen jungen Berliner Freund empfohlen hatte, herrschte in diesem Kreise, er donnerte Bodenstedt nieder, der ihm durchaus unsympathisch war, und der noch von dem Erfolg des Mirza Schaffy mit seinem „ziemlich äußerlichen Witz“ zehrte. Ausführlich wird das Leben am Hofe des Königs geschildert mit seinen Symposien und den Theeabenden, an denen auch die Königin nicht ganz aus freier Neigung teilnahm. Eine Menge bekannter Zeitgenossen wird uns vorgeführt und manche eingehend und zutreffend gewürdigt, z. B. Riehl als Hausmusiker, Novellist und halbwissenschaftlicher Schriftsteller, der sich über die Kulturwelt seine Gedanken machte und sie niederschrieb, wie wenn niemand vor ihm sich dieser Aufgabe unterzogen hätte, oder der Graf Schack als aristokratischer Bildungspoet und Rhetoriker ohne Naturlaut und ohne schriftstellerischen Erfolg, wogegen seine Verdienste als Kunstmäcen und Förderer der Genelli, Böcklin und Feuerbach doch wohl nicht ganz gerecht bloß auf die Einsicht seiner Berater zurückgeführt werden. Auch sonst durchzieht das Buch eine Menge kurzer und treffender Charakteristiken, die manchmal zugleich für den, der sie giebt, bezeichnend sind. Er lernt schon 1852 Justinus Kerner kennen, der ihm bei zugezognen Gardinen ein Konzert auf der Maultrommel giebt, und wiewohl fast erblindet, wenn sich Frauen und Mädchen ihm nähern, die häßlichen von den hübschen zu unterscheiden weiß, jene stehn läßt, diese aber nahe an sich heranzieht, um sie genau zu betrachten, und dann auf den Mund küßt. Später besucht er ihn noch einmal, auf der Reise nach Italien, den lieben alten Mann, der jedenfalls ein geborner Poet war, wenn er sich auch nie zu höhern Leistungen erzogen hat. Daß der feierlich getragne Gregorovius aus der Stadt der reinen Vernunft, der überall moralische Maßstäbe anlegte, und wohin er auch treten mochte, geweihten historischen Boden sah, nicht zu Heyse paßte, versteht man ohne weiteres; sie hatten allzubald den Gegensatz ihrer Naturen empfunden. Aber mit Jakob Bernays in Bonn wurde er eng befreundet, einem der tiefsten Denker, die sich jemals der Aufgabe der Philologie, Erkanntes zu erkennen (Böckhs Definition), unterzogen haben. Nur eins fehlte ihm, das dem jüdischen Stamme selten eigen zu sein pflegt: das Organ für das Künstlerische. Als ihn Heyse einmal auffordert, ein irgendwo ausgestelltes Bild anzusehen, meint er achselzuckend: Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre! Gottfried

Kinkel, der Schönredner auf dem Katheder, enttäuscht ihn gründlich schon durch die ersten Vorlesungen, kein ernster Gelehrter im Stil der Kugler, Schnaase, Karl Bötticher und Burckhardt. Jakob Burckhardt war der Mann nach seinem Herzen, der ganz wie ein Künstler empfand und seine italienischen Lieder sang. Ebenso der für alles Formelle empfängliche und empfindliche, sauber arbeitende Philologe Otto Ribbeck, der eigentliche Hauptfreund Heyses von Berlin her. Sehr nett und zugleich unterrichtend für Heyses Art sind die Bemerkungen über Scheffel. Beide haben sich in Rom angefreundet, und Scheffel liest Heyse in Sorrent die ersten Trompetergesänge vor. Dieser ergötzt sich an den komischen Szenen, findet aber die Liebesgeschichte düsseldorfisch-romantisch und ahnt den spätern ungeheuern Erfolg des Ganzen nicht von fern: es sei verwegen, darauf eine Poetenzukunft zu gründen. Dann im Winter 1857 kommt Scheffel auf Besuch nach München, damals schon ein gefeierter junger Dichter und allerseits mit offnen Armen aufgenommen, wobei er sich freilich nach seiner Art etwas steif und wortkarg verhielt, selten zu bewegen war, etwas vorzulesen, und hinter halb geschlossenen Lidern vor sich hinzuträumen schien, bis der Humor in ihm aufwachte und ein im trockensten Ton hingeworfnes Scherzwort Zeugnis von seiner frischen Geistesgegenwart gab. Die Freundschaft blieb bis ans Ende, so verschiedentönig ihre Kunst war. Die seit Redwitz und Scheffel in Blüte geschossene, mit lyrischen Blumen durchwirkte poetische Erzählung mußte zwar in ihrem bunten Gemisch von Versarten einem Dichter von dem strengen Formgefühl Heyses stillos vorkommen, der Trompeter von Säkkingen aber (so urteilt er), der noch aus dieser Verirrung des Zeitgeschmacks hervorging, gewann durch die liebenswürdige Frische des Temperaments und den siegreichen Humor eine Lebenskraft, die alle gleichzeitigen Erscheinungen überdauerte.

Solche Bemerkungen führen uns auf den tiefern Grund des Buchs, worin die Mitteilungen aus der äußern Lebensgeschichte nicht die Hauptsachen sind, sondern die Bekenntnisse des Dichters über seine Kunst. Er führt sie mit der feinen Bescheidenheit ein, die welterfahrne Männer kennzeichnet, wo sie über sich selbst reden müssen. Sie sind gehaltvoll, hochinteressant und wichtig für unsre ganze zeitgenössische schöne Litteratur. Die landläufige Meinung, die jede Leistung auf kurze Formeln zu bringen pflegt, hat für ihn zwei Prädikate ausgesucht: den „Künstler" und das „Formtalent." Er selbst verwahrt sich gegen solche Beschränkung und weist auf den lebendigen Inhalt seiner Dichtung hin. Sie richtet ihn auf, da er einst von schwerem Familienunglück getroffen wird, und nun schreibt er — die Kinder der Welt. Ein Jenseits giebt es ja für ihn nicht. Das Zeitliche im Lichte des Ewigen nennt er an einer andern Stelle das Ziel seiner Arbeit. Wer an diesem Inhalt nicht genug hat, und wer oftmals, außer wo sichs um Liebe handelt, die Wärme des Gefühls vermißt, dem hilft freilich kein Nachweis, wieviel ein Dichter wirklich bei seinem Dichten gefühlt habe. Aber als „Künstler" kann er ihn genießen, auch ohne Kommentar.

Einzig schön und klar wird in den Bekenntnissen „Aus der Werkstatt“ gesprochen über die Lyrik, mit der jeder anfängt, auch der niemals ein wirklicher Dichter wird, über alle ihre Stufen, bis hinauf zu den wenigen Auserwählten, denen der letzte höchste Zauber des Unbewußten verliehen ist, aus unserm Jahrhundert nach Goethe, dem unvergleichlichen, nur etwa Heine, Eichendorff, Lenau, Mörike, Storm und Lingg, während schon Uhland nur selten den vollen Naturlaut ertönen lasse, und Geibel ein lyrischer Künstler hohen Rangs sei. Wie wenig spezifisch lyrisches bei Gottfried Keller oder gar bei K. F. Meyer! Selbst Rückerts geistreicher Verstand verwertet am liebsten jedes zärtliche Gefühl zu einem kleinen Kunstwerk. Den romanischen Nationen sei vollends dieses, was wir Lyrik nennen, so gut wie versagt, weil sie sich vom Volkslied weg der Sprache des dichterisch angeregten gebildeten Geistes zugewandt hätten, und sogar Victor Hugos oder Lamartines hochgepriesene Poesie sei nur eine glänzende sentimentale oder pathetische Rhetorik; Alfred de Mussets lyrisches Parlando ein reizvolles, virtuoses Spiel, das auch in der höchsten Erregung die Erziehung des Salons bekenne. Aber auch dem größten lyrischen Genie, so heißt es dann weiter, gelinge nicht gleich die letzte Form, und nach dem ersten Hinwurf müsse die folgende Arbeit jeden konventionellen Ton beseitigen, jedes Gleichnis aus zweiter Hand durch ein frisch geprägtes ersetzen, kurz eine persönliche Aneignung vollziehn, ohne die alle lyrischen Äußerungen wertlos seien. „Im Roman oder im Schauspiel können schon Talente zweiten Rangs etwas erfreuliches leisten, was sie (sich?) nicht sofort durch einen persönlichen Stil kenntlich macht, da der Wert des Stoffs, der geistige und sittliche Gehalt an sich schon bedeutend sein kann. Der Stoff und Gehalt des Lyrikers ist seine eigne Person.“ Daß den Schweiß die Götter auch der lyrischen Tugend nicht ersparen wollten, lernte Heyse schon bei seinem grammatischen Vater, der streng darauf hielt, daß er alles Angefangne auch zu Ende führte: Ein verfehltes Ganzes nützt dir mehr als zehn leichtsinnig aufgegebne Fragmente. Sein eigentlicher Lehrer aber im Technischen wurde Geibel, der den Gymnasiasten zu sich heranzog und ihn bald auch in das Haus Franz Kuglers einführte. „Es hat größere lyrische Dichter gegeben; wohl nie einen größern lyrischen Künstler und keinen deutschen Dichter, der die letzten Geheimnisse des lyrischen Metiers in so vollem Maße besessen hat.“ Der lehrte ihn nun alles, was die „innere Form“ betraf, er zeigte, wieviel jede Strophe durch ein unermüdliches „nach innen Feilen“ gewinnen könnte, daß man richtig anfangen und zur rechten Zeit enden müsse und vor allem nicht aus dem Stil fallen dürfe. „Das Geheimnis des Adjektivs wurde mir klar, das mir freilich schon beim Lesen Heinischer Lieder, der Goethischen ganz zu geschweigen, aufgedämmert war und sich vollends enthüllen sollte, als ich einige Jahre später Mörike kennen lernte.“ Sehr gut heißt es dann an einer andern Stelle, die zärtliche Sorge für das eigenartige Adjektiv dürfe nicht in die Jagd nach dem Befremdenden, Barocken, Paradoxen ausarten, wie es heutzutage bei gewissen symbolistischen oder einfach verrückten jungen Lyrikern zur Manier geworden sei.

Ehe diese Bemerkungen zu Ende gebracht werden, mag sich der Leser für eine Weile Paul Heyses „Novellen in Versen“ vergegenwärtigen. Sie sind nichts fürs Volk, das hat der Dichter von Anfang an gewußt, und mit den bunten „Sängen“ der Butzenscheibenpoeten haben diese zarten Sachen in der Popularität nicht Schritt halten können. Das Publikum will einen Inhalt möglichst mühelos verschlingen, da wird der Vers zum Hindernis, weil uns Deutschen nun einmal im Gegensatz zu den Romanen der Sinn für den Reiz der Form nur kärglich zugemessen ist. Ohne Frage sind aber diese Novellen in Versen das eigentümlichste und nach unsrer eignen Meinung feinste Gewächs unsers Dichters. Hier zeigt sich in seiner Natur etwas dem romanischen Wesen verwandtes, worauf ja schon vieles in seinem Studiengange deutet, die Troubadours und das Spanische, dann die schnelle und innerliche Aneignung alles dessen, was mit Italien zusammenhängt. Nun ist es von Interesse, zu hören, mit wie klarem Stilgefühl er sich über das Besondre dieser kleinen Geschichten ausspricht: Sie haben schon im Stoff einen gewissen höhern poetischen Reiz, einen idealen Zug, der am glücklichsten in Rhythmus und Reim zu Tage treten konnte. Das ursprüngliche novellistische Motiv verlockte zur Behandlung in Versen, wenn sich sein Reiz schon im Umriß erschöpfen ließ. Wo es aber auf eine tiefere psychologische Durchführung, auf individuellere Charakteristik und schärfere Lokalfarben ankam, da waren realistischere Darstellungsmittel nötig, die nur im Prosastil zu Gebote stehn. Nirgends, meinen wir, spürt man die Freude am Vers und das Formgefühl des künstlerischen Menschen so durch, wie in jener zierlichen Gattung. Aber auch in der eigentlichen Lyrik, so dürfen wir jetzt wohl sagen, in der eignen Sprache, die er aus dem Süden mitbrachte zum Ausdruck seiner innigsten Gefühle in Lust und Leid (S. 339), offenbart sich uns zu allermeist der geschulte Mensch, also der lyrische Künstler, und zwar einer von hohem Range, um bei dem Ausdruck zu bleiben, den er selbst auf Geibel anwendet. Seine Poetik aber, aus der nur weniges hervorgehoben werden konnte, sei unsern Naturburschen ebenso nachdrücklich ans Herz gelegt, wie den Reimspielern, die nicht einsehen, „was dergleichen wertlose Jugendsünden aus zweiter Hand von wirklicher Poesie unterscheidet.“

Ungemein interessant ist es nun auch, den Dramatiker Heyse, der fünfzig Bühnenstücke gedichtet hat, über sein Verhältnis zum Theater sprechen zu hören. Er hat sein Bestes gethan, ist mit den Erfordernissen der Bühne vertrauter als viele, ein leidenschaftlicher Theaterfreund, seine Personen treten plausibel auf und ab, er hat auch Bühnenerfolge gehabt, und doch — man gesteht ihm vielerlei zu, aber ein dramatischer Dichter soll er nicht sein, alles soll ihm „novellistisch“ geraten sein, und doch hat keiner ihm sagen können, was damit gemeint sei. Soviel steht wohl fest, stärkere Gegensätze kann es nicht geben als seine Stilhöhe, Charakterzeichnung und Verskunst und die Wirklichkeitsausschnitte der modernen Naturalisten mit ihrem Gassendeutsch, und daß sich der Überdruß am Niedrigen einmal einstellen wird, ist so sicher wie

ein Naturgesetz. Aber mindestens ebenso gewiß ist es, daß sich die Gegenwirkung nicht auf der Linie der Heysischen Dramatik bewegen wird, und es wäre überflüssig nach allem, was darüber von vielen Seiten gesagt worden ist, das Warum zu erörtern. „Hans Lange“ und „Kolberg“ haben sich auf der Bühne gehalten. Er kann für sich anführen, daß von denen, die seit Schillers Zeiten nach höhern dichterischen Zielen gestrebt haben, keiner bei seinen Lebzeiten mehr als zwei oder drei Stücke die Gunst des Publikums hat überdauern sehen. Heinrich von Kleist wurde erst nach seinem Tode anerkannt, Grillparzer erst am Abend seines Lebens, von Hebbel hat sich nur die Maria Magdalena behauptet, von Otto Ludwig kaum der Erbförster, von Gustav Freytag außer den Journalisten höchstens die Valentine. Was Heyse uns über den Verfall des Schauspiels, das Vordrängen der Oper und den dort und hier maßgebenden Einfluß des bloßen Unterhaltungsbedürfnisses sagt, bleibt wahr und beherzigenswert, und was er über seine persönlichen Erfahrungen als Theaterdichter hinzufügt, zeigt uns ihn auf der Höhe, die er als Schriftsteller überhaupt einnimmt.

Endlich die Prosanovelle, die hauptsächlich er bei uns (sie ist ja romanischen Ursprungs) nach Form und Stil geschaffen hat. Er legt an Beispielen dar, wie weit sie von ihm erlebt, wie weit sie erfunden ist, wo ihn innere Impulse, wo ihn die Gesetze der Gattung leiteten. Jeder wird das mit Genuß lesen, es soll hier nicht ausgezogen werden. Er muß es sich schon gefallen lassen, daß wir ihn auch hier zu allermeist als „Künstler“ ansehen und — verehren, denn er ist der Meister, auch in der Sprache der Abhandlung, wovon dieses Buch ein Zeugnis ist. Wir legen es bewundernd aus der Hand. Wie der Wohllaut schöner Verse umspielen uns die klar und spiegelhell dahinfließenden Sätze. Nichts ist pathetisch, alles einfach, keine gesuchte, aber auch keine verbrauchte Wendung, jedes Wort steht an seinem Platze und trifft, nichts klischeemäßiges, alles frisch und wie für diesen Sinn und diese Sache geprägt. Wenn unter den Tänzen und Sprüngen der Modernen alle Maßstäbe ins Schwanken geraten, bei ihm können wir fühlen und lernen, was „klassisch“ ist. Mag er es manchmal um sich bellen und kläffen hören, er kann dazu schweigen: Bilde, Künstler, rede nicht. Seine Kunst und dieses Buch macht ihm keiner nach.

A. P.

Der Wahlkampf in Österreich

Als Ministerpräsident Körber vor der tschechischen Obstruktion die Segel strich und den Reichsrat auflöste, wußte niemand, warum er die noch dem Zerfall der slawisch-feudal-klerikalen Rechten mit großer Mühe zustande gebrachte Arbeitsmajorität kampflos preisgegeben habe, und worauf er die Hoffnung stütze, durch Neuwahlen ein arbeitsfähigeres Parlament zu erreichen. Hat er damals, wie man annehmen mußte, einen geheimen Plan gehabt, so kann sich bis jetzt noch niemand seiner Enthüllung erfreuen oder rühmen. Sollte er aber den Tschechen nur für das Versprechen, nach der Neuwahl die Obstruktion aufzugeben, den hohen Preis der Auflösung gezahlt haben, der die Tschechen zu Siegern zu machen scheint, so hat er alle Ursache, seine Vertrauensseligkeit, um nicht zu sagen Leichtgläubigkeit, bitter zu bereuen. Denn trotz der schweren Bedenken, die in den denkenden Kreisen des tschechischen Volks über die Zweckmäßigkeit der jungtschechischen Taktik im Reichsrate aufgestiegen und schon sehr laut geäußert worden sind, scheint die politische Leidenschaft noch immer bei der Forderung zu beharren, die staatsrechtlichen und nationalen Ansprüche durch Fortsetzung der Obstruktion zu erzwingen. Das deutlichste Anzeichen hierfür ist der Entschluß des bisherigen Obmanns des Jungtschechenklubs Dr. Engel, kein Mandat mehr anzunehmen. Er hatte sich auch früher nur der obstruktionslustigen Mehrheit seiner Klubgenossen gefügt, sieht aber nun, daß er auch bei der neuen Tagung mit seiner gemäßigtern Anschauung nicht durchdringen wird. Die Möglichkeit, im Sinne einer solchen zu handeln, haben sich allerdings fast alle Kandidaten vorsichtigerweise offen gelassen, und von hervorragenden Persönlichkeiten unter ihnen ist es sehr entschieden hervorgehoben worden, daß es die größte Unklugheit wäre, den künftigen Abgeordneten von vornherein eine bestimmte parlamentarische Taktik vorschreiben zu wollen. Das bietet aber weder dem Ministerium noch den Freunden der bestehenden Verfassung die Gewähr einer ungestörten Thätigkeit der Volksvertretung.

Ministerpräsident Körber hatte die Hoffnung gehegt, wenigstens den Industriellentag, als die Vertretung eines Standes, der zuerst von dem Darniederliegen der wirtschaftlichen Verhältnisse betroffen wird, zu einer feierlichen Verurteilung der Obstruktion zu bestimmen. Aber auch in dieser zwar national gemischten, aber doch vorwiegend deutschen Gesellschaft von Männern des Erwerbslebens war das Gefühl der Gemeinbürgschaft stark genug, die Berechtigung der letzten Waffe zur Abwehr von Vergewaltigungen nicht von sich zu weisen. Seitdem hat das Kabinett sorgfältig vermieden, in dem nun schon lebhaft entbrannten Wahlkampf irgendwie Farbe zu bekennen.

Auch die Erkenntnis, daß ein in der bisherigen Weise zusammengesetzter Reichstag ebenso wenig eine fruchtbringende Thätigkeit erwarten lasse, wie sein Vorgänger, hat die Parteien nicht dazu vermocht, von ihren alten Schlagworten abzulassen. Allerdings hat sich aber in manchen Wählerkreisen ein Umschwung der Meinungen vollzogen, der zu fühlbaren Verschiebungen im Besitzstande der Parlamentsgruppen führen muß.

Vor allem hat ein Teil der klerikalen Wählerschaft endlich doch sein deutsches Herz entdeckt und gegen das volkspreisgeberische Zusammengehn der katholischen Volkspartei mit den Tschechen, Polen, Slowenen und Ruthenen Protest erhoben. Das hat zunächst der feinste Kopf der Partei, Baron Dipauli, zu spüren bekommen, von dem ein großer Teil der südtirolischen deutschen Wähler nichts mehr wissen will. Nur dem energischsten Eintreten der Bischöfe wird es der gewesene Handelsminister des Ministeriums Thun zu verdanken haben, wenn er über seinen unter christlich-sozialer Flagge segelnden, also immerhin wenigstens äußerlich der deutschen Gemeinbürgschaft angehörenden Mitbewerber doch noch den Sieg davontragen sollte. Ähnlich steht die Sache im nordtirolischen Städtebezirk. In Salzburg ist das Mandat des klerikalen Führers Fuchs und noch des einen oder des andern seiner Parteigenossen stark bedroht. Die katholische Volkspartei ist nun ernstlich davor gewarnt, noch einmal eine so deutschfeindliche Politik zu verfolgen wie bisher. Nur in den oberösterreichischen Landbezirken steht sie fest.

Das Umsichgreifen der deutschen Bewegung wird auch den Sozialdemokraten einige Mandate kosten. Die Wahlmännerwahlen in Böhmen für die ländliche und für die fünfte allgemeine Kurie haben den radikalen Deutschvölkischen in Nordwestböhmen eine starke Majorität gebracht. Diesesmal haben auch die Deutschfortschrittlichen, die vor vier Jahren noch vielfach für die Sozialdemokraten gestimmt hatten, zu Gunsten der Nationalen den Ausschlag gegeben, obwohl sie selbst von radikaler Seite in den nicht von Tschechen bedrohten Bezirken mit bedauerlicher Schonungslosigkeit bekämpft werden und allem Anschein nach eine Anzahl von Mandaten verlieren werden. Einen oder den andern Bezirk kann die Fortschrittspartei allerdings auch erobern, nachdem sie die Wahrheit des Satzes hat einsehen lernen, daß der Angriff die beste Verteidigung ist. Da aber an den meisten Orten bei den Wahlmännerwahlen alle Parteien, also in Böhmen auch die Tschechen, die Sozialdemokraten, die Deutschvolklichen und die Christlich-Sozialen Zählkandidaten aufstellen, so werden zur endgiltigen Entscheidung sehr viele Stichwahlen notwendig werden.

In Mähren dürfen sich die Deutschen den Luxus der Stimmenzersplitterung nicht erlauben. Durch das Zusammengehn aller Schattierungen hoffen sie den einen und den andern der ihnen bei der letzten Wahl von den Tschechen entrissenen Wahlbezirke, insbesondre den Olmütz-Proßnitzer zurück zu erobern. Mit welcher Leidenschaft der nationale Kampf geführt wird, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die Deutschen in Proßnitz 1500 Reklamationen gegen die von der tschechischen Gemeindeverwaltung auf das parteiischste angefertigten Wahllisten zu erheben gezwungen waren.

Das höchste an unverfrorner Parteilichkeit haben übrigens bei der Anlegung der Wählerlisten die Wiener Christlich-Sozialen geleistet, wie sich wenig Tage vor dem Ablauf der Reklamationsfrist, bei der absichtlich verzögerten amtlichen Versendung der Listen zeigte. Tausende von jüdischen und sozialdemokratischen Wahlberechtigten sind unter den nichtigsten Vorwänden ausgelassen worden. Die wiederholt und beizeiten an den Statthalter und an den Ministerpräsidenten gerichteten Notschreie der Fortschrittlichen und der Sozialdemokraten sind wirkungslos verhallt. Dr. Lueger hat zwar versucht, im Gemeinderate der Beschuldigung entgegenzutreten, daß die Konskription der Wähler durch Beamte der Gemeinde und ihnen beigegebne „Hilfskräfte,“ die sich als waschechte christlich-soziale Agitatoren entpuppten, nicht in korrekter Weise erfolgt sei, aber seiner Behauptung steht ein erdrückendes Beweismaterial gegenüber. Inwieweit die Berichtigung und die Ergänzung der Wahllisten die Aussichten der Parteien mit ihrem wirklichen Stärkeverhältnis in Einklang bringen wird, läßt sich nicht voraussehen. Nicht unerwähnt

darf bleiben, daß freilich auch die deutschfortschrittlichen, deutschnationalen und deutschradikalen Gemeindevorstände und Arbeitgeber von den Sozialdemokraten angeklagt werden, unzulässige Zwangsmaßregeln und Kniffe zur Vermehrung der Wahlstimmen der bürgerlichen Parteien angewandt zu haben. An mehreren Orten in Böhmen und auch in Kaltern, dem Wohnorte des südtirolischen Glaubensstreiters Baron Dipauli, hat eine Ungiltigkeitserklärung und neue Anordnung der Wahlmännerwahlen wegen Wahlmißbräuchen der Behörden geschehn müssen.

In Wien wird der Kampf ausschließlich zwischen den verbündeten Fortschrittsparteien, die Sozialdemokraten eingeschlossen, und dem mit dem Antisemitismus verbündeten Klerikalismus geführt. Nicht einmal die Wiener Tschechen stellen Zählkandidaten auf. Ähnlich gestaltet sich übrigens die Parteigruppierung auch in den niederösterreichischen Städten und Landgemeinden, in denen der Name Dr. Luegers schon sehr viel von seinem frühern Zauber verloren hat.

Das Verhalten der Großgrundbesitzkurie ist in den verschiednen Provinzen verschieden. In Niederösterreich wird das Wahlkompromiß zwischen Verfassungstreuen und Konservativen nicht erneuert, wohl aber in Mähren und voraussichtlich auch in Böhmen. In Tirol ist das bisherige Bündnis der liberalen Deutschen mit den liberalen Italienern gelöst worden, und eine Vereinbarung zwischen den liberalen und klerikalen Deutschen getroffen worden.

Sehr interessant gestalten sich die Wahlverhältnisse in Galizien, wo die polnische Schlachta den Boden unter ihren Füßen wanken fühlt. Die polnische Volkspartei und die bäuerlichen Agrarier bekämpfen auf das schärfste die adliche Mißwirtschaft und wollen nichts mehr von der Disziplin des Polenklubs wissen. Die maßgebenden Führer verkünden freilich, daß nur auf der Einheit der „polnischen Delegation" und auf ihrem vollen Einverständnis mit der Landtagsmehrheit ihr Einfluß in Wien beruhe. Um diesen zu stärken, haben sie sich eine Zuschrift des Landsmannministers Pientak an eine Wählerversammlung nach Lemberg verschrieben, worin dann merkwürdigerweise dieses Mitglied des Kabinetts Körber die ganze unglückselige Politik des Klubs von Badeni bis Clary in das glänzendste Licht zu stellen bemüht war und im klaren Widerspruch zu dem vom Ministerpräsidenten verkündeten Programm, alle arbeitswilligen Parteien als seine Partei betrachten zu wollen, die Wiederherstellung der autonomistischen Rechten im Gegensatz zum verfassungstreuen deutschen Zentralismus empfahl. Über das Vorgehn der galizischen Behörden gegen die oppositionellen Parteien laufen auch schon die alten Klagen ein, obwohl Statthalter Pininski strengste Unparteilichkeit zugesagt hatte. Die Sprengung der polnischen Volkspartei in einen unabhängigen und einen sich dem Polenklub anschließenden Flügel ist auch schon glücklich gelungen. Ähnlich sind auch die Ruthenen gespalten. Die stärkste Verfolgung richtet sich gegen die Sozialdemokraten, die unter allen möglichen Vorwänden gerade während der Wahlzeit ins Gefängnis gesteckt werden. Das Einschreiten des Justizministers gegen die willkürliche Änderung einer über den frühern Abgeordneten Daszynski verhängten Geldstrafe in Gefängnis ist von konservativen polnischen Blättern sofort als konstitutionelles Vergehn, als Einschränkung der richterlichen Unabhängigkeit angegriffen worden. Die in Galizien in der fünften Kurie und in den Landgemeinden sowie in den Städten vollzognen Wahlen haben denn auch ein der Regierung sehr willkommnes Ergebnis gehabt. Die sehr lebhaften Befürchtungen der herrschenden Adelsklasse, daß der Polenklub starke Verluste erleiden werde, haben sich nicht verwirklicht. Trotz der Versprechungen, die Ministerpräsident Körber den aus Galizien an ihn entsandten Deputationen wegen der Nichtzulassung der landesüblichen Gewaltthätigkeit der Behörden gemacht hat, sind die polnischen Beamten an gewissen Orten in geradezu haarsträubender Weise gegen oppositionelle Wähler und Kandidaten vorgegangen.

Und so sind die von den adlichen Machthabern am meisten gefürchteten Bewerber van der polnischen Volkspartei, insbesondre ihre Führer, in mehreren Bezirken unterlegen, und auch der Führer der Stojalawskigruppe ist vorläufig ohne Mandat geblieben. Ob aber die Stärkung des Polenklubs wirklich die gehoffte Folge haben wird, daß er einen festen Damm gegen drohende Obstruktionsversuche der Tschechen bilden werde, erscheint bei der bekannten Unzuverlässigkeit der polnischen Politiker doch recht zweifelhaft.

Ein bemerkenswertes Ergebnis der Wahlbewegung in der Bukowina ist der Entschluß der Rumänen, sich nicht der slawisch-klerikalen Rechten, sondern der deutschen Gemeinbürgschaft anzuschließen. In diesem Kronlande haben die schon vollzognen Wahlen eine kleine Parteiverschiebung zwischen Jungruthenen und Altruthenen, Jungrumänen und Altrumänen zur Folge gehabt.

Eine in politischer Beziehung nicht unwichtige Änderung der Parteiverhältnisse drohte sich auch in Krain zu vollziehen, wo nur die wenigen Mandate des Großgrundbesitzes in deutschen verfassungstreuen Händen sind, während sich die slowenischen Wählerschaften der Städte und der Landgemeinden als Klerikale und Liberale grimmig bekämpfen. Es gelang den Klerikalen, ihren Besitzstand zu behaupten. Auch in Dalmatien hat sich keine Änderung der dortigen Mandatsverteilung ergeben.

Welche Absichten dem Kabinett Körber bei der Anberaumung der Wahltermine vorgeschwebt haben, ist nicht deutlich erkennbar. Daß die Einberufung aller Landtage beschlossen worden ist, die für das laufende Jahr noch keinen genehmigten Voranschlag haben und für die Einhebung der Landessteuern des nächsten Jahres ganz oder teilweise Vorsorge treffen müssen, dürfte die mit dem Wahlkampfe verknüpfte Aufregung in manchen Kronländern noch steigern. Das gilt insbesondre für Böhmen und unerwarteterweise plötzlich auch für Tirol, da die Italiener nach langem Fernbleiben wieder im Innsbrucker Landtag zu erscheinen beschlossen haben, um dort Obstruktion zu machen, bis auf ihre von Dr. Körber vielleicht sehr zur Unzeit und zu schroff zurückgewiesenen Forderungen wegen der Sonderstellung Südtirols eingegangen wird. Durch das Entgegenkommen von deutscher, sowohl liberaler wie klerikaler, Seite in Bezug auf grundsätzliche Anerkennung ihrer Selbstverwaltungsbestrebungen haben sie sich jedoch sehr bald zum Einlenken bestimmen lassen, und auch der Statthalter wirkte in demselben Sinne besänftigend auf die heißblütigen, aber klugen Italiener ein.

Der tschechische Ingrimm, der sich in staatsrechtlichen Deklamationen über die eidliche Erklärung des Thronfolgers bei seiner morganatischen Vermählung Luft machen wollte, ist durch den unerwarteten Beschluß des dalmatinischen Landtags, eine zur Aufbesserung der Finanzen der einzelnen Königreiche und Länder bestimmte Steuervorlage zu genehmigen, zum Teil auf die slawischen Blutsverwandten abgelenkt worden. Die mit den Erfolgen der jungtschechischen Politik unzufriednen Radikalen, Agrarier und nationalen Arbeiter sind in einem Aufruf der Parteileitung beschworen worden, die bevorstehende Wahl nicht als Parteisache, sondern als Sache der ganzen Nation zu betrachten, um sich so der unerträglichen deutschen Vorherrschaft zu erwehren, und auf den Ruinen der Verfassung das böhmische Staatsrecht zum Siege zu führen.

Die vom Standpunkte der Deutschen wichtigsten Wahltermine in Böhmen und in den übrigen deutschen Erbländern fallen erst in die nächsten Wochen.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

8. Kleine Füchse

Die Haushaltungspension für junge Mädchen im Hause des Herrn Superintendenten Friccius in Walteroda erfreute sich eines großen Ansehens, und zwar dies weniger des Herrn Superintendenten als der Frau Superintendentin wegen, die, das mußte ihr der Neid lassen, ihr Handwerk verstand. — Wie *kommen* nur Superintendents dazu, sagte Frau Pastor Knackstiefel mit der ihr eigentümlichen Betonung beim Missionsnähen, eine Pension *einzurichten*. Es *stört* doch so sehr das Familienleben, und mein lieber Mann *sagt* auch immer, er *verdenke* es Superintendents, sich solche Schehne *aufzulegen*, und wenn man nicht einmal mehr im Hause seinen Schlafrock *anziehn* dürfe, dann *höre* schließlich alles auf.

Das aber hatte sich der Superintendent längst selbst gesagt. — Nicht des Schlafrocks wegen. Vielmehr war er der Ansicht, daß es nicht vom Übel sein würde, wenn Herr Pastor Knackstiefel etwas weniger Schlafrock trüge. Aber der Herr Superintendent hatte vier Söhne, von denen der eine Leutnant bei der Artillerie war, während der andre es bis zum Referendar gebracht hat. Sehr feudal, sehr dem Wunsche der Frau Superintendentin entsprechend, aber auch sehr teuer! Und dazu kamen die von Jahr zu Jahr sinkenden Ackerpachten, sodaß die Lage schwierig geworden sein würde, wenn sich nicht die Frau Superintendentin, wie sie es in wirtschaftlichen Nöten zu thun pflegte, ins Mittel geschlagen hätte. Sie gründete eine Haushaltungspension. — Gott verhüte, sagte sie, daß ich mich wegen des Titels Superintendent überheben sollte; aber die Leute sind einmal so, sie geben etwas auf das Äußere, und „im Hause des Herrn Superintendenten" — das zieht. Du sollst sehen, wir kriegen junge Mädchen soviel, als wir wollen. Und es ist auch wahr, zu jedem Pastor würde ich meine Tochter auch nicht ins Haus geben.

Aber vielleicht zu jedem Superintendenten? sagte der Herr Superintendent und machte sein spitzes Gesicht.

Er war ein kleiner, feiner, alter Herr, und seine Frau war breit, groß, stattlich und von freundlichem und mütterlichem Aussehen. Frau Superintendentin beachtete den Einwurf nicht weiter, sondern fuhr fort, mit ihrem lieben Manne zu überlegen, wie die Pension einzurichten sei, wobei — ein Zeichen, wie recht sie in allen Dingen hatte — immer das herauskam, was sie sich zuerst gedacht hatte.

Aber die Sache hatte noch einen andern Grund. Frau Superintendent wollte etwas zum Pflegen haben. Die Söhne waren fort, das Haus stand leer, und der liebe Mann war darin wunderlich, daß er durchaus nicht gepflegt sein wollte. Er konnte ungeduldig werden, wenn er mit zu viel häuslicher Fürsorge umgeben wurde. Und über diese Zurückweisung war die Frau Superintendentin, die doch so gern

pflegte, unglücklich. So dachte sie es sich schön, junge Mädchen im Hause zu haben, sie wie Töchter zu bemuttern, sie zu Hausfrauen zu erziehn und Herz und Gemüt zu bilden. Das war ein guter Gedanke gewesen, und der Erfolg war auch nicht ausgeblieben. Superintendents hatten immer das ganze Haus voll junge Mädchen, soviel als unterzubringen waren. Höchstens daß im Winter einmal die eine oder die andre Stelle frei wurde. Und die jungen Mädchen fühlten sich wohl im Waltersrodaer Pfarrhause, hingen an der Frau Superintendent wie die Kletten, ließen sich bemuttern und bemutterten sich untereinander, führten den Haushalt und lernten ein wenig Wissenschaften und bildeten mit dem Herrn Superintendenten und der Frau Superintendentin und „Jumfer Dorothee," von der später noch die Rede sein wird, eine große, höchst vergnügte Familie. Und außerdem brachte das Geschäft auch noch eine hübsche Summe Geld ein.

Das Pfarrhaus erwies sich aber auch als sehr geeignet für das Unternehmen. Es war ein altes großes, durch An- und Umbauten zusammengeflicktes Gebäude. Nicht zwei Räume waren einander gleich oder schlossen sich aneinander an, wie man es für natürlich gehalten hätte. Das Haus war so kurios gebaut, wie wenn es von einem ganz modernen Baumeister sezessionistischer Richtung künstlich ausgetüftelt worden wäre. Aber es hatte Raum. Es hatte die schönsten Schlüfter, Winkel, Bodenverschläge und Geheimkammern, sodaß man sich mühelos in alle Marlittschen Stimmungen versetzen konnte. Das Haus war ganz mit Epheu überwachsen, und der Garten bot abends im Mondschein Wege zu wahrhaft idealen Spaziergängen. Das obere Stockwerk des einen Anbaus und das Mansardendach eines zweiten war das Reich der jungen Mädchen. Vier aneinander hängende kleine Zimmer mit geraden Wänden, schiefen Wänden, geraden Fenstern, Mansardenfenstern, Winkeln und Nischen. Sogar eine Art Turmzimmer war darunter, das das höchste Entzücken der jungen Gesellschaft war. Auf Bitten der jungen Mädchen waren die Verbindungsthüren ausgehängt worden. An ihrer Stelle waren genial ausgedachte Portieren angebracht. Hier hatte nun jedes der jungen Mädchen ihren Winkel oder ihren Platz am Fenster. Hier stellten sie ihre Andenken und Sächelchen auf, hier wurden die finstern Geheimnisse verwahrt, die in gewissen Briefen von Brüdern oder Vettern einliefen, hier krochen sie in ihren Freizeiten zu Hauf, wie die Bienen in ihrem Stocke. Hier würde es jeden Abend große Aufstände und Spektakel gegeben haben, wenn Frau Superintendent, kurz Muttche genannt, nicht unerbittlich darauf gehalten hätte, daß um zehn Uhr Ruhe herrschte.

Eine überaus wichtige Stunde des Tages war die, in der der Briefbote eintrat, um seine halbe Tasche auf dem Tische des Hauses zu entleeren, amtliche Schriftstücke, Zeitungen, zahllose Offerten und einen ganzen Haufen von Briefen. Wenn der Herr Superintendent und Muttche ihr Teil weghatten, so stürzte sich der Haufe der acht versammelten jungen Mädchen auf den Tisch wie acht Hühner, die aus einem einzigen Topfe fressen wollen. Dann gab es einige Klagen und Anklagen über menschliche Schlechtigkeiten, und dann saß alles, wo irgend etwas sitzbares zu finden war, und las in tiefer Versunkenheit die Grüße aus der Heimat.

Jetzt kommen wir zu dem Punkte, wo unsre Geschichte beginnt. Der Briefbote hatte seine Schätze auf dem Tische des Eßzimmers mit dem alltäglichen Signal: „Wollensemalannehmen" niedergelegt. Diesesmal war eine Rolle darunter mit der Adresse: An das Pensionat zu Walteroda, Superintendentur. Man stürzte sich darauf, und nachdem man sich um die Rolle gezauft und entschieden hatte, daß sie Rosa auspacken solle, geschah dies mit der erforderlichen Feierlichkeit. Es kamen einige Bogen weißen, rosa gefärbten und roten Seidenpapiers, sowie grüne Blätter aus Papier zum Vorschein. Sogleich setzten sich Magdalene und Frida, die Blumen machen konnten, hin und fingen an, Rosen anzufertigen. Die andern bildeten die

Corona und sahen mit dem größten Eifer zu. Als die erste Rose fertig war, wurde sie von allen Seiten betrachtet und überall da anprobiert, wo sich irgend eine Rose anbringen ließ. Und dies alles mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit, die merklich von dem sonstigen lauten Treiben abstach.

Da ertönte die Stimme von Jungfer Dorothee aus der Küche: Fräuln Charlotte, Fräuln Irma, der Bra'en wird gliekften anbrennen, wenn Sei nich kamen. — Dies wirkte wie ein Schuß auf einen Baum voll von Sperlingen. Irma und Charlotte eilten schuldbewußt in die Küche, und die andern zum Wäscheschranke, in die Vorratskammer oder zur englischen Grammatik, und die Maschine der Haushaltung war wieder im Gange.

Während dessen befand sich Frau Superintendent beim Herrn Superintendent in dessen Arbeitsstube. Der Herr Superintendent war gerade damit beschäftigt, eine verwickelte Auseinandersetzungssache auseinander zu rechnen. Als er seine liebe Frau mit einem geöffneten Briefe eintreten sah, stellte er seine lange Pfeife an die Stuhllehne und sah mit einer gewissen Entsagungsmiene auf. Denn er ließ sich nicht gern bei der Arbeit stören. Frau Superintendent wußte dies freilich. Da aber der liebe Mann den ganzen Tag arbeitete, so gab es eigentlich keine Zeit, wo er nicht gestört worden wäre. Und so hielt sie ihm aus dem geöffneten Briefe Vortrag, daß eine Miß Sabine Faucon, Tochter des Professors William Faucon zu Skellingby, Grafschaft Lincoln, Old England, und empfohlen durch Thomas Bradwell Rev. in Lincoln und Konsistorialrat Blaubeere in Nastack in eine deutsche Pension eintreten möchte. Die junge Dame sei über zwanzig Jahre alt und wünsche deutsche Sitte kennen zu lernen und sich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen. Die Frage war nun die, ob man die junge Dame als Pensionärin annehmen wolle oder nicht. Es sei gerade noch eine Stelle frei. Man könne es ja mit dieser Miß Sabine Faucon versuchen. Die Empfehlungen seien jedenfalls gut.

Na, dann nimm sie, sagte der Herr Superintendent, nach seiner langen Pfeife greifend und sich wieder seinen Zahlen zuwendend.

Ja aber, fuhr Frau Superintendent fort — der Herr Superintendent stellte seine Pfeife wieder beiseite —, vielleicht ist sie doch zu alt. Über zwanzig kann vierundzwanzig sein, und dann ist sie nicht geneigt, sich einzufügen. Und eine Ausnahme kann keinesfalls gemacht werden. Ein fremdes Element im Hause könnte das ganze Zusammenleben stören. Neunundzwanzig Jahre sind auch über zwanzig Jahre, und dann ist sie eine alte Jungfer. Und am Ende kann sie nicht einmal genug Deutsch.

Na, dann nimm sie nicht, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Aber es ist doch eine Mehreinnahme von achthundert Mark. Und es wird jetzt alles auf einmal teurer, die Butter wird teurer, das Fleisch wird teurer —

Höre mal, Elise, kennst du die achte ägyptische Plage?

Die achte? fragte Frau Superintendent etwas empfindlich, denn sie glaubte, sie sei selbst damit gemeint.

Ja, denn es giebt eigentlich acht. Und die achte ist Exodus zehn nur aus Schonung weggelassen. Sie heißt Old-England.

Oh, Rudolf, das darfst du eigentlich nicht sagen. Miß Mary bei Graßkopfs ist doch ein sehr nettes Mädchen. Und es kommt doch auch ganz darauf an, wie ein solches Mädchen behandelt wird.

Na, dann laß sie kommen, sagte der Herr Superintendent und griff definitiv nach seiner Pfeife.

Frau Superintendent schrieb nunmehr einen ausführlichen Brief, worin sie ihre Erziehungsgrundsätze, sowie die Ordnungen des Hauses darlegte. Es sei unmöglich,

einer einzelnen Pensionärin eine Ausnahmestellung vor den andern einzuräumen. Fräulein Sabine würde sich der Hausordnung einzufügen und sich mit den übrigen jungen Mädchen auf guten Fuß zu stellen haben. Das und das sei mitzubringen. Die Pension sei pränumerando zu zahlen. Einen so energischen Ton hatte sie noch nie angeschlagen. Als sie den Brief auf die Post gab, geschah es mit dem befriedigenden Bewußtsein, alles gethan zu haben, um bösen Erfahrungen vorzubeugen.

Was hatten nun aber die jungen Mädchen mit dem Seidenpapier vor? Sie hatten ein Buch gelesen, das den Titel „Die Rosenkette" führt, und daraus die Idee geschöpft, einen Rosenbund zu gründen. Diese Gründung sollte mit unerhörter Feierlichkeit vor sich gehn und teils Aktus teils lebendes Bild sein. Eine Rosenkönigin sollte gewählt werden, Gelübde sollten abgelegt werden, in Versen sollte gesprochen werden, und alles sollte mit Seidenpapierrosen geschmückt werden. Man machte also Rosen, ganze Körbe voll, bis das letzte Stückchen Seidenpapier verbraucht war. Die Eile und die Massenproduktion mögen es entschuldigen, wenn die Rosen nicht allzu rosenhaft aussielen. Man dichtete. Hier stand eine, den Bleistift am Kinn, die Augen gen Himmel gerichtet, dort lag eine mit sorgenvoller Miene über dem Tische, dort teilte man sich finstere Geheimnisse mit, und Muttche wurde hundertmal gefragt, ob sie alle diese finstern Geheimnisse erraten könne. Und abends gab es endlose Konferenzen, bis Muttche die ganze Gesellschaft ins Bett schickte.

Am Mittwoch sollte das Zauberfest stattfinden. Am Mittwoch kam Herr Pastor Dännicke aus Tenndorf an, um mit dem Herrn Superintendenten über eine Einkommenfrage zu verhandeln. Die Verhandlungen dauerten ewig. Nun blieb er auch noch zum Abendessen da und erzählte lange Geschichten von dem Tenndorfer Gemeindekirchenrate, für den sich doch kein Mensch interessierte. Und als man dachte, er würde aufbrechen, hatte er noch einen wichtigen Bericht von einem Streite mit einer Tenndorfer Frau über ihren Kirchensitz zu geben. Und wie er sich schon die Abschiedscigarre ansteckte, mußte noch erörtert werden, warum in Tenndorf die Zahl der Kommunikanten gegen das Vorjahr um zehn zurückgeblieben sei. Und als er schon in der Thür stand, eröffnete er die Besprechung über die Thatsache, daß das Dach der Pfarre in Tenndorf reparaturbedürftig sei, und was der Schulze in Tenndorf und Herr Pflaumner, der eine besonders einflußreiche Persönlichkeit wäre, dazu gesagt hätten.

Endlich war er fort. Die jungen Mädchen hatten im stillen Blut geschwitzt. Nun aber ans Rosenfest. Man kramte oben eine ganze Stunde lang. Darauf erschien eine Deputation, um Muttche und Jungfer Dorothee als Publikum einzuladen. Aber sonst niemand, auch den Herrn Superintendenten nicht! Da nun dem Publikum kein Schweigen auferlegt war, so ist nicht unbekannt geblieben, was sich oben ereignete. Das Turmzimmer war zur Bühne umgewandelt worden. Ein paar aneinander geheftete Tücher gaben den Vorhang ab, mit Rosen besteckte Betttücher den Hintergrund. Als sich der Vorhang teilte, sah man als erstes lebendes Bild die Wahl der Rosenkönigin. Alle waren weiß gekleidet und mit Rosen geschmückt. Weil es aber an weißen Kleidern fehlte, hatte man Nachthemden über die Kleider gezogen. Man hatte die Haare gelöst und Schärpen und goldne Gürtel umgethan, es war sehr schön. Hierauf hielt Irma, die „süße Irma" genannt, weil sie die hübscheste war und ein süßes Gesicht hatte, eine Ansprache in Versen, in der sie sagte, Königin sollte Rosa sein, nicht bloß weil sie Rosa hieß, sondern weil sie die beste und selbstloseste von allen sei. Sie erhielt den Ehrennamen Rosa Gutherz, das Szepter der Rosenkönigin — das heißt einen Rouleaustab, an den eine Rose von exotischer Größe angebunden war — und das alleinige Verfügungs-

recht über das Turmzimmer. Im zweiten Bilde hatte Rosa Gutherz ihren Thron bestiegen und hielt ihre Königsrede. Im dritten Bilde gelobte man einander ewige Treue, Hilfe in Not und Tod und Ansichtspostkarten ohne Zahl. Als die Feier vorüber war, waren alle gerührt, auch die Frau Superintendentin, und Jungfer Dorothee weinte große Thränen in ihre blaue Schürze.

Noch war die Stimmung, die dieser weihevolle Abend hervorgebracht hatte, nicht verflogen, da brachte Johann in des „Herrn" alter Pastorenkutsche Miß Sabine Faucon von der Station. Dies Ereignis verursachte einige Sensation. Als der Wagen auf den Pfarrhof rumpelte, schauten sieben Mädchenköpfe aus dem Fenster des Jungfernzwingers, das nach dem Hofe ging. Auf dem Kutscherbocke saß ein riesiger Koffer, und auf ihm hockte Johann wie ein Beduine auf seinem Kamel. Das Hausmädchen trat an den Wagenschlag, und es wurde aus dem Innern des Wagens eine Schachtel nach der andern herausgegeben, sodaß der Stoß der kleinen Rike weit über den Kopf wuchs. Darauf kamen ein paar Füße zum Vorschein, deren Größe im Jungfernzwinger einen Ausruf staunender Bewundrung hervorrief. Vor Schleier und Mantel war von der Besitzerin dieser Füße nicht viel wahrzunehmen. Daß sich indessen in diesem Mantel keine Grazie barg, war unverkennbar. Und diese Füße! Und diese Gummischuhe! Kinder, sagte Irma, wenn wir uns mit der auf guten Fuß stellen sollen, dann kommen wir zu kurz.

Oh! und wie alt.

Wißt ihr, sagte eine andre, diese Sabine ist gewiß eine von den alten Sabinerinnen, die ja ein alter Römer hat stehn lassen.

Weil er sich vor der Schuhmacherrechnung fürchtete.

Großes Gelächter. Stille! Stille!

Jetzt begrüßte Muttche die Angekommne auf der Flur, nun kamen sie die Treppe herauf und traten ein. Miß Sabine war aus ihrer Umhüllung ausgeschält worden, hatte dadurch aber nicht gewonnen. Über zwanzig Jahre war sie, aber wie viel? Sehr viel. Fein sah sie nicht aus, und ihre wasserblauen Augen, rötlichen Haare und langen Zähne trugen nicht zu ihrer Verschönerung bei. Schüchtern war sie auch nicht, vielmehr musterte sie die Räume wie ein Reisender, der auf einen Seedampfer gekommen ist und sich vorgenommen hat, die beste Kabine zu belegen.

Dies sind also unsre jungen Mädchen, sagte Muttche. Ich hoffe, daß Sie sich mit ihnen bald einleben werden. Nun wollen wir mal die Vorstellung vornehmen.

Ach, Frau Superintendent, sagte Hänschen, die jüngste und keckste von allen, lassen Sie mich die Honneurs machen. Ja? darf ich? Also — tiefes Kompliment — ich begrüße Sie, Fräulein Miß, im Namen des versammelten Jungfernzwingers und habe die Ehre, das Pensionat vorzustellen. Dies ist unsre Rosenkönigin Rosa Gutherz, und dies die süße Irma, und dies ist Annemarie, von ihren Eltern fälschlich Marianne genannt, und dies ist „Laura ans Klavier," und dies Charlotte die Verständige, und dies Frida die Küchenfee, und dies Magdalene das Lamm, und ich bin Hans Huckebein, der Unglücksrabe. So, nun bitten wir um Ihre Visitenkarte für unser Archiv. Hierauf folgte ein Knicks mit einer Miene, als wenn sie um einen Pfennig bettle.

Aber Hänschen, sagte Frau Superintendent, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nicht immer den Hanswurst spielen. Was soll denn Fräulein Sabine von dir denken?

Es wäre in der That schwer gewesen, zu sagen, was Fräulein Sabine dachte. Sie zeigte ihre Zähne, ließ ihre wasserblauen Augen in alle Ecken laufen und sagte: Oh yes. Hierauf wies ihr Muttche Bett, Schrank und Tisch an.

Oh! Frlau Sjuperlintendent, sagte Fräulein Sabine, darf ich haben mein Kofferl auf diese Tisch?

Nein, das geht nicht.

Oh! Uarum soll ich nicht haben mein Kofferl bei mein Bett?

Sie sehen doch, daß kein Platz ist. Schließen Sie ihn unten auf und tragen Sie Ihre Sachen herauf. Vielleicht hilft Ihnen eins der jungen Mädchen beim Einräumen.

Frau Superintendent war offenbar nicht bei bester Laune. Sie ging darauf hinunter, um ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören und ihm Vortrag über den Eindruck zu halten, den ihr Fräulein Sabine gemacht habe. Ganz besonders übel war sie davon berührt worden, daß Miß Sabine die Pension nur für einen Monat bezahlt hatte. Das bedeute doch Mißtrauen, und so etwas sei ihr noch nie vorgekommen.

Sei doch froh, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Die Frau Superintendent wußte zwar nicht, worüber sie froh sein sollte, aber sie begnügte sich mit der Antwort und ging in ihr Zimmer. Hier erwartete sie schon eine Deputation von oben, die Notschreie überbrachte. Fräulein Sabine spüre überall herum und habe verlangt, ihr Bett ins Turmzimmer zu stellen, das doch der Rosenkönigin gehöre. Und Rosa sei so dumm und wolle es zugeben. Aber das brauchten sie doch nicht zu leiden.

Nein, das braucht ihr nicht zu leiden. Sagt das Miß Sabine. Das Bett bleibt stehn, wo es steht.

Das Abendessen verlief schweigsam. Muttche gab sich alle Mühe, eine Konversation in Gang zu setzen, aber es wollte nicht gelingen. Fräulein Sabine sagte Yes und Oh und setzte im übrigen ihre Kauwerkzeuge in Bewegung. Und man muß sagen, daß sie vortrefflich waren und mit langsamer aber unbeugsamer Beharrlichkeit gebraucht wurden. Der Herr Superintendent, der nicht gern lange bei Tische saß, wurde schon ungeduldig und sah nach der Uhr. Aber das machte nicht den geringsten Eindruck. Als sie zum vierten male kaltes Fleisch nahm, sahen sich die jungen Mädchen mit bedeutsamen Blicken an, als sie aber zum fünften male zulangte, als wäre es das erste mal, rief Hänschen ganz entsetzt: Oh! Worauf Frau Superintendent mißbilligend den Kopf schüttelte, und Hänschen den Kopf in die Schultern zog und eine bußfertige Miene machte. Endlich, endlich war sie satt oder hörte wenigstens auf zu essen. Man erhob sich, und Miß Sabine sagte unbewegten Gesichts einige Sätze auf über Dinge, die sie glaubte oder hasste oder Grund hatte anzunehmen. Darauf entfernte sie sich, um ihren Koffer auszupacken.

Geht, helft ihr, sagte Muttche.

Sie wills ja nicht, lautete die Antwort, sie läßt niemand in ihren Koffer sehen und schließt jedesmal zu, wenn sie etwas herausgenommen hat.

Als Muttche um zehn Uhr Revision hielt, fand sie große Unordnung. Miß Sabine trug ihre Sachen umher wie die Katze ihre Jungen und hatte alle erreichbaren Tische in Beschlag genommen. Auf dem Bette lag ein dürftiges Kopfkissen und eine billige Wolldecke. Gar nichts hat sie, raunte Charlotte Muttche zu, weder Betttuch, noch Überzug, noch Handtuch.

Aber Miß Sabine, wo ist denn Ihre Bettwäsche?

Bettuesche?

Ja, Sie müssen doch Ihr Bett überziehn.

Oh! ich habe gedenkt, daß ich hier finden werde Überzieher. Sie hatten nichts geschrieben von Überzieher.

Aber zum eignen Bett gehören doch eigne Überzüge! Das ist doch selbstverständlich.

Oh! ich habe das nicht gedenkt.

Natürlich konnte es Muttche nicht ansehen, daß sich ein Mensch in ein unüberzognes Bett legte, sie gab also aus ihren Vorräten, ärgerte sich und setzte ihrem lieben Manne, der gerade den „Reichsboten“ las, auseinander, daß ihr so etwas noch nicht vorgekommen sei, und daß sie nicht wüßte, was sie sagen sollte, wenn das so fortgehe.

Es schien, daß es so fortgehn sollte. Am andern Morgen war das erste Klagen über Klagen von seiten der jungen Mädchen. Fräulein Miß habe bis um zwölf Uhr gekramt und sich dann noch hingesetzt, um einen Brief zu schreiben. Man habe zwar protestiert, aber sie habe einfach geantwortet: Oh! ich muß diese Brief noch heute schueiben. Und sie hätte ihn richtig noch geschuieben. Vier Seiten lang. Und nun habe man nicht ausgeschlafen. Und Fräulein Miß liege oben und denke gar nicht ans Aufstehn. Die Unzufriedenheit war allgemein, und schon wurde der Wunsch laut, ob es nicht gehe, Fräulein Miß ein eignes Zimmer zu geben. Davon wollte aber Frau Superintendent nichts hören. Es sei kein Raum da, und es sei auch gegen ihre Grundsätze, einem einzelnen jungen Mädchen eine Ausnahmestellung zu gewähren. Um neun Uhr erschien Miß Sabine im tiefsten Negligee, um sich ein Töpfchen mit warmem Wasser zu holen, und um zehn Uhr meldete sie sich zur Stelle, das heißt zum Frühstück.

Ich höre, Miß Sabine, sagte Frau Superintendent mit einiger Strenge, daß Sie bis tief in die Nacht Briefe geschrieben haben.

Oh, Frau Sjuperlintenndent, sagte Miß Sabine, ich habe geschlafen diese Nacht nicht eine Minute.

Geschnarcht hat sie, sagte Hans Huckebein, und zwar laut genug, daß es alle hören konnten.

Ich habe so sehr gefuoren. Oh! ich habe so schrecklrich gefuoren.

Freilich, in Ihrem dürftigen Bett, sagte Muttche, ist das kein Wunder.

Oh! ich habe nicht gedenkt, daß man muß so fuieren in Deutschland. Oh! wenn Sie vielleicht haben einen Bettdeckel, nur so einen klreinen Bettdeckel.

Frau Superintendent ärgerte sich, aber was blieb ihr übrig; sie mußte eine Bettdecke herleihen, wobei der finstere Gedanke in ihrer Seele aufstieg, die Bettdecke in Rechnung zu stellen. Aber sie verwarf ihn.

Am nächsten Tage hieß es: Oh! Frau Sjuperintenndent, ich habe nicht geschlafen eine Minute. My bedstad ist — ist sehr — incavated.

Was ist? Die Frau Superintendent war eine gute Frau, auch eine kluge Frau, aber das bischen Englisch, das sie einst vor langen Jahren mühsam auf der höhern Töchterschule gelernt hatte, hatte sie längst wieder vergessen. Marianne wollte einhelfen. Daß du stille bist! sagte Hans Huckebein. Laß sie doch allein sehen, wo sie bleibt. — Inzwischen war mit Hilfe ausdrucksvoller Gebärdensprache dargelegt worden, daß das Bettlager in der Mitte einen Eindruck von der Tiefe und Gestalt eines kupfernen Kessels habe. Die Lokalbesichtigung stellte fest, daß die Stahlfedern allerdings in der Mitte etwas nachgelassen hatten. Muttche brachte als Unterlage ein Kissen. Aber das gefiel Miß Sabine nicht, und sie ruhte nicht eher, als bis sie Rosa Gutherz aus ihrem Bette vertrieben hatte. Und als das geschehn war, gefiel ihr doch ihr eignes Lager besser, und sie warf Rosa Gutherz noch einmal hinaus.

Ich will dir sagen, was du bist, sagte Hans Huckebein zu Rosa Gutherz. Nein, ich wills dir nicht sagen, aber wer zu gut ist, der ist ein Lamm und wird aufgefressen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Alldeutsche Verband und die kaiserliche Politik. Ob nicht der greise Präsident Krüger jetzt zuweilen die Empfindung haben wird: „Gott beschütze uns vor unsern Freunden?“ Denn nicht zufrieden mit dem Entrüstungssturm, mit dem die deutsche Tagespresse, wenige verständige Ausnahmen, wie z. B. die Schlesische Zeitung, abgerechnet, die Weigerung des Kaisers begrüßt hat, den Präsidenten jetzt, ohne vorhergegangne Verständigung, ja trotz entschiednen Abratens, zu empfangen, haben neuerdings die „Alldeutschen“ eine Reihe von Kundgebungen für die Burensache organisiert. Nun, wenn es sich nur darum handelte, dem unglücklichen, bis auf den letzten Blutstropfen um seine Freiheit ringenden Burenvolke die Sympathien seiner deutschen Stammverwandten auszudrücken, so wäre dagegen nichts zu sagen, obwohl der Nutzen solcher Massendemonstrationen durchaus zweifelhaft ist, und sie in Leuten, deren Gedächtnis einige Jahrzehnte weit zurückreicht, die nicht gerade erhebende Erinnerung an die endlosen „Resolutionen“ des Winters von 1863/64 wachrufen, die dem bedrängten Bruderstamm in Schleswig-Holstein „Gut und Blut“ zur Verfügung stellten und gegen die „verräterische“ Politik der beiden Großmächte donnerten, ohne daß diese Resolutionen etwas andres gewesen wären als Schall und Rauch. Aber wenn diese Veranlassungen zu einer neuen Hetze gegen die kaiserliche Politik benutzt werden, so kann das nicht scharf genug verurteilt werden, denn es ist ebenso thöricht wie taktlos. Was denken sich denn eigentlich die Herren dabei, wenn der eine den Vorwurf erhebt, die deutsche Diplomatie habe es nicht verstanden, den Buren zu Hilfe zu kommen, der andre pathetisch versichert: „das deutsche Volk will nicht englisch, sondern deutsch regiert werden,“ wenn ein dritter die „Liebedienerei“ gegen England verdammt und verlangt, das deutsche Volk müsse den Empfang Krügers beim Kaiser noch „durchsetzen“? Das ist die allerschlimmste, gedankenloseste Phrasendrescherei, nicht um ein Haar besser, als sie vor vierzig oder fünfzig Jahren bei uns blühte, und nicht etwa, wie die Herren zu wähnen scheinen, ein Beweis von der Reife und dem Patriotismus, sondern von der traurigen politischen Unreife unsers Volks, das so wenig von seiner großen Vergangenheit gelernt hat. Unsre alte Untugend, die Nörgelsucht, ist wieder üppig ins Kraut geschossen. Ernste Männer sollten sich doch vorher überlegen, was sie mit solchen Reden erreichen können, oder wenigstens, was sie bedeuten und anrichten können. Unsrer Reichsregierung vorwerfen, daß sie das deutsche Volk englisch regiere und aus Liebedienerei gegen England handle, heißt ihr grobe Pflichtverletzung vorwerfen; und den Schein erwecken, „das deutsche Volk“ könne in formlosen Versammlungen, deren Zusammensetzung niemand kennt, und die nicht das allermindeste Mandat haben, beim Kaiser etwas „durchsetzen,“ das heißt ihm etwas ganz Falsches vorspiegeln; es ist gerade heraus gesagt verwerfliche Demagogie, denn es fördert das unbegründete Mißtrauen gegen die Regierung, das ohnehin von den Blättern, die den großen Namen Bismarck als Aushängeschild mißbrauchen, schon seit Jahren planmäßig geschürt wird. Und welche Thorheit ist es, uns gegen England immer mehr zu entrüsten, als wenn wir nicht schon Feinde genug auf der Welt hätten! Die freiwilligen Herren Volkstribunen mögen doch gefälligst sagen, wie Deutschland die Buren hätte retten können oder noch retten könnte, ohne in die gefährlichsten Konflikte hineinzutreiben! Wollen sie etwa eine Intervention, also den Krieg gegen England — mit unsrer schwachen Flotte? Hat etwa Fürst Bismarck um der baltischen Deutschen willen unser Verhältnis zu Rußland aufs Spiel gesetzt? Wahrhaftig, Kaiser und

Kanzler müssen ein sehr gutes Gewissen haben, wenn sie diesem Entrüstungssturme zum Trotz festbleiben in der Richtung, die ihnen Pflicht und Einsicht vorschreiben!

*

Was man im Auslande über unsern Kaiser hört und denkt. In dem mailändischen Corriere della Sera vom 21./22. Dezember, einem der angesehensten und am meisten verbreiteten italienischen Blätter, steht folgendes zu lesen:

„Ein (deutscher) Diplomat hat einen Brief an den (Pariser) Matin geschrieben, worin er die Haltung Wilhelms II. gegenüber Krüger rechtfertigt. Er sagt, daß der Kaiser nach dem Ausbruch des Kriegs viermal, persönlich oder durch seine Vertreter, versucht habe, zu erfahren, ob ein Anerbieten von seiner Seite Aussicht haben würde, angenommen zu werden und dem Kampf ein Ziel zu setzen; aber jedesmal habe er den absoluten Beweis erhalten, daß England eine Intervention, sie möge kommen, von welcher Seite sie wolle, nicht dulden werde, weil es den Krieg bis zur Eroberung des gesamten Burengebiets fortsetzen wolle. Vor wenig Wochen sprach ein Diplomat mit Salisbury selbst von der Intervention; dieser entgegnete mit einem gewissen Hochmut, daß England mit einer freundlichen, aber kategorischen Weigerung antworten würde. Die harte Wahrheit ist — so fährt der deutsche Diplomat fort —: wenn eine oder mehrere Mächte, gesondert oder vereinigt, England ihre guten Dienste anböten, so würde England sie zurückweisen; wenn die Mächte darauf bestünden und dringender würden, dann würde es seine Flotte mobilisieren.

„Wilhelm II. kennt die englischen Stimmungen besser als jeder andre. Und als in den Hofkreisen eine Dame von Krüger und seiner wahrscheinlichen Reise nach Berlin sprach, sagte der Kaiser, er würde nicht kommen, und erklärte die Sache folgendermaßen: »Wenn ein Pferd durchgeht, dann giebt es drei Klassen von Menschen, von denen jede eine verschiedne Haltung einnimmt. Die einen werfen sich dem Pferde entgegen, aber sie werden unfehlbar zu Boden geworfen und niedergetreten; die andern begnügen sich damit, auf einen Stuhl zu steigen und mit ihrem Taschentuch zu wedeln, indem sie glauben, daß diese Bewegung genüge, das Pferd aufzuhalten; die dritten endlich wenden sich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht ab und gehn ihres Wegs. Nun, ich habe nicht das Recht, Deutschland England entgegenzuwerfen, denn nicht ich, sondern Deutschland würde niedergetreten werden. Ich würde mir lächerlich vorkommen, wenn ich auf einen Stuhl stiege, um mit dem Taschentuch zu wedeln; meine Pflicht gegen das Land verlangt, daß ich meines Wegs gehe.« Als er wenig Tage später in einem auswärtigen Blatte las, daß er mit einem einzigen Worte den Krieg hätte verhindern können, rief er aus: »Der, der nur ein Wort zu sagen hätte, bin nicht ich, sondern Gott — wenn er nämlich in einer Nacht die ganze englische Flotte in den Grund bohren wollte.«

„Wilhelm II. empfing Krüger also nicht, weil er nichts für ihn thun konnte. Der alte Herr ist nicht nach Europa gekommen, um sich feiern zu lassen, sondern um zu versuchen, sein eignes Land zu retten. Frankreich hat ihm das Mitleid gezeigt, von dem das Herz Europas erfüllt ist; Deutschland hatte die härtere Aufgabe, ihm die Wahrheit zu sagen, wie ein Arzt, der der Mutter den verzweifelten Zustand ihres Kindes mitteilen muß, nachdem ihre Freundinnen ihr mit mitleidigen Lügen einige Hoffnung gelassen haben."

Wir haben diese Notiz noch in keinem deutschen Blatte gefunden; wir wissen auch nicht, wer der „deutsche Diplomat" des Matin (in dem beiläufig auch Fürst Bismarcks erste kritische Betrachtungen nach seinem Rücktritt veröffentlicht wurden) gewesen sein könnte; aber das Ganze klingt nicht unwahrscheinlich, und auch wenn es erfunden sein sollte, so würde es als Ausdruck der Meinung des Auslands

Beachtung verdienen, ja es könnte sogar unsern Heißspornen in Presse und Parlament, die beständig von Liebedienerei der kaiserlichen Politik England gegenüber faseln, einiges zu denken geben, wenn sie überhaupt einmal unbefangen nachdenken wollten. Wir empfehlen ihnen zu diesem Zweck auch eine Äußerung des Fürsten Bismarck gegen einen nordamerikanischen Besucher im April 1890 (Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews, 1895, S. 275): „Das erste Erfordernis einer Regierung ist Energie. Sie darf sich nicht der Zeit anbequemen, nicht die Zukunft für eine nur zeitgemäß bequeme Einrichtung aufopfern. Eine Regierung muß konsequent sein. Die Festigkeit, ja sogar die Härte der herrschenden Macht ist eine Bürgschaft des Friedens, sowohl nach außen wie nach innen.“ Die Anwendung auf den vorliegenden Fall liegt auf der Hand. Was in einem gegebnen Augenblicke die Reichsregierung in der auswärtigen Politik zu thun oder zu lassen hat, darüber kann nur sie selbst entscheiden, weil nur sie die vollständige Kenntnis der jeweiligen Lage hat und haben kann. Es ist darum eine lächerliche Anmaßung, wenn Leute, die diese gar nicht zu übersehen vermögen, sie mögen so patriotisch sein, wie sie wollen, der Regierung ihre Haltung im einzelnen vorschreiben wollen, und ein Unsinn, von einer selbständigen, also sachlich begründeten „volkstümlichen“ Meinung über auswärtige Politik zu reden, die von der „offiziellen“ abweicht. Eine solche giebt es auch bei uns gar nicht. Die leidenschaftliche Parteinahme für die Buren (die wir in ähnlichem Falle den Engländern sehr verübeln würden) ist eine Empfindungssache; sie entsprang vor allem aus der tiefen Abneigung gegen die englische Politik und aus der natürlichen Sympathie für ein für seine Freiheit ringendes stammverwandtes Volk, nicht aus der Sorge um unsern eignen afrikanischen Besitz, dessen Sicherung doch wohl unsrer Regierung ebenso am Herzen liegt wie den „Alldeutschen.“ Und was die Regierung nach deren Ansicht gegen die strikte Neutralität angeblich gethan hat, als der Kaiser im November 1899 den längst angekündigten Besuch in England machte, dann den Prinzen von Wales, seinen Oheim, in Hamburg begrüßte, dagegen den Präsidenten Krüger nicht empfing, das wird doch wohl durch die antienglischen Kundgebungen unsrer Presse und die warme Aufnahme Krügers in Köln, denen niemand etwas in den Weg gelegt hat, einigermaßen aufgewogen. Da die Opposition jetzt ja selbst beteuert, daß sie eine deutsche Intervention zu Gunsten der Buren gar nicht verlange, so bleibt von ihren Beschwerden schlechterdings nichts weiter übrig, als daß der Kaiser den Empfang Krügers für jetzt abgelehnt und einen Wunsch „des deutschen Volks“ nicht erfüllt hat, weil ihm die Ehrlichkeit seiner Politik höher stand als die Erfüllung eines volkstümlichen Wunsches. Ist das eines solchen Spektakels und so schwerer Anklagen wert? Welche tiefe politische Einsicht! Die Alldeutschen, die es in ehrlichem Patriotismus als ihre Aufgabe betrachten, das deutsche Volk zu einer kraftvollen nationalen Gesinnung und zur Mitarbeit an den großen politischen Aufgaben einer großen Nation zu erziehn, die setzen sich in leidenschaftlichen Widerspruch mit der Politik des Monarchen, der mit klarem Blick und fester Hand das Deutsche Reich in die Weltpolitik eingeführt hat, also mit der einzigen Macht, die die alldeutschen Ideale verwirklichen kann!

Zum Schluß noch eins. Wenn der oberste Beamte des Reichs einen Reichstagsabgeordneten einmal, vielleicht nicht ganz mit Recht, etwas von obenherab behandelt, dann ist das ein unsühnbares Verbrechen gegen die majestas populi germanici; wenn aber Kaiser und Kanzler alltäglich und in allen Tonarten einer unrichtigen Führung der auswärtigen Politik, ja grober Vernachlässigung unsrer Interessen nur den Engländern zu liebe beschuldigt werden, so ist dies das natürliche und verfassungsmäßige Recht jedes politisch „mündigen“ deutschen Staatsbürgers, und wer diese Hetzereien nicht mitmacht oder ihnen entgegentritt, der ist ein feiler Offiziosus oder ein Schwachkopf auf eigne Hand.

Eine Geschichte der Metaphysik. Daß Eduard von Hartmann der scharfsinnigste unter den lebenden Philosophen ist, erkennen wahrscheinlich sogar seine entschiedensten Gegner an; als den gelehrtesten haben wir ihn beim Lesen seines neusten Werkes bewundern lernen: Geschichte der Metaphysik (zwei Bände. Leipzig, Hermann Haacke, 1899 und 1900). Sie enthält ungefähr fünfzig Namen, die vielleicht noch nie in einem Kompendium dieser Wissenschaft vorgekommen sind. Bernardus Telesius, Franz Patritius, Andreas Cäsalpinus würde man in Kompendien vergebens suchen; das von Bergmann z. B., das nur hundert Seiten weniger umfaßt, freilich bei kleinerm Format, nennt nicht einmal die beiden Helmont. Und die Namen bleiben nicht als müßige Zeugen der Gelehrsamkeit stehn; Hartmann legt dar, was diese unbekanntern Männer gedacht, und was die bekanntern ihnen entnommen haben, was z. B. Jakob Böhme von Weigel, Kant von Knutzen gelernt hat, wie er denn überhaupt bei jedem der größern auf das genauste zeigt, woher er geschöpft hat, wie er mit seinen Vorgängern zusammenhängt, und welche Gedanken sein ausschließliches Eigentum sind. Hartmann behandelt den Plotin weit ausführlicher als den Plato, weil dieser unmittelbar nur einen geringen Einfluß auf die spätern Denker geübt habe, mittelbar dagegen das Denken zwei Jahrtausende beherrscht habe durch die beiden Strömungen, die von seinem unmittelbaren Schüler Aristoteles und seinem mittelbaren Schüler Plotin ausgingen. Ausführlich behandelt Hartmann auch die Gnostiker, die Kirchenväter und die Scholastiker, denen er vollauf gerecht wird. Die Schule Plotins, schreibt er u. a., „kann sich an geistiger Bedeutung mit den Kirchenvätern nicht messen. Wenn Plotin selbst [von dem er sagt, daß er tiefer als Plato sei] noch seinem Zeitgenossen Origenes, dessen System noch allzuviel unentwickelte Keime enthält, beträchtlich überlegen erscheint, so besteht das umgekehrte Verhältnis zwischen Proklos und Augustinus, um von den minder hervorragenden Neuplatonikern erst gar nicht zu reden." Aufgeklärte Stammtischgäste, die über die Dreieinigkeit und über die Gottheit Christi spotten, können sich hier überzeugen, daß die in den Kirchendogmen krystallisierten Spekulationen der christlichen Theologen unentbehrliche Glieder der Entwicklung sind, die von Plato und Aristoteles zu Hegel, Schopenhauer, Herbert Spencer und Wundt führt. Da Hartmann auch die Naturwissenschaften so vollständig beherrscht wie außer Lotze und Wundt, die Naturkundige von Fach sind, kein zweiter Philosoph, so vermag er auch Ärzten wie Galen und Physikern wie Newton und Ampère ihre Stellung in der philosophischen Gedankenentwicklung anzuweisen. Auch den katholischen Philosophen Günther behandelt er ausführlich, und seinem eifrigsten Schüler, dem altkatholischen Bischof Weber, schenkt er noch $2^1/_2$ Seiten.

Von dem, was er über zwei heutige Modephilosophen sagt, wollen wir doch einiges anführen. Von Haeckel schreibt er, dieser weise den Materialismus in doppeltem Sinne von sich ab: „einerseits als ethischen Materialismus, andrerseits als einen solchen, nach welchem der Stoff früher wäre als die Kraft." Das folgende geben wir als Probe der Genauigkeit in der Klassifikation, deren sich Hartmann überall befleißigt, und wofür auch seine Philosophentafel auf Seite 275 des zweiten Bandes zeugt. „Haeckel ist ontologischer Pluralist, indem er die Natur als eine Vielheit von getrennten Substanzen auffaßt, metaphysischer Dualist, indem er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundne metaphysische Prinzipien, Kraft und Stoff, annimmt, phänomenaler Dualist, indem er zwei verschiedne Gebiete der Erscheinung (äußeres mechanisches Geschehen und inneres Empfinden und Wollen) anerkennt, Hylozoist, indem er jedem Teil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zuschreibt, Identitätsphilosoph, insofern er den Grund beider Erscheinungsgebiete in ein und derselben Art von Substanzen sucht, kosmonomischer Monist, indem er die teleologische Gesetzmäßigkeit in der Welt leugnet und nur die kausale gelten läßt, und

Mechanist, indem er alles kausale Geschehen als mechanische Vorgänge zwischen materiellen Teilchen ansieht." Der Protest der theoretischen Materialisten gegen den ethischen Materialismus sei sehr achtungswert und deshalb ehrlich, weil sie von ethischen Idealisten abstammten, aber er sei theoretisch unhaltbar; „denn der Materialismus kann keine Ethik begründen, und in den spätern Nachkommen der heutigen Materialisten würden sich die idealistischen Instinkte immer mehr abschwächen müssen." Haeckel bekämpfe mit Recht jede Teleologie des gesetzwidrigen Wunders, beachte aber nicht, daß diese überhaupt ein unwahres Zerrbild des Begriffs der Teleologie sei, das gar nicht kritisiert zu werden braucht. Er verkenne, „daß die wahre Teleologie sich weder gegen noch ohne den gesetzmäßigen Zusammenhang des Naturgeschehens entfalten kann, sondern nur durch ihn, und daß Finalität und Kausalität, Teleologie und Mechanismus Begriffspaare sind, die beim Auseinanderreißen ihrer Glieder zu toten und unwahren Abstraktionen werden." Wenngleich, heißt es dann weiterhin, „Haeckel darin irrt, daß er die Umwandlung der Spezien ineinander mechanisch erklärt zu haben und die Teleologie als überwundnen Gesichtspunkt ausschalten zu können glaubt, so gebührt ihm doch das Verdienst, dem Begriff der Entwicklung in der organischen Natur zum Siege verholfen zu haben." An Nietzsche hebt Hartmann u. a. hervor, daß dieser sogenannte Philosoph weder selbst nach Erkenntnis streben, noch andern Erkenntnis vermitteln wolle; er lasse keine Wahrheit gelten („nichts ist wahr, alles ist erlaubt") und habe zu jedem Ja ein Nein, zu jedem Nein ein Ja. „Wenn die Wahrheiten ebenso wie bei Stirner doch nur Phrasen, Redensarten, Worte sind, so bleibt dem Ich nichts übrig, als an diesen Phrasen sich spielend zu ergötzen, d. h. mit Bildern, Gedanken, rhetorischen und poetischen Figuren und Worten geistreich zu seinem eignen Vergnügen zu spielen."

Was die wirklichen Philosophen der verschiednen Richtungen für die Erkenntnis der Wahrheit geleistet haben, macht Hartmann sehr schön klar. Insbesondre schreibt er den Theisten das Verdienst zu, die Notwendigkeit eines geistigen, intelligenten Weltgrunds, den Materialisten das andre, die Abhängigkeit des bewußten Geisteslebens [so weit wir solches aus Erfahrung kennen!] vom materiellen Naturprozeß bewiesen zu haben. Als Philosophen stellt er jene über diese, da der Materialismus im naiven Realismus, d. h. in der kindlichen Ansicht von der Stofflichkeit der Körperwelt und von der Übereinstimmung ihres Wesens mit unserm Wahrnehmungsbilde stecken geblieben sei, also gar noch nicht einmal wisse, worum es sich in der modernen Philosophie handelt. „Bei den Materialisten und Agnostikern wundert man sich über die künstliche Verengung des Gesichtskreises, und je weiter diese Verengung fortschreitet, desto mehr verhärtet sich der Eigensinn im Festhalten dieser Enge, wie er stets mit Beschränktheit des Verstandes verbunden ist." Nachdem nun die Gegensätze ihre Schuldigkeit gethan haben, ist es nach Hartmann Aufgabe der Zukunft, mit Preisgebung dessen, was sie als falsch erwiesen haben, das Richtige aus allen zusammenzufassen, insbesondre vom Materialismus die leibliche Bedingtheit der bewußten Geistigkeit, vom Pantheismus die Einheit des Weltwesens, vom Theismus seine intelligente planvoll wirkende Geistigkeit anzunehmen, die aber nun unbewußt zu denken sei. Hartmann hat ja nun das, was er von der Zukunft fordert, selbst schon geleistet, und erklärt deshalb die einseitigen Richtungen, namentlich ihre hauptsächlichsten, Materialismus und Theismus, für überwunden. Aber obwohl der zweite heute gar keinen namhaften Vertreter mehr hat,*) fühlt sich ihm gegen-

*) „In den letzten Jahrzehnten seit Lotzes Tode hört man in philosophischen Kollegien von allem möglichen reden, nur nicht mehr von Gott. Die Behörden mühen sich vergeblich ab, Theisten von irgend welcher litterarischen Bedeutung für vakante Lehrstühle zu finden, und schätzen sich glücklich, wenn sie noch irgendwo einen Lotzeaner auftreiben können." II, 430. Das verursacht nirgends größere Freude als im sozialdemokratischen Lager.

über Hartmann doch nicht recht sicher, und daraus erklärt es sich, daß er von seiner bewundrungswürdigen Objektivität bei dem einen Lotze eine Ausnahme macht und ihn ungerecht beurteilt, denn wenn auch nicht auf den Kathedern, in den Herzen von viel tausend denkenden Laien hat Lotze die Herrschaft des Theismus neu begründet, und Hartmanns Beweise für die Unbewußtheit und Unpersönlichkeit Gottes vermögen sie nicht umzustürzen. Hartmann nennt Lotze seicht, weil er populär schreibt. Nun, die „Philosophie des Unbewußten" (wenigstens die ersten Ausgaben, die spätern kenne ich nicht) ist auch ein populäres Buch, und hätte sich darin Hartmann nicht zum gemeinen Verstande herabgelassen, so wäre er nicht der berühmte Mann, der er ist; vielleicht hätte er für seine spätern, in der Gelehrtensprache geschriebnen Bücher gar keinen Verleger gefunden. So scharf und tief dringt Lotze freilich nicht in alle Begriffe ein wie Hartmann, nur fragt es sich, ob bei dieser mühsamen Begriffspaltung noch viel wertvolles für das Heil der Menschheit herauskommt. „Wie den Denkern des achtzehnten Jahrhunderts, heißt es II, 409, kommt es Lotze nur auf die drei Glaubensartikel: die Persönlichkeit Gottes, die individuelle Unsterblichkeit und die Willensfreiheit an; wie jene hält er an dem Glauben fest, daß das Glück aller Geschöpfe der alleinige Schöpfungszweck sei, daß dagegen die geschichtliche Entwicklung ergebnislos bleibe. Ein solcher eudämonistischer Theismus, der mit allen christlichen Zentraldogmen, mit der Erlösung von Übel und Sünde, mit der Idee Christi und der Trinität so gar nichts anzufangen weiß, kann heute höchstens noch für einen Reformjuden oder einen rationalistischen Namenschristen religionsphilosophischen Wert haben." Woher weiß denn Hartmann, daß Lotze mit den an zweiter Stelle genannten drei Dogmen nichts anzufangen gewußt habe? Die Aufgabe, dem Materialismus und dem Pantheismus gegenüber die ersten drei neu zu begründen, war groß und schwierig genug, ein Gelehrtenleben auszufüllen, so durfte er das übrige andern überlassen. Seine große und glänzende Leistung besteht in dem überzeugenden Nachweis, daß nichts wirklich ist, als der bewußte Geist, und daß, wenn ein solcher nicht von Anfang an da gewesen wäre, überhaupt nichts da sein könnte. Daß die Philosophie apodiktische Gewißheit a priori nicht gewähren könne, hebt Hartmann selbst II, 97 und 592 nachdrücklich hervor; demnach muß es jedem frei stehn, sich die zurecht zu machen, die seiner Fassungskraft und seinen Gemütsbedürfnissen entspricht. Wohl aber vermag die Philosophie zu zeigen, was unmöglich und undenkbar ist, und Lotze hat eben gezeigt, daß ohne wahrnehmenden Geist überhaupt nichts da sein würde. Hartmanns unbewußter, mit latenter Intelligenz behafteter Urwille ist als ganz qualitätloses und undifferenziertes Sein in Wirklichkeit ein non ens, und es ist undenkbar, daß aus dem Nichts das Etwas, das All hervorgegangen sei; dagegen konnte dieses sehr wohl aus einem bewußten Gott entspringen, der für sich schon die Fülle des Seins war und die Ideen aller Dinge in sich enthielt, wenn auch natürlich der Gedanke eines solchen Gottes über allen menschlichen Begriff und alle menschliche Vorstellung geht. Trotz Hartmann hat der alte Platon Recht gehabt, wenn er überzeugt war, daß am Anfange der Welt ein Aktuelles gewesen sein müsse (I, 132). Nun, abgesehen von der parteilichen Charakteristik Lotzes wird sonst der Wert und die Objektivität der Hartmannschen Darstellung durch die Grundansicht des Darstellers nicht beeinträchtigt, und seine Geschichte der Metaphysik wird noch nach Jahrhunderten ein unentbehrliches Handbuch sein; allerdings nicht für Studenten im ersten Semester, da es zu hohe Anforderungen an die Abstraktionskraft stellt, also Leser voraussetzt, die schon im philosophischen Denken geübt sind.

Der Marienkongreß in Frankreich. In der Revue Chrétienne, dem Organ der französischen Protestanten, vom 1. Oktober lesen wir von einem „internationalen Kongreß zu Ehren der heiligen Jungfrau," über den unsers Wissens

in Deutschland noch nicht genügend berichtet worden ist. Da der Kongreß als „international" bezeichnet worden ist, so haben wir ja das Recht, uns damit zu beschäftigen. Denn dann werden die von dieser außerordentlich geschickt agierenden Internationale veranlaßten Wirkungen doch auch in Deutschland herauskommen. Neulich war an dieser Stelle von der vielleicht seligen Lukardis die Rede, inzwischen besitzt das glückliche Bayern schon die selige Crescenzia Heß von Kaufbeuren, die Cisterzienser machen in ihrer Chronik vom November für die selige Emeline von Boulancourt Propaganda — für die, die sich noch „der lieben Emeline" aus der Schweizerfamilie erinnern, hat die fromme Cisterzienserin trotz ihres zum bloßen Vergnügen getragnen Eisenstachelgürtels, über den ihr Fleisch hinübergewachsen war, schon durch die Erinnerung an „setz dich, liebe Emeline, nah, recht nah zu mir" etwas Freundliches. Man könnte vom zwanzigsten Jahrhundert ausrufen: „Es ist eine Freude zu leben!" wenn man nicht mit voller Lungenkraft schreien müßte: „Ist denn kein Hutten da?" — Doch hören wir den ernsten Bericht der Revue Chrétienne: Die Klerikalen, die die religiösen Verfolgungen unsrer Zeit nie genug beklagen können, haben nichtsdestoweniger in Lyon in vollkommner Ungestörtheit einen internationalen Kongreß zu Ehren der heiligen Jungfrau organisieren können. Der Kongreß vereinigte eine Anzahl hervorragender Prälaten, darunter die Kardinäle Coullié, Perraud und Langénieux, und mehr als hundert Reden und Berichte wurden vorgetragen. Mgr. Touchet, Bischof von Orléans, sprach als Hauptredner über das Thema: „Supergressa es Universas! Alle Kreaturen sind von dir übertroffen!" Maria ist die neue Eva, geschaffen im Zustande der Gnade, worin dann das Privilegium der unbefleckten Empfängnis begründet ist; alle natürlichen und übernatürlichen Eigenschaften waren ihr eigen usw. Wie jeder Kongreß hat auch der Marianische Wünsche geäußert, zunächst: „Der Kongreß drückt den Wunsch aus, daß, nachdem sich das Menschengeschlecht dem heiligen Herzen Jesu geweiht hat, das Weltall sich der Jungfrau als »Königin der Welt« weihe, und daß ein Fest eingesetzt werde, das mit eignem Rituell jährlich als Fest der Weltherrschaft Mariens gefeiert werden solle." (Im katholischen Deutschland hat man eigentlich Marientage genug.) Als zweite Forderung wurde die Aufnahme einer Anrufungsformel für Maria als „Königin des Purgatoriums" in die Litanei aufgestellt. Es ist ganz selbstverständlich, daß das zwanzigste Jahrhundert das Jahrhundert Mariens sein soll — es giebt aber Menschen, die glauben, daß das zwanzigste Jahrhundert das des menschlichen Kulturfortschritts, das der Vereinigung der sozialen Gegensätze, das der Fürsorge für die Armen und Unglücklichen, das der geistigen Befreiung sein sollte! — und daß Frankreich das Reich Mariens ist. In diesen Manifestationen liegt ein Symptom religiöser Zersetzung, das doch der Aufmerksamkeit denkender Menschen nicht entgehn sollte. Hätte Mgr. Touchet den Hirtenbrief gelesen und überdacht, den der Bischof von Tournay vor zwei Jahrhunderten unter dem Titel: „Heilsame Mahnung der Jungfrau an ihre indiskreten Verehrer" veröffentlicht hatte, so hätte er seinen Enthusiasmus doch wohl etwas gezügelt. Solange der französische Klerus gallikanisch blieb, leistete er der mariolatrischen Pression des ultramontan gewordnen Jesuitismus Widerstand. In dem Jahrhundert, wo die historische Kritik ihre Lebensfähigkeit und ihren Wahrheitstrieb gezeigt hat, findet sich ein Klerus, der in einer Unklugheit, deren Schuld nicht hoch angesehen werden kann, aus der demütigen und heiligen Mutter Christi „eine durch eine unermeßliche Distanz über allen andern Geschöpfen thronende Erscheinung" macht. So nannte sie der Bischof von Orléans, und es findet sich ein Kongreß von Priestern, der sie zur Königin der Welt und des Purgatoriums weiht. Und doch wissen diese Kardinäle, Bischöfe und Gelehrten des Katholizismus, was von den historischen Zeugnissen über die Jungfrau Maria in den Evangelien ent-

halten ist, und daß diese in wenig Worten bestehn. Und hat sie wirklich diese gewaltige, unerhörte Rolle, wie sie behaupten, gespielt: wie kommt es dann, daß der Apostel Paulus nicht ein, nicht ein einziges mal in all seinen Briefen von der Königin der Welt, ebenso wenig wie von der des Purgatoriums spricht? (Den deutschen Lesern empfehle ich dabei die interessante Lektüre von „Geboren von der Jungfrau von P. R. Preußische Jahrbücher 1894, Okt.-Dez. Seite 193 ff.“ und Heft IV der „Kirchlichen Fälschungen“ von Professor Friedrich Thudichum in Tübingen, 1900, „Jesus, Sohn Davids, König der Juden, Hoherpriester und Gott; Gesalbter; später Sohn des heiligen Geistes und der Jungfrau.“)

Hier ist nicht von Träumereien von Frömmlern und von Nonnen die Rede, nein: die Beratungen der Häupter und Leiter der katholischen Kirche finden nach reiflicher Überlegung, daß das Konzil von Ephesus zu lau gewesen ist, indem es die Jungfrau nur Mutter Gottes nannte. Wir beten Maria nicht an, sagen diese neuen Doctores; aber, gerechter Himmel, was sollen sie denn nach mehr thun, wenn sie anbeten würden? Die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit trägt ihre Früchte, die katholische Verehrung braucht einen Zuwachs, das ewige Heil durch Christus genügt ihr nicht; es handelt sich schon nicht mehr darum, die Seelen Gott zuzuführen; man will sie Marien weihen. — So die ernste warnende Erklärung französischer Protestanten; schon haben jene Leute die Klinke in der Hand, um auch in Deutschland einzutreten und das Werk Martin Luthers zu vernichten. Videant consules, ne quid ratio et religio detrimenti capiant.

Neue Bilderwerke. Bruckmanns verdienstvoller „Klassischer Bilderschatz“ ist plötzlich eingegangen, zum großen Bedauern aller derer, denen er zwölf Jahre lang genützt hat. Vielleicht war ihre Zahl zuletzt recht klein geworden, sodaß sich das Unternehmen nicht mehr bezahlt machte, denn für die schlichte Sachlichkeit und die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, durch die es sich auszeichnete, wird die größere Menge der Kunstliebhaber immer weniger zu haben sein; sie greift nach dem Vielen, das jetzt äußerlich mehr vorstellt, und läßt sich lieber durch glänzend ausgestatteten Schund Geschmack und Urteil verderben. Wenn das Gediegne und Bessere heute seinen Weg auf den Markt finden will, so muß es prächtiger sein als ehemals. Das sehen wir an der großangelegten „Kunstgeschichte in Bildern“ des E. A. Seemannschen Verlags, deren dritter und vierter Band (die italienische Renaissance und die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts außerhalb Italiens) früher in den Grenzboten nach Verdienst gewürdigt worden sind. Jetzt sind der erste und der fünfte, das Altertum und die Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, hinzugekommen (jeder mit hundert Tafeln zum Preise von 10 Mark 50 Pfennigen). Den letzten Band hat wie die bisherigen Professor Dehio bearbeitet mit der ihm eignen Sicherheit und dem Geschmack, der zu dem Zweckmäßigen auch das Schöne zu finden weiß. Die Barockkunst, die spanische, vlämische und holländische Malerei, die Rokokozeit und die Anfänge des Klassizismus werden uns in lauter charakteristischen und manchen auch äußerlich sehr imponierenden Bildern vorgestellt. Den Altertumsband hat Professor Winter geliefert, er ist ebenfalls ganz vortrefflich, ein Ersatz für vielerlei, was man sonst aus allen möglichen Büchern zusammensuchen mußte, also ein wirkliches Kompendium. Beiden ist die Sorgfalt in den kurzen belehrenden Über- und Unterschriften eigen, die den Text entbehrlich macht. Wenn Dehios mittelalterlicher (zweiter) Band erschienen sein wird, ist das Ganze vollständig, fünfhundert Tafeln für fünfzig Mark. Jeder Band hat seine Selbständigkeit. Ein von wissenschaftlichem Geiste getragnes, so in sich tüchtiges und mit großen Kosten hergestelltes Werk braucht nicht weiter gelobt zu werden. Es wird sich durchsetzen und das Publikum finden, das seiner wert ist.

Für solche, zu denen die Kunst farbig kommen muß, hat derselbe Verlag etwas ganz Neues herauszugeben angefangen, eine Sammlung „Alte Meister" in Lieferungen (jährlich fünf mit vierzig Tafeln für zwanzig Mark, jede Tafel einzeln eine Mark), die der große Markt, wie wir hören, sofort gut aufgenommen hat, wenn sich auch der einzelne Feinschmecker diesen billigen bunten Blättern gegenüber die seinem Range zukommende Zurückhaltung auferlegt haben wird. Sie sind auf dem Wege des autotypischen Dreifarbendrucks hergestellt, eines noch jungen Verfahrens: drei photographische Aufnahmen ziehn mittels farbenempfindlich gemachter Platte aus der Vorlage das Gelb, das Rot und das Blau, und die drei danach hergestellten Klischees werden eingefärbt und in dieser Reihenfolge übereinander gedruckt. Die Klischees sind von der Kunstanstalt von Römmler und Jonas in Dresden geliefert. Es ist wunderbar, wie aus einer gelben, einer roten und einer blauen Zeichnung ein solches farbiges Bild entstehn kann, das alle Zwischenfarben enthält und einem mit der Hand gemalten Bilde im Eindruck doch recht nahe kommt! Ein Engel von Melozzo da Forli, Raffaels Madonna del Granduca, Sebastianos Dorothea und Terborchs Konzert in Berlin, der Mann mit den Nelken von Jan van Eyck, Morettos Justina mit dem knieenden Edelmann in Wien sind die gelungensten Blätter der ersten zwei Lieferungen. Inzwischen sind aber einige von noch vollkommnerer Wirkung fertiggestellt worden, z. B. Christus und die Sünder von Rubens in München, Landschaften von Poussin und Claude Lorrain und das lesende Mädchen von dem Delfter van der Meer in Dresden. Dieses war zuerst nach einer farbigen Kopie gemacht werden, dann aber hatte die Galeriedirektion das Original direkt zu benutzen erlaubt, und nun ist das zweite Bild in Farbe und Stoffbezeichnung überraschend treu geworden. Auch für den Zinsgroschen von Tizian wurde darauf das Original zur Verfügung gestellt. Man darf diesem verständnisvoll geleiteten Unternehmen nicht Aquarelldrucke oder Chromolithographien vorrücken, die das Zwanzigfache kosten, so wenig wie man die schwarze Autotypie mit Radierungen oder Photogravüren vergleichen wird. Es ist etwas gutes, über das wir uns freuen sollen, ein Schritt weiter in der Anschauung für solche, die das Original nicht vor Augen haben können, und denen doch mindestens gesagt eine ausreichende Vorstellung des großen und allgemeinen Eindrucks, den ein farbiges Original macht, gegeben wird. Man ist in solchen Fällen leicht mit Urteilen und Vorschlägen bei der Hand, welche Gegenstände sich am besten für ein derartiges Verfahren eignen möchten, und welche weniger gut. Wir hatten uns ebenfalls schon einen Vers darauf gemacht, wollen aber doch lieber noch einige Erfahrung über die Sache abwarten.

Da in der bildenden Kunst alles miteinander zusammenhängt und gerade die heutige Betrachtung mit Vorliebe zu betonen pflegt, daß keiner Gattung ein Vorrang vor der andern gebühre, so dürfen wir wohl der Malerei ein bescheidnes, aber sehr eindrucksvolles Werk der Kleinkunst anreihn. Von „Hoffmanns Siegelmarken" (Julius Hoffmanns Verlag, Stuttgart), die unsern Lesern bekannt sind, haben wir vier neue Serien (sechs bis neun, jede in einer Schachtel zu fünfzig Pfennigen) bekommen. Die letzte giebt Madonnen (Sedia, Sixtina) auf mattem Goldpapier, die siebente Amoretten, die sechste allerlei moderne Blumen, die achte Alpenblumen, diese alle kameeartig, weiß auf verschiedenfarbigem Grund, nach Entwürfen moderner Bildhauer und Maler. Sie sind gut gezeichnet und fein in den Raum komponiert, in leichter Stilisierung hie und da mit dem neuzeitlichen Liniengefüge verbunden, ausgesucht zart und anmutig vor allem die zwei Markenserien mit Blumen, etwas für den bessern, wirklich vornehmen Geschmack. Wer mit kleinen Aufmerksamkeiten Eindruck machen will, soll zu diesen Schächtelchen greifen.

Litteratur

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausgegeben von **Friedrich Kluge.** Straßburg, Trübner, 1900

Die Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs sowie die eigne lexikographische Thätigkeit haben wohl den Verfasser des mit Fug und Recht vielgerühmten „Etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache“ auf die Gründung dieser Zeitschrift hingelenkt. Wäre vor fünfzig Jahren eine solche Sammelstätte gemeinschaftlicher Forschung dem nationalen Werke der Brüder Grimm zu gute gekommen, so würde diesem Schmerzenskinde ein günstigeres Geschick bereitet worden sein: es hätte das Riesenwerk rascher und in allen seinen Teilen auch mit gleichmäßigerer Vollständigkeit und Vollkommenheit seinem Abschlusse zugeführt werden können. Sein Fortschritt würde nicht durch die auch für den unverdrossensten Gelehrten verdrießliche Notwendigkeit, hundert plötzlich auftauchende Nebenfragen in mühsamer und doch oft ergebnisloser Untersuchung zu erledigen, gehemmt und allen Beteiligten die Freude an dem trotz mancher Mängel ruhmvollen Werke bisweilen verbittert worden sein.

In der neuen Zeitschrift hofft Friedrich Kluge alle, denen die Pflege des geliebten Deutsch am Herzen liegt, zu gemeinsamer Thätigkeit zu vereinigen, um noch ungelöste Rätsel der Muttersprache aufzuhellen und über Herkunft, Sinn und Bedeutungsentwicklung eines Wortes die von den Wörterbüchern noch versagte Auskunft zu erteilen. „Die Zeitschrift will — so heißt es in der Ankündigung des Verlegers, aus der wohl doch der Herausgeber zu uns redet — den lebendigen Fluß in der Entwicklung der Sprache beobachten und feststellen; sie will alle neuen Ergebnisse der Wortforschung sammeln, vorhandne Lücken in unsern Wörterbüchern aufdecken und ergänzen, mit einem Wort: das Verständnis der Muttersprache durch ernsthafte Arbeit beleben und vertiefen.“ Die drei ersten Hefte, die zeigen, daß diese Aufgabe in den rechten Händen liegt, empfehlen die Bestrebungen des Herausgebers nicht nur dessen engern Fachgenossen, sondern den gebildeten Ständen überhaupt, vor allem den Lehrern, die mit dem deutschen Unterrichte betraut sind, und den Mitgliedern des deutschen Sprachvereins, kurz allen „teutschgesinnten Genossenschaften.“ Friedrich Kluge hat schon weitern Kreisen durch liebenswürdige Behandlung verschiedner anziehender Gegenstände aus der deutschen Sprachgeschichte Beweis und Bürgschaft gegeben, daß er selbst wissenschaftlichen Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit fließender Darstellung zu verbinden weiß und darum von der neuen Zeitschrift Trockenheit und Langeweile fernhalten wird. Was die erschienenen Hefte bieten, ist eine reiche, mit mancherlei Früchten gefüllte Schüssel und wohlgeeignet, Erwartungen der verschiedensten Art zu befriedigen. Greifen wir zur Charakteristik der Zeitschrift einige Überschriften heraus und deuten das Ergebnis einzelner Aufsätze kurz an, um die Leser der Grenzboten zur Einsicht in die fesselnden Untersuchungen selbst anzureizen.

In einer Anzahl kleinerer Artikel werden landläufige Erklärungen von Wörtern wie Blaustrumpf, Strohwitwer, Katzenjammer, Sommerfrische, Philister, nassauern, unverfroren, durchfallen, ulken u. a. besser begründet, geschichtlich beleuchtet oder auch widerlegt und durch einleuchtendere Deutungen ersetzt. Ein hübsches Aufsätzchen des Herausgebers handelt von der Verschiedenheit in der Bildung von Volksnamen wie Badener und Badenser, Kasseler und Kasselaner, Jenenser, Hallenser, Weimaraner, Hannoveraner, Anhalter und Anhaltiner usw. Den Laien zu eignen Beobachtungen anzuregen sind zwanglose Betrachtungen geeignet, wie die über reduplizierende Wortbildungen der Kindersprache (z. B. Lili, Lulu, Mimi, Wauwau, Wewe). Während die etwas altväterische Behandlungsweise so umfangreicher grammatischer Untersuchungen, wie die des nun heimgegangnen

Altmeisters F. Bech, der schier endlose Reihen wohlgeordneter Belege wie Schlachtbataillone aufmarschieren läßt, die Ausdauer sogar des Fachgenossen auf eine schwere Probe stellen mögen, wendet sich der gleichfalls mit erstaunlicher Belesenheit ausgerüstete Richard M. Meyer in einem geistvoll verknüpfenden und von den verschiedensten Seiten den Gegenstand beleuchtenden Aufsatz Der Übermensch an einen auf „anmutige Gelehrsamkeit" ausschauenden Leserkreis. Pietätvoll knüpft der Verfasser seine Darlegungen vielfach an Rudolf Hildebrands „berühmten Artikel genie im Grimmschen Wörterbuch" an, der wie das Geschwisterpaar geist und gemüt allen auf diesem Felde forschenden und nach Erfassung des innersten Lebens der Sprache trachtenden Gelehrten Vorbild sein sollte. Als eine der vielen interessanten Thatsachen, die Meyers an litterar- und kulturgeschichtlichen Aufschlüssen reiche Geschichte des Wortes aufdeckt, sei erwähnt, daß das heute fast schon zu Tode gehetzte Schlagwort, eine Bildung Goethes, rund hundert Jahre lang bis auf Nietzsche so gut wie vergessen gewesen ist. Eine umfangreiche Abhandlung von G. Mentz ist der schon oft erörterten Frage nach der Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Sprache gewidmet, die manche interessante Einzelheit auf Grund neuerer geschichtlicher Veröffentlichungen zu Tage fördert, wennschon der Verfasser auch nicht zu einem wesentlich andern Schlußurteil als der treffliche Justus Möser gelangt ist. Ehrismanns Untersuchung über Das Duzen und Ihrzen im Mittelalter, sowie der sämtliche Zeugnisse zusammenfassende und die Bedeutung des Wortes „Braut" bei Griechen und Römern feststellende Aufsatz G. Gundermanns führt uns an das beginnende Mittelalter heran, während die von sieben weisen Meistern, das heißt sieben angesehnen Fachgelehrten begonnene lehrreiche Geschichte der Namen der Wochentage zum Teil ins graue Altertum zurückreicht. Weit über die Anfänge des Germanischen hinausgreifend wendet sie sich von Babylon und Ninive zu den Semiten, von diesen über Griechenland zur Sprache der Albanesen und kommt mit Römern, Kelten und romanischen Völkern zu einem vorläufigen Abschluß. Wenn irgend eine Thatsache der Sprachgeschichte, so kann diese dem originalsüchtigen modernen Menschen, der „so gern wär Überlieferung los," seine geschichtliche Abhängigkeit zum Bewußtsein bringen.

Vor dem Schicksal so mancher Zeitschrift, ein Tummelplatz geschwätziger Kannegießer oder eine Ablagerungsstätte allen möglichen Kehrichts zu werden, wird der Herausgeber das so verheißungsvoll begonnene Unternehmen zu bewahren wissen. Versteht er es, sich die Schar trefflicher Mitarbeiter zu erhalten und zu mehren und nach allgemeinen und großen Anschauungen seines Richt- und Führamtes zu walten, dann kann die neue Zeitschrift zur Bedeutung eines Sprachareopags heranwachsen und wird zugleich dem künftigen Thesaurus Germanicus erfolgreich vorarbeiten helfen.

Kürschners Jahrbuch, Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann. Berlin, Hermann Hillger.

Meyers historisch-geographischer Kalender. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Beide Unternehmen sind auch für das neue Jahr wieder auf dem Markt erschienen und nehmen jetzt ihren festen Platz darauf ein. Die unglaubliche Menge von Bildern und Notizen — in dem Kürschnerschen Jahrbuch erweitern sich diese vielfach zu kleinen Aufsätzen — mit ihrer reichen Belehrung machen die beiden Werkchen nicht nur zu nützlichen Hilfsmitteln für jedermann, sondern bieten auch viel Unterhaltendes; insbesondre werden sie auch unsrer reifern Jugend wieder sehr willkommen sein, zumal der Meyersche Abreißkalender, der ihr jeden Tag im Jahre neue Anregungen bringt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Rußland und Japan

Die nachfolgenden Zeilen geben einen Auszug aus einer der gelesensten russischen Tageszeitungen (Nowoje Wremja), die einen gewissen Anspruch darauf machen kann, die Stimmung der öffentlichen Meinung, soweit eine solche in Rußland überhaupt vorhanden ist, wiederzugeben und auch in einer dem auswärtigen Ministerium erwünschten Richtung zu beeinflussen. Es war von Interesse, die Äußerungen der Zeitung in den verschiednen Phasen der chinesischen Frage zu verfolgen; eine gezwungne Deutschfreundlichkeit löste gehässige Ausfälle, die der Erwerbung von Kiautschou die Schuld an der Boxerbewegung zuschreiben wollten, ab. Dann folgten ein heißes Liebeswerben um Uncle Sam und die Konstruktion eines Interessengegensatzes zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten einerseits und den übrigen Mächten andrerseits, zugleich immer dringlichere Vorwürfe an die französische Adresse, endlich nach dem Abschluß des deutsch-englischen Übereinkommens der Gedanke eines russisch-französisch-amerikanischen Dreibunds mit der leise angedeuteten Hoffnung auf den Anschluß Japans. Wenn nun in der vorliegenden Artikelreihe die frühere Freundschaft Japans zu Rußland aufgewärmt und zum Schluß Japan aufgefordert wird, sich für seine Aufwendungen in den chinesischen Unruhen durch eine Pachtung gegenüber Formosa zu entschädigen, so ist das sicher keine unschuldige Stilübung irgend eines sensationslustigen Journalisten, sondern ein Versuch, Japan von seinen in Korea verfolgten Zielen, also aus der russischen Interessensphäre abzulenken und in Gegensatz zu England zu bringen, das ja schon jeden Blick auf seine Interessensphäre als feindseligen Akt aufzufassen geneigt ist.

Es kommt häufig vor, sagt unsre Quelle, daß zwischen zwei in ehrlicher Freundschaft lebende getreue Nachbarn plötzlich von andern, die gern im Trüben fischen und den Wahlspruch des Tiberius divide et impera zu dem ihrigen gemacht haben, der Apfel der Zwietracht geworfen wird. Es entstehn Miß-

verständnisse, man macht sich Vorwürfe, und die guten Freunde sind zur Freude der Zuschauenden nahe daran, sich tüchtig in die Haare zu geraten. Da erfolgt noch in der letzten Stunde durch einen glücklichen Zufall eine Aussprache, und die hinterlistigen Intriguen werden offenbar, die alten Freunde erkennen sich wieder und sind erst recht ein Herz und eine Seele, bereit, von nun an Hand in Hand zu gehn.

Als das Volk der Japaner in seinem verzauberten Schloß aus tiefem Schlaf erwachte und den Druck des Feudalismus abschüttelte, da fand es einen guten, ihm aufrichtig zugethanen Freund in seinem alten Nachbarn Rußland. Schwer war die erste Zeit für die dem Fortschritt huldigende Regierung: das Volk konnte sich nicht so leicht von seinen tausendjährigen Überlieferungen trennen; bald hier bald dort loderte die Fackel der Unduldsamkeit und des Fanatismus auf, zum Schaden der Fremden. Rußland ließ Japans jungen Kaiser und seine Ratgeber dies nie entgelten, wie andre Mächte thaten. Noch heute erinnern sich alte Japaner, die damals im Vordergrunde des öffentlichen Lebens standen, freilich mit gemischten Gefühlen des schonungslosen Bombardements von Schimonoseki durch die englische Flotte und dagegen der in freundschaftlichem Tone gepflognen Unterhandlungen mit Rußland über die Verfolgung und Bestrafung der Mörder des russischen Schiffsfähnrichs Moffet, der in Jokohama erdolcht worden war. Etwas später lernten die Offiziere der im Entstehn begriffnen japanischen Flotte auf dem russischen Geschwader des Stillen Ozeans und wurden kameradschaftlich aufgenommen und in das Allerheiligste der Kriegsausrüstung, in alle Einzelheiten des Dienstes in der Marine eingeweiht, und sie haben das in sie gesetzte Vertrauen nicht mißbraucht. Mit unsern Mariniers sich einlebend, wurden sie und blieben sie treue, in ihrer Sympathie durch keinerlei Treibereien der europäischen Presse wankend gemachte Freunde Rußlands.

Hunderttausende von Japanern nährten sich vom Fischfang an unsern Gestaden; japanische Kaufleute und Handwerker siedelten sich unbehelligt in den Städten und Dörfern des Seegebiets (Primorsk) an. Die russische Flagge wurde in den japanischen Häfen jederzeit freudig begrüßt, und die russischen Matrosen wurden nicht nur von den Behörden, sondern von der ganzen Bevölkerung als gern gesehene Gäste freundschaftlich bewillkommt. Weshalb? Weil jeder Russe, vielleicht unbewußt, etwas von der unbesieglichen Kraft seines Volkstums in sich fühlt und hieraus seine großartige Duldsamkeit gegen ihm fremde Ansichten und Gewohnheiten schöpft, der Westeuropäer dagegen seine Zivilisation über alles stellt und das, was sich ihr nicht beugt und anpaßt, für überlebt und reif für seine Museen erklärt. Seiner Laune folgend, aus Neugier vielleicht, geht der Westeuropäer auf ein japanisches Volksfest, in ein Theater oder Restaurant, aber er sondert sich ab von der Menge und interessiert sich nicht für ihre Stimmung, er verlangt, daß er „für sein Geld" seiner Gewohnheit entsprechend bedient wird. Kurz, er kehrt, vielleicht auch unabsichtlich, einen Hochmut heraus, der das verträglichste Gemüt in Wallung

bringt. Und die Orientalen sind nicht so sehr verträglich, sondern ebenfalls von sich eingenommen. Dagegen hält sich der Russe an den weisen Grundsatz, daß man mit dem Kopf nicht durch die Wand rennen soll, wörtlich: „daß in einem fremden Kloster die Satzungen des eignen keine Geltung haben," und sucht sich mit der Gesellschaft anzufreunden, in die er geraten ist. Ein russischer Matrose in einem Buddhatempel witzelt nicht über die Betenden, sondern nimmt die Mütze ab, sieht sich um und geht leise wieder hinaus, weil nach seiner Überzeugung jedes Volk und jeder Glaube Gott wohlgefällig sind.

Am deutlichsten kamen die russophilen Tendenzen in Nagasaki zum Ausdruck, das die russischen Kriegs- und Handelsschiffe am meisten anliefen. Wenn im Frühjahr chinesische Kulis aus Tschifu nach Wladiwostok befördert wurden und im Herbst zurückkehrten, ging die Reise immer über Nagasaki, und hier auf dem Bazar verständigten sich Chinesen und Japaner in gebrochnem Russisch. In den dem Verkehr geöffneten Häfen Japans konnte man sich ebenso leicht mit Russisch, als im ganzen übrigen Orient mit Englisch durchhelfen.

Da brach der japanisch-chinesische Krieg aus, dessen glücklichen Ausgang Japan dazu benutzen wollte, Rußlands nächster Nachbar auf dem asiatischen Festlande zu werden und der allmählichen, aber unaufhaltsamen Entwicklung der russischen Herrschaft im fernen Osten ein Ziel zu setzen. Wahrscheinlich war ihm dieser Plan von den guten Freunden suggeriert worden, die zu Beginn des Kriegs die chinesische Flotte durch Signale über die Annäherung der japanischen verständigten und an seinem Ende mit gewohnter Skrupellosigkeit die bisherigen Freunde im Stiche ließen und dem Sieger Ovationen brachten, von denselben guten Freunden, die so vorzüglich verstehn, die Lärmtrommel zu schlagen und zu drohen und doch nicht gern Kriege führen, dafür aber mit Vergnügen zusehen, wenn andre dieses Geschäft für sie betreiben: es ist ihnen noch immer gelungen, bei einem Friedensschluß den fettesten Bissen für sich zu erhaschen.

Es war nicht übel ausgedacht, aber Rußland, Frankreich und Deutschland sprachen ein ernstes Veto, und Japan mußte sich mit einer Kriegskontribution und der Erwerbung der Inseln begnügen. Vielleicht hätten die japanischen Staatsmänner und das japanische Volk, sich selbst überlassen, sehr bald erkannt, wem die gebratnen Kastanien, die sie mit eigner Hand aus dem Feuer geholt hatten, zu gute kommen mußten, und wer den größten Nutzen von der sich im Norden Chinas zusammenziehenden politischen Wetterwolke haben würde; aber die Engländer, die an einer Entzweiung der bisherigen guten Freunde und Nachbarn ein Interesse hatten, wußten den für sie günstigen Augenblick, wo das Fehlschlagen ihrer hochgespannten Erwartungen in den Japanern eine leicht begreifliche Mißstimmung hervorrief, gehörig auszunutzen.

Im fernen Osten hat England die gesamte Presse zu seiner Verfügung. Nicht nur in den englischen Kolonien, sondern in jedem den Europäern ge-

öffneten Hafen erscheint mindestens eine englische Zeitung; sie alle arbeiten lediglich für englische Interessen nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel.“ Besonders gefährlich sind in dieser Beziehung die in Japan erscheinenden Tagesblätter, deren Redakteure ein verdächtiges Doppelspiel als Unterthanen Ihrer Majestät und angebliche Vertreter der japanischen Interessen spielen.

Mit dem Augenblick der Beilegung des japanisch-chinesischen Kriegs eröffnete diese gesamte Presse wie auf ein gegebnes Signal einen Preßfeldzug gegen Rußland und verfolgte vier Jahre lang standhaft das eine Ziel, die öffentliche Meinung in Japan gegen Rußland zu hetzen. Wieviel Verbrechen wurden unserm armen Vaterlande angedichtet! Seine ganze Geschichte wurde dargestellt als eine fortlaufende Kette unrechtmäßiger Beutezüge, die aller göttlichen und menschlichen Satzung Hohn gesprochen, Barbarei auf die Stätte fortgeschrittner Zivilisation verpflanzt und blühende Gegenden in Einöden verwandelt hätten. Wenn keine Thatsachen vorlagen, die effektvoll genug verdreht werden konnten, wurden ganz ungeniert Schauermären ersonnen und aus angeblich zuverlässigen Quellen geheime Pläne und Anschläge Rußlands mitgeteilt; es wurde darauf hingewiesen, daß in Europa ganz allein England, die mächtige Vertreterin der Zivilisation, die unersättlichen Begierden des nordischen Kolosses im Zaume halte, daß in Asien aber dieselbe Mission Japan vom Schicksal beschieden sei, Japan, das für seine Vertrauensseligkeit so schwer habe büßen müssen. Sogar die damit England zugesprochnen Verdienste schonte man nicht, um an andrer Stelle Rußland als den Koloß auf thönernen Füßen zu bezeichnen, der einen gehörigen Puff nicht aushalten würde; die russische Gutmütigkeit wurde als nichts weiter als schlecht verhehlte Schwäche hingestellt. Es ging so weit, daß der Hongkonger Korrespondent der Nagasaki Press aus Mangel an Stoff das alte liebe Märchen von den Unschlittkerzen aufwärmte und ausführlich beschrieb, wie er mit eignen Augen Matrosen von der „Rossija“ und „Admiral Nachimoff“ durch die Straßen habe schlendern und Talglichter essen sehen, Unteroffiziere und Maate eine bessere, dünnere und weißere Sorte. Das war denn doch der japanischen Presse zu viel, und eine Zeitung schrieb, es scheine ihr wirklich leichter, Talgkerzen zu essen und zu verdauen, als derartige Mitteilungen zu verarbeiten.

Es ist jedoch eine alte Wahrheit, daß von jeder noch so dummen Verleumdung immer etwas hängen bleibt. Japanische Hitzköpfe berauschten sich an diesem Blödsinn; die Märchen über Rußland fanden ihren Weg aus den Spalten der anglo-japanischen Zeitungen in die japanische Lokalpresse, schließlich sogar in bessere Zeitungen. In Japan kann jedermann lesen, und die Zeitungen haben einen großen Leserkreis.

Die jüngere Welt in Japan sah „den Vertrag von Schimonoseki von der Tatze des russischen Bären zerrissen“ und wollte nicht warten, bis sie sich schwer auf Japan legen würde. Im Jahre 1897 predigten patriotische Blätter offen den Krieg gegen Rußland und bramarbasierten unter Hinweis auf die

thönernen Füße von einem Parademarsch ihrer Kaisergarde durch ganz Sibirien. Als im Herbst desselben Jahres General Kavakami in das Ussurigebiet reiste, jubelten dieselben Blätter laut und erinnerten daran, daß derselbe General vor dem Kriege gegen China eine Reise in dieses Reich gemacht habe, folglich . . . jetzt Rußland an der Reihe sei, niedergeworfen zu werden. Indessen förderten die von der Reise mitgebrachten Eindrücke des Generals denn doch die friedlichen Tendenzen in den höhern Kreisen, die schon den Druck der öffentlichen Meinung zu fühlen bekommen hatten.

Ihren Siedepunkt erreichte die kriegerische Begeisterung der Zeitungen im Winter 1897/98, als nach der Besitznahme von Kiautschou durch Deutschland unsre Verhandlungen über die Pachtung von Port Arthur bekannt wurden. Die englischen Zeitungen proklamierten die Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen England und Japan, tönten wieder von der providentiellen Mission, der glänzenden Zukunft der beiden Inselreiche an den äußersten Enden der Alten Welt. Das kostete ihnen nichts, verpflichtete zu nichts und schürte doch die Volksleidenschaften, führte also zum gewünschten Ziele. Die einheimischen kleinen Blätter appellierten an den Patriotismus und schrieben, daß das auf den Feldern von Lao-dung nutzlos vergossene Blut japanischer Soldaten laut um Rache schreie. Die ernsthaftern Zeitungen waren zwar über die thönernen Füße inzwischen andrer Meinung geworden, hielten aber mit einem solchen Bundesgenossen wie England jegliches Unternehmen für aussichtsvoll. Die Nitschi-Nitschi, eine der verbreitetsten Zeitungen, druckte täglich Zeichnungen englischer und zur Abwechslung auch japanischer Kriegsschiffe nebst ausführlicher Beschreibung ab und rechnete die Streitkräfte der zukünftigen Alliierten zusammen. Die Anglo-Japaner jauchzten. Nagasaki Press brachte eines Tags in großgedruckten Lettern die Phrase: „Japan ist kriegsbereit."

Da kam plötzlich die Nachricht, daß auf Verlangen Rußlands der englische Admiral Befehl erhalten habe, seine Schiffe aus Port Arthur wegzuführen und nicht wieder dahin zu schicken. Dieses Ereignis hat anscheinend in Europa keinen besondern Eindruck hinterlassen; im Osten klang es, um ein Bild zu gebrauchen, wie der erste Schuß eines Trauersaluts für das Prestige Englands. Karikaturenzeichner übten ihren Witz daran; was früher ehrfürchtig als bedeutungsvolle Flottendemonstration bezeichnet worden war, wurde jetzt Picknick englischer Admirale getauft. Aus den Spalten der Nitschi-Nitschi verschwanden die Bilder und Beschreibungen englischer Kriegsschiffe und machten dem Abdruck einer Reihe öffentlicher Vorlesungen eines japanischen Gelehrten Platz, der zu irgend einem Kongreß in Moskau gewesen war. In diesen Vorlesungen, aus denen übrigens im allgemeinen ein sehr richtiges Urteil über Rußland herausklang, wurde der Gedanke entwickelt, daß es sehr wohl möglich und durchaus wünschenswert sei, mit dem alten Nachbarn wieder in Freundschaft zu leben. Die Wurstblättchen fielen in Mollton. Unsre Freunde hoben den Kopf hoch, und in Tokio wurde eine Gesellschaft zum Studium Rußlands gegründet. Die wüste Agitation der englischen Presse verlor immer mehr und mehr an Ansehen

und Erfolg. Staub und Nebel begannen sich zu zerstreuen, als der südafrikanische Krieg und seine Enthüllungen wie ein kräftiger Windstoß alle Dunstgebilde hinwegfegte.

Die japanische öffentliche Meinung erkannte mit einemmal den gefahrvollen Weg, den Sumpf, auf den die vermeintliche Verbündete sie gelockt hatte. Die Phantasmagorie der unbesiegbaren Macht verschwand spurlos, und die natürliche Reaktion ging wie immer weiter, als es die Thatsachen verlangten. Es fanden sich Skeptiker, die jetzt nicht bloß auf die Wertlosigkeit der englischen Armee schworen, sondern auch an der Brauchbarkeit und der Bedeutung der englischen Flotte Zweifel zu äußern begannen und meinten, daß sie seit Napoleons Zeiten immer nur in Demonstrationen groß gewesen sei und abgesehen von der Heldenthat der Beschießung von Alexandria niemals eine Probe ihrer kriegerischen Tüchtigkeit abgelegt habe.

Die Ausfälle gegen Rußland nahmen ab; es mag sein, daß man sie sogar bedauerte. Aber die japanische Presse ist nicht so hündisch geschmeidig wie die englische. Vier Jahre lang währende Hetzereien hatten sie gegen Rußland aufgestachelt, sie war voller Überzeugung auf den Leim gegangen und konnte sich jetzt nicht so leicht zu einem Frontwechsel entschließen. Sie schwieg sich aus.

Jetzt brachen die Unruhen in China aus. Die russischen und die japanischen Truppen nahmen die Hauptlast der kriegerischen Operationen auf sich, kämpften Schulter an Schulter und lernten sich einander und die übrigen Verbündeten auf der Walstatt recht würdigen.

Die getreuen Nachbarn reichten sich also bei der gemeinsamen Arbeit die Hände, und die alte Freundschaft warf die trennenden Schranken nieder. Die japanischen Soldaten sprangen auf die Brustwehr des von ihnen besetzten Forts, um die unsrigen mit Hurra zu begrüßen; unsre Matrosen kamen ins japanische Lager und trieben dort fröhliche Scherze. Unsre leichtverwundeten Offiziere vom Detachement Seymour wurden auf einem japanischen Transportdampfer nach Nagasaki geschickt, und die Schilderungen ihrer herzlichen Aufnahme in Japan entfesselten erst recht die alten Sympathien. Die Aufmerksamkeiten, die ihnen von den Behörden und von dem Kaiser und der Kaiserin selbst erwiesen wurden, bestätigten die Wahrheit des Satzes, daß alte Liebe nicht rostet, und machten uns recht deutlich, daß es besser sei, mit den Japanern, als gegen sie zu kämpfen.

Soll dieses Aufflammen der alten Freundschaft spurlos vorüber gehn? Müssen denn Rußland und Japan im fernen Osten durchaus als Konkurrenten feindlich einander gegenübertreten, und können sie keine neutrale Linie finden, auf der sie ihre Interessen, Hand in Hand gehend, zu verfolgen imstande sind?

In welcher Lage ist denn Japan heute? Was kann es vernünftigerweise von der Zukunft fordern? — Japan ist schon etwas übervölkert; seine Bevölkerungszahl nimmt fortwährend zu und — auffälligerweise — auch der Prozentsatz der Zunahme. Dieser betrug im Jahre 1890 0,95 Prozent

und stieg bis zum Jahre 1898, einige örtliche Anomalien abgerechnet, auf 1,23 Prozent.

Die Bevölkerung betrug 1890 40453000 Seelen auf einem Gebiet von 24794 Qu.-Ri*); am 1. Januar 1899 hatte sie sich auf 43760000 Seelen gehoben. Inzwischen waren Formosa und die Pescatore-Inseln mit einer Bevölkerung von 2781000 Köpfen und einem Flächeninhalt von 2268 Qu.-Ri zum Reiche hinzugekommen. Formosa ist also nur halb so stark bewohnt als das eigentliche Japan und könnte schon einen Teil des Bevölkerungsüberschusses aufnehmen; aber es darf nicht vergessen werden, daß die Insel sehr gebirgig und von halbwilden Volksstämmen bewohnt ist, deren Befriedung eine Aufgabe zu sein scheint, wie sie Rußland etwa im Kaukasus gestellt worden ist. Brauchbare Häfen fehlen, überhaupt ist das Küstengebiet wenig entwickelt, noch viel weniger als in Japan.

Die Hauptnahrung der japanischen Bevölkerung ist der Reis, dessen Konsum von Jahr zu Jahr zunimmt, und zwar in steigendem Maße. Wenn man die Menge der Reisausfuhr von der der Reiseinfuhr absetzt, so erhält man Zahlen, die deutlich reden. Noch im Jahre 1894 betrug der Wert der Differenz der Ausfuhr gegen die Einfuhr nur 2282000, im Jahre 1898 dagegen 42300000 Yen.**) In derselben Zeitspanne hatte sich die mit Reis bebaute Fläche nur um 3 Prozent vergrößert; annähernd ebenso große Zunahmen waren für die mit andern Getreidearten bebauten Flächen zu verzeichnen.

Die angeführten Zahlen beweisen genugsam die obige Behauptung, daß sich in Japan eine Übervölkerung fühlbar macht, und daß es nur zwei Wege giebt, sich für die Zukunft gegen ihre Folgen zu sichern, nämlich entweder den Bevölkerungsüberschuß irgend wohin abzuleiten, oder Japan zu einem Industrieland zu machen, die Industrie soweit zu entwickeln, daß durch die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach auswärtigen Märkten die Einfuhr von Rohprodukten überwogen wird. Aber auf diesem letzten Wege wird Japan bei der heutigen Lage der Dinge, wo sämtliche europäischen Mächte um die Herrschaft auf dem Weltmarkt ringen, nur sehr schwer vorwärts kommen. Noch im Jahre 1898 betrug der Wert der japanischen Ausfuhr 165754000 Yen, der Wert der Einfuhr aber 277502000 Yen.

Japan müßte sich also neue Kolonisationsgebiete erschließen, die das Mutterland mit Getreide versorgen und zugleich Absatzmärkte für seine Industrie werden könnten. Da richten sich die Augen der Japaner ganz natürlich auf das Festland, und es wäre, wenigstens nach der Ansicht englischer Diplomaten und Wirtschaftspolitiker, das einfachste, daß sie sich in Korea häuslich einrichteten, für England sicher auch das erwünschteste. Aber Korea ist so wenig geeignet, die „Kornkammer Japans“ zu werden, wie die unsinnige

*) 1 Qu.-Ri = 18,42 Quadratkilometer.

**) 1 Yen etwa soviel als ein Rubel, also 2,20 Mark.

Bezeichnung „Dach der Welt" für die Pamirhochebene angebracht ist. Ein Schlagwort — nichts weiter! Die Reiseinfuhr aus Korea ist sehr gering, sie hat im Jahre 1898 kaum 5 Prozent der gesamten Reiseinfuhr in Japan betragen (55 Prozent lieferten die französischen, 25 Prozent die englischen Kolonien). „Korea, das Italien des Ostens" ist eben auch nur ein Schlagwort. Denn das Klima Koreas hat noch weniger Ähnlichkeit mit dem Italiens, als mit dem des benachbarten Japans. Der größte Nachteil Koreas für die Japaner ist aber die Nachbarschaft mit Rußland, die allerdings England gerade den größten Vorteil verspricht. Starke Nachbarn verursachen einander immer Sorgen, und Reibereien zwischen ihnen bleiben nicht aus. Wenn Japan das vermeiden will, so muß es Korea seinem Schicksal überlassen, es weiter vegetieren lassen und sich selber über die lange Kette seiner Inseln nach Süden hin auszudehnen suchen. Gerade seiner südlichsten Besitzung, der Insel Formosa gegenüber liegt die chinesische Provinz Fu-kieng, an deren Gestaden sich außer dem Vertragshafen Amoy eine Reihe geeigneter Ankerplätze für die japanische Flotte finden lassen würde, die, wie schon bemerkt worden ist, solcher in Formosa entbehrt.

Japan hat bei den gemeinsamen Operationen mit den europäischen Mächten nicht geringe Opfer an Soldaten und Geld gebracht und hat darum natürlich ein Recht auf Entschädigung, wenn auch der englisch-deutsche Vertrag die Unantastbarkeit des chinesischen Landbesitzes feierlich proklamiert — beide Mächte haben ja ihr Schäfchen im Trocknen, Deutschland Kiautschou, England Wei-hai-wei, Honkong und Kaulung —, und zudem wird der Vertrag nicht berührt, wenn Japan einen ihm wirklich unentbehrlichen Hafen bei Formosa nur auf gewisse Zeit pachtet. Es wäre ungerecht, ihm etwas zu verweigern, was andre schon haben, nur weil es versäumt hat, mit den andern im Jahre 1897/98 zugleich zu handeln.

Rußland wünscht Japan sicherlich den besten Erfolg. Seine guten Wünsche, die durch die gemeinsame militärische Aktion in China wiederhergestellten freundnachbarlich guten Beziehungen und wieder erstandnen Sympathien bieten ein Unterpfand einer ungestörten friedlichen Entwicklung in der Zukunft.

Frankreich und Deutschland werden ihre Interessen kaum berührt sehen, England vielleicht, das nach dem Muster Kapstadt-Kairo möglicherweise einen ununterbrochnen Besitz von Hongkong bis Wei-hai-wei geplant hat. Aber schließlich muß jeder Appetit einmal seine Grenzen finden: wenn man seine Arme so weit ausstrecken will, muß etwas mehr Kraft darin sein, als das meerbeherrschende Albion gezeigt hat.

H. Toepfer

Die Handelspolitik im Jahre 1901

(Fortsetzung)

Es ist vor einiger Zeit in den Grenzboten gesagt worden,*) am besten wäre es, wenn die Getreidezollfrage durch einen besondern Akt der Gesetzgebung noch vor dem Eintritt in die Handelsvertragsverhandlungen gelöst würde. Die Getreidezölle sollten ganz aus der Handelsvertragspolitik ausgeschaltet und der Autonomie des Reichs vorbehalten werden. Leider mußte dabei aber zugegeben werden, daß daran nicht zu denken sei, solange die Vertreter der Landwirtschaft ihre Ansprüche wegen der Zollhöhe nicht sehr ermäßigten und die ganze Behandlung der Frage nicht wesentlich anders würde. Der Getreidezoll müsse als vorübergehende Notstandsmaßregel anerkannt und seine allmähliche Herabsetzung gesetzlich gesichert werden. Zunächst könnten die bisherigen Zollsätze für einige Jahre wohl bestehn bleiben. Dadurch würde der Abschluß langfristiger Handelsverträge für die Industrie kaum erschwert werden, was unter allen Umständen vermieden werden müsse. In spätern besondern Notstandsfällen könnte die autonome Gesetzgebung des Reichs auch wohl durch Zollerhöhungen auf kurze, fest begrenzte Zeit helfen, ebenso wie bei eintretender Teuerung durch vorübergehende Herabsetzung oder Aufhebung der Zölle. Natürlich würde in neuen Handelsverträgen diese mit dem allmählichen Abbau verbundne Beweglichkeit der Kornzölle ausgedrückt werden müssen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß auf eine solche Behandlung der Getreidezölle weder die Agrarier eingehn würden, noch die ihnen willfährige Reichstagsmehrheit, der Gedanke sonach zur Zeit nur eine theoretische, keine praktische Bedeutung beanspruchen könne. Die Agrarier verlangen vor allem die Erhöhung der Kornzölle im allgemeinen und auf die Dauer, denn für absehbare Zeit ist eine wesentliche Änderung der Konkurrenzverhältnisse auf dem Weltmarkt nicht zu erwarten. Auch die Theoretiker, die der gleitenden Skala das Wort reden, wie von der Goltz, Kühn, auch wohl Schmoller, gehn im allgemeinen davon aus, daß der Zollschutz zu erhöhn, aber von seinem Abbau vorläufig gar nicht zu reden sei. Conrad hat vielleicht Recht, wenn er meint, daß der Übergang zur gleitenden Skala in diesem

*) Nr. 43 vom 25. Oktober 1900.

Sinne, ganz abgesehen von den sonstigen Nachteilen, die man ihr nachsagt, den Abschluß günstiger Handelsverträge für uns erst recht unmöglich machen müsse, denn die Hauptgetreideexportländer, an deren Erschließung und Offenhaltung unserm Industrieexport am meisten liege, namentlich Rußland, würden am wenigsten darauf eingehn, daß unsre Getreidezölle gerade dann am höchsten werden sollten, wenn sie die Getreideausfuhr nach Deutschland am nötigsten brauchten. Thatsächlich kommt wohl der Gedanke einer gleitenden Getreidezollskala in keiner Form vorläufig für unsre praktische Handelspolitik in Betracht. Es wird mit festen, für die Vertragsdauer gebundnen Getreidezöllen gerechnet werden müssen, oder mit dem Nichtzustandekommen der Handelsverträge überhaupt.

Über die schädlichen Wirkungen der Erhöhung solcher festen, für die Vertragsdauer gebundnen Getreidezölle für die Landwirtschaft selbst scheint man sich trotz Conrads und der Mehrzahl der deutschen Nationalökonomen wiederholter und eindringlicher Warnungen an den maßgebenden Regierungsstellen immer noch nicht klar zu sein oder sich doch auf jede Weise hinwegtäuschen zu wollen. Kein unbefangner Beurteiler der Sache, sollte man meinen, könnte noch zu bestreiten wagen, daß auch diese Zollerhöhung den Verkehrswert des landwirtschaftlichen Bodens wieder mehr steigern wird als den Ertragswert, daß also dadurch die verhängnisvolle Differenz zwischen diesen beiden Werten und damit zugleich die gefährliche Überschuldung der Landgüter größer statt kleiner, der Hauptgrund des landwirtschaftlichen Notstands also verschärft statt gemildert werden muß. Man wird, wenn man nicht ganz unwahrscheinliche, ja unmögliche Umwälzungen auf dem Weltgetreidemarkt voraussetzt, erwarten müssen, daß die Zollerhöhung nach Ablauf der neu zu schließenden Handelsverträge nicht nur die heutigen Klagen der Landwirte nicht zum Schweigen gebracht haben wird, sondern daß diese dann noch lauter ertönen werden, und unsre Landwirtschaft thatsächlich auch noch schwächer und gegenüber dem Weltmarkt widerstandsunfähiger geworden sein wird als heute. Will man, so muß man doch fragen, dann etwa die Getreidezölle noch weiter und immer weiter erhöhen? Will man die Getreide- und Brotpreise in Deutschland, die schon die höchsten in den Welt- und Großstaaten sind, immer weiter gegen die Auslandspreise künstlich in die Höhe treiben lassen? Will man die deutsche Getreideproduktion, die dank der irrationellen Bodenpreise und der unsers Erachtens teilweis irrationellen Betriebsintensität schon jetzt vielleicht die teuerste in der Welt ist, noch mehr und immer mehr verteuern? Oder wie denkt man sich denn sonst die Lösung der Getreidezollfrage nach fünfzehn und nach dreißig Jahren?

Zum Teil glaubt man sich dieser Fragen einfach entschlagen zu können mit der Behauptung, der gegenwärtige Notstand sei so akut, daß ohne Rücksicht auf seine wahrscheinlichen übeln Nachwirkungen das Mittel der Zollerhöhung angewandt werden müsse, wenn nicht der sofortige Zusammenbruch des landwirtschaftlichen Betriebs überhaupt und damit eine furchtbar schwere

Schädigung des Gesamtwohls der Nation eintreten solle. Es ist dies der Trumpf, den die landläufige Agitation der so übermäßig ins Kraut geschossenen Agrardemagogie seit Jahr und Tag mit Erfolg ausspielt. Conrad und andre Nationalökonomen haben mit Recht und mit guten Gründen diese Übertreibungen bekämpft. Aber die Schwarzmaler haben neuerdings eine verhängnisvolle Unterstützung gefunden durch die amtlich veranlaßte Enquete über die Rentabilität typischer Landwirtschaftsbetriebe. Nach ihr wäre die deutsche Landwirtschaft schon jetzt bankrott, der Wert von Grund und Boden nur noch „fiktiv." Die Ergebnisse der Enquete in Rheinpreußen, die veröffentlicht worden sind, zwingen zu dieser Annahme. Auch alles, was sonst der deutsche Landwirtschaftsrat in seinen „Nachrichten" gebracht hat, freilich im Widerspruch mit dem, was seit Jahren in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" gestanden hat und die Landwirte selbst glauben. Unter den Gelehrten, die der Verein für Sozialpolitik berufen hat, sich über die Ziele der Handelspolitik zu äußern, ist, wie Schmoller in der Vorrede zu den „Beiträgen zur neusten Handelspolitik Deutschlands" mitteilt, auch der Generalsekretär des deutschen Landwirtschaftsrats. Sein Beitrag liegt noch nicht vor, aber man darf wohl hoffen, daß darin gerade die Frage des akuten Notstands und das Ergebnis der erwähnten Enquete unter Darlegung der Erhebungs- und Bearbeitungsmethode eingehend behandelt werden wird. Klarheit muß unter allen Umständen geschaffen werden darüber, wer Recht hat: Conrad, der von einem „entschiednen Aufschwunge" der landwirtschaftlichen Betriebe spricht, und dem eine Erhöhung der Zölle „unzulässig" scheint, oder das trostlose Bild, das die von Reichs wegen unternommne, aber von Interessenvertretungen durchgeführte Enquete von den landwirtschaftlichen Zuständen giebt. Es ist Pflicht der nationalökonomischen Wissenschaft, soweit sie mit Conrad einig ist, endlich mit aller Gründlichkeit die agrarischen Argumente im einzelnen zu prüfen, die agrarischen Sophismen zu widerlegen, das Wahre vom Falschen, Übertriebnen und Schiefen zu sondern. Bisher haben die Herren das, wie uns scheinen will, vielfach zu leicht genommen, und deshalb sind alle ihre Vorträge und Schriften im Kampf um die Handelspolitik so wirkungslos geblieben, wie es sich mit der Würde der Wissenschaft länger nicht mehr verträgt. Die führende, herrschaftsgewohnte Minderheit im Verein für Sozialpolitik, oder besser gesagt: im Kathedersozialismus, vor allem die Berliner Schule, die dem leitenden Beamtentum am nächsten steht, ist wohl in alter, orthodoxer Gegnerschaft gegen alles, was an eine liberale Richtung in der Handelspolitik anklingt, auch heute noch geneigt, den auf weitere Verschärfungen des Schutzzollsystems wie des Protektionismus überhaupt abzielenden, namentlich auch den agrarischen Bestrebungen Vorschub zu leisten. In Rücksicht darauf halten vielleicht auch noch manche andre namhafte Nationalökonomen, denen die Solidarität in der sogenannten „ethischen" Schule besonders am Herzen liegt, mit der Kritik dieser Bestrebungen etwas zurück. Aber die „Sezession" im Kathedersozialismus ist doch in vollem Fluß, und sie wird durch die handelspolitischen

Kämpfe der Gegenwart beschleunigt und verschärft, viel mehr noch als durch die Mittelstandsbewegung, bei deren Besprechung neuerdings Biermer sehr nachdrücklich auf sie hingewiesen hat.*) Mögen die „Beiträge," die Schmoller dem Reichskanzler überreicht hat, und die der Verein für Sozialpolitik ihm noch überreichen wird, in bekannter Weise ebensoviel Gründe für wie gegen die agrarische und hochschutzzöllnerische Absperrungspolitik und für wie gegen die die wirtschaftliche Expansion fördernde Handelsvertragspolitik in die Wagschale werfen, sodaß der Reichskanzler die Wahl und die Qual hat und deshalb einem solchen Sammelvotum der deutschen Wissenschaft zunächst wenig Gewicht beizulegen vermag, das steht doch ganz außer Zweifel, daß sich unsre gelehrten Nationalökonomen in stark zunehmendem Umfang und Ernst zum Kampf gegen jede weitere Verschärfung der agrarischen Interessenpolitik rüsten und sammeln. Diese Bewegung werden die „Beiträge" des Vereins für Sozialpolitik trotz ihrer Dissonanzen oder gerade dadurch wesentlich fördern. Sollte die Regierung es für opportun halten, dem Verlangen nach dauernden, immer höher und höher zu schraubenden Getreidezöllen kein entschiednes Quod non entgegenzustellen, auch nicht auf die Gefahr hin, durch diese Schwäche die Kontinuität der Handelsvertragspolitik oder das Zustandekommen unserm Auslandsgeschäfte günstiger Handelsverträge überhaupt unmöglich zu machen, so wird ihr voraussichtlich in der deutschen Wissenschaft eine mächtige Gegnerin erwachsen, deren Kritik die öffentliche Meinung schließlich doch Gehör schenken wird. Kommt dann als natürliche Folge des opportunistischen Fortwurstelns im agrarischen Geleise der mehr oder weniger schroffe Bruch mit dieser Richtung, dann wird erst der wahre Notstand der deutschen Landwirtschaft beginnen, der durch keine Palliativmittel mehr zu bannen sein wird. Und die heutige Schwäche der verbündeten Regierungen würde daran die Schuld tragen.

Nun scheint es freilich in den Regierungskreisen auch sehr einflußreiche Männer zu geben, die die Konsequenzen der dauernden Getreidezölle und ihrer Verschärfung, vor denen Conrad warnt, namentlich die weitere künstliche Steigerung der Bodenpreise und der Verschuldung nicht verkennen, ihnen aber durch tief eingreifende Beschränkungen des freien Verfügungsrechts der Landwirte über ihr Grundeigentum begegnen zu können glauben. Es sind dies die Freunde der Miquelschen Agrarreformpläne, der Vermehrung der Fideikommisse und der Einführung des obligatorischen Anerbenrechts, der Entschuldung und Verschuldungsgrenze und der Geschlossenheit der Güter. Vielleicht spielen sie bei der Geneigtheit der verbündeten Regierungen, sich dem Drängen der Agrarier auf Zollerhöhungen zu fügen, eine weit größere Rolle, als man in gelehrten Kreisen ahnt. Jedenfalls sind sie bei der Beurteilung der schwebenden Agrarzollfrage und deshalb auch unsrer ganzen zukünftigen Handelspolitik, die ja wesentlich von agrarischen Rücksichten beeinflußt wird, mehr zu beachten, als das bisher geschehn ist. Es wird dies sofort klar

*) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Artikel: Mittelstandsbewegung.

werden durch einen kurzen Blick in einen Aufsatz, mit dem der bekannte kathedersozialistische Volkswirt, der Ministerialdirektor im preußischen Landwirtschaftsministerium Dr. H. Thiel, für die Miquelschen Pläne unter den preußischen Landwirten neuerdings Propaganda zu machen unternommen hat.*)

Dr. Thiel geht von der sehr richtigen Erkenntnis aus, daß die Landwirtschaft trotz aller sie bedrückenden Umstände auch jetzt noch bei richtigem Betrieb überall da lohnend sei, wo nicht fiktive Werte zu verzeichnen sind, und wo genug disponibles Vermögen vorhanden ist, daß man den laufenden Verpflichtungen, vor allem also den Zinszahlungen zu jeder Zeit gerecht werden kann, auch wenn die laufenden Einnahmen einmal infolge schlechter Ernten, schlechter Preise oder sonstiger Mißstände nachlassen. Das gilt natürlich ganz ebenso für Gewerbe und Handel und hat für die Landwirtschaft vor hundert Jahren ebenso gegolten wie heute. Unsre ostelbischen Großbauern haben es verstanden, ihre Wirtschaft dementsprechend zu führen, und sie verstehn es auch jetzt noch, soweit sie die protektionistische Propaganda nicht schon zu Schuldenmachern im großen erzogen und ihnen nicht abgewöhnt hat, sich in die Zeit zu schicken, nach der Decke zu strecken. Wie kommt es aber — sagt Dr. Thiel dann —, daß ein so einleuchtender Grundsatz so wenig befolgt worden ist, und daß so viele Landwirte mit Verpflichtungen belastet sind, denen sie, beim Mangel eines genügenden Vermögens, nur gerecht werden können, wenn der seltne Glücksfall ununterbrochen guter Ernten und entsprechend genügender Preise eintritt? Und er antwortet darauf: Die Ursachen dieser Erscheinung sind vor allem die übertriebne Wertschätzung des Grund und Bodens und das den Verhältnissen des Grundbesitzers nicht entsprechende Erbrecht.

Für die Wertschätzung des Grund und Bodens sei es verhängnisvoll geworden, daß wir uns im verflossenen Jahrhundert über fünfzig Jahre in einer Periode ununterbrochen steigender Bodenwerte befunden hätten. Man habe deshalb in den Verkaufspreisen die zukünftige Wertsteigerung eskomptiert und sich dazu verleiten lassen, möglichst große Flächen auch mit der geringsten Anzahlung zu erwerben, um eine möglichst große Gewinnchance in der Wertsteigerung zu haben. So sei es zu erklären, daß gegenwärtig noch so vielfach eine starke Differenz zwischen dem Verkaufswert und dem Ertragswert der Güter bestehe, worin eine der Hauptursachen der Überschuldung zu sehen sei. Und wie könne dem abgeholfen werden? Alle Bestrebungen, momentan den Ertragswert zu heben — namentlich also doch die Kornzölle —, könnten auf die Dauer nicht helfen. Sie hülfen nur den gegenwärtigen Besitzern, während die nachfolgenden bei entsprechend erhöhter Werttaxe dann wieder in dieselbe Kalamität geraten müßten, solange nicht andre wirtschaftliche Grundsätze Platz griffen. Es müßten deshalb, wenn man dauernd helfen wolle, Mittel und Wege gefunden werden, den unberechtigten Wertsteigerungen entgegen zu wirken, die die Folge künstlicher Ertragssteigerungen sein könnten.

*) Anerbenrecht, Verschuldung und Entschuldung. In Mentzel und v. Lengerkes Landwirtschaftlichem Kalender 1901.

Die Übereinstimmung dieser Gedanken mit den in den Grenzboten wiederholt dargelegten Anschauungen Conrads springt in die Augen. Aber während Conrad zu dem unsers Erachtens notwendigen Schluß gelangt, daß deshalb der Staat vor allem die zu den „unberechtigten Wertsteigerungen“ infolge „künstlicher Ertragssteigerungen“ führenden Getreidezollerhöhungen endlich einmal bleiben lassen und den in falsche wirtschaftliche Grundsätze hineingeratnen Landwirten Veranlassung und Zeit geben sollte, zu andern, richtigern Grundsätzen — namentlich zur Anerkennung des Ertragswerts als der beim Kauf, der Erbesübernahme und der Verschuldung maßgebenden Werttaxe — zurückzukehren, liegt für Dr. Thiel jede Umkehr, ja jeder Stillstand auf dem agrarprotektionistischen Wege, in den wir seit zwanzig Jahren eingelenkt sind, himmelweit fern, und noch weit ferner der Gedanke, daß die Landwirte, wie das in andern Gewerbszweigen natürlich und selbstverständlich ist, durch Schaden klug werden und als selbstverantwortliche Männer zu pflichtmäßig solidem, konservativem Betriebe zurückkehren könnten. So etwas giebts für den orthodoxen Kathedersozialisten eigentlich wohl überhaupt nicht. Da heißt es eben ohne Ende immer mehr protegieren, immer mehr entmündigen, immer mehr bevormunden.

Thiel stellt den nach allen Richtungen hin mehr als fragwürdigen Satz auf: das Problem der dauernden und für den jeweiligen Besitzer vorteilhaften Erhaltung des Besitzes bestehe in der „Steigerung des Ertrags und der Grundrente ohne entsprechende Steigerung des Verkaufs-, Übernahme und Belastungswerts.“ In dieser Beziehung herrsche, meint er, zwischen Industrie und Landwirtschaft ein ganz wesentlicher Unterschied. Wenn der Fabrikbesitzer gute Geschäfte mache, so schreibe er von den Werten seiner Fabrik an Gebäuden und Maschinen möglichst viel ab, er schaffe sich dadurch für die Zeiten schlechter Geschäftslage günstigere Produktionsbedingungen und erschwere die Konkurrenz neuer Fabriken, die doch zu Anfang das ganze Kapital zu verzinsen hätten. Ganz anders der Landwirt, je höher seine Einnahmen aus seinem Besitz, desto höher bewerte er ihn, und desto höher werde er im Erbgang übernommen, desto höher, wenn erforderlich, mit Schulden überlastet, sodaß jede Wertsteigerung nur eine augenblickliche, keine dauernde Verbesserung der Verhältnisse des Besitzers bedeute. — Die Wahrheit, daß das eben eine mit dem Charakter der Landwirtschaft ganz unverträgliche, unsolide, spekulative Wirtschaft ist, die gerade unsern ostelbischen Rittergutsbesitzern zum Vorwurf gereicht, und für die sie die volle Verantwortlichkeit zu tragen haben, wird Thiel durch alle hinkenden Vergleiche mit der Industrie nicht aus der Welt schaffen können. Schlimm ists, daß er sie den Landwirten selbst gegenüber in dieser Weise verschleiert, statt sie recht nackt und bloß ihnen vor Augen zu führen, was heute mehr not thut als jemals. Recht hat er, wenn er darauf hinweist, daß es die Börse mit den Aktien freilich ebenso mache wie die Landwirte mit dem Grund und Boden, indem sie sie nach dem Ertrage, soll heißen: nach dem „augenblicklichen“ Ertrage, bewerte. In der That, das Verhalten

der ostelbischen Großlandwirte hat vielfach eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem der Börsianer gehabt, und bei der ganzen politischen Aktion des Bundes der Landwirte ist die Spekulation auf eine neue Hausse in den Güterpreisen wohl auch jetzt wieder die eigentliche causa movens. Die Freunde der Miquelschen Reaktionspläne gegen die Stein-Hardenbergsche Agrarreform in Preußen alten Bestands wissen diesen wirtschaftsmoralischen Defekt trefflich hervorzukehren und zugleich zu bemänteln und dadurch auch die Getreidezollfrage im Sinne ihres Ideals bestens zu verwerten, d. h. im Sinne der Rückkehr zu möglichst allgemeiner und vollständiger Gebundenheit, Geschlossenheit und weitgehender Unverschuldbarkeit des landwirtschaftlichen Grundeigentums. Thiel verlangt das nicht nur für die Bauern, sondern für alle mittlern und größern Landwirte, also im ostelbischen Sinne für Bauern und Rittergutsbesitzer. Es muß hier auf eine umfassende und eingehende Kritik dieser Pläne verzichtet werden; dazu wird sich später noch Gelegenheit finden. Hier war nur ihr Zusammenhang mit der Getreidezollfrage und damit ihre Bedeutung für die handelspolitischen Probleme der Gegenwart hervorzuheben. Die deutschen Nationalökonomen, die sich der weitern handelspolitischen Reaktion entgegen stemmen, haben bisher von diesem Zusammenhang wenig oder gar keine Notiz genommen, auch soweit sie entschiedne Gegner der Miquelschen Agrarreaktion sind. Die altpreußischen Landwirte selbst denken nicht daran, dafür zu schwärmen. Sie sind für althannoversche Erbrechtsideale vorläufig noch nicht zu haben. Wie es scheint, soll nun aber von Amts wegen mit Hochdruck für diese ins Zeug gegangen werden.

Die sehr wichtige Stellung der im „Zentralverband deutscher Industrieller" organisierten schutzzöllnerischen Großindustrie zu den agrarischen Forderungen ist nicht ganz klar. Sie hat wiederholt verlauten lassen, daß sie für höhere Kornzölle eintrete, aber auch für die Industrie eine Verstärkung des Zollschutzes verlange. Eine im Oktober 1900 erschienene Denkschrift des Geschäftsführers des Verbandes, H. A. Bueck, mit dem Titel „Für und wider die gesetzliche Feststellung eines Maximal- und Minimalzolltarifs als Grundlage für die Handelspolitik Deutschlands" läßt erkennen, daß eine Minderheit dieser Industriellen den Agrariern sogar in der Forderung des Doppeltarifs zustimmt, in dem, was die Hauptsache ist, für alle oder gewisse wichtige Waren Minimalzollsätze gesetzlich festgelegt werden sollen, unter die die Unterhändler bei den Verhandlungen über die neuen Handelsverträge nicht herabgehn dürfen. Sehr geschickt und unsers Erachtens überzeugend plaidiert der Verfasser, wie es scheint, namens der Verbandsmehrheit gegen den Doppeltarif und die Bindung der Unterhändler an solche vorher gesetzlich festzulegende Minimalzollsätze. Er exemplifiziert auf das Ausland, wo man schlechte Erfahrungen mit diesem System gemacht hat, ja es überhaupt gar nicht durchzuführen imstande gewesen ist. Um zu Handelsverträgen zu kommen, sei man schließlich doch unter die Minimalsätze herunterzugehn gezwungen worden. Die Gesetze über die Verträge hätten einfach die vorher so fein auskalkulierten Minimalsätze in den

Zolltarifgesetzen wieder aufheben müssen. Bei striktem Festhalten an den Minimalzöllen wäre das Zustandekommen der Handelsverträge überhaupt mehr als unwahrscheinlich. Aber die Regierung sei auch gar nicht imstande, durch Befragen der Interessenten die rechte Höhe solcher Minimalzölle vor den Vertragsverhandlungen zu ermitteln. Sie könne sich der Verantwortung nicht entziehn, selbständig zu urteilen, und erst „während der Verhandlungen über den Abschluß eines Vertrags“ werde sie mit Nutzen Sachverständige heranziehn können. Schon diese Bemerkung allein verleiht der Denkschrift einen hohen Wert. Sie trifft den Nagel auf den Kopf und legt die wundeste Stelle an dem von der Regierung beliebten Verfahren bei der Vorbereitung handelspolitischer, überhaupt wirtschaftspolitischer Entscheidungen bloß. Durch Anhören von hundert und von tausend Interessenten allein gelangt man nicht zur Erkenntnis des für das Gesamtwohl dauernd Ersprießlichen. Es ist Unsinn, so zu reden, als ob die bewußte „Mittellinie“ sich dabei von selbst ergäbe, wie die Resultanten im Parallelogramm der Kräfte. Daß hier Herr Bueck die Regierung, d. h. die leitenden Beamten, an die eigne Erkenntnis und die eigne Verantwortung erinnert und ihnen geradezu die Emanzipation von den Einflüssen der Interessenten zur Pflicht macht, ist sehr verdienstlich und hat nach den Antezedenzien des Zentralverbands einen besondern Reiz. Möglich ist es schon, daß sein guter Rat mehr dem Wunsch entsprungen ist, die Regierung möge nur vom Zentralverband abhängen, als dem, sie möge überhaupt von keiner Interessenvertretung abhängen.

Wenn der Zentralverband dafür eintritt, an die Stelle des Doppeltarifs mit festen Minimalsätzen zunächst einen „Verhandlungstarif“ zu schaffen „mit verhältnismäßig hohen Sätzen, die bei angemessenen Zugeständnissen des Mitkontrahenten entsprechend ermäßigt werden können und sollen,“ so kann auch dem nur zugestimmt werden. Da nun einmal auch die Getreidezölle aus der Handelsvertragspolitik ganz los zu bekommen und sie beweglich zu gestalten vorläufig keine Aussicht ist, wird man freilich in den „Verhandlungstarif“ auch für sie höhere Sätze aufzunehmen geneigt sein, als man in den Vertragstarifen aufrecht zu erhalten entschlossen ist. Werden die Agrarier darauf eingehn, ohne volle Garantie eines Minimums, unter das nicht herunter gegangen werden darf? Darüber wird wohl zunächst der Kampf im schutzzöllnerischen Lager selbst entbrennen, und die Sammlungspolitiker werden dann alle Hände voll zu thun haben, den Interessengegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft, der nun einmal in der Natur der Sache liegt, noch etwas länger zu verkleistern und zu verschleiern.

Den Landwirten ist dabei in Erinnerung zu bringen, daß, wenn überhaupt die Festsetzung richtig bemessener Minimalzölle Jahre vor dem Inkrafttreten langfristiger Vertragstarife eine schwierige Aufgabe ist, dies für Getreidezölle doppelt und dreifach gilt. Darauf beruht ja gerade die Berechtigung des Verlangens nach ihrer Beweglichkeit. Man will im Jahre 1901 den im Interesse der jetzigen landwirtschaftlichen Grundbesitzer, aber doch auch im

dauernden Interesse der Landwirtschaft selbst, und schließlich auch im Interesse der Gesamtheit der Nation Minimalkornzölle gesetzlich unabänderlich festlegen für eine erst mit Neujahr 1904 beginnende zehn= oder zwölfjährige Vertragsperiode! Hat das denn rechten Sinn? Wenn wir in dem Triennium 1901 bis 1903 die guten Preise von 1898 und 1891 wieder bekommen sollten, so würde die öffentliche Meinung schließlich so energisch gegen jede Erhöhung der jetzt geltenden und noch bis Ende 1903 gebundnen Zölle reagieren, daß weder die Regierungen noch eine Reichstagsmehrheit dafür zu haben sein würden. Der 1901 gesetzlich festgelegte hohe Minimalzoll würde ohne weiteres gesetzlich wieder annulliert werden. Die Landwirte sollten sich das wohl überlegen, ehe sie durch ihre Ansprüche das Zustandekommen neuer Handelsverträge vor Ablauf der alten hindern.

(Fortsetzung folgt)

Karl Schneider

(Schluß)

Im Frühjahr 1863 wurde Schneider vom Provinzialschulkollegium im Einverständnis mit dem Konsistorium zum Seminardirektor in Bromberg vorgeschlagen. Er wurde auch für diese Stelle ernannt. Ein richtiger Bureaukrat, so groß seine Geschäftstüchtigkeit sein mag, ist der alte Schulmann und Theolog nie geworden. Er schreibt: „Der König ernannte mich durch Patent vom 10. August 1863 zum königlichen Seminardirektor in Bromberg." Nach richtiger preußischer Ausdrucksweise wird man aber zu einem wirklichen Amte niemals durch ein Patent, sondern immer durch eine Bestallung ernannt. Durch Patent bekommt man einen Titel oder einen Rang, aber kein Amt. Zum Geheimen Oberregierungsrat (Rat zweiter Klasse) und zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat (Rat erster Klasse) ist der nachmalige Geheime Regierungsrat Schneider durch königliches Patent befördert worden, zum Seminardirektor und später zum Geheimen Regierungs= und vortragenden Rat im Ministerium aber durch königliche Bestallung. Wie viel hundert Konzepte von Bestallungen für Seminardirektoren, und welche Menge Konzepte von Patenten für Schulräte mag er wohl während seiner langjährigen Wirksamkeit im Ministerium mitgezeichnet haben! Den Unterschied scheint er nicht gemerkt zu haben. Schadet auch nichts.

In Bromberg trat begreiflicherweise die geistliche Amtsthätigkeit gegen das Schulamt, das die volle Kraft Schneiders beanspruchte, ganz zurück. Er hatte

auch kein geistliches Amt mehr, nicht einmal wie sein Amtsvorgänger eine Hilfspredigerstelle im Nebenamt. Aber die große Gemeinde — das Kirchspiel umfaßte in der Stadt und in den Dörfern bis zur Entfernung von elf Kilometern etwa 30000 Seelen — und die geistliche Not gingen ihm so zu Herzen, daß er trotz der großen Arbeitslast seines Seminaramts freiwillig dem würdigen, alten Oberkonsistorialrat Romberg Unterstützung und Vertretung in den kirchlichen Amtsgeschäften gewährte. Auch mit Rombergs Nachfolger, dem spätern Generalsuperintendenten Taube, stand er im freundlichsten Verhältnis.

Aber seine Hauptaufgabe lag im Seminar, das er in der traurigsten Verfassung übernahm. Was er über die Verkommenheit der Zustände im Seminar und in den Schulen mitteilt, spottet aller Beschreibung. Man kann sich solche Zustände heute kaum noch vorstellen. Hier sei nur bemerkt, daß Schneider, von seinen guten Nerven unterstützt, mit ungemeiner Frische und Kraft mutig und mit großem Erfolg die vorhandnen Schäden anpackte. Er fesselte die Seminaristen zunächst durch die frische Lebendigkeit seiner Unterrichtsweise an seine Person, dann aber mit Hilfe seiner trefflichen Gattin durch die energisch in die Hand genommne Fürsorge für ihre bessere Verpflegung und durch ein menschlich gewinnendes Umgehn mit den jungen Leuten an das Seminar. Unter Schneiders Schülern sind denn auch hervorragende Männer. Das Bromberger Amt brachte ihn in unmittelbare persönliche Berührung mit dem Geheimen Rat Stiehl, den er später im Ministerium abgelöst hat. Es spricht für beide Männer, daß sie sich gegenseitig respektierten. Stiehl hatte in Schneider den ungewöhnlich begabten, eifrigen und hervorragenden Schulmann bald erkannt, und das freundliche Verhältnis zwischen beiden hat bis zu Stiehls Tode gedauert. Stiehl war eine einigermaßen rauhe, eckige und schroffe Natur, aber er war ein ehrlicher Mann und ein sehr befähigter Schulmann, keineswegs der Ignorant oder Frömmler, für den manche seiner Gegner ihn ausgeben wollten. Er war persönlich ohne Frage besser als seine Regulative. Übrigens waren auch diese zu ihrer Zeit ein wirklicher Fortschritt gewesen. Sie enthielten neben pädagogisch falschen, weil mechanisch wirkenden Grundsätzen auch eine Reihe trefflicher, die noch heute allgemein in Geltung stehn und als richtig anerkannt werden. Nur daß man sie nicht mehr auf Stiehl und seine Regulative zurückführt. Auf einer Instruktionsreise, die Schneider noch vor seinem Eintritt in Bromberg machte, hatte er im Seminar zu Münsterberg Gelegenheit, die „Idealgestalt eines sogenannten Regulativseminars," und zwar unter der Leitung eines tüchtigen Direktors, des nicht ohne Grund als pädagogische Autorität geltenden Eduard Bock zu sehen. Er fand Bocks Unterricht musterhaft, die äußere Ordnung der Anstalt tadellos. Und doch lag über dem Ganzen, wie Schneider sehr richtig heraussfand, ein gewisser Druck, und man wurde fortwährend an das Wort erinnert, das Napoleon I. zu Pestalozzi gesagt haben soll: Vous voulez mécaniser l'instruction. Das war denn auch wirklich Bocks Absicht; aber zu welchem thörichten, unpraktischen und unverantwortlichen Blödsinn in Wirklichkeit das System führte, das mag, wen diese methodischen Dinge interessieren, bei

Schneider nachlesen. Stiehl hat sicherlich die Verkehrtheiten solcher Art nicht gebilligt; aber die grundsätzlichen Fehler der Regulative trugen daran doch mindestens einen sehr großen Teil der Mitschuld.

Schneider vermied solche Fehler, und ein tüchtiger, gescheiter Direktor konnte sie auch trotz der Geltung der Regulative vermeiden.

Schneider erzählt aus seiner Bromberger Zeit eine Geschichte, die bei dem sonst so ehrlichen und wahrheitsmutigen Manne einigermaßen befremdlich erscheint. Er hatte die sogenannten Wilden zu examinieren, d. h. vorläufig im Schuldienst beschäftigte Lehrer, die ihre Vorbildung auf eignen Wegen gesucht hatten, und die dem Seminar zu einem methodischen Kursus überwiesen wurden, daß ihnen wenigstens die notdürftigsten Kenntnisse mitgeteilt und Anleitung zu deren Verwertung im Unterricht gegeben würde. Für diese Lehrer — bei der damaligen Lehrernot wohl noch ein notwendiges Übel — war eine besondre Prüfung vorgeschrieben, die man Wildenprüfung nannte. Mehr als dreimal durfte sie nicht versucht werden, und die Prüflinge waren fast ohne Ausnahme Familienväter. Schneider nahm sich dieser Lehrer mit großer Aufopferung an, und die Examinatoren ließen es begreiflicherweise nur äußerst ungern und im alleräußersten Falle zum dritten Nichtbestehn kommen. Er berichtet aber, daß er, wenn der Bewerber wieder nicht bestanden habe, ihn kurz vor Prüfungsschluß beiseite genommen und ihm geraten habe, „wegen plötzlicher Erkrankung" von der Prüfung zurückzutreten. Der Rat zurückzutreten war gut und macht Schneiders humanem Sinne alle Ehre. Nicht gut aber und nicht ehrlich war der dem Bewerber suppeditierte Grund „wegen plötzlicher Erkrankung." Das war eine Notlüge, und zwar eine sittlich unerlaubte Unwahrheit in optima forma. Man braucht kein Mückenseiger zu sein und wird doch diese den Prüflingen vom Seminardirektor angeratene Notlüge recht bedenklich finden, zumal da sie gar nicht nötig war. Der Prüfling konnte ebensogut ohne jede Angabe eines Grundes zurücktreten, und wenn man wirklich die Angabe eines Grundes für durchaus nötig halten wollte, so hätte er doch sicherlich besser gethan, wenn er ehrlich gesagt hätte: Ich trete von der Prüfung für diesesmal zurück, weil ich mich überzeugt habe, daß meine bisherige Vorbereitung noch nicht ganz ausreicht. Wenn die Humanität der Behörde und der Examinatoren an der doch vollkommen durchsichtigen „plötzlichen Erkrankung" keinen Anstoß nahm, so konnte sie ihn noch viel weniger an dem ehrlichen Eingeständnis des Prüflings nehmen, daß er sich noch nicht durchzukommen getraue. Daß Schneider diesen seinen unpädagogischen Mißgriff so offen und unbefangen erzählt, spricht gewiß zu seinen Gunsten. Ein Mißgriff aber war und bleibt der in dieser Form unter Suppeditierung einer Notlüge erteilte Rat unter allen Umständen. Sehr anerkennenswert dagegen ist es, daß Schneider die armen Prüflinge auf seinem Zimmer für die Lehrprobe des andern Tags selbst vorbereitete. Freilich hat er nicht verhindern können, daß bei dieser Lehrprobe recht wunderliches zu Tage kam. Zu den Worten: „Jesus ging hinaus in die Wüste zu beten," setzte ein Lehrer hinzu: „In dieser Stadt war nämlich eine Wüste."

Das Jahr 1866 brachte auch in Bromberg doppelte Aufregung, durch den Krieg und durch die Cholera. Die Ereignisse, die dem Ausbruch des Kriegs unmittelbar vorhergingen, fielen mit den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause zusammen. Schneiders liberale Freunde waren sehr unangenehm überrascht, als sie seinen Namen unter dem konservativen Wahlaufrufe fanden, der es für eine Pflicht gegen das Vaterland erklärte, jetzt zur Regierung zu halten. Sein intimer Freund, der Rechtsanwalt Hänschke, kam ganz erregt zu ihm, um zu fragen, ob sein Name wirklich mit seiner Zustimmung unter diesem Blatte stünde. Der Gymnasialdirektor Dr. Deinhardt, auf den Schneider viel hielt, zog sich von ihm zurück. Freilich kam dieses charaktervolle Eintreten Schneiders für seine gesunde patriotische Überzeugung später zu der verdienten Anerkennung. Bei dem großen Festmahle, das man in Bromberg den heimgekehrten Truppen gab, näherten sich ihm die alten Freunde und Bekannten, soweit sie es nicht schon vorher gethan hatten, wieder in der alten Herzlichkeit, namentlich auch der ihm liebe Gymnasialdirektor, der seinen Irrtum lebhaft bedauerte. So geht es charaktervollen Männern, die mutig gegen den Strom schwimmen, hinterher immer, wenn sie nur reines Herzens sind und reine Hände haben. Schneider hat sich beides allezeit bewahrt.

Ebenso charaktervoll und furchtlos erwies er sich bei der im Juli 1866 mit elementarer Gewalt in Bromberg wütenden Cholera. Als Seminardirektor hatte er dabei eine doppelt schwere Verantwortung zu tragen. Gott segnete seinen Mut, ja man möchte sagen seinen Humor dabei. Einen Seminaristen, der die Krankheit bekam, kurierte er durch drastische Gegenmaßregeln. Ein weiterer Fall kam im Seminar nicht vor.

Im Frühjahr 1867 fanden die Wahlen zum ersten norddeutschen Reichstage statt. Die Deutschen in Bromberg schlossen sich fest zusammen. Eine Volksversammlung wurde von dem Justizrat von Grodde̓ck als Vertreter der Liberalen und von Schneider als dem Vertreter der konservativen Partei geleitet. Mit großer Mehrheit wurde der deutsche Kandidat, Herr von Leipziger gewählt.

Der Geheime Rat Stiehl hatte inzwischen Schneiders ungewöhnliche organisatorische Befähigung, seine Tüchtigkeit und seine Gabe, sich auch unter schwierigen Verhältnissen als sichern Leiter und Führer zu beweisen, erkannt und voll gewürdigt. Schneider wurde zum Direktor der königlichen Waisen- und Schulanstalt in Bunzlau und des mit dieser Anstalt verbundnen Seminars berufen. Ostern 1867 trat er sein Amt an den vereinigten Bunzlauer Anstalten an. Er hatte hier sehr schwere und durch die Kombination ungleichartiger Stiftungen und Anstalten recht verwickelte Aufgaben zu lösen. Auch in Bunzlau griff Schneider, nachdem er sich gründlich orientiert hatte, mit fundamentalen, auf gesunden, praktischen Anschauungen beruhenden Reformen ein. Er hat nicht nur neue und bessere Ordnung, sondern auch neues Leben in die Bunzlauer Anstalten gebracht. In Schlesien, wo man auf Bunzlau mit Recht stolz ist, dankt man ihm das noch heute. Von der Bunzlauer Zeit

her datiert Schneiders Freundschaft mit dem damaligen Provinzialschulrat, spätern Geheimrat Wätzoldt. Viele Jahre lang haben beide Männer nachher im Ministerium Hand in Hand gewirkt, sachlich einmütig, persönlich treu verbunden. Sie waren im Ministerium ein Vorbild kollegialen Zusammenwirkens, wie es sein soll. Schneider galt als der führende Teil. Seine Persönlichkeit machte sich wenigstens nach außen hin schärfer und energischer geltend. Aber auch der sehr bescheiden auftretende Wätzoldt war ein bedeutender Mann, an Erfahrung und wohl auch an Kenntnis seinem Freunde Schneider nicht selten überlegen, und auch er konnte in amtlichen Angelegenheiten mit sehr spitzer Feder schreiben, und wenn es sein mußte, mit scharfer Zunge reden. Daß die Freundschaft der beiden Männer vorgehalten hat bis zu Wätzoldts Tode und in gewissem Sinne darüber hinaus, ist ein schönes Zeugnis für beide.

Von Bunzlau aus hielt Schneider auf der großen Liegnitzer Pastorenkonferenz unter allgemeiner Zustimmung einen Vortrag über „das Verlangen nach einer Trennung von Kirche und Schule, eine Bußpredigt für die Geistlichen." Der Erfolg dieses Vortrags mag der Anlaß geworden sein, daß ihm auf dem Stuttgarter Kirchentage das Referat über die Frage übertragen wurde: Kann die Schule als solche des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung der Kinder entbehren? Er fand damit ungemein großen Anklang und zwar, wie er andeutet, auch in solchen Kreisen, die den Begriff der Kirche und auch der konfessionslosen oder konfessionellen Schule wohl einigermaßen abweichend von dem Sinne auffaßten, worin Schneider sie verstand.

Im Spätherbst 1869 erfuhr er, daß der Minister von Mühler damit umgehe, ihn an das Seminar für Stadtschullehrer in Berlin zu versetzen. Schneider bat den Geheimrat Stiehl, er möge ihn in Bunzlau lassen. Er wisse, daß er damit seine amtliche Laufbahn abschlösse; es würde ihm aber eine Freude sein, bis ans Ende bei seinen Waisenkindern zu bleiben. Der Minister blieb aber bei seiner Absicht. Schneider fuhr nach Berlin zu Stiehl, und dieser erklärte ihm, wenn jede Individualität besser wissen wolle, wo sie hingehörte, als der Minister, so stünde die preußische Unterrichtsverwaltung still. Er habe nur die Wahl, nach Berlin zu kommen oder seinen Abschied zu nehmen. Schneider ging natürlich nach Berlin.

Auch hier erforderte das Seminar ein reformatorisches Einschreiten. Dies gelang aber schnell und vollständig. In Berlin geriet Schneider, wie beinahe jeder arbeitsfreudige Beamte, bald in das kirchliche oder christliche Vereinsleben hinein.

Im Anfange des Jahres 1872 trat der Kultusminister von Mühler, dessen Stellung längst, namentlich seit dem Tode des Unterstaatssekretärs Lehnert mehr und mehr unhaltbar geworden war, von seinem Amte zurück, und der Geheime Oberjustizrat Dr. Falk, bisher vortragender Rat im Justizministerium und Schneiders Freund von Breslau her, wurde Kultusminister. Fürst Bismarck war entschlossen, den Kampf gegen die Übergriffe der römischen Kirche aufzunehmen und dabei zunächst bei der Schule einzusetzen. Es war in

der That die höchste Zeit. Denn unter dem Minister von Mühler hatte die katholische Abteilung des Ministeriums, meist hinter dem Rücken des Ministers, einen geradezu unglaublichen Unfug getrieben. Schneider erzählt ein Beispiel bischöflicher Anmaßung von Rechten über die Schule, die der Staat sich niemals nehmen lassen kann. Dieses Beispiel allein reicht hin, Gott zu danken, daß Falk, mögen die Mittel des Kulturkampfs zum Teil auch noch so verkehrt gewesen sein, dieser unerhörten Wirtschaft ein Ende gemacht hat. Die Thatsache allein, daß wir in Preußen das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 haben, bleibt ein Juwel in Bismarcks und Falks Ruhmeskranze. Schneider giebt in einem besondern Kapitel seines Buchs eine orientierende Übersicht über die Entstehung und den Inhalt der Regulative, bei der auch ihr Verfasser Stiehl mit gerechter Anerkennung, aber auch mit ebenso gerechter Hervorhebung seiner Fehler und der Mißgriffe in den Regulativen eine objektive, lesenswerte und lehrreiche Beurteilung findet. Schon als Bethmann-Hollweg im Jahre 1858 das Ministerium übernommen hatte, war der Ruf nach Beseitigung der Regulative erhoben worden. Zwei Verfügungen vom November 1859 und Februar 1861, die unter der Überschrift „Weiterentwicklung der Regulative" veröffentlicht worden sind, milderten zwar einige Schärfen, kamen aber nicht recht zur Geltung. Bei Mühlers Rücktritt wandte sich der öffentliche Unwille gegen Stiehl und die Regulative. Stiehl veröffentlichte ein Schriftchen: „Meine Stellung zu den Regulativen," machte dabei aber wieder allerhand Mißgriffe und deshalb Fiasko. Der Minister Falk konnte über Stiehls Mißliebigkeit nicht im Zweifel sein; er war aber auch von der Notwendigkeit einer Reform der Lehrerbildung und der Grundlagen der Volksschule persönlich überzeugt. Er bemühte sich, etwas ordentliches zu schaffen, und berief eine Konferenz zur Beratung über Fragen des Volksschulwesens. Diese Konferenz bestand aus dem Minister, dem Unterstaatssekretär Achenbach, den Ministerialräten Stiehl, Stieve, Linhoff, Wätzoldt, von Cranach, dem Gerichtsassessor von Wolff, den Schulräten Arnold aus Liegnitz, Bayer aus Wiesbaden, Bock aus Königsberg, Kellner aus Trier, Spicker aus Hannover, Wetzel aus Stettin, den Seminardirektoren Fix aus Soest, Giebe aus Bromberg, Lange aus Segeberg, Schorn aus Weißenfels, Treibel aus Braunsberg, dem Schulvorsteher Bohm aus Berlin, dem Hauptlehrer Dörpfeld aus Barmen, dem Dr. Schirm aus Wiesbaden, dem Direktor des Viktoriabazars Karl Weiß aus Berlin und fünf Landtagsmitgliedern, nämlich dem Oberpräsidenten a. D. von Kleist-Retzow (konservativ), dem Regierungsrat von Mallinckrodt (Zentrum), dem Oberlehrer a. D. Dr. Paur aus Görlitz (Fortschritt), dem Prediger Richter aus Mariendorf und dem Gymnasialdirektor a. D. Dr. Techow aus Berlin (nationalliberal). Schneider war zu seinem Befremden nicht dabei, wurde aber durch den reichlichen Verkehr von Konferenzmitgliedern in seinem Hause über alle Vorgänge in der Konferenz auf dem Laufenden erhalten. Nach Auflösung der Konferenz ließ der Minister Schneider rufen und beauftragte ihn, neue Regulative zu entwerfen. Schneider hatte die Vorarbeiten dazu gewissermaßen längst vorrätig. Seine schon in Bromberg entstandne

Schrift „Aufgabe und Ziel der einklassigen Volksschule“ hatte nach Stiehls eignem Ausdruck „lauter Löcher in die Regulative gebohrt,“ war aber gleichwohl durch Stiehl selbst im Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung zum Abdruck gebracht worden. Die Dekrete des französischen Ministers Duruy erschienen Schneider mustergiltig, und an ihren Inhalt lehnte er — natürlich in freiester Weise und mutatis mutandis — seine Arbeit an. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieses französische Paradigma, auf das Schneider sich ein wenig zu gute zu thun scheint, so einwandsfrei ist, wie er annimmt. Genug, während des Ferienaufenthalts in Schmiedeberg arbeitete er fünf Erlasse aus, die er dem Minister vorlegte. Dieser wünschte mancherlei Änderungen, namentlich in der Form. Schneider goß demgemäß den ersten Entwurf, den er auch mit seinen nähern Freunden beraten hatte, um. Zunächst ging er nach Halle zum Kongreß der innern Mission, hielt dort unter großem Beifall einen Vortrag über den „Lehrermangel als eine Gefahr für das christliche Volksleben in Deutschland“ und zeigte dabei, daß er seine bisherige kirchliche Stellung der „bevorstehenden Beförderung“ nicht zu opfern willens sei. Das war den ausschweifenden Hoffnungen gegenüber, die der Liberalismus und Radikalismus damals auf Falk setzte, eine That. Es war aber zugleich sehr klug.

Dann wurden Schneiders Entwürfe auf einer Konferenz im Ministerium, an der unter Achenbachs Vorsitz Stiehl, Stieve, Wätzold und der Provinzialschulrat Wetzel teilnahmen, eingehend durchberaten. Stiehl, durch seine persönliche Lage gereizt, opponierte begreiflicherweise mit erbitterter Schärfe, und Wetzel sekundierte ihm. Der katholische Stieve hielt sich zurück. Dagegen trat Wätzoldt trotz seiner Verehrung für Stiehl mit größtem Freimut für Schneider ein. Anfangs dachte dieser daran, die Entwürfe zurückzuziehn; allmählich aber ging es besser, die Entwürfe wurden fertig. Am 15. Oktober zitierte der Minister ihn zu einer Besprechung, und ehe Falk den ersten Entwurf zeichnete, sagte ihm Schneider: „Stiehl hat mir zur Pflicht gemacht, dich darauf hinzuweisen, daß du seit deinem Amtsantritt eine gleich wichtige Bestimmung noch nicht unterzeichnet hast.“ „Ich weiß es,“ sagte Falk, nahm die Feder und unterzeichnete mit den Worten: „In Gottes Namen.“ Als der fünfte Entwurf von Falk unterzeichnet wurde, schlug die Glocke zwölf. „So haben wir ja, sagte der Minister, gerade an Königs Geburtstag unser Werk vollendet.“ Unter der Überschrift „Allgemeine Bestimmungen, betreffend das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ wurde die neue Schulordnung unter dem 15. Oktober 1872 veröffentlicht.

Es würde hier zu weit führen, auf den in dem Buche ausführlich erläuterten Inhalt der Allgemeinen Bestimmungen näher einzugehn. Das aber ist gewiß, sie waren eine aus dem Gewissen eines ganzen Mannes hervorgegangne Arbeit. Sie bedeuteten eine wirkliche und wahre Reform. Sie retteten die gesunde, christliche Volksschule vor den radikalen Stürmen der Zeit. Für ihren Verfasser sind sie ein unvergänglicher Ruhmestitel. Sie selbst sind Menschenwerk und als solches vergänglich, auch keineswegs durch-

weg und ohne weiteres einwandfrei. Aber sie sind eine gesunde, sieghafte Grundlage für das christliche Volksschulwesen geworden. Ihre Bedeutung reicht weit über die preußischen Grenzen hinaus, und mit gutem Recht und wohl begründetem Stolz kann der greise Verfasser auf diese Segensfrucht treuer, tiefgründiger und lauterer Arbeit schauen.

Schneider trat nunmehr zunächst als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium ein, blieb aber vorläufig noch Seminardirektor bis zu seiner etatsmäßigen Ernennung zum vortragenden Rat. In dieser Stellung hat er siebenundzwanzig Jahre lang mit großem und allgemein anerkanntem Erfolge gewirkt, als zuverlässige Autorität von den verschiednen auf Dr. Falk folgenden Ministern gleichmäßig geschätzt und wirksam unterstützt. Er giebt von seinen Vorgesetzten und Kollegen — mit seinem Takt nicht von allen — ein wohlthuendes Bild. Nicht gerade vollständig ausgeführt, aber mit wenigen sichern, mehr andeutenden Strichen im allgemeinen zutreffend skizziert. Besonders wohlthuend berührt die dankbare Pietät, mit der er unter anderm des verewigten Unterstaatssekretärs, Wirklichen Geheimen Rats Sydow, einer körperlich gebrechlichen, geistig und sittlich hoch bedeutenden Persönlichkeit, eines der edelsten Beamten gedenkt, die das Kultusministerium, ja der Staatsdienst in Preußen jemals zu den ihrigen gezählt haben. Ebenso verdient ist das Lob und die Verehrung, die er dem inzwischen ausgeschiednen, jetzt in Berlin lebenden Ministerialdirektor, Wirklichen Geheimen Rat de la Croix widmet. Nur irrt Schneider in der Annahme, daß de la Croix den ihm von Falk angebotnen Posten als Ministerialdirektor abgelehnt habe; vielmehr ist dem damaligen Ministerialrat de la Croix unter Falk nie eine Direktorstelle angeboten worden. Er war in wichtigen Punkten grundsätzlich andrer Ansicht als Falk und wurde darum mit weniger wichtigen Sachen beschäftigt. Doch ehrten auch Falk und Sydow die vornehme Lauterkeit seines Charakters. Hübsch und anmutig schildert Schneider die leichtlebige und heitre Art des übrigens hochbegabten Ministers von Puttkamer, dem er trotz seines vielfach abweichenden Standpunkts volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aus den Schlußkapiteln des Buchs ergiebt sich, mit welchem Eifer und gutem Erfolge Schneider auch für die Verbesserung der äußern Lage der Lehrer thätig gewesen ist. Besondre Verdienste hat er sich um das Taubstummenwesen erworben. Er hatte sich von der Richtigkeit der Lautmethode beim Taubstummenunterricht überzeugt, und er hat die offizielle Anerkennung dieser Methode, durch die der Taubstumme in humaner Weise zum Sprechenlernen geführt und dadurch der menschlichen Gesellschaft wieder als nützliches Glied einverleibt wird, gegen eine Fülle der heftigsten Angriffe durchgesetzt. Von nicht geringem Interesse ist auch die Darstellung seiner Thätigkeit für die Ordnung des Mädchenschulwesens. Die Verfügung vom 31. Mai 1894 ist allen Fachleuten wohl bekannt. Sie war wohl eine der letzten großen, organisatorischen Arbeiten, die Schneider geleistet hat. Auch sie ist vielfachen Angriffen ausgesetzt gewesen. Da aber die Grundgedanken gesund sind, wird auch diese Regelung in der Hauptsache Bestand haben. Die größte Zahl ihrer anfänglichen Widersacher ist schon jetzt verstummt.

Im Jahre 1892 wurde der sonst mit unverwüstlicher Arbeitskraft ausgestattete Mann vom grauen Star befallen, von dem Professor Pagenstecher in Wiesbaden aber glücklich operiert. Auch Lungenemphysem stellte sich allmählich ein, und er konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß seine Arbeitskraft nachließ. Der Feier seines siebzigsten Geburtstags entzog er sich durch eine Reise. Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Gedenktags der Allgemeinen Bestimmungen wurde ihm aus den Kreisen der Lehrer und Schulaufsichtsbeamten im Jahre 1897 ein Kapital von 11000 Mark zu einer Karl Schneiderstiftung übergeben, die er zur Beschaffung von Prämien für Zöglinge der evangelischen Seminare in Berlin, Bromberg und Bunzlau, sowie eines katholischen Seminars bestimmt hat. Auch sonst wurden ihm bei seinem Übertritt in den Ruhestand zahlreiche Ehren- und Abschiedsgaben zu teil.

Schwer geprüft wurde er nach der Niederlegung seines Amts durch den Tod einer lieblichen Enkelin und nicht lange nachher durch die Todeskrankheit und den Heimgang seiner trefflichen, heißgeliebten Frau. Aber bei aller Trauer und allem Weh, das ihn erfüllte, konnte er doch in der Erinnerung an das, was ihm Gott in seiner Gattin geschenkt und mehr als vierzig Jahre gelassen hatte, sein Buch ausklingen lassen in den Dank des 103. Psalms: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat."

In ein reiches und gesegnetes Menschenleben läßt uns das Schneidersche Buch hineinblicken. Nur mit wenig Linien konnte der vorstehende Umriß versuchen, den Inhalt des Buchs anzudeuten. Aber vielleicht reicht dieses Wenige doch aus, weitern Kreisen Lust zu machen, das Buch selbst zu lesen. Für die Fachleute ist es ein „Quellenbuch," dessen sie kaum werden entraten können und wollen. Für die tiefere Würdigung der Allgemeinen Bestimmungen in ihren Einzelheiten ist es unentbehrlich, und nie ist besseres darüber gesagt worden. Es ist eine Fundgrube gesunder pädagogischer und methodischer Weisheit. Aber noch wertvoller erscheint es uns als das naturgetreue Spiegelbild einer ehrlichen, charaktervollen, geschlossenen Persönlichkeit.

Giglio

Von Karl Gußmann

Daß das „römische Pflaster," bildlich genommen, nicht gerade das billigste und beste ist, weiß jeder Romfahrer; aber was es, wirklich genommen, ist, und woher es stammt, das wissen nur wenige zu sagen. Es stammt von Giglio, einem Felseneiland im toskanischen Archipel. Diese Insel liefert der Hauptstadt das meiste nötige Straßengestein, sie steht also damit, allerdings etwas werktäglich und

nur nützlich, an der Seite des marmorspendenden Carraras. Giglio gehört zu den kleinsten und unbekanntesten unter dem halben Dutzend Inseln, die um das von Fremden gleichfalls wenig besuchte Elba liegen. Und doch ist Giglio durch einen täglich verkehrenden Dampfer über Porto San Stefano mit der festländischen Hauptbahn verbunden, und drei Telegraphenstationen verbinden sie mit dem Weltverkehr. Bekannter geworden als Giglio ist durch Dumas die 43 Kilometer davon entfernte, von Romanerinnerungen umwobne Insel Monte Christo, die jetzt dem Prinzen von Neapel gehört und jedes Jahr auf einige Wochen von seiner Familie bewohnt wird; aber wer kennt Giannutri, Pianosa, Capraja, Grosseto? Unzählige sind schon durch diese kleine Inselwelt gefahren, aber selten hat sich ein Deutscher auf einen der Granitfelsen verirrt, die hier aus dem Meere steigen. Trotzdem giebts kaum etwas Anmutigeres als die elbanischen Inseln, und die lieblichste unter ihnen ist das rebenumrankte, meerumrauschte, windumfächelte Giglio.

„Warum darüber schreiben? Fürwahr, ich habe keine triftige Antwort darauf, nur daß ich das Felseneiland lieb gewann, und daß ich, ohne es zu merken und zu beabsichtigen, sein Porträt entwarf, etwa so, wie der in Gedanken vertiefte Künstler die Züge des Wesens, das er liebt, ohne es zu wissen, skizziert." So schreibt in der Einleitung zu dem prächtig ausgestatteten Buche: Giglio der Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich-Toskana, der schon mehr als eine verschollne Mittelmeerinsel gewissermaßen wiederentdeckt hat und nun auch Giglio aus seiner Verborgenheit zieht, Giglio, „das die Aussicht hat, in nicht gar zu ferner Zeit ein beliebter Badeort zu werden. Thatsächlich besitzt die ganze Westküste Italiens keinen geeignetern Platz, wo man im Sommer die Nachmittagsstunden angenehmer im Schatten verbringen könnte als an den sandigen, von Bergen beschützten Ufern der Ostküste von Giglio, und dieser Umstand sichert mit Recht dem Felseneiland eine bessere Zukunft."

Die Insel hat nur 21 Quadratkilometer Oberfläche und 25 Kilometer Umkreis und liegt 14 Kilometer von dem nächsten Punkt des Festlands, vom Monte Argentario entfernt. In der Mitte erhebt sich die Pagana bis zu 498 Metern über dem Meere, verschiedne andre Felsen ragen bis 400 Meter und höher empor. Heiß wirds freilich in dieser kleinen Bergwelt vom Juni an, und heiß bleibts bis Mitte September; da aber die durchschnittliche Temperatur niemals über 25 Grad steigt, so ist die Hitze leicht zu ertragen. Was die Kälte betrifft, so geht das Thermometer sogar bei starkem Nordwind fast nie unter Null, sodaß der Schnee ein äußerst seltner Gast ist. An Wind und Sturm fehlt es besonders im Winter der Insel nicht: die Tramontana, der Levante und der Ponente herrschen vor; der Ponente kommt und geht plötzlich, sodaß man auf Giglio zu wetterwendischen Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegt: Tu sei come il ponente!

Felsige, oft unersteigbare Ufer umgürten die Insel, und nur wo die paar Torrenten (Wildbäche) aus tiefen Schluchten hervorbrechen, finden sich kleine

Einbuchtungen mit grobem Granitsand; einen eigentlichen Hafen sucht man vergebens. Während in diesen Bachbetten nur nach starken Regengüssen Wasser fließt, rieseln an verschiednen Stellen des Ufers vier eisenhaltige Quellen (acidulo ferroginosa) ins Meer, und auch an eigentlichem Trinkwasser fehlt es nicht, das mehrere recht gute Quellen liefern, deren eine sogar mittels gußeiserner Röhren einen halben Kilometer weit nach dem Castello geleitet wird. Auch Wald ist vorhanden, wenn auch nur als Buschwald (Macchia), da er aller fünf Jahre zur Gewinnung von Brennholz und Weinbergspfählen (pali) geschlagen wird; hier findet man verschiedne Arten der Cistrosen und der immergrünen Eichen, und wo die stachlige Calycotome in größerer Menge auftritt, herrscht oft eine undurchdringliche Wildnis. Die Wälder Giglios bieten aber keinerlei Schrecknisse; hier hausen weder die sonst üblichen Briganten, noch wildes Getier. Nur ein scheues Häslein huscht da und dort durchs Gebüsch oder über einen Weideplatz, und aus den Felsenritzen lugen und laufen zahllose unschuldige Eidechsen. Auch die Schlangenart, die ziemlich zahlreich vorkommt (Coluber viridiflavus), ist durchaus unschädlich. Der Schrecken der Nachbarinsel Capraja fehlt: das Kaninchen, das dort alles verwüstet hat. Nur mit Ratten hat es hier der Landmann als Schädlingen auf den Feldern zu thun.

Die Gesamtzahl der auf Giglio derzeit lebenden Einwohner beträgt 2421, von denen 2349 Eingeborne sind; in der obern Ortschaft, in Giglio Castello, wohnen 1470, in der untern, Giglio Marina oder Porto, 841, während die übrigen auf Gehöften, in Campese und Renella, hausen. Als Ureinwohner oder auch nur als Bevölkerung alten Ursprungs kann man diese Gigliesen von heute nicht ansehen. Im Jahre 1544 entführte Haireddin Barbarossa sämtliche Bewohner nach Stambul, wo die meisten an der Pest dahinstarben. Zu dieser Zeit gehörte die Insel der Familie Piccolomini-Aragon, und diese schickte nach dem Abzug des Korsarenhäuptlings fünfzig Familien aus dem Neapolitanischen und Genuesischen auf den verödeten Felsen. Von diesen Kolonisten stammt, was heute auf Giglio wohnt. Es ist ein gesundes Geschlecht; achtzig- bis neunzigjährige Leute sind durchaus keine Seltenheit, und wie rüstig schreiten diese Alten noch einher! Mordthaten und sonstige Verbrechen sind sehr selten, und dem dortigen Pfarrer, einem schon bejahrten Manne, ist von einem Selbstmord, der auf der Insel vorgekommen wäre, nichts bekannt. Höchstens bringen unbedeutende Landdiebstähle dem Gericht manchmal vorübergehende Beschäftigung. Uneheliche Geburten giebt es kaum. Reich sind die Gigliesen nicht, aber irgend einen Besitz hat so ziemlich jeder; nur fünfzehn Indigenti (ganz Unbemittelte) werden gezählt. Droben auf Castello wohnen die Bauern, unten in Porto oder Marina die Fischer. Aber trotz allen Fleißes und aller Einfachheit nimmt auch hier die Verarmung — wo wäre das im Land Italien nicht der Fall? — stetig zu, und damit auch die Auswandrung nach Amerika. Schade um diese braven, arbeitsamen, begabten und gesitteten Leute, die so ihrem Vaterland für immer verloren gehn!

Man spricht auf Giglio, was man bei dem gemischten Ursprung der Bevölkerung nicht erwarten sollte, ein reines Italienisch; aber dieses schöne Italienisch auch zu lesen und zu schreiben, das versteht heute nur noch die Minderzahl: 1537 Analphabeten giebt es gegenwärtig auf dieser Scholle, 791 Männer und 746 Frauen — eine erschreckende Stichprobe aus der italienischen Volksbildung! Und doch sind auf der Insel vier obere Elementarschulen (Elementari superiori), je zwei in Castello und Porto, mit vier Lehrkräften eingerichtet! Die religiöse Bildung beschränkt sich auf den Katechismusunterricht, den der Pfarrer vor der Vesper erteilt, und an dem außer den schulpflichtigen Kindern auch Erwachsene teilnehmen, sowie auf die Erklärung des Evangeliums an Sonn- und Feiertagen, die vom Altar aus erfolgt. Die kirchlichen Gebräuche, Feste, Prozessionen usw. werden strengstens eingehalten, besonders wird der 15. September von dem Volk in Giglio gefeiert als das Fest seines Schutzpatrons, des heiligen Mamilianus.

Selten mag man irgendwo einen schönern Menschenschlag finden als hier auf Giglio: Modelle alter italienischer Meister, wohin man schaut! Mädchen und Frauen mit Madonnengesichtern voll Milde und Anmut, im Wuchs schlank und geschmeidig, in den Bewegungen graziös; während die Männer ein freies, offnes Benehmen zur Schau tragen, und die meisten es sich wohl anmerken lassen, daß sie schon ferne Meere durchkreuzt haben (es sind im Durchschnitt immer hundert Gigliesen als Matrosen auf hochseefahrenden Schiffen eingestellt). Die Tracht beider Geschlechter unterscheidet sich nicht von der der Landbewohner auf dem benachbarten toskanischen Festland, sie ist meist dunkel, einfach, billig. Einfach bis zur Ärmlichkeit sind auch die rohgemauerten, ziegelbedachten Häuser mitsamt den häuslichen Gerätschaften, und genau so steht es auch mit der Nahrung der Bewohner; im Winter giebt es die sogenannten Minestroni (aus Fisolen, Erbsen und Linsen), im Sommer die Minestre (Gemüsesuppe) mit Zuthaten. Fleisch wird nur von den Wohlhabendern genossen; im Oktober giebt es ausnahmsweise auch für die Ärmern Fische, Geflügel, Hasen, Tauben.

Die Hauptabwechslung in diesem einfachen Leben und auch manchen Verdienst bringt die Badezeit vom 15. Juli bis zum 15. September. Da kommen die Fremden vom Festland drüben, reiche Maremmaner, vornehme Römer (z. B. alljährlich die Familie des Marchese Doria) und Florentiner, und wer von ihnen des Schwimmens unkundig ist, kann es hier lernen: auf Giglio schwimmt alles. Wie herrlich, so ein Meerbad an den sandigen Ufern von Renella, von Porto, Canelle, Caldane, lauter Plätzen im Osten der Insel, die, da sich die Insel so ziemlich von Süd nach Nord zieht, durch ihre Höhe geschützt, den ganzen Nachmittag im Schatten bleiben, ein Vorteil, den kein einziges Seebad auf der ganzen italienischen Westküste bietet! Und wie hübsch die Bootfahrten, die man um ein billiges von der Insel aus unternehmen kann! Da hört man dann wohl am Abend von den stillen Gestaden her die wohllautenden Gesänge der stimmbegabten Inseljugend oder die schmetternden

Klänge der Banda cittadina, nach deren Weisen sich die Paare im Tanze drehen. Sogar Bootregatten fehlen nicht (am Fest des San Lorenzo Martire, des Ortsheiligen von Porto), und an sonstigen Volksbelustigungen giebt es während der guten Jahreszeit Maskeraden, Bälle, Männer- und Eselrennen, unschlittbestrichne Kletterbäume, Feuerwerk usw. Dazu kommen die Familienfeste, der Taufschmaus, Hochzeiten, an denen die ganze Verwandtschaft mit Confettiwerfen, mit Reden und Gedichten teilnimmt. Auch der Pfarrer darf vom Hochzeitsmahl nicht fernbleiben. Dieser, der Parocco der ganzen Insel, hat vier Kleriker neben oder unter sich. Es ist erstaunlich und für die Verhältnisse des niedern italienischen Klerus bezeichnend, wie diese Priester besoldet sind; der Parocco bezieht ein Jahreseinkommen von 360 Lire, der Viceparocco 423, die drei andern erhalten je 200 Lire. Und wohlgemerkt, andre Einnahmen aus Landrente u. dergl. giebt es hier nicht.

Fast die ganze Insel ist bebaut. Überall sind kleine Terrassen angelegt, auf denen Wein, Weizen und Hülsenfrüchte wachsen. Auch Olivenbau findet man, aber obwohl der Ölbaum ziemlich gut gedeiht, trägt er des Granitbodens und des Regenmangels halber doch nur wenig Früchte; jedes zweite Jahr rechnet man auf etwa 3500 Liter Öl. Sehr häufig findet sich der Feigenbaum, und es kann sogar ein kleiner Teil der getrockneten Feigen ausgeführt werden. Dagegen fehlen Mandel- und Johannisbrotbäume vollständig, und Zitronen- und Orangenbäume, Kaktusfeigen und Palmen sind nur wenig vorhanden. Das Haupterzeugnis Giglios ist der Wein. Die Rebe wird niedrig gehalten und durch kleine Pflöcke unterstützt; sie liefert nicht allzuviele, aber ganz ausgezeichnete Trauben, meist Weißgewächs. Das Jahresmittel der letztjährigen Weinherbste wird auf 10000 bis 15000 Barili (zu 45 Litern) geschätzt. Leider geht der Weinbau zurück; Oidium und Peronospora haben ihren Weg auch auf diese einsame Klippe gefunden. 4 Pferde, 3 Maultiere, 150 Esel, 120 Ziegen, 250 Schafe, 40 Schweine, 20 Hunde — dies der Tierbestand von ganz Giglio. Besser bestellt mit der Tierwelt ist es auf dem Meer um die Insel her; der Fang von Sardinen und Acciughe beschäftigt ungefähr 300 Fischer und Fischerinnen — auch die Frauen beteiligen sich lebhaft an dem Ruderhandwerk. In einem guten Jahre wirft die Fischerei bis 50000 Lire ab. Auch etwas Korallenfang wird an den nahen Bänken getrieben, jedoch mehr von Genuesen und Neapolitanern als von den Gigliesen, die sich wenig darauf verstehn.

Das berühmteste Erzeugnis der Insel sind seit alten und ältesten Zeiten die Pflastersteine und die Bausteine, die die Granitbrüche liefern. Wir haben schon gehört, daß der Römer gigliesisches Pflaster unter den Füßen hat; das trifft ebenso für einen Teil von Florenz zu. Aber auch als Thor- und Fenstereinfassung wird in Rom der schöne Stein vielfach verwandt. Mächtige Monolithen können aus den Brüchen gehauen werden, und noch jetzt liegen aus alter Zeit ein paar runde Säulen am Strand, andre sind im Sande versunken, und noch andre, die bis sieben Meter lang waren, wurden teils zer-

schlagen, teils weggeführt (einige von ihnen sollen die Vorhalle von S. Paulo extra muros zu Rom bilden). Erst vor zwei Jahren wurden vier roh gemeißelte Säulen aus dem Ufersand herausgeschafft, von denen jede 7,75 Meter lang war; leider wurden auch sie zertrümmert, um zu Trottoireinfassungen u. dergl. verwandt zu werden. Die Granitausfuhr beträgt gegenwärtig im Jahr etwa 100 Tonnen. So bequem die Verbindung Giglios mit dem Festland ist, so schwierig sind die innern Verkehrsverhältnisse. Auf ganz Giglio giebt es keinen einzigen Fahrweg und also auch keinen einzigen Karren, von Coupés, Landauern usw. gänzlich zu schweigen! Man findet Feldwege und Fußpfade, aber wie Gemsen klimmen die kleinen Esel mit ihren Lasten die Wege hinan, so steil und schmal sie auch sein mögen. Wo keine Straßen vorhanden sind, braucht man auch keine Wirtshäuser. Nichtsdestoweniger zählt man vier Herbergen, je zwei in Castello und in der Marina, dazu zusammen etwa zwanzig Schenken kleiner und kleinster Art in beiden Ortschaften.

Es giebt auf der Insel ferner keine Wohlthätigkeitsanstalten — der Fleißige braucht das nicht — und (welches Wunder vor ganz Europa!) keinen einzigen Verein! Etwa siebzehn Jahre lang, von 1873 ab, hätte man von so etwas wie von einem Verein, sogar einem geschlossenen, reden können, sofern damals Coatti, Strafgefangne, auf der Insel lebten, die unter sich zusammenhielten und von den Insulanern gemieden wurden. Seitdem aber im Jahre 1890 die Regierung ein Einsehen hatte und die biedern Gigliesen von den unbequemen Gästen befreite, hat auch diese zwangsmäßige Vereinsthätigkeit aufgehört, und Giglio ist in sein traumhaft idyllisches, vereinsloses Dasein zurückgefallen.

Wenn nur diese Idylle nicht so grob gestört würde durch — den Exekutor! Wir sind ja in Italien, und so wundert es uns nicht weiter, daß auch dieses Stückchen italienischer Erde mit Steuern und Taxen geradezu überbürdet ist. Jeden Tag im Jahre finden Pfändungen statt, da die armen Leute trotz angestrengtesten Fleißes nicht zahlen können. „Dem einen nimmt man den Tisch, dem zweiten den Kasten oder den kupfernen Krug, dem dritten den Esel oder den kleinen Vorrat an Wein, der ihm zum eignen Gebrauch dienen sollte. Abgesehen von der Zahlung der Gehalte an die wenigen Beamten (Capitano di porto, Telegraphenbeamte, Leuchtturmwächter, Brigadier, Karabinieri) macht der Staat für die Insel keine Auslagen, und man beklagt sich allgemein über den Druck der Besteuerung, eine Klage, die übrigens in ganz Italien, von den Alpen bis zum Ätna, ertönt."*)

---

*) Als Beispiel der Belastung italienischer Gemeinden (man vergleiche damit eine deutsche Ortschaft mit derselben Bevölkerung) führen wir an, was Giglio mit seiner Seelenzahl von 2421 jährlich aufzubringen hat:

1. 9774 Lire Munizipalsteuern,
2. 11540 „ Staatssteuern,
3. 5800 „ Provinzialsteuern.

27114 Lire Steuern insgesamt.

Vielleicht hat die Insel einmal bessere Zeiten gesehen. Bei Porto stehn noch die Ruinen eines altrömischen Palastes, und reicher Marmor, Stuck, Mosaik künden heute von vergangner Pracht; unterirdische Kammern und Gänge, Le Grotte antiche, locken zum Aufsuchen verborgner Schätze. Und antiker Boden ists natürlich auch hier so gut wie sonstwo in Italien. Cäsar nennt unsre kleine Insel bei Namen (Igilium, de bell. civ. I, 34); auch wird sie von Plinius und Pomponius Mela erwähnt. Am Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb Rutilius Numatianus, daß sich Giglio gegen die Einwandrung der Goten unter Alarich I. sive loci ingenio, seu domini genio verteidigen konnte, und daß viele römische Flüchtlinge dort Zuflucht fanden. Auch der Name Kaiser Karls des Großen verknüpft sich mit Giglio: er soll zu Beginn des neunten Jahrhunderts die Insel im Einvernehmen mit Papst Leo III. dem Kloster Tre Fontane in Rom geschenkt haben. Im Mittelalter waren Pisa und Florenz die Herren der Insel, im fünfzehnten Jahrhundert gehörte sie dem Hause Piccolomini; im Jahre 1558 verkaufte Donna Silvia Piccolomini die Insel an Donna Eleonora di Toledo, die Gemahlin von Cosimo I., dem Herzog von Florenz, und zwar mit Einrechnung eines Gebiets auf dem Festland um 32162 neapolitanische Dukaten. Cosimo soll im Jahre 1561 griechische Kolonisten nach der Insel gesandt haben. Nach dem Ableben der Donna Eleonora kam Giglio zu Toskana (daher ein Titel der Großherzoge von Toskana: „Herr von Giglio"). Die Insel blieb den häufigen Überfällen der Türken und Barbaresken fast bis in die Neuzeit hinein ausgesetzt; der letzte Angriff fand am 18. November 1799 statt. Damals landeten zwölf algerische Piratenschiffe bei dem Turm von Campese; aber „dank der Intercession des San Mamiliano wurden die Piraten, nachdem sie schon das Kastell erklommen hatten, von den Bewohnern zurückgetrieben." Zwei mit Silbergriffen versehene Yatagane, sowie mehrere Pistolen, die damals erbeutet wurden, hängen noch heute in einem Schrank rechts vom Altar der Hauptkirche; die Erinnerung an diesen Tag der Befreiung wurde im Jahre 1899 besonders feierlich begangen. So hat auch dieser kleine Fleck Erde seine Geschichte.

Mit Entzücken schweift heute des Besuchers Auge über das reizvolle Eiland mit seinen Höhen und Schluchten, mit seinen lieblichen Sandbuchten und seinen jähen Abstürzen, über die blaue See ringsum, deren Wogen sich hier am Festland und dort an den Felsgestaden der andern Inseln brechen. Den eindrucksvollsten Umblick gewährt zweifellos die höchste Erhebung der Insel, die schon genannte 498 Meter hohe Pagana, deren steinige Kuppe mit Brombeergesträuch und Disteln überwachsen ist. Sehr schön ist auch der Blick von dem Leuchtturm auf Capel Rosso auf den Monte Argentario und auf die Inseln Giannutri und Monte Christo. Wie wunderbar erscheinen hier die aus aufrechtstehenden Schichten gebildeten Felsabstürze der Südspitze der Insel, an denen beim Sturme die Wogen emporsteigen und dann über sich selber in weißen Kaskaden zurückstürzen! Noch malerischer erscheint auf der Westseite

die Punta del Faraglione, schwarze Felsenkegel im Meer, gleich riesigen Mönchsgestalten. Ebenso sehenswert ist der nördliche Leuchtturm des Fenajo, der sich in prächtiger Lage auf einem aus wagerechten Schichten zusammengesetzten Felsen über einem tiefen Abgrund erhebt.

Dem Freunde des Altertümlichen ist auf Giglio viel Interessantes geboten: die engen Gassen des Kastells mit den vorstehenden, auf Bogen ruhenden Treppen und Brücken, die ganz nach morgenländischer Art die Häuser unter einander verbinden, die Türme und Mauern, die uns um drei Jahrhunderte zurückversetzen. Welche Einsamkeit drüben im Westen in der Bucht von Campese, wo sich auf dem durch eine Brücke mit dem Land verbundnen Riff der alte Turm erhebt als Beschützer des jetzt verlassenen Kirchleins San Rocco und der kleinen tonnengewölbten Häuser um ihn her! Vordem hatte der Turm eine kleine Besatzung unter einem Leutnant, aber vor kurzem ist das Bauwerk als zwecklos von der Regierung veräußert und vom Capitano d'Albertis aus Genua gekauft worden, der es wiederherstellen läßt.

Doch wir nehmen Abschied von Giglio und zugleich von dem Buche, das uns diese freundliche Insel wieder ins Gedächtnis zurückgerufen hat, und das durch seine Schilderung und seine Illustrationen (achtzehn Vollbilder von der Hand des Erzherzogs und acht nach Photographien hergestellte Holzschnitte) vielleicht manchen deutschen Wandrer nach Giglio locken wird.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

8. Kleine Füchse

(Schluß)

Am andern Morgen gab es einen neuen Wunsch. Oh! Frlau Sjuperlintenndent, haben Sie nicht ein carpet, ein Deckel unten an das Bett.

Sie meinen wohl einen Bettvorleger?

Yes, Bettvorlu—eger.

Aber Sie haben ja einen.

O, ich fuiere, uenn ich stehn sehr lange auf das Bettvorlu—eger. In Ingländ man hat carpets durch das ganze room und darauf Deckel von Haaren.

Aber wir sind hier in Deutschland, wo man das nicht hat.

Oh! ich fuieren so schrlecklrich. — Hier folgte nun ein langer Meinungsaustausch, dessen Ende war, daß Frau Superintendent einen Bettvorleger aus dem Zimmer der Söhne holte und ihn auf den vorhandnen drauflegte. Denn gegen die zähe Beharrlichkeit von Miß Sabine war nicht aufzukommen.

Am andern Tage hieß es: Oh! Frlau Sjuperintenndent, ich habe nicht geschlafen eine Minute.

Mein Gott, was ist denn schon wieder los? rief Muttche. Sie schlafen ja aber auch nie.

Oh! was habe ich mich gesuchtet!

Aber liebe Sabine, bei Ihrer Konstitution ist doch kein Grund für Sie vorhanden, sich zu fürchten.

Oh! ich habe mich so schlrecklrich gesuchtet. Ich kann nicht sagen, uie schrlecklrich ich mich habe gesuchtet.

Was war denn?

Irma hat im Schlafe gesprochen, sagte man. Irma bestritt es. Aber die Thatsache wurde festgestellt. Irma hatte: Felix, Felix! gerufen. Große Heiterkeit.

Ja, sie hat Felix gerufen, sagte Miß Sabine, oh so schrlecklrich, und uie habe ich mich gesuchtet. Oh, Frlau Sjuperintenndent, haben Sie nicht ein anderles Zimmer, nur so ein klreines anderles Zimmer —

Ja, Muttche, geben Sie ihr ein eignes Zimmer. Ja, Muttche, bitte, bitte.

Aber Kinder, ich habe keins.

So geben Sie ihr eins von unsern vier Zimmern allein. Wir rücken zusammen. Bitte, bitte, liebstes Muttche, thun Sie es, es geht schon, wir schränken uns ein.

Muttche ärgerte sich, denn es war gegen ihre Grundsätze, einer Pensionärin ein Vorrecht gegen die andern zu geben, und nun gar dieser Miß Sabine! Aber so dringenden Bitten war nicht zu widerstehn. Die Thür wurde vom Boden heruntergeholt und eingehängt, und Miß Sabine hatte nun ihr Reich für sich. Sie nahm es mit kühler Gelassenheit entgegen, als verstünde sich das alles von selbst. Im Jungfernzwinger aber herrschte großer Jubel. Sogleich wurde eine Sitzung abgehalten, ein mündliches Protokoll über die letzten Ereignisse abgefaßt und das Schlußurteil abgegeben, Miß Sabine sei — man wisse nicht, wie sie eigentlich sei.

Ich weiß es, wie sie ist, rief Hans Huckebein und malte mit Kreide ein riesengroßes lateinisches I an ihre Thür. Worauf sie einen Vortrag von Muttche zu hören bekam über Schonung fremden Eigentums und die nötige Bescheidenheit kleiner Mädchen.

Nun könnte die Frage gestellt werden, wie es Miß Sabine aushielt, keine Nacht zu schlafen. Das Wunder ist nur dadurch zu erklären, daß sie die verlornen Kräfte durch eine ausgiebige Ernährung einbrachte, wobei sie zum Verdruß des Herrn Superintendenten mit langsamster Gründlichkeit verfuhr. Eigentlich hatte sie immer Hunger. Wo etwas Eßbares zu sehen war, mußte sie davon haben. Ein besondres Interesse zeigte sie für das Frühstück des Herrn Superintendenten, von dem sie voraussetzte, daß es etwas besonders gutes sei. Sie erkundigte sich also bei jedermann. Jedermann aber hatte sich vorgenommen, es ihr nicht zu sagen. Als sie Hans Huckebein eines Tags traf, wie er eben aus des Herrn Superintendenten Stube kam, fragte sie eindringlich: Sagen Sie schnell, wuas haben Sie dem Herrn Sjuperlintenndent gebrlacht?

Kaviar und Portwein, antwortete Hans Huckebein mit ernsthaftester Miene, der Herr Superintendent frühstückt alle Morgen Kaviar und Portwein.

Oh, Frlau Sjuperlintenndent, sagte Miß Sabine, als sie bald darauf Muttche traf, ich hörte, daß Sie haben Kavlar. Könnte ich nicht ein ganz klreines Stück Kavlar —

Ein vielstimmiges Gelächter ertönte aus dem Hintergrunde. Miß Sabine wurde rot und sagte, ohne sich jedoch zu erregen: Oh, ich denke nicht, daß die jungen Mädchen in Deutschland sind well bred — gut erzeugt. Darauf verschwand sie.

Muttche wunderte sich und hatte bald heraus, daß hier eine Teufelei vorlag, und daß Hans Huckebein die Hand im Spiele hatte. Sie hielt also den jungen Mädchen eine Rede, daß sie Miß Sabine nicht als ihresgleichen behandeln dürften. Miß Sabine habe allerdings ihre Eigenheiten, aber jeder Mensch habe seine Eigenheiten, und es sei die besondre Aufgabe, die ihnen der liebe Gott jetzt gestellt habe, diese Miß Sabine zu ertragen. Gegen Liebenswürdige liebenswürdig sein, daran sei nichts besondres, das thäten die Heiden auch usw. Und du, Hänśchen, gehst jetzt hinauf und bittest es Miß Sabine ab.

Ach, Muttche!

Nichts da. Charlotte, geh mit ihr hinauf. — Es half nichts. Hänschen vergoß Thränen, aber es half nichts, sie mußte abbitten. Als die Prozedur vorüber war, machte Hänschen eine Faust nach der Richtung, wo Miß Sabine zu vermuten war, und sagte heimlich und verstockt: Na warte!

Zugleich konstatierte man die betrübende Thatsache, daß sich im Eßschranke, wo die Speisereste verwahrt wurden, fortwährend Defekte zeigten. Eines Tags kam Jungfer Dorothee ganz entrüstet mit einer Büchse Marmelade an, in der man deutlich Fingerspuren sah. Sie sei jetzt zwanzig Jahre im Hause, aber so etwas sei ihr noch nicht vorgekommen. Die Entrüstung stieg aber bis zum Gipfel, als kurz darauf ein ganzer Teller voll Gänsebraten fehlte. Ich weiß, wer es gewesen ist, sagte Hans Huckebein und brachte einen frisch abgenagten Gänseknochen an, den er unter Miß Sabinens Fenster gefunden hatte. Freilich wußte man, wer es gewesen war, aber es konnte ja nichts bewiesen werden. Muttche hielt also eine allgemeine Rede an das versammelte Kriegsvolk: In ihrem Hause bekomme jeder satt zu essen. Wer Hunger habe, möge es sagen, aber Naschen verbitte sie sich, und der Eßschrank werde von jetzt ab verschlossen. Muttche war nachgerade ganz erschöpft von den vielen Reden, die sie zu halten hatte.

Am andern Tage zirkulierte im Jungfernzwinger ein Blatt Papier, auf dem in der Weise des kleinen Moritz Fräulein Miß, an den großen Zähnen und den riesigen Gummischuhen kenntlich, abgebildet war, wie sie mit einer Gans in den Händen davonlief, während ihr Jungfer Dorothee mit dem Kochlöffel nachjagte. Und darunter stand geschrieben: Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gieb sie wieder her. Wer die Zeichnung angefertigt hat, ist nie bekannt geworden, daß es aber Hans Huckebein war, der sie an die Thür von Miß Sabine heftete, und daß daraus eine große Geschichte wurde, die mit Klagen anfing und mit einer Standrede von Frau Superintendent und verschiednen Thränen endete, steht geschichtlich fest und kann nicht wunder nehmen.

Nachdem Miß Sabine ihre Ausbildung im Staubwischen und Tischdecken erhalten hatte, kam der große Augenblick, wo sie den Dienst in der Küche übernehmen und damit in das Reich von Jungfer Dorothee eintreten sollte. Allen jungen Mädchen war dies eine wichtige Sache, und mit Jungfer Dorothee gut zu stehn galt als eine der Hauptaufgaben. Denn Jungfer Dorothee war eine Perle. Kenner wissen aber, daß Perlen schwierig sind. Erstens sind sie schwer zu haben, und wenn man sie hat, sind sie schwer zu behandeln. Jungfer Dorothee war nun schon zwanzig Jahre bei Superintendents und Alleinherrscherin in der Küche. Sie war für Frau Superintendent unentbehrlich und hatte sozusagen die Stellung eines zweiten Direktionsmitglieds in der Pension, denn der Herr Superintendent kam erst an dritter Stelle. Es hatte sich ein gewisses Freundschaftsverhältnis zwischen Jungfer Dorothee und den jungen Mädchen ausgebildet. Sie nannten Jungfer Dorothee Muttche mit dem Kochlöffel und ließen sich in Arbeitspausen Geschichten aus ihrem Leben erzählen, besonders von dem unvergessenen August, der sie gewiß geheiratet hätte, wenn er nicht eines Tags mit ihrem Sparkassenbuche durchgegangen

wäre. Worauf sie das ganze Männergeschlecht in den Bann gethan und geschworen hatte, ewig Jungfer zu bleiben. Hieran pflegten sich mütterliche Ermahnungen zu schließen, dem Mannsvoll nie nicht zu trauen und keinem, auch dem Schatze nicht, das Sparkassenbuch in die Hände zu geben.

Unter dieses Kammando trat also von Montag ab Miß Sabine. Das erste war, daß sie zum Kaffeekochen erschien, als der Kaffee fertig war. Dann hieß es: Um zehn Uhr Kartoffeln schälen. Miß Sabine verschwand, um für diese Aufgabe geeigneten Dreß anzulegen. Um elf Uhr erschien sie in Küchensporttracht mit alten Glaceehandschuhen an den Händen. — Uoh sind die Karltoffeln? sagte sie, ohne Jungfer Dorothee eines Blicks zu würdigen.

Wenn Sei de Düften upstunds schälen willn, werden Sei sich die Fingers nich verkühlen, sagte Jungfer Darathee.

Verlkühlren? fragte Miß Sabine.

Sie sind all int heiße Water. Na dann setzens sich man dal und putzen Sei die Mahrrüben. — Wat? Mit die Hauschken? Herr du meins Lebens! Mit Handschken Mohrrüben putzen! Nee, Fräulein, die Handschken trecken Sei man ut. Dats mich tau eklig. Kein Mensch kann wissen, was Sei mit düsse Handschken all angriepen hebben.

Miß Sabine zog zwar die Handschuhe aus, behandelte aber Jungfer Dorathee mit ausgesprochner Mißachtung und putzte die Mahrrüben mit spitzen Fingen, wie wenn sie Bleistifte zu spitzen gehabt hätte. Die Woche war noch nicht zu Ende, da gab es hellen Aufruhr. Jungfer Darathee warf ihre Topfdeckel an die Erde, daß es nur sa krachte, und erklärte heulend und schreiend, sie ginge fort, und wenn sie fortginge, dann ginge sie ins Wasser. Und eine Kreatur ließe sie sich nicht nennen, und eine Kreatur wäre sie noch von niemand genannt warden, und eine Kreatur wäre sie nie gewesen, und so etwas würde sie mit Gottes Hilfe auch niemals sein.

Muttche mußte wieder Reden halten über Menschenrechte im allgemeinen und die Behandlung der deutschen Dienstboten im besondern, Reden, von denen nur zu wünschen gewesen wäre, daß sie bei Miß Sabine auf mehr Verständnis getroffen hätten. Miß Sabine sagte Ooh yes, konnte aber nicht verstehn, was sie das alles angehe, und war von der Korrektheit ihrer eignen Haltung nach wie vor überzeugt. Endlich wurde auf der Basis Frieden geschlossen, daß Miß Sabine zwar Kaffee kochen, im übrigen aber in der Küche nichts zu suchen haben sollte.

Jetzt weilte Miß Sabine stundenlang in ihrer Stube. Bis spät am Abend sah man ihr Licht. Was macht sie nur, fragten die neugierigen jungen Mädchen. Man hatte bald heraus, daß sie schrieb, viele Briefe und auch in ein Buch. Als sie einmal schnell abgerufen wurde, schlüpften Hans Huckebein und nach ein paar Gleichgesinnte in ihr Zimmer, um zu spianieren. Auf ihrem Tische lag die Bibel, ein Gebetbuch und ein Schreibheft, auf dessen erster Seite geschrieben war: Impressions and informations from Germany. Kinder, rief Hans Huckebein, hier werden wir schlecht gemacht, und legte das Buch oben auf den Schrank unter eine Hutschachtel. Darauf verschwanden die Übelthäter.

Am Abend pflegte vargelesen oder Musik gemacht zu werden. „Laura ans Klavier" spielte etwas vor, oder die jungen Mädchen bettelten solange, bis der Herr Superintendent sein Cello brachte und mit Laura zusammen, obwahl er behauptete, keinen Tan mehr zu können, ganz hübsche Musik machte. Auch hatte die süße Irma eine süße Stimme. Aber jeder wurde nicht herangelassen. Denn der Herr Superintendent, abwahl er nicht anspruchsvoll war, war gegen schlechte Musik empfindlich. Wenn die Sache unter ein gewisses Niveau sank, ging er stillschweigend ab, was als schlechte Zensur sehr gefürchtet wurde.

Nun zeigte sichs, daß auch Miß Sabine musikalisch war, das heißt, daß sie sieben Jahre Unterricht gehabt hatte und sieben Salonstücke spielen konnte, und daß sie auch englische Volksweisen mit wenig Stimme und viel Gefühl sang. Muttche, die es merkte, wie Miß Sabine mit ihrem Notenhefte umherzog, und der es leid that, daß sie niemand aufforderte zu spielen, war so unvorsichtig, das kritische Wort zu sprechen. Sogleich nahm Miß Sabine Platz, verwandelte das Klavier in eine Klangtrommel und trug uralte Sachen, den Karneval von Venedig und die Klosterglocken vor. Der Herr Superintendent ging ab. Darauf wünschte sie Irmas Gesang zu begleiten. Irma wehrte sich, aber es half nichts. Also: Schuberts Fischermädchen. Sogleich machte Miß Sabine aus der Begleitung einen Militärmarsch. Irma brach ab.

Uarum singen Sie nicht?

Ich kann nicht. Sie spielen ja ganz falsch.

O nein, ich spielre allres, uas dasteht. Ich habe nicht weggelrassen eine Note.

Als nun Miß Sabine selbst anfing zu singen: Home, sweet home, da erkannte Muttche, daß bis auf weiteres nicht mehr musiziert werden dürfe, und griff nach ihrer Wildermuth. — Oh, Frlau Sjuperlintenndent, sagte Miß Sabine, nachdem von den vielen jugendlichen Brautpaaren, die die Wildermuth unter die Haube zu bringen unternommen hatte, kaum eins ader zwei beseitigt waren, wollen wir nicht varlesen aus diese klreine Buche?

Was haben Sie denn da?

„Kleine Füchse.“

Was? — Heiterkeit.

„Klreine Füchse.“ Oh, ein sehr gutes Buch von Harriet Beecher Stawe. Kennen Sie Harriet Beecher Stowe? Oh in Ingländ die jungen Mädchen lresen so sehr, ah sa sehr klreine Füchse.

Frau Superintendent ließ sich das Buch geben, warf einen Blick hinein und fand lange Erörterungen in langen Sätzen über höchst respektable Dinge. Die Sache schien ihr nicht. Ein andermal, Miß Sabine, sagte sie, jetzt sind wir bei der Wildermuth.

Ich fürchte, daß das Bild von Miß Sabine nach dem, was eben erzählt worden ist, doch nicht recht ähnlich werden wird. Sie war nicht so schlecht, als es danach scheinen möchte. Und die jungen Mädchen thaten ihr Unrecht, wenn sie sie heimlich einen Pharisäer schalten. Ihr Fehler war, daß sie keine Ahnung davon hatte, daß es auf der Welt auch eine andre Art geben, und zwar berechtigterweise geben könnte, als ihre eigne. Allerdings war sie von ihrer eignen Existenzberechtigung aufs tiefste überzeugt. Und wie Adam und Eva ein Recht hatten auf alles, was im Paradiese war, so glaubte sie an ihr eignes Anrecht auf alles in der Welt, was sich irgend erhaschen ließ. Das war ihr angebornes göttlich-britisches Recht. Im übrigen war sie höflich gegen jedermann mit Ausnahme von Jungfer Dorothee, die sie als dienendes Wesen nicht mitzählte. Sie übte geduldige Nachsicht gegen die jungen Mädchen, deren kleine Unarten und Bosheiten sie ansah wie die Unerzogenheiten einer untergeordneten Rasse. Sie hatte ein christliches Gemüt, las die Bibel und ihr Gebetbuch und war bestrebt, nach christlichem Muster zu handeln, soweit sich das mit ihrem britischen Naturrechte vertrug. Ja sie bot den jungen Mädchen Freundschaft an, wobei sie freilich wenig Gegenliebe fand. Und nachdem sie erkannt hatte, daß in Deutschland die Erziehung der jungen Mädchen im argen liege, glaubte sie ein gutes Werk zu thun, wenn sie diese jungen Mädchen unter den Einfluß der englischen Litteratur brachte. Diesem Zwecke sollten die „Kleinen Füchse“ in deutscher Übersetzung dienen. Wir wollen nur gleich sagen, was darunter zu verstehn war. Hohelied 2, 15 steht geschrieben: Fahet uns die Füchse, die

kleinen Füchse, die die Weinberge verderben. Darunter versteht die gelehrte Verfasserin die kleinen Untugenden, die das Zusammenleben der Menschen stören, die sie nun in gründlicher und ausführlicher Weise, eine nach der andern behandelt, sieben Untugenden, in Summa ein ganzes Buch voll.

Oh, Frlau Sjuperintenndent, sagte Miß Sabine, nachdem wieder ein Wildermuthsches Brautpaar unter Mitgabe etlicher Lebensweisheit beseitigt worden war, die kireinen Füchse! Oh, sie sind sehrl gut für die jungen Mädchen. Erlauben Sie, daß ich jetzt anfange.

Sie fing wirklich an, ohne auf die Unruhe der jungen Mädchen und auf das Stirnrunzeln von Muttche zu achten: Papa, uas nirst du diesen Uinterl zu unserien Abend—un—terl—halr—tung—en nehmen? sagte Jenny. — Ich habe darlan gedacht, erui—der—te ich, eine Rleihe Haus-prle—dig—ten zu halten überl einen son—derl—ba—ren Text, den ich neulich in einerl alten Ab—hand—lrung auf dem Boden fand.

Weiter kam sie nicht. Von allen Seiten wurden Proteste gegen diese Vorlesung erhoben. — Nein, Miß Sabine, sagte Muttche, so geht das nicht. Geben Sie her, ich werde selbst lesen. — Muttche las also eine Seite nach der andern, lauter gute Lehren, lauter lange Erörterungen, sowie zahlreiche Beispiele über die Untugend der Tadelsucht. Es wollte kein Ende nehmen. Muttche las mit einem gewissen Heroismus. Miß Sabine hatte ihre großen Hände auf den Tisch gelegt und hörte mit andächtiger Sammlung zu. Rosa Gutherz bemühte sich, sich getroffen zu fühlen. Charlotte, die Verständige, stickte mit fanatischem Eifer, und Hans Huckebein lehnte sich im Stuhle zurück, streckte die Beine aus und — sie war gar nicht bei der Sache — rief an einer besonders eindringlichen Stelle: Süße Irma! Dies gab eine herzbefreiende Heiterkeit und die Vermahnung von Muttche, man müsse es lernen, ernste Dinge ernsthaft zu behandeln. Endlich war der Gegenstand erschöpft. So, sagte Muttche, damit sei es genug für heute.

Und morgen das nächste Kapiterl, fügte Miß Sabine hinzu.

O nein nein, riefen die jungen Mädchen, Muttche, bestes Muttche, keine kleinen Füchse mehr!

Nein, Kinder, sagte Muttche, dies einemal sei genug.

Oh, Frlau Sjuperintenndent, ich habe noch ein Buch von demselben author „Beheri—zigens—werl—te Dinge.“ Aberl es ist schnieriger als die „Kleinen Füchse.“ Erluauben Sie —

Nein, Miß Sabine, ich erlaube es nicht; das ist nichts für unsre jungen Mädchen.

Aberi in Ingländ alle jungen Mädchen lesen die beherzigenswerten Dinge. Uarum in Deutschland man nicht liest dieses Buch?

Weil Sie in England vermutlich ein größeres Maß Langerweile vertragen können als wir. Nehmen Sie lieber ein paar Bände Wildermuth mit nach England.

Oh nein, sagte Miß Sabine und schlug dabei die Augen zu Boden, in Ingländ die jungen Mädchen lesen nicht von jungen Männern Liebesgeschichten.

Jetzt wurde aber Muttche ernstlich böse. In England möchten es die jungen Mädchen halten, wie sie wollten, in ihrem Hause habe sie allein zu bestimmen, was sich schicke, und was sich nicht schicke. Und Miß Sabine habe keinen Grund, so zimperlich zu thun, was ihr bei ihrem Alter nicht einmal stehe. Woran sich noch weitere gute Lehren schlossen. Sie flossen jedoch von Miß Sabine ab, wie das Wasser von einer Ente, die im Regen steht.

Miß Sabine war in der That nicht leicht zu besiegen. Sie trug von jetzt ab jederzeit die Kleinen Füchse bei sich in der Tasche. Wenn sie eins der jungen

Mädchen erwischen konnte, so wurde es in ihr Zimmer geschleppt und mit einer Vorlesung bedacht. Rosa Gutherz hatte ein ganzes Kapitel über Intoleranz anhören müssen. Von da an floh man Miß Sabine und ihr Zimmer, als wenn es sich ums Zahnausziehn gehandelt hätte.

Hört einmal, die will uns bekehren, sagte Hans Huckebein, das finde ich unverschämt.

Ja, sie hält sich für sehr fromm. Sie hält sich sogar für frömmer als der Herr Superintendent, sagte eine andre.

Jawohl, sie nimmt ihr Buch mit in die Kirche und liest drin.

Sie ist so fromm, daß sie sich Sanntags nicht einmal anzieht. — Jawohl, sie hat den Mantel gleich über ihren Hausrock gezogen.

Und abends, wenn sie sich den Magen überladen hat, läßt sie sich von Riken ein Senffußbad machen.

Wirklich, der Herr Superintendent entging seinem Schicksal nicht. Miß Sabine steckte ihm die „Beherzigenswerten Dinge" trotz seines Protestes, er habe zu solcher Lektüre keine Zeit, in die Hand und ruhte nicht eher, als bis er erklärt hatte, ja, das Buch sei ungewöhnlich schwerfällig geschrieben und für junge Mädchen ungeeignet.

Hier trat nun ein großes Ereignis ein, Superintendents Felix, der Leutnant, kam auf Urlaub. Ein preußischer Leutnant ist ein eindrucksvolles Phänomen, besonders wenn er ein so hübscher und liebenswürdiger Mensch ist wie Felix, und wenn er wie dieser in der ersten Leutnantsblüte steht. Es ist auch kein psychalagischer noch sanstiger Grund varhanden, warum dieser Eindruck nur auf die germanische Abart des Menschengeschlechts beschränkt sein sollte. Es war also begreiflich, daß in dem Pensionat eine gelinde Aufregung herrschte. Als der Herr Leutnant — die jungen Mädchen kannten ihn schon — Miß Sabine vargestellt wurde, schlug diese die Augen nieder und errötete. Diesesmal aß sie zu Mittag soviel wie nichts Und nachmittags ging sie traumverloren umher und machte alles verkehrt. Als aber zu Tage kam, daß Felix englisch spreche, war auch sein Schicksal besiegelt. Wo er sich sehen ließ, da tauchte auch Miß Sabine auf. Daß dies geschah, weil sie errötend seinen Spuren falgte, war klar. Aber was hatte Felix bei diesem schlechten Wetter im Garten zu suchen oder auf dem Kirchhof oder in der Küche, wo man gerade Erbsen auslas? Miß Sabine deutete es sich zu ihrem Vorteil, indem sie glaubte, er wolle ihr Gelegenheit zu einer Aussprache geben. Dennoch war es unverkennbar, daß er sich bemühte, seine Verehrerin abzuschütteln. Aber wer hätte Miß Sabine abschütteln können? Die jungen Mädchen waren schon aufmerksam geworden, lugten durch alle Fenster und Thüren und beobachteten mit großer Begeisterung, wie Felix im Garten erschien, und bald darauf Miß Sabine ankam, und Miß Sabine den tapfern Leutnant attackierte, und der tapfere Leutnant ausriß. Merkwürdigerweise war die süße Irma in solchen Augenblicken nirgends zu sehen.

Frau Superintendent kannte nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören, indem sie ihm einen längern Vortrag hielt über die Schwierigkeiten, in die sie mit ihren Erziehungsgrundsätzen Miß Sabine gegenüber geraten war. — Was aber das schlimmste ist, schloß sie, sie verdirbt mir den Ton im Hause, sie verdirbt mir meine Mädchen. Ich weiß nicht, was in die Kinder gefahren ist. Auch der Rasenbund ist entzwei. Jetzt haben sie einen Chakoladenbund gegründet mit der Verpflichtung, wer sich zuerst verlobt, hat jeder andern eine Tafel Chokolade zu geben. Natürlich redet man jetzt van nichts anderm als van Verlobung und Chakalade.

Der Superintendent lachte. Sieh dach, sagte er, der britische Realismus macht Schule.

Du lachst, erwiderte Frau Superintendent, aber mir ist das alles gar nicht recht. Wenn ich nur diese Miß Sabine wieder los wäre.

So kündige ihr doch zum nächsten Ersten.

Frau Superintendent rang die Hände. Es war ihr schrecklich, sie konnte es nicht über sich gewinnen.

Nun so mache ihr begreiflich, daß sie hier zuviel zahlen muß, oder daß es hier zu kalt ist, oder daß sie nicht satt wird, dann geht sie ganz allein.

Dies schien Frau Superintendent ein durchführbarer Plan zu sein. — Miß Sabine, sagte sie bei der nächsten Gelegenheit, ich vermute, daß Ihnen der Pensionspreis zu hoch ist. Wenn Sie sich nun nach einer andern Pension umsähen . . . .

Oh, sagte Miß Sabine, ich werde spuechen mit den jungen Mädchen english, und Sie können herabsetzen die Pension.

So war es freilich nicht gemeint gewesen. — Nein, fuhr Muttche fort, ich habe den Eindruck, es gefällt Ihnen nicht bei uns.

Oh! Wonderfull, erwiderte Miß Sabine, indem sie schwärmerisch die Augen gen Himmel schlug.

Ich meine, daß es Ihnen hier zu kalt ist, und daß Ihnen unsre Einrichtungen nicht gefallen.

Oh! Wonderfull, sagte Miß Sabine und sah ganz verklärt aus. Ich hoffe zu bleiben immer in Deutschland. Hoffen Sie nicht auch? Sie rückte Frau Superintendentin auf den Leib und machte Augen, daß es ihr ganz unheimlich wurde.

Am andern Tage lag ein Gewitter in der Luft, ein Ereignis, das zur Explosion drängte. Der Telegraphenbote war schon um acht Uhr da und kam den ganzen Vormittag nicht von der Landstraße zwischen Walteroda und der Station. Im Zimmer des Herrn Superintendenten fanden lange Konferenzen statt. Miß Sabine schweifte einsam um das Haus. Als man sich nachmittags zum Kaffee versammelte, erschien Felix, am Arme die süße Irma führend, und stellte der Versammlung seine Braut vor. Das Ereignis wirkte wie ein Donnerschlag. Atemloses Schweigen, und darauf ein großes Geschrei. Alle fielen über Irma her, die so der Mittelpunkt einer drängenden Mädchenschar wurde, wie Parzifal unter den Blumenmädchen. Im Hintergrunde schwenkte Hans Huckebein die Fahne des Chokoladenbundes, die aus lauter Chokoladenumschlägen zusammengeklebt war, und rief begeistert: Chokolade! Chokolade! Als sich die Aufregung gelegt hatte, hatten sie es alle schon gewußt, daß sich die süße Irma mit dem süßen Felix verloben werde.

Aber bei Miß Sabine hatte es eingeschlagen. Sie war verschwunden und kam auch nicht wieder zum Vorschein. Am nächsten Tage reiste sie ab, nachdem sie noch abends zuvor Rosa Gutherz zur Vertrauten erkoren und ihr bis tief in die Nacht hinein ihr Herz ausgeschüttet und ihr unter vielen Thränen die traurige Geschichte ihrer Jugend erzählt hatte.

Als sie samt ihrem Riesenkoffer in der Pastorenkutsche abgereist war, zog der Engel des Friedens wieder in die Pension ein. Noch an demselben Abend fand die Erneuerung des Rosenbundes und der Gelübde ewiger Treue und zahlloser Ansichtspostkarten statt.

Im nächsten Missionsnähen kam man natürlich auf die Verlobung in Superintendents Pensionat zu sprechen, und Frau Pastor Knackstiefel sagte mit großem Nachdruck: Wie kann man nur so etwas in seinem Hause dulden. Ich kann Superintendents wirklich nicht begreifen. Die jungen Mädchen werden doch nicht dazu in die Pension gegeben, daß sie sich mit den Pensionssöhnen verloben. Und nun gar so ein Goldfisch wie Irma Frederik. Ich würde das in meinem Hause und bei meinem Ferdinand niemals geduldet haben.

Ihren Ferdinand würde Irma wohl auch nicht genommen haben, meine liebe Frau Pastor, sagte Frau Emmerich, die die Gabe hatte, den Leuten mit freundlicher Dreistigkeit Unangenehmes zu sagen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schweigen ist Gold. Nie, sollte man meinen, wäre das Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold empfehlens- und beherzigenswerter gewesen als heutzutage. Erinnert es nicht jeden von uns, auch die Volksvertreter und die Publizisten, deren Beruf rastlose, wie der sprudelnde Quell unaufhaltsam und ununterbrochen strömende Beredsamkeit ist, in bescheidner und gewinnender Form an die Thatsache, daß unter Umständen Schweigen — horribile dictu — das klügere, geratnere, ja geradezu gebotne sein kann? Man möchte sogar sagen, daß es in diesem Sinne inmitten der chronischen Orgie von Redefreiheit und Redseligkeit, die wir feiern, und unter deren Zeichen unsre Zeit zu stehn scheint, das rechte, dringend nötige Korrektiv ist. Nicht am wenigsten im öffentlichen Leben, denn wenn auch der Staatsmann die goldne Hälfte des Sprichworts zu würdigen versteht, der Staatsbürger, namentlich wenn er sich mit Gesinnungsgenossen eine besonders volksbeglückende Aufgabe gestellt hat und der Regierung die Pflicht, für die Würde und moralische Hebung der Nation einzustehn, abzunehmen entschlossen ist, hält es mit dem Silber, dem durch keinerlei Rücksicht zu dämmenden, auf breitester Bahn dahineilenden Redestrom.

Schweigen ist Gold. Das erinnert uns, wenn wir bei den auswärtigen Beziehungen des deutschen Volks, von denen in den letzten Tagen soviel die Rede gewesen ist, für einen Augenblick stehn bleiben, an zweierlei, das recht eigentlich in Bezug auf auswärtige Politik das Alpha und das Omega der Weisheit eines Volks und das Fazit der Erfahrungen seiner Staatsmänner zu sein bestimmt ist: die doppelte Thatsache nämlich, daß es erstens in der Politik überaus interessante und verführerische Gebiete giebt, über die auch der bestinformierte und begabteste Staatsmann nicht sprechen kann, ohne schon allein dadurch, daß er sie zur Sprache bringt, dem Lande und den damit verbündeten auswärtigen Interessen zu schaden, und daß es zweitens, auch abgesehen von diesen überhaupt nicht zu berührenden Gebieten, eine gewisse Anzahl von Problemen der auswärtigen Politik giebt, über die unter hunderttausenden nur einer in maßgebender Weise zu urteilen befähigt ist, weil er allein über die einschlagenden Verhältnisse umfassende und verläßliche Information hat.

Man sollte glauben, das verstünde sich von selbst, und man werde höchstens etwa in Unterprima Gelegenheit haben, solche Gemeinplätze an den Mann zu bringen.

Aber nein! Die bescheidne Weisheit, die sich um solcher primitiven Erwägungen willen irgend welche Beschränkungen aufzuerlegen geneigt wäre, gehört nicht zu dem Vademekum unsrer Publizisten und Parteivertreter. Unter dem Vorwande, daß die Tage der Kabinettspolitik vorüber seien, giebt es für viele von ihnen im Staatsleben kein verschleiertes Bild, kein noli me tangere mehr. Der Schleier muß herunter, ihre Hand wollen sie überall haben; am besten, so denken

und sagen sie, wird doch alles auf der Landstraße verrichtet, mit dem nötigen Geschrei und dem üblichen Gedränge.

Sollte nicht — denn nur das fehlt ja noch — der Landmann nun auch das keimende Saatkorn lieber ausgraben, damit jeder zusehen und seinen Senf dazu geben kann, während es sich, von keiner deckenden Erdhülle geschützt, in Wind und Wetter, in Frost und Sonnenschein zum Halme entwickelt? Sollte nicht auch die Bauersfrau das Ei sezieren, damit es ohne ihre Hilfe nicht etwa mit dem Küchelchen schief gehe?

Wen der politische Takt nicht darüber belehrt, wo dergleichen liegt, das nicht berührt werden darf, dem kann auch die Warnung nichts helfen, denn sie muß ja notwendig zu spät kommen und kann nur hilflos die Hände ringen, wenn das „schreckliche Kind" schon alles vom Herzen herunter hat, was es für sich hätte behalten sollen. Aber laut und vernehmlich soll man doch sein Bedauern aussprechen, wo man im öffentlichen Leben zu seinem Entsetzen solcher verderbenbringenden Beredsamkeit begegnet, wäre es auch nur, damit der eine oder der andre von Zeit zu Zeit daran erinnert würde, daß der Chef des Auswärtigen Amts dazu da ist, ohne fremde Hilfe, und ohne daß es der Schmerzensrufe der den antiken Chor vertretenden Volksseele bedürfte, in verschwiegner Stille zu besorgen, was zum Gelingen verschwiegne Stille braucht, und diskret zu behandeln, was diskrete Behandlung erheischt.

Quo non ascendam? Nichts, so denkt der wohlmeinende und selbstbewußte Jüngling, wohin ich nicht im Vertrauen auf das schöne Recht der Gedanken- und Redefreiheit zu steigen, nichts, das ich nicht auch ohne besondre Information mit Hilfe meines gesunden Menschenverstands zu begreifen und zu bewältigen vermöchte! Und so scheinen leider auch ältere erfahrne Männer zu denken. Das beschränkte Laienverständnis ist ihnen ein verpönter Begriff, der wie der beschränkte Unterthanenverstand berüchtigten Andenkens in das Gebiet der rein bureaukratischen Erfindung gehört. Wohl ihnen! Selbstgefühl und Beredsamkeit, heißt es, seien süßer als Honig für die, denen sie beschert sind. Wollte Gott, der Staat hätte mehr Ursache, sich mit ihnen zu freuen, so oft sie bis zur Bewußtlosigkeit in den empfangnen Gaben schwelgen.

Wenn jemand beim Schachspiel dazwischenredet, wenn er den nächsten Zug vorschreibt oder den eben gethanen tadelt, so wird das von jedermann ohne Rücksicht auf die Gerechtsame der Gedanken- und Redefreiheit gerügt. Auch der weniger erfahrne Weltbürger weiß, daß sich das nicht gehört, und daß es — eine leider im öffentlichen Leben nicht mehr vorhandne Grenze — als vorlaut gilt.

Und doch ist solches Hineinreden bei einer Schachpartie nichts im Vergleiche zu der frivolen Anmaßung, mit der dem berechneten Zuge des Staatsmanns vorgegriffen oder nachgehöhnt wird. Denn beim Schachspiel kennt der Zuschauer doch wenigstens immer die Stellung der Figuren, wenn ihm auch der Plan des Spielers verborgen bleibt; beim politischen Schachbrett dagegen tappt er, solange die Sache noch im Werden ist, oftmals ganz im dunkeln. Wieviel Korrespondenzen, wieviel persönliche Beobachtungen, wieviel bei mündlichem Gedankenaustausch zum Vorschein gekommnes ist dem die Partie spielenden Staatsmann bekannt, wovon seine wohlmeinenden, selbstbewußten Kritiker und Ratgeber sich nichts träumen lassen.

Ja Gedanken- und Redefreiheit ist etwas schönes, wenn sie mit Maß und Verständnis, mit weiser Vorsicht und kluger Berechnung genossen, wenn sie von Männern in Anspruch genommen und gepflegt wird, denen Takt und Erfahrung sagen, was im verborgnen reifen muß, und was nicht über den Kamm der allezeit Vollkommenheit anstrebenden, aber für die Erreichung ihrer Ziele leider nicht verantwortlichen öffentlichen Meinung geschoren werden darf. Mit ungestümem Beifall freigebige

Versammlungen von Parteigenossen dürften schwerlich das rechte Orakel sein, bei dem man sich über diesen kitzligen Punkt Auskunft holen kann. Sie kennen nur den einen Grundsatz, daß sie de omni re scibili et quibusdam aliis zu kognoszieren befähigt sind, und daß vor ihr Forum bei der Erde weg alles gehört, worüber sich rechten und streiten läßt. Ob im Interesse des Staats die Besprechung des einen oder des andern Gegenstands besser unterblieben wäre, ob ein einstimmig gefaßter Beschluß auf Thatsachen und nicht vielmehr auf Voraussetzungen und Vermutungen beruhte, darauf kannte es freilich der mit dem Herzen urteilenden und immer aufs Ganze gehenden Menge nicht ankommen, aber haben sich die Teilnehmer an solchen Versammlungen, die mit Staatsgeschäften vertraut sind, wirklich keine Rechenschaft zu geben vermocht von der schweren Schädigung, die der Regierung aus jedem Dazwischenpfuschen erwächst? Man sollte doch denken, bei dem einen oder dem andern von denen, die auf diese Weise selbständige auswärtige Politik betreiben zu dürfen glaubten, hätte sich das Gewissen regen und ihm, als es zu spät und der Regierung glücklich der Klotz zwischen die Füße geworfen war, leise und vorwurfsvoll zuraunen müssen: Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold.

Tolstoi. Vor Jahren haben wir gelegentlich einmal gesagt, Tolstoi sei zwar ein Grübler, gerade das aber, wodurch er am meisten berühmt geworden sei, seine Religion und Moral, habe er nicht ergrübelt, sondern seiner eignen russischen Natur und dem Volksleben entnommen. Der russische Bauer ist anspruchslos, demütig, liebreich, freigebig, solange er etwas zu verschenken hat, geduldig in Leiden, an denen es ihm niemals fehlt, und er befolgt Tolstois Wahlspruch: Nicht widerstreben! auf das vollkommenste; von jedem, der die Macht und den Willen hat, läßt er sich bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehn. Und eben dadurch widerlegt er die Lehre des Mannes, der sein Wesen, sein unreflektiertes Handeln zu einer Theorie ausgearbeitet und sozusagen dogmatisiert hat, denn er, der russische Bauer, ist eins der elendesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Tolstoi bildet sich ein, die Ungerechtigkeit werde verschwinden, wenn ihr niemand widerstrebe, gerade Rußland aber zeigt, daß sie dann übermächtig wird und die Alleinherrschaft erlangt; bei den Romanen und den Germanen haben beständige Revolutionen und hartnäckige Kämpfe um das Recht die Ungerechtigkeit eingeschränkt und sie hier und da den Herrschenden ganz abgewöhnt. In der Geschichte „Iwan der Narr“ erzählt Tolstoi, wie sich die Soldaten eines Eroberers schämen, und wie sie entfliehen, weil sie in dem Narrenlande rauben, brennen und morden können, ohne Widerstand zu finden. Hätte Tolstoi historische Studien gemacht, so würde er wissen, daß es den Eroberern gar nicht einfällt, sich in einem solchen Falle zu schämen und abzuziehn, sondern daß sie im Lande bleiben, das wehrlose Volk versklaven und systematisch ausbeuten. Ähnlich steht es um seine Kulturfeindschaft. Erklärlich genug ist auch sie. Die vornehme russische Gesellschaft ist kernfaul; sie benutzt die aus dem Westen importierte Kultur nur zu sinnlosem Luxus und frivolem Genuß, und die internationale Hotelgesellschaft, die Tolstoi auf seinen Reisen kennen gelernt hat, war nicht geeignet, ihm einen bessern Begriff von der Kultur beizubringen; teils besteht sie aus den schlechtesten Elementen der vornehmen Welt, teils aus zwar guten, die aber natürlich gerade auf ihrer Erholungsreise doch eben gar keine Gelegenheit haben, die Seiten ihres Wesens und ihrer Thätigkeit zu entfalten, die ihnen die Daseinsberechtigung verleihen. Den Bürgerstand und den Gelehrtenstand des Westens hat Tolstoi gar nicht oder wenigstens nicht bei der Arbeit gesehen. Und da nun wirklich der russische Bauer trotz aller seiner Unvollkommenheiten ein achtungswerteres und nützlicheres Glied der Gesellschaft und ein besserer Christ ist als der Petersburger Salonlöwe, so war es kein Wunder,

daß Tolstoi zur Verurteilung der europäischen Zivilisation gelangte. In einem schweren Irrtum ist er aber, wenn er glaubt, die Rückkehr der Reichen und Gebildeten zur Natur, wie er sie versteht, zum bedürfnislosen Leben des russischen Bauern, werde die sozialen Übel lindern. Wenn er meint, der russische Bauer sei darum elend, weil ihn die Reichen beraubten, so hat er ja Recht; aber in Nordamerika giebt es eine weit größere Zahl von Reichen als in Rußland, und ihre Reichtümer übersteigen bei weitem die der russischen Fürsten, trotzdem aber giebt es dort auch einen zahlreichen Mittelstand, der in Rußland ganz fehlt, und die amerikanischen Arbeiter beziehn einen vier- bis zehnmal so hohen Reallohn als die russischen. Elend giebt es seit fünfzig Jahren auch in den Vereinigten Staaten, aber nicht infolge der Zivilisation, sondern infolge der stärkern Menschenanhäufung, und nicht entfernt in dem Maße und Grade wie in Rußland. Tolstoi hat auch Recht, wenn er die russischen Wohlthätigkeitsveranstaltungen verspottet; die kommen ihm vor, wie wenn der Säugling die Amme ernähren wolle, lebten doch die Reichen bloß von der Arbeit der Armen. Wo, wie in Rußland, die Reichen und die Beamten nichts sind als teils unnütze teils schädliche Schmarotzer, da trifft das Gleichnis zu. Aber wo, wie in den meisten Ländern Westeuropas und in Nordamerika, die Reichen und die Beamten, zu einem großen Teil wenigstens, durch nützliche Thätigkeit die Handarbeit des Bauern und des Lohnarbeiters produktiver machen, da sollen Säugling und Säugamme in eins zusammen, d. h. jeder lebt von der Nationalproduktion, zu der er selbst seinen Teil beiträgt, wobei es ja immerhin, da diese Welt nun einmal unvollkommen ist, vorkommen mag, daß sein Anteil am Nationalprodukt, den er als Einkommen bezieht, größer oder kleiner ist als der Teil, den er dazu beiträgt. Und wenn bei uns auch der Anteil der Ärmsten in bescheidnem Maße wächst und jedenfalls größer ausfällt als der des russischen Muschik, so haben wir das eben der durch die geistige Arbeit der höhern und der Mittelstände gesteigerten Zivilisation zu verdanken. Ja, ohne diese würden wir auch keinen Tolstoi haben, denn in der Natur, die er preist, wachsen die feinen Gedanken und Empfindungen nicht, die er hegt; er gesteht selbst zu, daß der russische Bauer, wenn auch besser als der russische Hofmann, doch weit entfernt ist von der Überwindung des Tierischen und von dem Leben in Gott, die das wahre Christentum fordert; die feinsten Blüten des geistigen, auch des religiösen Lebens wachsen nur an dem Baume höherer Kultur, der in dem Streben nach materiellem Wohlstand wurzelt. Auch Tolstois Anarchismus kann nicht in Verwundrung setzen. Vor der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht konnte der Muschik keinen Staat und lebte thatsächlich anarchisch; die einzigen gesellschaftlichen Bänder, die ihn fesselten, waren die Familie, eine halb kommunistisch organisierte Gemeinde und die dem Gutsherrn schuldige Fron, die unter Umständen wenig drückend sein mochte. Die einzigen Gestalten, in denen die Muschiks seitdem den Staat haben kennen lernen, sind die Rekrutenausheber und die Steuerausprügler, und diese erscheinen ihnen als Verkörperungen des bösen Geistes. So hat sich bei edeln und gefühlvollen Menschen, wie Tolstoi und der Fürst Krapotkin welche sind, die Meinung gebildet, alle gesellschaftlichen Übel gingen aus dem Staate hervor, und soweit es auf diesen ankomme, könnten gute Menschen nirgend anderswo mehr vorkommen als im Zuchthause und in Sibirien. (Tolstois heftigste Anklageschrift gegen den Staat: „Patriotismus und Regierung" ist kürzlich deutsch bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen.)

Trotz dieser in der russischen Nationalität wurzelnden Einseitigkeit und seiner großen Irrtümer bleibt aber Tolstoi ein Wohlthäter der Menschheit und ein Prophet, der nicht bloß zu den Russen gesandt ist. Die Bergpredigt ist nicht, wie Tolstoi glaubt, das ganze Christentum, aber sie ist ein wesentlicher Bestandteil des

Christentums, und wenn sie von den großen Kirchen verleugnet wird, so kann das nicht ohne arge Schädigung des Christentums geschehn; deshalb werden die Bischöfe, Generalsuperintendenten und Konsistorialräte gut daran thun, auf den Propheten von Jasnaja Poljana zu hören. Und der Keim des Verderbens, das die Russen mit Giftblüten und faulen Früchten umbringt, liegt in jeder Zivilisation und in jedem Staat; darum wird es den Mächtigen nützen, wenn sie die Wirkungen der aufgegangnen Giftpflanze betrachten, wie Tolstoi sie schildert. Wie nützlich wäre es z. B. den — sagen wir italienischen Richtern und Staatsanwälten, wenn sie die Justiz- und Gefängnisstudien in „Auferstehung" läsen und beherzigten! Und mag er in der Moral übertreiben — solche Übertreibung ist manchmal das einzige Mittel, einen hartgesottnen Sünder zu erschüttern; und für solche, die in keine Kirche mehr gehn, ersetzen Tolstois Romane und Schauspiele den Prediger. Zudem sind die sittlichen, religiösen, ästhetischen und volkswirtschaftlichen Probleme, die Tolstoi erörtert, noch keineswegs gelöst, und löst er sie selbst auch vielfach falsch, so regt er doch kräftig zu weiterer Forschung an, und auch seinen Verirrungen, z. B. seinem Abscheu vor den Städten, einer Naturliebe, die sich bis zur Bevorzugung des Schmutzes steigert, liegen doch berechtigte Empfindungen und dringend der Lösung bedürftige Probleme zu Grunde. Endlich kann die edle Thorheit des frommen Tolstoi als Gegengift und Gegengewicht gegen die ruchlose Narrheit des unfrommen Nietzsche wirken. (Nur objektiv, nicht subjektiv ruchlos, denn seine spätern Sachen hat Nietzsche ja in einem nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Zustande geschrieben.) Deshalb ist ein Breviarium, das aus Tolstois Werken die schönsten Predigten zusammenstellt, eine dankenswerte Gabe. Ein solches hat Dr. Wilhelm Bode verfaßt: Die Lehren Tolstois. Ein Gedankenauszug aus allen seinen Werken. Mit zwei Bildern (Weimar, W. Bodes Verlag, 1900). Bode erklärt Tolstois Eigentümlichkeit ganz so wie wir und korrigiert seine Übertreibungen, z. B. auch in der Alkoholfrage, obwohl Bode selbst bekanntlich an der Spitze der deutschen Mäßigkeitsbewegung steht. Das Büchlein ist biographisch gehalten und läßt durch Sammlung von Charakterzügen (wobei u. a. auch die Skizze „Ein Tag bei Tolstoi" im letzten Septemberheft des vorigen Jahrgangs der Grenzboten benutzt wird) das deutlich hervortreten, worin sich die Seelengröße des Mannes offenbart, daß er seine Lehre auch lebt. Wenn man ihn einen wunderlichen Heiligen nennt, wird man den Ton auf das Substantivum legen müssen; damit macht man sich keiner Übertreibung schuldig. Und mag man sein Düngerladen und seine Schusterei belächeln, daß er kein unpraktischer Narr ist, hat er durch seine geniale Schulleitung bewiesen, die ebenso des Studiums wert wäre, wie die des ebenfalls für einen Narren ausgeschrieenen Pestalozzi, sowie durch seine Thätigkeit in den Hungersnöten. Da Tolstoi vom Almosenspenden nichts hält und als einziges Radikalmittel gegen soziale Nöte die sittliche Wiedergeburt der Armen wie der Reichen fordert, hat er, der Warme, Weiche, in der Hungersnot von 1891 sich ganz kantisch benommen: ohne Freudigkeit, „kühl bis ans Herz hinan," nur eben seine Schuldigkeit gethan. Die aber mit staunenswerter Umsicht und glänzendem Erfolg. Er hat das Gebiet seiner Thätigkeit streng nach seinen Mitteln abgegrenzt (die nicht unbedeutend waren; es flossen ihm 142598 Rubel zu), hat zwei Jahre lang ganz unter den Hungernden gelebt, in 246 Dörfern ebensoviele Volksküchen und 124 Kinderkrippen eingerichtet, den Lebensmittelverkauf zu billigen Preisen, die Brotbäckerei zweckmäßig organisiert, 276 Pferde den Winter über in Gegenden geschickt, wo sie Futter fanden und sie im Frühjahr zur Ackerarbeit zurückholen lassen, für Brennholz, für Saatgetreide und für Hausindustrie gesorgt und andre Menschenfreunde zur Nachahmung angeregt; alles das mit dem klaren Bewußtsein, daß er damit keine dauernde Besserung herbeiführe. „Ich schäme mich dieser Arbeit,

sagte er einmal; wir verlängern einigen hungernden Bauern das Leben eine Zeit lang, und dann werden sie wieder so elend sein wie zuvor." Diese von der ganzen zivilisierten Welt anerkannte Seelengröße ist es wohl, was die russischen Gewalthaber gezwungen hat, sich wider Willen vor ihm zu beugen, sodaß sie nicht gewagt haben, ihn in einem Kerker oder in Sibirien verschwinden zu lassen. Seine Bücher werden verboten, aber die geistlichen Akademien Rußlands entnehmen diesen Büchern, die ihre Mitglieder nicht lesen dürfen, die Themata für ihre Dissertationen. Und wie sich die französische Hofgesellschaft 1785 an Beaumarchais Figaro ergötzt hatte, so ergötzte sich 1890 die von Zarskoje Sselo an Tolstois Lustspiel „Früchte der Bildung," ohne zu merken, daß sie es ist, der darin das Urteil gesprochen wird.

Zur Frage der Aktenkassation. (S. Nr. 45, S. 294.) Etwa drei Wochen vor den Dresdner Verhandlungen über die Frage der Aktenaufbewahrung waren aus dem preußischen Justizministerium Vorschriften über die Aussonderung und Vernichtung der Akten bei den Gerichtsbehörden ergangen und dabei auch Bestimmungen über die Ablieferung der Akten an die Staatsarchive getroffen. Es heißt in der allgemeinen Verfügung vom 6. September 1900: „Die bei den Gerichtsbehörden entbehrlich gewordnen Akten und Urkunden, die sich auf die Geschichte, die Besitz- und Rechtsverhältnisse oder die Verwaltung des Staats beziehn oder von besonderm kulturgeschichtlichem Interesse sind, sollen an die Staatsarchive abgeliefert werden. Bei Meinungsverschiedenheiten darüber, ob diese Voraussetzungen vorliegen, entscheidet die Ansicht des zuständigen Archivbeamten. Diese Bestimmungen finden auch auf ältere Bücher rechtsgeschichtlichen Inhalts, welche für die Gerichtsbibliotheken nicht mehr von Wert sind, sowie auf diejenigen für den Geschäftsbetrieb entbehrlichen Akten und Schriftstücke Anwendung, welche nur deshalb von der Vernichtung ausgeschlossen sind, weil sie für die Kenntnis früherer Zustände und Sitten ein besondres Interesse bieten."

Für die preußischen Gerichte sind diese Vorschriften nicht neu, sie bestehn schon seit vielen Jahrzehnten, sind aber wohl niemals streng durchgeführt und deshalb in den achtziger Jahren mehrmals aufgefrischt und erweitert worden. Die meisten Gerichtsbeamten haben an der Durchführung kein großes Interesse, und so sind nur in seltnen Fällen wirklich ältere Gerichtsakten an die Staatsarchive gekommen. Beim Amtsgericht Schlieben z. B., einem alten kursächsischen Gerichtsamte mit fiskalischem Gebäude, lagen bis vor kurzem unter dem Dache ungeheure Stöße von Akten, die jetzt zum größten Teile, nachdem sie ein Archivbeamter durchgesehen hat, im Magdeburger Staatsarchive liegen. Es fanden sich darunter Teile von Schöffensprüchen aus dem Jahre 1517, die also jedenfalls kulturgeschichtlichen Wert hatten. Es kann aber auch nach der neusten Verfügung des Justizministers zweifelhaft werden, inwieweit unsre heutigen Gerichtsakten, die allerdings erst nach fünf bis dreißig Jahren zur Verntchtung und Aussonderung geeignet werden, kulturgeschichtlichen Wert haben oder bekommen können, wie Geheimrat Grotefend meint. Geht man die einzelnen Arten der Gerichtsakten durch, so sind bei der streitigen Gerichtsbarkeit die Zivilprozeß-, Konkurs-, Aufgebots- und Zwangsversteigerungsakten hervorzuheben, von denen manche kulturgeschichtlichen Wert bekommen können, wenn man an Konkurse großer Geschäfte, Versteigerungen großer Güter oder sonstige bürgerliche Streitigkeiten über wichtige Objekte, Grenzen, Grundstücke, Familienfideikommisse, Stiftungen usw. denkt. Während aber hierbei das wirtschaftliche Interesse überwiegt, steht bei den Strafsachen das kulturgeschichtliche Interesse direkt in Frage: man braucht nur an den Konitzer Mordprozeß, an den Sternberg- und Harmlosenprozeß und ähnliche Sachen zu erinnern, um zu zeigen, einen wie hervorragenden Wert diese Akten für spätere Zeiten bekommen werden. Mögen auch die Zeitungen und

gedruckten Entscheidungen den wesentlichen Inhalt wiedergeben, maßgebend für spätere Studien bleiben doch immer die Akten selbst. Es ist genau dasselbe Verhältnis wie jetzt mit den Hexenprozessen: man kann sich in Büchern über den Hergang recht wohl belehren, aber Akten aus jener trüben Zeit geben doch noch ein ganz andres Bild und rücken uns an die Vorgänge viel näher heran. Im Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit endlich kommen die Grundakten, Handels-, Vereins-, Genossenschafts- und ähnliche Register in Frage, die ebenfalls wirtschaftlich und statistisch von Wert werden können und deshalb zur Abgabe an die Archive geeignet sind. Es giebt also unter den Gerichtsakten eine große Anzahl von wichtigen Urkunden und Schriften, die des Aufhebens wert sind, und es ist recht wünschenswert, daß mehr Sorgfalt auf die Auswahl der von der Vernichtung auszuschließenden Sachen gelegt werde; die Bestimmungen sind erschöpfend genug. Viel schlimmer sieht es auf andern Verwaltungsgebieten aus: wer Gelegenheit gehabt hat, in die alten Akten eines Ortsrichters hineinzusehen, weiß, welch wichtiger Stoff wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Inhalts dort unbenutzt liegt und verloren geht. Niemand bekümmert sich um diese halb verstockten und zerfressenen Schriften, die uns ein treffliches Bild über die Zustände des Dorfs zu geben vermögen. Da sind Verfügungen über den Seidenbau, über Kriegslasten, Hand- und Spanndienste, Urkunden und Berichte über kleine Kriege zwischen Nachbardörfern wegen der Grenzen und ähnliche Vorgänge, von denen niemand mehr etwas weiß, da sie zu Urgroßvaters Zeiten geschahn. In derselben Weise ist das geschichtliche Material der kleinen Landstädte von jeher behandelt worden: die Dachböden sind zumeist die Aufbewahrungsorte der uralten städtischen Akten und Urkunden. Bei Umdeckungen des Dachs fallen Kalk und Ziegelsteine in Menge auf die nicht mehr beachteten Schriften, und allmählich werden sie unter Schutt und Staub begraben. Der kulturgeschichtliche Wert ist gar nicht bekannt und kommt höchstens in Frage, wenn sich zufällig hier und da einmal jemand für die Geschichte der Stadt interessiert und die alten Schätze hebt. Da staunen denn auch die Bewohner selbst über die Reichhaltigkeit ihres Archivs. Ähnlich steht es mit den Pfarr- und Kirchenakten: Material genug, aber ungeordnet und ungelesen. Verordnungen über die Vernichtung unwichtiger und die Abgabe wichtiger Akten an die Archive giebt es wohl nirgends, oder sie werden nicht beachtet, sofern sie da sind. Ein Beamter übergiebt den Bestand unberührt dem andern, und so häufen sich im Laufe der Jahrhunderte die Akten zu solchen Bergen an, daß nur noch die Keller oder Dachböden zur Unterkunft genügen. Es wäre sicher ein großes Verdienst der Kommission des Archivtags, wenn sie bei den verschiednen Behörden den Schutz der Akten und deren Abgabe an die Staatsarchive der jedesmaligen Provinz anregte, um endlich einmal Leben und Bewegung in die bestaubten Bestände zu bringen.

Schlieben R. Krieg

Litteratur

Herrn Kohlmeyers litterarischer Beitrag zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung beleuchtet von K. Knoke. Berlin, Reuther und Reichard, 1900 (48 Seiten)

Das Schriftchen verdient die Aufmerksamkeit nicht nur der Fachleute, auch die Leser dieses Blattes und alle, denen die Unterweisung und Erziehung unsers

Volks am Herzen liegt, seien darauf hingewiesen. Obwohl die Broschüre zunächst eine Streitschrift ist, geht doch ihre Bedeutung darüber hinaus. Zur Vorgeschichte sei folgendes bemerkt. Der Professor Knoke, früher Seminardirektor, auch jetzt als Vertreter der praktischen Theologie an der Universität Göttingen in mehr als ideeller Verbindung mit dem Volksschulwesen, hat seine alte Liebe zu ihm bewahrt und praktisch bethätigt; er hat in Verbindung mit mehreren Göttinger Professoren ein Rektorenseminar zur Heranbildung von Lehrern an Seminaren und für leitende Stellungen im Volksschulwesen gegründet und mehrere Jahre geleitet. Demselben Gedanken gab er nun 1899 Ausdruck in einem Aufsatz: „Ein gangbarer Weg zur Verwirklichung der in der Lehrerschaft sich regenden Wünsche nach wissenschaftlicher Fortbildung auf der Universität," der in den von Muthesius herausgegebnen Pädagogischen Blättern (Nr. 6) erschien.

Die Lehrerschaft hätte das dankbar begrüßen sollen. Der Seminarlehrer Kohlmeyer aber griff aus dem Aufsatze zwei Äußerungen Knokes heraus und machte sie unter dem Titel: „Stehn unsre Volksschulen unter dem Zeichen des didaktischen Formalismus und der öden Mechanisierung der Erziehung?" in derselben Zeitschrift zum Gegenstand einer gereizten Polemik. Die in Anspruch genommnen Äußerungen Knokes gingen dahin, daß die Allgemeinen Bestimmungen von 1872 die didaktische Befähigung der Lehrer in erfreulicher Weise gehoben, ja bei einigen bis zur Virtuosität gesteigert haben, daß aber die Vorschriften über die Prüfung und Anstellung der Mittelschullehrer und Rektoren die Zufuhr frischen Lehrerblutes aus akademischen Kreisen erschwert, und „somit der didaktische Formalismus die Herrschaft in den Schulen angetreten habe." Die zweite Äußerung Knokes ging dahin, daß, als der Minister Bosse im Jahre 1893 den Zugang der pro ministerio geprüften Theologen zur Rektoratsprüfung erleichtert habe, man in weiten Kreisen den Eindruck gehabt habe, es sei geschehn, um der erkannten Gefahr der öden Mechanisierung der Erziehung in den Volksschulen entgegenzuwirken, und wies dabei auf eine im Landtage gemachte Äußerung des Ministers über den Rückgang des Volksschulwesens hin. Diese Äußerung des Ministers nahm Knoke als auf falschen Berichte der Zeitungen beruhend zurück: der Minister hatte von einem Rückgang der Volksschullehrerbesoldung gesprochen.

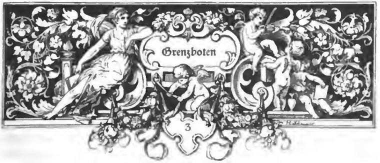
Was die erste Behauptung Knokes anbetrifft, so hatte sie Kohlmeyer mißverstanden. Knoke war dabei von dem Wesen des Seminars als einer Anstalt ausgegangen, die den Zweck und die Aufgabe hat, den Lehrer auf Grund der gewonnenen allgemeinen Bildung die Form des Unterrichts zu lehren, ihn darin firm zu machen. Indem er dies als selbstverständlich voraussetzte und nicht formulierte, gab er allerdings Anlaß zu dem Mißverständnis, daß Kohlmeyer ihm den Gedanken unterschob, die Ursache des Verfalls der Volksschulen liege in der in den „Seminaren erworbnen und in die Schule übertragnen Handwerksroutine, die über der Formel den Gehalt übersieht und noch dazu bei ihren Trägern thörichte Selbstgenügsamkeit und ablehnenden Stolz gegen anders Gebildete hervorgerufen habe."

Den von Knoke in den Pädagogischen Blättern abgebrochnen Streit setzte Kohlmeyer fort, indem er als 16. Heft der von Muthesius herausgegebnen „Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung" eine Broschüre drucken ließ unter dem Spezialtitel: „Erziehender Unterricht und didaktischer Formalismus, zwei Schlagwörter in der Beurteilung des Unterrichtsbetriebs der modernen Volksschule. Eine Abwehr ungerechtfertigter Angriffe auf Volksschule und Seminar." (Gotha, 1900.) Es ist manches Richtige darin enthalten, das meiste aber ist nur herangezogen, um ein Heft Polemik gegen Knoke zu liefern, sodaß sich dieser in der oben genannten Broschüre zu einer Beleuchtung des Heftes entschließen mußte.

Neben dieser Beleuchtung des Beitrags zur Lehrerbildung setzt Knoke klar und bestimmt das Wesen und die Aufgabe des Seminars fest, das die Form des Unterrichts, also didaktischen Formalismus, seinen Zöglingen zu lehren habe im Unterschiede von den wissenschaftlichen Aufgaben der Universität, und zeigt, daß eben diese Aufgabe den Seminaren durch die Allgemeinen Bestimmungen von 1872 und die später dazu gegebnen Ministerialerlasse bestimmt vorgezeichnet sei. Nicht nur der Lehrer, sondern jeder Gebildete wird diesen klaren Ausführungen gern folgen und durch die urbane Polemik angezogen werden.

Ob freilich alle Lehrer damit einverstanden sein werden, ist fraglich. Wie Kohlmeyer in gereizter Weise geglaubt hat, der vermeintlichen Überhebung des Universitätslehrers entgegentreten zu müssen, und die sachliche Frage auf das Gebiet des persönlichen Werts und der Standesehre gezogen hat, so werden die seminaristisch gebildeten Lehrer gern geneigt sein, auf seine Seite zu treten. „Weite Kreise" aber werden sich nicht dagegen verschließen, daß auch unsern Volksschulen die Gefahr des übertriebnen didaktischen Formalismus und der Mechanisierung der Erziehung drohe. Wohl haben wir Ursache im Hinblick auf andre Staaten auf unsre Volksschule stolz zu sein und das Geschick und die Arbeit ihrer Lehrer zu respektieren; keine andre Thätigkeit aber fordert auch wie diese in ihrer täglichen Kleinarbeit eine ununterbrochne geistige Durchdringung und Belebung, die nur von höhern Potenzen ausgehn kann. Und was die Erziehung, im besondern die Behandlung der Kinder anbetrifft, so richten sich jetzt vieler Gedanken auf die Frage, welchen Einfluß darauf der einjährige Militärdienst der Lehrer üben wird; ob sie der Gefahr entgehn, Schule und Kaserne, Klasse und Exerzierplatz, die Schüler mit Rekruten zu verwechseln. Das muß abgewartet werden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutsch-italienischer Verkehr im Mittelalter

Was doch aus dem Suchen nach einer bescheidnen archivalischen Spezialität für ein großes und schönes Ganze erwachsen kann, wenn der Sucher ein Mann von Geist ist! Man findet einige sich auf mittelalterliche Handelsgeschäfte beziehende Urkunden; eine historische Kommission meint, es würde nicht uninteressant sein, noch mehr dergleichen kennen zu lernen, und schickt eines ihrer Mitglieder, in deutschen, schweizerischen und italienischen Archiven nachzusehen, diesem erweitert das, was er findet, die Aussicht in die verschiedensten Gebiete, und es entsteht ihm ein Bild des mittelalterlichen Lebens, worin man deutlich sieht, wie die wirtschaftlichen Bedürfnisse und die geistige Regsamkeit tüchtiger Völker, die geographischen und die politischen Verhältnisse zur Gestaltung dieses Lebens zusammenwirken. So ist Schultes Werk geworden.*) Wir wollen die Hauptergebnisse für ein paar von den hier behandelten Gebieten gesondert zu überschauen versuchen, zunächst die Entwicklung des Handels.

Die Germanenreiche, die aus den Trümmern des Römerreiches erstanden, waren naturalwirtschaftliche Agrarstaaten. Damit war gegeben, daß der vordem bedeutende Handel zusammenschrumpfen mußte. Es gab wenig Gewerbe und Luxus, wenig Geld, und die geringen Bedürfnisse der wenig zivilisierten Bevölkerung wurden mit den Erzeugnissen der eignen Wirtschaft befriedigt. Der Handel war fast nur Einfuhrhandel, die Handelsbilanz darum passiv. Eingeführt wurden, und zwar fast ausschließlich aus dem Orient, Gegenstände für den Luxus der wenigen Großen und für den Gebrauch der Kirchen: Edelsteine, Gold- und Silberschmuck, seidne Gewänder, Weihrauch, Wachs, außerdem Gewürze. Von diesen eine sehr große Mannigfaltigkeit, u. a. auch Rhabarber

*) Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. Aloys Schulte, ord. Professor an der Universität Breslau. 1. Band. Darstellung. 2. Band. Urkunden. Mit zwei Karten. Leipzig, Duncker und Humblot, 1900.

aus China. Dieser Handel war Wanderhandel, Konstantinopel war seine Beherrscherin, Juden waren seine Organe. Ihnen begegneten von Norden her die Friesen als erste Händler und zugleich Fabrikanten deutschen Stammes. Gleich den nordischen Seeräubern kamen sie zu Schiff rheinaufwärts, brachten selbstgefertigtes Tuch und tauschten Wein und Getreide ein. Die von Nitzsch begründete Meinung, daß die deutschen Großgrundbesitzer durch ihre Dienstmannen einen bedeutenden Handel hätten treiben lassen, bestreiten neuere Autoritäten, denen sich Schulte anschließt. Der Weg, auf dem ein deutscher Eigenhandel entstehn sollte, war von den Friesen vorgezeichnet. Wie die neuere Industrieentwicklung vom King Cotton ausgegangen ist, so die mittelalterliche von der Wolle. Ein deutsches Gewerbe und deutscher Handel wurden von dem Augenblick an möglich, als sich der Bauer mit Leinenhosen und einem Pelz darüber nicht mehr begnügte. Zwar, nachdem der Handel in Gang gekommen war, wurde auch die Leinwand Handelsartikel. Die Größe von Konstanz — denn Konstanz war im Mittelalter eine reiche und mächtige Stadt — beruhte darauf; tela Allamanie findet sich in den Rechtsbüchern von Genua, in den Verzeichnissen des päpstlichen Schatzes und in dem Testament eines in Tauris seßhaften venetianischen Kaufmanns. Aber die Leinenerzeugung blieb Sache des Hausfleißes, mit der Ackerwirtschaft eng verflochten; nur einzelne Spezialitäten gingen ins städtische Gewerbe über, wie die Kölnische Bettziechweberei. Die Tuchmacherei dagegen entwickelte sich früh zum städtischen Gewerbe. Zunächst, weil das Tuch gewalkt werden mußte, wenn es marktgängig sein sollte, das Walken mit den Füßen aber eine sehr schwere, die Kräfte der Frauen übersteigende Arbeit war. Zahlreiche starke Männer wurden dazu gebraucht. Paris hatte zur Zeit Ludwigs des Heiligen 60 Tuchmacher, aber im Leichenzuge dieses Königs (1270) gingen 300 Walker mit, und zur Schlacht von Kortryk (1302) stellten die Brügger 1024 Walker. Als dann die Walkmühlen eingeführt wurden, konnten Bauernfrauen erst recht nicht mehr daran denken, mit dem städtischen Tuchmachergewerbe zu konkurrieren. Und sobald der Wohlstand nur ein wenig gestiegen war, begnügte man sich mit grobem Grautuch nicht mehr, man wollte feine Faser, schöne Färbung und gute Appretur. Wie hätte all das ein Bauerhaus leisten sollen? Nur eine Korporation von Handwerkern oder ein reicher Kaufmann, am besten eine ganze Korporation von Kaufleuten, konnte feine Wolle aus England oder Spanien und Farbstoffe aus dem Orient beziehn und die Appretureinrichtungen treffen. So wuchsen Gewerbe und Handel in Wechselwirkung miteinander auf; der Handwerker wurde in seinem Bestreben, das Tuch außerhalb seines Wohnorts zu verkaufen, ein Kaufmann, der Kaufmann wurde Fabrikant oder errichtete, indem er Handwerker und ländliche Hausweber beschäftigte, ein Verlagsgeschäft. Schwung brachten in den Eigenhandel der Abendländer die Kreuzzüge, die orientalische Gewerbe und Künste zunächst nach Italien und von da aus in die übrigen Länder verpflanzten und durch das Gewerbe einen Kaufmannsstand erzeugten, der auch den Levantehandel in seine Hand nahm. Konstantinopel

wurde von Venedig und Genua entthront, die arabischen Händler verschwanden, die Juden wurden auf den Geldhandel, und zwar auf dessen schlechtern Teil zurückgedrängt.

In einem blieb die neue Form des Handels der vorhergehenden ähnlich: Warenversendung durch Spedition und Reederei gab es nicht; der Kaufmann mußte seine Ware selbst an Ort und Stelle bringen. Daraus nun und aus der oben beschriebnen Entstehung des Handels ergaben sich mehrere Eigentümlichkeiten. Zunächst, daß die Textilgewerbe den Kapitalismus begründeten. Da feines und schönes Tuch gar nicht anders als mit Hilfe von Geldkapital hergestellt werden konnte, sanken die an seiner Anfertigung beteiligten Hausindustriellen und Handwerker: Spinner, Weber, Walker, Färber sehr bald zu Arbeitern der kaufmännischen Unternehmer herab. Und das gab dann der politischen Entwicklung die Richtung. Die mächtigen Wollenzünfte gewannen die Oberhand über die andern Zünfte der Kleinhandwerker, und in Florenz z. B. verlief dann die Sache in der Art weiter, daß, als niederländische, französische und deutsche Konkurrenz die Macht der beiden Wollenzünfte schwächte, die Seide Ersatz bot, deren Verarbeitung bis dahin das Monopol Luccas gewesen war, dann aber der Handel mit dem im Gewerbe erworbnen Gelde das Rückgrat des Staates wurde und zuletzt ein Bankier die ganze Republik in die Tasche steckte.

Eine andre Eigentümlichkeit war, daß die Notwendigkeit, die Warenzüge selbst zu begleiten, das Bedürfnis eines Socius erzeugte. Gewöhnlich war dieser ein Bruder oder ein Sohn. So bildeten sich Handelsgesellschaften, die auf der Familie beruhten. Und solche Gesellschaften waren nun dem einzelnen Kaufmann weit überlegen, ja sie allein waren den Aufgaben gewachsen, die damals der Fernhandel stellte. Sehr bedeutende Geldmittel waren erforderlich, alle die Schwierigkeiten des Transports zu überwinden, von denen der heutige Kaufmann keine Ahnung mehr hat: da gab es unzählige Zölle zu entrichten, Verluste durch Raub und Plünderung zu ertragen, bewaffnetes Geleite zu besolden. An den verschiednen Zielpunkten des Handels mußten Faktoreien errichtet, Agenten und Korrespondenten unterhalten werden. Der Leiter des Geschäfts mußte über die gewerblichen Zustände und die Absatzverhältnisse, über die politische Lage der entferntesten Gegenden genau unterrichtet sein (aus den Kaufmannskorrespondenzen ist ja auch das Zeitungswesen hervorgegangen), und er mußte die Tarife aller jener Zölle, sowie die Handelsusancen der Orte kennen, mit denen er verkehrte. Sehr langlebig waren diese Gesellschaften und Familienverbände nicht. Die Töchter der Begründer heirateten Adliche, und die Enkel lebten selbst ritterlich und sorgten dafür, daß das von Vater und Großvater aufgehäufte Geld unter die Leute kam. Die Nachkommen einiger solcher Familien sind, wie die Fugger, in den hohen Adel aufgestiegen, die meisten aber haben sich im Volke verloren; die niedergehenden Familien wurden von aufstrebenden und diese wieder von andern abgelöst. Aber jede von ihnen hat sich, so lange sie blühte, hohe Verdienste erworben um den Völkerverkehr,

den Wohlstand der Nationen und die Kultur. Von italienischen Verhältnissen unterschieden sich die deutschen dadurch, daß in Deutschland die Arbeit den Adlichen schändete, und daß „müßig gehn“ mußte, wer in den städtischen Adel aufgenommen werden wollte, während in den italienischen Städten der Adel schändete, und die Adlichen, die etwas bedeuten wollten, ein Gewerbe ergriffen und sich in eine Zunft aufnehmen ließen. Der Adel wurde hier wohl zur Strafe verhängt.

Eine weitere Eigentümlichkeit war, daß die Stellung einer Stadt im internationalen Handel nicht von ihrer Größe, Einwohnerzahl und politischen Macht abhing, sondern davon, ob sie eine gewerbliche Spezialität pflegte. Schon vom ersten Anfang an waren es Spezialitäten gewesen, was den Fernhandel in Gang gebracht hatte. Wenn sich alle mit den gewöhnlichsten Erzeugnissen begnügten, so hätte eine gewerbthätige Stadt in einer fruchtbaren Gegend Mitteldeutschlands, abgesehen von Südfrüchten, Wein und Kolonialwaren, gar keinen Fernhandel nötig. Freilich müßte sie schon, um diese drei Arten von Waren bezahlen zu können, irgend etwas nach auswärts verkäufliches hervorbringen. Aber wenn an irgend einem Orte die Kunst erfunden wird, Tuch sehr schön blau zu färben, so werden sich alle Leute, die es bezahlen können, bis in weite Fernen hin um dieses Tuch reißen, und so wird ein Fernhandel in Gang kommen, denn natürlich hat sich im Mittelalter eine neue Erfindung, obwohl sie keinen Patentschutz genoß, weit langsamer verbreitet als heute, und manche Kunst konnte anderwärts, wo die Bedingungen ihrer Ausübung fehlten, überhaupt nicht nachgeahmt werden, sodaß sie dem Ort ihrer Erfindung auf Jahrhunderte ein Monopol sicherte. Daher hat das mächtige Straßburg, dessen Handwerker für die reiche Umgebung arbeiteten, keinen Fernhandel gehabt, während neben Konstanz auch die kleinen Städte Ravensburg und Memmingen im internationalen Leinenhandel eine Rolle spielen, und Rotenburg im lebhaftesten Verkehr mit Como steht. Basel verhielt sich ähnlich wie Straßburg, erst später hat es andre Wege eingeschlagen. Ein Ehinger aus Konstanz war sogar an dem ersten überseeischen Landerwerb Deutscher, an der Fuggerschen Gründung in Venezuela beteiligt. Nürnberg verdankt seine Bedeutung und seinen Reichtum bekanntlich seiner Metallindustrie; schon Äneas Sylvius hat gemeint, der König von Schottland würde sich glücklich schätzen, wenn er wohnen könnte wie ein Nürnberger Bürger. Auch die Macht Venedigs ist aus einer gewerblichen Spezialität herausgewachsen, aus der Fabrikation seiner Gläser, die bis zum Ausgange des Mittelalters ihr Geheimnis und darum ihr Monopol geblieben ist.

Der mittelalterliche Verkehr konnte anfangs der Messen nicht entbehren. Da der Kaufmann die Erzeugnisse seiner Werkstätten selbst an Ort und Stelle bringen mußte, so hätte er reiner Hausierer werden müssen, wenn es nicht Zentralabsatzmärkte und auf diesen gewisse Zeiten des Umtauschs gegeben hätte. Die wichtigsten Messen des Frühmittelalters waren die auf den vier Champagner Städten Troyes, Bar, Provins und Lagny. Hier tauschten Italiener,

Franzosen, Niederländer, Deutsche ihre Waren aus, hier wurden die Zahlungsverbindlichkeiten abgewickelt. Als die Champagne in Abhängigkeit von dem Franzosenkönig Philipp dem Schönen geriet, brachte dieser durch seine gewaltthätigen Eingriffe die Messen herunter. Er erhöhte die Meßabgaben, hob den Meßzwang auf, mißhandelte italienische Kaufleute und ruinierte die Wollenindustrie der Champagner durch Steuern; auch hier nämlich war die Handelsgröße von der Eigenproduktion ausgegangen. Auf Kosten der Champagner hob sich der französische Kaufmannstand, blühten die Messen zu Genf und Lyon auf. Der Weltverkehr aber zog sich nach den Niederlanden hin, und Brügge wurde die erste Handelsstadt nach modernem Zuschnitt: eine Stadt, wo alle 365 Tage im Jahre Messe war, ein beständiger Warenumschlag stattfand, und wo auch die erste Weltbörse entstand; nach nur kurzer Blüte wurde Brügge von Antwerpen abgelöst. Zugleich kamen nördlich und südlich der Alpen andre Meßplätze empor: in Deutschland besonders Frankfurt, das sich bis heute behauptet hat, in Italien u. a. Crema und Arona. Während sich in Frankreich und den Niederlanden allmählich eine bewußt und planmäßig geleitete Handelspolitik zeigte, konnte in dem mehr und mehr der Territorialwirtschaft verfallenden Deutschland davon keine Rede sein. Kaiser Sigmund hat versucht, den Handel Venedigs zu vernichten und einen unmittelbaren Verkehr mit dem Orient auf dem Wege über Ungarn herzustellen, es ist ihm aber nicht gelungen. Im übrigen that, von den Raubrittern und räuberischen Fürsten zu schweigen, jede Stadt ihr bestes, die Konkurrentinnen durch Zölle, durch Erwerb von Stapelrechten und andern Privilegien zu schädigen. Die Zahl der Rheinzölle belief sich auf etwa sechzig, und ein Engländer, der im Gefolge des Königs Richard (von Cornwallis) nach Deutschland kam, konnte sich nicht genug über diese furiosa Teutonicorum insania wundern. Aller Erfolg hing ausschließlich von der persönlichen Tüchtigkeit der Kaufleute ab und von der Schlauheit, mit der die von den Obrigkeiten aufgetürmten Hindernisse durchbrochen oder umgangen wurden. Gegen Unfreundlichkeiten des Auslandes half man sich teils durch Repressalien, teils dadurch, daß man sich am fremden Ort einen dortigen Bürger zum hospes, defensor und judex bestellte; so ist das Konsulatwesen entstanden; zuerst in Genua werden Konsuln der Deutschen erwähnt.

Die persönliche Begleitung der Warenzüge, das dafür nötige Aufgebot von Menschen und die bei dem Mangel an Transportanstalten unentbehrlichen Kommanditen und Faktoreien brachten die Handeltreibenden der verschiednen Länder einander ganz anders nahe als heute, wo der größte Teil der Geschäfte durch bloße Korrespondenz erledigt wird, und der Kaufmann sich um den Transport gar nicht zu kümmern braucht. Wie häufig damals Italiener nach Deutschland und den Niederlanden gekommen sind, und wie viele sich hier dauernd niedergelassen haben, bezeugen die bei uns häufigen italienischen Familiennamen. Interessant ist es, die Niederlassungen von Deutschen in Italien zu verfolgen, über die Schulte Nachrichten gesammelt hat. Im Ge-

folge der Kaufleute wanderten Handwerker ein, die sich in deutschen Bruderschaften zusammenschlossen. In Florenz gab es mehrere solche. Am genausten ist man über die der Schuhmacher unterrichtet: Societas Virginis Marie et sancte Katerine Teutonicorum chalzolariorum Alamannie alte. Im Jahre 1454 kaufte sie ein Haus in der Via di S. Gallo, in der Nähe von S. Lorenzo, wo sie ihre Gottesdienste abhalten ließ, und richtete es zu einem Spital für kranke Mitglieder ein, vier Jahre später baute sie noch eine Kapelle auf dem Grundstück. Danach sank die Mitgliederzahl rasch; 1502 waren nur noch drei vorhanden. Diese übergaben das bedeutende Vermögen einer italienischen Bruderschaft unter der Bedingung, daß sie die Deutschen schütze und deren Töchter ausstatte; gesonderte Gottesdienste der Deutschen haben bis 1629 bestanden. Die deutsche Kolonie in Rom hat, wie Schulte glaubt, nicht nach hunderten, sondern nach tausenden gezählt. Die deutschen Schuster hatten ein Gildehaus, die Bäcker außer ihrer schola (womit ebenfalls ein Zunfthaus gemeint ist) ein Spital und eine eigne Kirche. Zahlreich waren die deutschen Gastwirte, und zwar nicht bloß in Rom. Äneas Sylvius schreibt: Die Deutschen machen überall die Wirtsleute; ihr Verdienst ist es, daß man ziemlich allenthalben in Italien ein Gasthaus findet; wo es keine Deutschen giebt, da giebt es auch keine Herberge. Woher mag wohl diese Anlage der Deutschen für Gastwirtsgewerbe kommen? Ohne Zweifel doch vom innern Zuge zu Bier und Wein. Und dieser Zug, oder einfacher gesprochen der deutsche Durst, hängt doch gewiß auch mit einer andern mittelalterlichen Erscheinung zusammen. die nicht nur von der größten Bedeutung für den Handel, sondern geradezu bestimmend für den Gang der Weltgeschichte gewesen ist: mit der Sucht aller mittelalterlichen Nordländer, unglaubliche Mengen scharfen Gewürzes zu verschlingen und sogar unsinnige Preise dafür zu zahlen. Der Gewürzhandel hat zuerst Venedig und dann Augsburg reich gemacht. Durch seinen Reichtum aber ist Venedig Weltmacht geworden, und ohne den Reichtum der Fugger, der wenigstens zum Teil aus dem Gewürzhandel stammt, wäre Maximilian kaum Kaiser geworden. Daß der Gewürzhandel nach der Entdeckung des Kaps andre Wege einschlug, hat Venedig herunter-, Portugal und Holland emporgebracht, und dieses für einige Zeit zur Weltmacht erhoben. Die Portugiesen haben in der kurzen Zeit ihrer Macht den Holländern für ihre bekannte Praxis das Vorbild geliefert; sie haben alle Schiffe von Konkurrenten, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten, vernichtet, und haben, um die Preise hoch zu halten, einen Teil der Gewürzernten verbrannt. Von was für merkwürdigen Einflüssen doch der Gang der Weltgeschichte abhängt! Die zukünftige Regierung der sozialistischen Weltrepublik wird, um das Wirtschaftsleben der ganzen Erde regeln und leiten zu können, außer andern wunderbaren Begabungen auch die feinste Witterung für allen Zungen- und sonstigen Geschmack und dessen Wandlungen haben müssen. Den Zungengeschmack unsrer Altvordern und den dazu gehörigen Magen haben nur die Bayern in unsre moderne Welt herübergerettet.

Doch um zu den deutschen Kolonien in Italien zurückzukehren, so werden in den Urkunden außer den Gastwirten und Schustern besonders häufig erwähnt Landsknechte, Stallknechte, Pfeifer und andre Musiker, Uhrmacher, auch Baumeister. Am Mailänder Dom ist eine Reihe deutscher Meister thätig gewesen; die Buchdrucker und Buchhändler waren anfänglich lauter Deutsche. In Mailand erschien 1498 ein deutsch-italienisches Wörterbuch mit besondrer Rücksicht auf das Bedürfnis der Kaufleute; schon 1501 erlebte es eine neue Auflage. Bettino da Trezzo schildert die Pest, die 1485 Oberitalien heimsuchte, in einem Gedicht und sagt darin von den deutschen Kaufleuten in Como:

Tra lor cosi dicevan thodescando:
Verflucht sy das gluk das unser hat verborghen
Den rechten weg zu kumen user dieser sorgen.

Die deutsche Niederlassung in Como ist sehr beachtenswert. Die bergige Gegend brachte nicht Getreide genug hervor für die Bewohner. Diese waren deshalb auf Industrie angewiesen. Für solche sorgten deutsche Kaufleute, indem sie Rohwolle einführten und sie sich mit dem daraus angefertigten Zeug bezahlen ließen. So richteten die Deutschen in Como und den Nachbarstädten Verlaggeschäfte ein. Als Maximilian 1507 die Eidgenossenschaft für ein Bündnis zur Vertreibung der Franzosenherrschaft aus Mailand zu gewinnen suchte, flüchteten die Deutschen aus dem Comaskergebiet, und die Wollenindustrie ging ein; sie wurde durch das einheimische Seidengewerbe ersetzt.

Wenn die deutschen Kaufleute in den ausländischen Städten eigne Häuser erwarben, in denen sie zusammen wohnten und ihre Geschäfte betrieben, so war das freilich eine große Annehmlichkeit und Bequemlichkeit für sie, zugleich aber eine Beschränkung. Denn für die italienischen Fondachi galt, wie für die deutschen Kaufhäuser, das Stapelrecht. Besonders streng wurde es in Venedig gehandhabt. Nur im deutschen Fondaco, der sechsundfünfzig Wohngelasse enthielt, durfte der deutsche Kaufmann absteigen, nur hierher durfte ihn der Barkenführer bringen. Das Auf- und Einpacken der Waren wurde von Sensalen der Regierung überwacht. Nur dem Venetianer darf der Deutsche verkaufen, nur von ihm kaufen; Angehörige zweier fremder Nationen dürfen nicht miteinander handeln. Ja der fremde Kaufmann darf seine Ware nicht einmal von einem Kaufmann einer andern Nation beschauen lassen, bei hundert Pfund Strafe. Auch darf er nicht im kleinen verkaufen, Tuch nicht ausschneiden, und kein Geschäft darf ohne den Sensal abgeschlossen werden. An den Hafen, an die Schiffe wird der deutsche Kaufmann nicht herangelassen; über Genua gelangen die Deutschen ans Meer und darüber nach Spanien und nach fremden Erdteilen. (Auch über Marseille und auf dem Landwege verkehrten die Deutschen mit Spanien.) Der jährliche Umsatz der Deutschen in Venedig wird auf eine Million Dukaten, der Zollertrag, den die Republik davon hatte, auf zwanzigtausend Dukaten geschätzt. Als 1472 die Deutschen in Mailand die Erlaubnis zur Errichtung eines Fondaco nachsuchten, schlug dem Herzog Galeazzo Maria

sein Geheimer Rat vor, ihnen zu willfahren, da in Venedig der Ertrag des Fondaco zu den Haupteinnahmen des Staats gehöre, der milanesische Fondaco hoffentlich einen ähnlichen Ertrag abwerfen und den venetianischen empfindlich schädigen werde. Natürlich vergalten die Deutschen die Einschränkungen, die sie sich gefallen lassen mußten, mit entsprechenden. Venetianer durften in Deutschland, ja schon im Gebiet von Padua und Treviso keine deutschen Waren einkaufen.

Nehmen wir zu all den Leuten, die des Geschäfts wegen von beiden Seiten über die Alpen stiegen, noch die Politiker, die Kriegsheere und die Pilger hinzu, so erhalten wir das Bild eines ununterbrochnen lebhaften Verkehrs, eines Verkehrs, der bei der damaligen Art zu reisen und zu herbergen eine viel innigere Berührung der verschiednen Nationen bedeutete als unser heutiger, der freilich seit etwa dreißig Jahren, namentlich aber seit der Eröffnung der Gotthardbahn der Zahl nach den mittelalterlichen weit hinter sich läßt; aber rechnen wir von den heutigen deutschen Italienbummlern alle die ab, die mit niemand als mit Kellnern, Lohndienern, Droschkenkutschern und etwa ein paar Ladendienern verkehren, und bedenken wir, daß die italienischen Erdarbeiter, Drehorgelspieler und Hausierer keinen Zutritt zur deutschen Gesellschaft und in deutsche Familien haben, so werden wir wohl den mittelalterlichen Verkehr für den stärkern erklären müssen. Durch Nationalhaß wurde er nicht gestört; es gab Feindschaften zwischen Staaten, zwischen Städten, zwischen Korporationen und die große allgemeine Feindschaft zwischen Adel und Bürgertum, aber von Nationalhaß wußte man im allgemeinen nichts. Erst der Einbruch Heinrichs VII., des Luxemburgers, in Toskana hat, wie wir bei einer andern Gelegenheit gesehen haben, das Nationalbewußtsein der Italiener geweckt und zum erstenmal einen Haß gegen die Deutschen entflammt, der jedoch auf Toskana beschränkt blieb und sich mit dem Schwinden der Gefahr wieder legte.

Mit orientalischen Kleinodien, Spezereien und Wollenzeugen hatte der internationale Handel begonnen, am Ende des Mittelalters umfaßte er alle damals bekannten Warengattungen. Bis ins zwölfte Jahrhundert waren Sklaven noch eine gangbare Ware; de sclavo emptitio 4 denarii, steht im Zollrodel von Koblenz 1104, und sogar 1209 sind sie noch nicht aus dem Tarif getilgt. Erfreulicher klingt in einem Champagner Börsenbericht von 1265 das ariento di Friborgho, womit aber nicht, wie Heutigen zu vermuten nahe liegt, Freiberg in Sachsen, sondern Freiburg im Breisgau gemeint ist. Im Schwarzwald wurde damals viel Silber gewonnen, und Straßburg hat seinen lateinischen Namen, Argentina oder Argentoratum davon. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nennen die Tarife sämtliche damals bekannten Metalle, Mischungen wie Glockenspeise und Messing, alle Arten von Waffen und Rüstungsstücken, zuletzt auch Geschütze, von Werkzeugen und Geschirr; die einfachsten Werkzeuge wie Sicheln kommen schon in viel früherer Zeit vor. Von andern Mineralien werden Salz, Kreide, Wetzsteine, Mühlsteine, Marmor,

Schwefel, Azurro (Lapislazuli, zum Herstellen der Ultramarinfarbe) genannt, im Anschluß daran Thongeschirr und Glaswaren. Unter den Geweben, die bis zu Ende ein Haupthandelsartikel bleiben, sind auch die baumwollnen nicht zu vergessen, in deren Anfertigung besonders Ulm groß war. Die unzähligen Sorten gröbern und feinern Tuchs werden, ebenso wie die verschiednen Seidengewebe, in den Tarifen nach den Ursprungsorten genau unterschieden. Das Beuteltuch für Mühlen, erfahren wir z. B. aus Straßburger, Basler und Berner Tarifen, wurde in Clermont und Rheims angefertigt. Dieses Tuch diente auch, so lange das Glas noch sehr teuer war, zum Verschluß der Fenster, selbst in vornehmen Häusern. Schulte vermag nicht alle vorkommenden Bezeichnungen zu erklären, wie denn überhaupt, bemerkt er im Vorwort, das Glossarium von Ducange schon lange nicht mehr genügt — für das mittelalterliche Latein; für die technischen Ausdrücke der entstehenden neuern Sprachen ist wohl noch gar keins vorhanden. Interessant klingt bockschin oder bogkeschin im Wormser Tarif und in der Leipziger Kramerordnung; man denkt natürlich an Bukskin, es soll aber ein Linnenstoff gewesen sein. Lang ist die Reihe der Färbstoffe, Spezereien und Apothekerwaren. Kubeben, erklärt da Schulte u. a., waren die Früchte des in Ostindien und auf den Sundainseln heimischen Kubebenpfeffers; hängt damit das Wort Zibeben zusammen? So haben wir in Baden die am Stengel getrockneten Weinbeeren nennen hören, die dort oft zum Nachtisch erscheinen. Reich ist auch das Verzeichnis der Häute, des Pelzwerks und der Lederwaren; Hüte und Sättel beziehn die Italiener schon sehr früh aus Deutschland. Nürnberg lieferte außer den Erzeugnissen des Kleinmetallgewerbs, der Quincaillerie, auch größere Sachen: Altarleuchter, Schreibleuchter, Hängelampen, Messingschüsseln, Wagen, Klystierspritzen, Kompasse, Kannen, Scherbecken, Schermesser, Zirkel, Spiegel. Um das Jahr 1500 begegnen einander in den Tarifen Rosenkränze (Paternoster) und Bücher, Mittelalter und Neuzeit. Erst der Fernhandel hat in den Gegenden, wo die Natur dem Verkehr Schwierigkeiten bereitete, auch den Nahverkehr in Gang gebracht; hätten die Schweizer nicht, um aus dem Transport Gewinn zu ziehn, die Alpenstraßen gebaut, so hätten sie nicht in der Lombardei für ihr Vieh Getreide und Wein eintauschen können. Was die Mengen betrifft, sagt Schulte, so erschrecke man förmlich vor ihrer Winzigkeit; indes sei zu bedenken, daß alle Waren, die in die Ferne geschickt wurden, einen hohen Preis hatten und sehr hohe Prozente abwarfen (diese machten eben den hohen Preis), und daß die Riesenmengen, an die wir heute gewöhnt sind, erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu erscheinen anfangen; nur England, wäre hinzuzufügen, fängt schon seit dem Ende der napoleonischen Kriege an, nach dem heutigen Maßstabe zu exportieren.

Um das Jahr 1500 gipfelten der Handelsverkehr, der Reichtum der Kaufleute und der Luxus. Erregte dieser natürlich den Neid der Ärmsten, so erzeugte zugleich eine allgemeine Preissteigerung Verdacht, Beschuldigungen und Haß. Ursache des Steigens der Warenpreise war die stärkere Verbreitung und deshalb Verbilligung der Edelmetalle, zunächst des Silbers. Davon hatte in

diesem Zeitalter nationalökonomischer Unschuld kein Mensch eine Ahnung. Alle Welt war überzeugt, daß die „Pfeffersäcke“ Diebe und Räuber seien, und daß an allem Unheil nichts schuld sei als der Fürkauf, d. h. der den unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten aufhebende Zwischenhandel, und der Wucher, worunter man jede Übertretung des kanonischen Zinsverbots verstand. Der Mittelstand, wie wir heute sagen — für jene Zeit paßt die Bezeichnung eigentlich nicht, weil es keine Proletarier gab, wenn man nicht etwa die Arbeiter der Tuchfabrikanten und das fahrende Volk so nennen will —, dieser sehr bunt aus armen Rittern, aus Bauern, Handwerkern und Lohnarbeitern gemischte Mittelstand tobte, und die edelsten Männer: Geiler von Kaisersberg, Wimpheling, Erasmus, Hutten, Hans Sachs, Luther, Zwingli donnerten gegen die Fuggerei, wie der Kapitalismus damals genannt wurde. Der einzige Eck, Luthers Todfeind, wagte es, im Auftrage der Fugger in einer Disputation zu Bologna die Ansicht zu verteidigen, daß Zinsnehmen und Kaufmannsgewinn nicht wider die Gebote Christi und seiner Kirche seien. Gar bald sollte dieser verwünschte Profit samt allem Reichtum von selbst schwinden; denn zu dem allgemeinen europäischen Unglück der Preissteigerung kam das besondre mitteleuropäische der Verlegung der Handelswege, die Macht und Reichtum nach Westen verschob. Am längsten haben in dem verarmten Deutschland und Italien Augsburg und Venedig einigen Glanz bewahrt.

(Schluß folgt)

Kriegsminister General André und seine Reformen

Die einschneidenden und vielfach auffallenden Maßregeln, die der seit dem Mai des vorigen Jahres an der Spitze des französischen Kriegsministeriums stehende General André namentlich dem Offizierkorps gegenüber ergriffen hat, sind in der Tagespresse oft besprochen und je nach der Parteistellung verschieden beurteilt worden. Es dürfte sich wohl verlohnen, auch in einer deutschen Zeitschrift die Stellung, die General André der Armee und dem Offizierkorps gegenüber eingenommen hat, etwas näher zu beleuchten.

Als André, der einunddreißigste Kriegsminister seit 1871, ohne daß er bis dahin irgendwie an die Öffentlichkeit getreten war, das Portefeuille als Nachfolger des Generals Galliset übernahm, da prophezeite ihm niemand eine lange Amtsdauer. Er war verhältnismäßig ein junger General, denn erst im Mai 1899 war er Divisionsgeneral geworden, und der Anciennität nach war er der 92. der 110 Divisionsgenerale, und man hörte vielfach die Ansicht

aussprechen, daß man absichtlich einem möglichst parteilosen Manne das Ministerium angeboten habe, um allen politischen Debatten, die mit der Demission Gallifets verknüpft waren, den Boden zu entziehn. Aber schon wenig Wochen nach der Übernahme des Postens erregten gewisse Maßnahmen des neuen Ministers das Erstaunen der militärischen Kreise. Vor allem war es ein umfassender Personalwechsel im Generalstabe, den er, ohne sich mit den direkten Vorgesetzten zuvor ins Einvernehmen gesetzt zu haben, anordnete, und der ernste Folgen nach sich zog. Es erbat nämlich infolgedessen nicht allein der Chef des Generalstabs, General Delanne, seine Versetzung zur Truppe, sondern der Vizepräsident des obersten Kriegsrats, General Jamont, der für den Kriegsfall als Oberbefehlshaber in Aussicht genommen war, wurde auf eignen Wunsch zur Disposition gestellt.*) Unmittelbar darauf verfügte der Minister eine gänzlich veränderte Organisation des obersten Kriegsrats und stellte sich damit in prinzipiellen Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem in der Armee hochangesehenen General Gallifet. Während dieser und zwar erst im Oktober 1899 bestimmt hatte, daß jedes Titularmitglied**) des obersten Kriegsrats im Frieden ein Armeekorps führen oder an der Spitze eines Generalgouvernements stehn solle, enthob sie André jedes Kommandos und wies ihnen Paris als Wohnort an, damit sie dort jederzeit zur Verfügung des Kriegsministers seien. Von dieser Maßregel wurden zunächst die Kommandeure des sechsten, siebenten und neunten Armeekorps betroffen, die alle drei wesentlich älter im Dienstrange waren als der Minister. Noch mehr Aufsehen erregte es aber, als er den General Négrier, der ein Jahr zuvor aus disziplinellen Gründen vom Minister Gallifet seiner Stellung als Mitglied des obersten Kriegsrats enthoben worden war, wieder in diese Stellung einsetzte.

Wenn man bedenkt, was es heißen will, daß ein junger Kriegsminister schon wenig Wochen nach der Übernahme des Portefeuilles solche Veränderungen in den höchsten Kommandostellen verordnet und durchführt, so wird man dem Betreffenden einen hohen Grad von Energie, vielleicht auch von Rücksichtslosigkeit, nicht absprechen können. Alle Maßnahmen, die er in der ersten Zeit seiner Amtsführung ins Leben rief, liefen darauf hinaus, die Machtvollkommenheit des Kriegsministers zu vermehren und zu kräftigen. Bald traten aber noch andre Anzeichen ein, die die Überzeugung hervorriefen, daß der neue Minister die Absicht habe, nicht in dem gewohnten Gleise seiner Vorgänger zu wandeln und sich nicht mit dem Einflusse zu begnügen, der bis jetzt dem Kriegsminister der Armee gegenüber zugefallen war. Verschiedne Dekrete, die er erließ, Versetzungen, die er anordnete usw., ließen darüber keinen Zweifel; allen Anordnungen aber, die er traf, wurde und wird noch von vielen Seiten

*) General Jamont motivierte seinen Entschluß mit den Worten: L'instabilité du chef d'état-major de l'armée est incompatible avec la formation et la conduite des armées en campagne.

**) Diese Bezeichnung zur Unterscheidung vom Kriegsminister, Chef und Souschef des Generalstabs, die infolge ihrer Stellung an und für sich Mitglieder sind.

der Vorwurf gemacht, daß sie geeignet seien, wenn nicht gar den Zweck verfolgen, eine Demokratisierung der Armee herbeizuführen. Um dies recht zu verstehn, muß man wissen, daß den Offizieren in den höhern Stellungen, also etwa vom Stabsoffizier an aufwärts, vielfach nachgesagt wird, sie stünden unter antirepublikanischem und klerikalem Einfluß, und die auf den Militärschulen vorgebildeten Offiziere stellten sich den aus der Truppe hervorgegangnen gegenüber auf einen allzu exklusiven Standpunkt. Hierzu hat sich nun in letzter Zeit noch eine weitere Erscheinung geltend gemacht, nämlich die zu Tage tretende Animosität gegen israelitische Offiziere. Allen diesen Eigentümlichkeiten scheint General André energisch entgegentreten zu wollen, ohne die sich natürlich ergebenden Schwierigkeiten und Kämpfe zu scheuen. Hierfür sprechen vor allem seine die Reorganisation der berühmten Kriegsschule von St. Cyr betreffenden Anordnungen, die das größte Aufsehen nicht nur in der Armee erregt und viel Staub aufgewirbelt haben.

Um die Tragweite dieser Umänderungen zu verstehn, muß man einen Blick auf den Zweck und die Organisation der École spéciale militaire zu St. Cyr werfen. Ihr ist die Vorbildung der Offiziere übertragen für die Infanterie, Kavallerie und Marineinfanterie. Die Zahl der Aufzunehmenden wird jährlich durch den Kriegsminister bestimmt; die Aufnahme erfolgt auf Grund eines Examens. Sonstige Bedingungen zur Aufnahme sind: französische Staatsangehörigkeit, das Alter zwischen dem 17. und 21. Lebensjahre, Besitz des Reifezeugnisses einer Sekundärschule. Die Schule ist militärisch organisiert unter einem General als Kommandanten und einem Obersten als Unterkommandanten. Der militärische Unterricht liegt in den Händen zahlreicher hierzu kommandierter Offiziere. Die Schüler sind in zwei Divisionen eingeteilt und in acht Infanteriekompagnien und eine Sektion Kavallerie formiert. Die Studien, die nur die militärische Ausbildung bezwecken, dauern zwei Jahre. Nach dem Austrittsexamen werden die jungen Leute klassifiziert. Wer die Prüfung besteht, tritt als Sousleutnant in die Truppe, vorausgesetzt, daß er die Kompagnie- oder Eskadronschule ausführen und kommandieren, sowie in der Bataillonschule die Stellung als Hauptmann ausfüllen kann. Wer das Austrittsexamen nicht besteht, wird als Soldat oder auf besondre Empfehlung als Unteroffizier einem Regiment überwiesen. Die vom Kriegsminister beantragte Reorganisation der Schule richtet sich nun in erster Linie gegen das Lehrerpersonal. Nach den bisherigen Bestimmungen konnte nämlich der Kriegsminister die Instruktoren und Professoren nur aus den ihm von den Generalinspekteuren der verschiednen Waffen vorgeschlagnen Offizieren auswählen; es galt aber als Gesetz, daß hierzu nur solche Offiziere bestimmt wurden, die selbst ihre Bildung in St. Cyr erhalten hatten. Minister André fand nun, daß ihm auf diese Weise nicht genug Machtvollkommenheit eingeräumt sei, die ihm tauglich erscheinenden Offiziere — unabhängig von jedem Vorschlag und unabhängig von ihrer Vorbildung — zu bestimmen. Einen andern Übelstand sah er darin, daß die Kavallerieaspiranten schon zwei Monate nach

ihrem Eintritt in eine besondre Sektion formiert und somit von ihren Kameraden beinahe ganz abgesondert werden; er hält es für richtig, wenn diese Trennung erst am Schlusse des ersten Jahres eintritt. Schließlich wünscht der Minister, daß die Schüler als Abschluß des zweijährigen Kurses an den großen Herbstmanövern teilnehmen.

In dem Gesetzentwurf, den der Minister zur Durchführung dieser Reorganisation dem Präsidenten der Republik vorlegte, heißt es: Der Kriegsminister bestimmt die Inhaber aller Stellen im Etat der Schule, sowie das gesamte Lehrpersonal, das aus Professoren des Zivil- oder des Militärstandes besteht, und deren Zahl sich nach den Bedürfnissen richtet.

Für den Uneingeweihten erscheinen diese Änderungen ziemlich unbedeutend, aber doch vorteilhaft für die Ausbildung, wie z. B. die Teilnahme an den Herbstmanövern. Wenn das Dekret trotzdem große Anfeindungen erfuhr, ja geradezu auf Widerstand stieß, so rührt dies daher, daß der Minister damit einen Kampf gegen den Korpsgeist von St. Cyr eröffnete. Dieser esprit de corps wurde aufrecht erhalten durch die eben erwähnte Bestimmung, daß nur alte St. Cyriens wieder zu Lehrern und Instruktionsoffizieren ernannt werden konnten, und er beruhte zum Teil auf gewissen klerikalen Einflüssen. Wenn man bedenkt, daß nahezu alle höhern Offiziere der Infanterie und Kavallerie ihre militärische Bildung in St. Cyr erhalten haben*) und mit großer Anhänglichkeit der Anstalt gedenken, so erscheint es begreiflich, daß diese Verfügungen des Ministers große Mißstimmung hervorriefen. Hätte er die geplante Reorganisation nach und nach durchgeführt, so wäre er auf weit weniger Widerstand gestoßen; so aber erklärte er ausdrücklich, daß er von dieser Machtvollkommenheit, nicht mehr an die Vorschläge der Truppenkommandanten gebunden zu sein, sofort und in ausgiebigem Maße Gebrauch machen werde. Und in der That wurden nicht nur die hors cadres stehenden Instruktoren und Professoren ohne weiteres in die Truppe zurückversetzt, sondern es erhielten außerdem auch achtzehn Infanterieleutnants, die als Instruktionsoffiziere an die Militärschule kommandiert waren, den Befehl, sofort bei ihren Regimentern wieder einzurücken. Dem Minister trugen diese auffallenden Maßnahmen den Vorwurf ein — auch in der Kammer —, daß er eine Demokratisierung der Armee und eine „Entklerikalisierung" des Offizierkorps bezwecke.

Diese Meinung gewann noch weitere Nahrung durch die Vorgänge in Fontainebleau und in Melun. In Fontainebleau liegt die École d'application de l'artillerie et du génie. An diese Schule wurde anfangs Oktober als Instruktionsoffizier der Hauptmann der Artillerie Coblentz versetzt, der Israelit ist und schon bei seinem Regimente verschiedne Differenzen mit Kameraden

*) Am 10. Februar 1900 zählte die französische Armee 113 Divisionsgenerale; von diesen waren 59 aus der Infanterie und 26 aus der Kavallerie hervorgegangen; ein einziger von ihnen hatte nicht die Militärschule St. Cyr besucht. General André selbst, als Artillerist, hat seine militärische Ausbildung auf der polytechnischen Schule erhalten.

gehabt hatte. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß er einige dieser Kameraden hier in Fontainebleau wieder fand. Der Stabsoffizier, unter dem diese Instruktionsoffiziere standen, und der von den unliebsamen Vorgängen unterrichtet war, begab sich nach Paris in das Kriegsministerium und sprach dort seine Besorgnisse über etwaige Differenzen aus, indem er zugleich sein Bedauern ausdrückte, daß man nicht vor der Kommandierung des Hauptmanns Coblentz seine Ansicht über ihn eingeholt habe. Das Ergebnis dieser Reklamation war zunächst das, daß er, der Reklamant, am nächsten Tage von der Kriegsschule versetzt wurde. Da aber der Kriegsminister aus diesem Vorgange auf einen ihm unpassend erscheinenden Geist an der Militärschule schloß, so berief er außerdem den Kommandanten der Schule nach Paris und forderte ihn auf, ihm sechs Offiziere der Schule zu bezeichnen, die, um ein Exempel zu statuieren, sofort zu ihren Truppenteilen zurück versetzt werden sollten. Der Kommandant glaubte, dieser Forderung des Ministers nicht Folge leisten zu können, sondern erklärte sich im Gegenteil mit der Dienstleistung seiner Offiziere sehr zufrieden und bat, daß durchaus keine Maßregeln gegen sie ergriffen werden möchten, da es sich im vorliegenden Falle um eine ganz außerdienstliche Angelegenheit handle. Diese Anschauung wurde aber nicht gutgeheißen, und acht Tage darauf wurden sechs Kapitäns, je einer der verschiednen Abteilungen, ihres Kommandos enthoben und durch andre ersetzt. Zugleich wurde der Kommandant, General Perboyre, zur Disposition gestellt. Trotz dieser rigorosen Maßnahmen, die dem Kriegsminister begreiflicherweise abermals viele Vorwürfe eintrugen, stellte sich kein kameradschaftliches Verhältnis zu dem Hauptmann Coblentz her, und Minister André befahl deshalb, auf eine ältere Verordnung vom Jahre 1877 zurückgreifend, daß die Hauptleute der Militärschule vom 1. Dezember an an einem gemeinschaftlichen Mittagstisch speisen sollten, um dadurch eine Ausschließung des Betreffenden vom kameradschaftlichen Verkehr zu verhindern. Der erste Erfolg dieser Verordnung war ein Duell zwischen Hauptmann Gillot und Hauptmann Coblentz, bei dem Gillot ernstlich verwundet wurde.

Ein dritter Vorfall, der ein direktes Eingreifen des Kriegsministers hervorrief, und der ebenfalls charakteristisch ist für die in einzelnen Offizierkorps herrschenden und gepflegten Ansichten, war die Boykottierung einer Offizierfamilie in Melun. Ein Rittmeister des dort garnisonierenden achtzehnten Dragonerregiments hatte voriges Jahr eine geschiedne Frau geheiratet und war, den Vorschriften der katholischen Kirche entsprechend, nicht kirchlich, sondern nur amtlich mit ihr getraut worden. Ein Teil der Offiziere des Regiments hatte infolgedessen den Antrittsbesuch, den der Rittmeister mit seiner Frau machte, nicht erwidert und überhaupt den geselligen Verkehr mit ihr gemieden; sie hatten sich aber außerdem ihren Untergebnen gegenüber absprechend und mißbilligend über den Rittmeister und seine Verehelichung ausgesprochen. Als dies zu den Ohren des Kriegsministers kam, ordnete er eine Untersuchung an und versetzte auf Grund dieser zunächst drei Offiziere und dann noch fünf. Als er dann hörte, daß trotz dieser strengen Maßregelung die Offiziere, die

die Partei des Rittmeisters ergriffen hatten, von ihren Kameraden „geschnitten" würden, und daß hieraus eine größere Anzahl von Duellen entstand, so versetzte er den General Briois, Kommandeur der siebenten Kavalleriedivision und Platzkommandanten von Melun, versetzte den Kommandeur und den Stabsoffizier des achtzehnten Dragonerregiments und eine größere Anzahl der jüngern Offiziere.

Betrachtet man diese drei Episoden von St. Cyr, Fontainebleau und Melun, so kann man daraus entnehmen, daß der Kriegsminister André nicht einverstanden ist mit dem in gewissen Militärschulen und einzelnen Regimentern herrschenden aristokratisch und klerikal gefärbten Geist, und daß er entschlossen ist, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Diese Wahrnehmung findet noch durch verschiedne andre Maßnahmen, die der Minister in der letzten Zeit getroffen hat, ihre Bestätigung, Maßnahmen, die unzweifelhaft den doppelten Zweck verfolgen, die Offizierkorps zu demokratisieren und andrerseits die Machtvollkommenheit des Ministers möglichst zu erweitern und von andern Einflüssen unabhängig zu machen. Nur einige wenige dieser im Laufe eines halben Jahres erlassenen Verordnungen seien hier kurz erwähnt, weil sie zur Charakterisierung der Persönlichkeit und der Bestrebungen des Ministers beitragen. Es war bisher Sitte, daß die Generale, namentlich bei ihrer Verabschiedung, Tagesbefehle an ihre Truppe erließen, in denen sie oft auch die von höhern Stellen erlassenen Befehle zum Gegenstand der Besprechung machten. Diese Art des Verkehrs der Generale mit der Truppe untersagt der Minister unter Bezugnahme auf eine Verordnung vom Jahre 1819. Die nächste Veranlassung hierzu dürfte wohl der Tagesbefehl gewesen sein, den der oben erwähnte General Perboyre, der Kommandant von Fontainebleau, bei seiner Verabschiedung erließ.

Eine andre, tief in das Privatleben der Offiziere eingreifende Maßregel ist die Verordnung über die Verheiratung der Offiziere. Bis jetzt konnte der Offizier die Erlaubnis zur Verehelichung nur erhalten, wenn die Braut eine jährliche Zulage oder Rente mindestens von 1200 Franken nachweisen konnte. Wenn der Minister in seinem Dekret vom 1. Oktober für die Streichung dieser Bestimmung anführt, daß die Gründe, „die früher hierfür obgewaltet hätten, jetzt nicht mehr vorliegen," so entnimmt man doch den Äußerungen der französischen Presse, daß das leitende Motiv das war, die Ausnahmestellung des Offiziers und seiner künftigen Gattin — insofern als sie nur aus wohlhabenden Ständen gewählt werden konnte — zu beseitigen. Die militärische Presse und namentlich La France militaire behandelt diese Verfügung eingehend, kann sie aber nicht gutheißen, sondern beantragt vielmehr, daß die zu verlangende Rente oder Kaution höher bemessen werde, und zwar mindestens auf 2000 Franken, und daß von jeder Einnahme, die die Frau aus irgend einem Berufe, z. B. als Ärztin, Advokatin oder dergl., beziehn könnte, abgesehen werde. „Nicht ein einziger Offizier, schreibt La France militaire, darf zugeben, daß seine Frau fortfährt, ihren bisherigen Beruf auszuüben, und wenn er noch so einträglich gewesen ist." Wenn die Existenz der Offizierfamilie hiervon abhinge, so sei

dies eine sehr unsichere Existenz, denn durch eine Versetzung des Offiziers oder durch die Geburt von Kindern könne jederzeit diese Einnahme und damit die Existenzmöglichkeit der Familie ein Ende finden. 2000 Franken sei aber das Minimum, das als feste Rente der Frau verlangt werden müsse. Um dies zu beweisen, wird ein Budget für den Haushalt eines verheirateten, aber kinderlosen Leutnants aufgestellt, das bei äußerst bescheidnen Ansätzen doch eine Ausgabe von 4400 Franken im Jahr aufweist, der nur 3900 Franken Einnahme (2700 Franken Gehalt des Mannes und 1200 Franken Rente der Frau) gegenüberstehn.

Betrachtet man nun alle diese Vorfälle in ihrer Gesamtheit, so erkennt man als Folge eine große Unzufriedenheit in weiten Kreisen der Offiziere, namentlich der ältern, und eine sich innerhalb des Offizierkorps bemerkbar machende Spaltung, die sich in echt französischer Weise zunächst Luft macht in zahlreichen Duells. Hiergegen wird auch durchaus nichts eingewandt, und es dürfte für die Organe der deutschen Presse, die immer von dem „Duellunfug" in der deutschen Armee fabeln, recht lehrreich sein, daß sich der durch und durch demokratisch und republikanisch gesinnte französische Kriegsminister ausdrücklich mit dem Duell in diesen Fällen einverstanden erklärt. Als er in der Kammer über die Vorgänge in Melun interpelliert wurde, sagte er zum Schluß seiner Erwiderung, er sei genötigt gewesen, energisch gegen die dortigen Vorkommnisse und auch gegen die beginnende Duellepidemie einzuschreiten. „Ich bin aber, fügte er hinzu, durchaus kein Gegner des Duells; es bedeutet vielmehr einen Fortschritt (un progrès) gegenüber der feigen und hinterlistigen Sitte, einen Kameraden in Verruf zu erklären, wie es gewisse Offiziere in diesem Falle gethan und aus Anstalten, die ich nicht kenne, mitgebracht haben."

Eine weitere Folge dieser Vorgänge ist die, daß man in militärischen und politischen Kreisen Frankreichs jetzt die Frage vielfach erörtert, ob man nicht eine einheitliche Vorbildung aller Offiziere — nach deutschem Muster — verlangen, also den Dualismus der aus Militärschulen und der aus der Truppe stammenden Offiziere aufheben solle. v. W.

Zur innern Kolonisation in Preußen

Die Nr. 52 der Grenzboten vom 27. Dezember vorigen Jahres Seite 614 bringt unter dieser Überschrift einen offenbar von erfahrner Seite ausgehenden Aufsatz, der zur Förderung der innern Kolonisation besonders zum Zweck des Ankaufs der zu besiedelnden Güter die Einsetzung einer Staatsbehörde, einer „Staatsbank" fordert. Näher ausgeführt ist der Gedanke nicht, er ist aber gewiß so beachtenswert, daß eine ausführliche Besprechung angezeigt erscheint.

Nach den jetzt bestehenden Einrichtungen ist bekanntlich die Durchführung der innern Kolonisation der privaten Thätigkeit überlassen. Die Generalkommission hat nur die Stellung einer Vermittlungsbehörde, auch stehn ihr keine Geldmittel zur Verfügung. Man kann mit dem Verfasser darüber einverstanden sein, daß sich diese Einrichtung nicht als ausreichend bewiesen hat, die Kolonisation in dem wünschenswerten Umfange durchzuführen. Man wird ihm aber nicht so weit folgen können, daß man die Vermittlungstheorie vollständig verwerfen und ihren weitern Ausbau nicht ernstlich ins Auge fassen sollte. In welcher Richtung sich dieser Ausbau zu bewegen hat, ergiebt sich aus einer Erklärung der Gründe, die den Rückgang der Rentengutsgründungen veranlaßt haben. Ein Hauptgrund dieses bedauerlichen Rückgangs liegt darin, daß die Aufteilung von Rittergütern im Osten immer mehr als Spekulationsgeschäft betrieben wird. Und dies geschieht deshalb, weil die Rittergutsbesitzer, die ein Gut aufteilen wollen, in der Regel nicht imstande sind, dieses schwierige Unternehmen selbst durchzuführen und demgemäß, von dem Streben durchdrungen, sich ihres Besitzes auf die einfachste und rascheste Weise zu entäußern, den Verkauf an einen Güterschlächter oder eine Parzellierungsgesellschaft vorziehn. Ein Vorwurf ist ihnen daraus wohl nicht zu machen; denn es überschreitet das Maß der Anforderungen, die billigerweise an einen Gutsbesitzer, der in ungünstigen Vermögensverhältnissen ist, gestellt werden können, wenn man ihm zumuten will, zu Gunsten großer nationaler und sozialpolitischer Ziele in ein Unternehmen einzutreten, das für ihn mancherlei Gefahr im Gefolge haben kann.

So dankenswert nun auch die Vorteile sind, die der Staat jetzt für die Förderung der innern Kolonisation bietet — die Vermittlung der Generalkommissionen und der Eintritt der Rentenbanken —, so bleibt doch die Aufgabe des Rentengutsausgebers recht schwierig: denn, wie nicht genug hervorgehoben werden kann, der Verkäufer (Rentengutsausgeber) hat nach dem Gesetz die Rolle des Kolonisators; er hat die Käufer zu beschaffen und die Rentengutsverträge (Punktationen) abzuschließen; er hat die Erwerber mit den nötigen Naturalien auszustatten, um ihnen im Anfang die Führung der Wirtschaft zu ermöglichen; er hat sie bei den Bauten zu unterstützen usw. Er trägt endlich auch die Gefahr, ob die nötige Anzahl zahlungsfähiger Käufer gefunden wird. Die Höhe der hiernach an den Rentengutsausgeber zu stellenden Anforderungen macht es begreiflich, daß es nicht viele Besitzer giebt, die sich für die Durchführung einer größern Rentengutsbildung eignen. Die innere Kolonisation ist eine Kunst, und zwar eine recht schwere Kunst, die einen weiten Blick, große Geschäftsgewandtheit und eine unendliche Geduld erfordert. Das sind Eigenschaften, die sich nur bei wenigen vereinigt finden — und darin liegt ein Hauptgrund für die Thatsache, daß die Zahl der Rentengutsgründungen fortwährend abnimmt.

Noch gewichtiger fällt aber ein zweiter Grund in die Wagschale. Jede wirkliche systematische Kolonisation verlangt Geld und wieder Geld und nochmals Geld. Die Abstoßung der Hypotheken, die nach dem Beginn einer Auf-

teilung häufig gleich gekündigt werden, die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude für die Ansiedler, die Anlegung von Wegen und Gräben, Durchlässen, Brunnen, Drainagen usw. erfordert bedeutende Geldaufwendungen, für die ein Ersatz erst nach der Durchführung des Verfahrens gewährt wird. Diese Summen vorzulegen ist der Verkäufer regelmäßig außer stande. Auch die Generalkommission hat keine Mittel an der Hand, ihm diese bedeutenden Beträge rechtzeitig zu verschaffen; darin liegt der zweite Umstand, der immer mehr Gutsbesitzer dazu treibt, ihren Besitz im ganzen an gewerbsmäßige Parzellanten loszuschlagen.

Die Frage, wie den hervorgehobnen Schwierigkeiten abgeholfen werden könne, wird von zahlreichen Freunden der innern Kolonisation einfach dahin beantwortet, daß der Staat eben solche Einrichtungen, wie sie für Westpreußen und Posen durch die Ansiedlungskommission geschaffen worden sind, auch für die übrigen östlichen Provinzen treffen möge. Wenn auch gern zugegeben werden kann, daß eine solche Maßregel alle Bedenken gegen die Ausführung der innern Kolonisation beseitigen könnte, so wird doch der Gedanke aus entscheidenden finanziellen Rücksichten zunächst nicht auf Verwirklichung rechnen können. Das ist offenbar auch die Ansicht des Herrn Verfassers des Aufsatzes in Nr. 52 (vergl. S. 618). Es bleibt also zu untersuchen, ob nicht in andrer Weise die bestehenden Mängel beseitigt werden können.

Nach dem gesagten ist es zunächst nötig, daß eine Stelle geschaffen wird, die als Kolonisator auftritt, und in gleicher Weise folgt daraus, daß diese Stelle mit Geldmitteln ausgestattet sein muß. Der Herr Verfasser glaubt, daß es zweckmäßig sei, wenn der Staat als höchsteigner Unternehmer und Finanzmann eingreife, also eine eigne staatliche Ansiedlungsbank errichte. Diese Staatsbank als Zwischenbehörde solle aus dem Reservefonds der Rentenbank ausgestattet werden und fände ihre Anlehnung zur Ausnutzung von Zwischenkredit und Rentenbriefen an die schon bestehenden Generalkommissionen, die dann vielleicht einer Umgestaltung entbehren könnten.

Daß das sogenannte Zwischenkreditgesetz zur Förderung der innern Kolonisation nicht wesentlich beitragen wird, nimmt der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 52 von 1899 mit guten Gründen als zweifellos an. Es erfaßt weder alle die Zwecke, die bei der innern Kolonisation erreicht werden müssen, noch giebt es zur rechten Zeit dem Kolonisator die nötigen Mittel in die Hand; das höchste, was es unter Umständen erreichen kann, ist eine gewisse Erleichterung, die es dem Kolonisator gewährt, indem es die Zeit, für die er sich von andrer Seite Geld verschaffen muß, etwas abkürzt. Jedenfalls berührt es die andre Hauptfrage, wer als Kolonisator auftreten soll, in keiner Weise. Es überläßt die innere Kolonisation ebenso wie seither jedem beliebigen Gutsbesitzer. Wie sehr dies aber verkehrt ist, ist oben gezeigt worden. Der Herr Verfasser will nun einer neuen Staatsbehörde die Rolle des Kolonisators übertragen. Dagegen spricht aber einmal die allgemeine Abneigung, die gegen eine Vermehrung von Staatsbehörden überhaupt besteht, und es spricht ferner

dagegen die Gefahr, daß bei dieser Einrichtung die Kontrolle der Oberrechnungskammer nicht vermieden werden kann. Damit ist aber eine Erschwerung des gesamten Verfahrens verbunden, die die mit 200 Millionen Mark arbeitende Ansiedlungskommission wohl überwinden kann, die aber bei jeder andern einer solchen Unterlage entbehrenden Einrichtung jeden Praktiker zu einer Zurückweisung des Vorschlags bestimmen muß. Nur wenn es gelingen sollte, dieser Gefahr aus dem Wege zu gehn, würde der Gedanke weiter erörtert werden können.

Zweckmäßiger würde es sein, eine Kolonisationsstelle zu schaffen, die die freie Beweglichkeit des privaten Geschäftsmanns mit der Sicherstellung der sozialpolitischen und nationalen Zwecke der innern Kolonisation vereinigt. Eine solche Stelle läßt sich in der Weise schaffen, daß eine gemeinnützige Gesellschaft gebildet wird, deren Zusammensetzung die Gewähr bietet, daß sie den Charakter der Gemeinnützigkeit nicht verliert, und die zugleich nur da thätig wird, wo wirklich die Vermehrung kleinern und mittlern Grundbesitzes am Platze ist. An der Spitze einer solchen Gesellschaft kann nur ein durch langjährige Beschäftigung mit der innern Kolonisation geschulter Beamter stehn, dem nach Befinden die nötigen Hilfskräfte zur Seite gestellt werden. Diesen Beamten ist der erforderliche Urlaub unter Wahrung ihres Dienstalters zu erteilen. Der erste Beamte vertritt die Gesellschaft nach außen, führt die Verhandlungen mit der Generalkommission und den sonstigen Behörden und hat eine wesentliche Stimme bei der Entscheidung der Frage, ob ein Gut als besiedlungsfähig zu betrachten und zum Zwecke der Aufteilung anzukaufen sei. Die Entscheidung über den Ankauf selbst — die Hauptsache — erfolgt durch den Gesamtvorstand, dem einige gleichfalls in Kolonisationsgeschäften bewanderte Landwirte angehören müssen. Im übrigen haben diese Landwirte die Durchführung des eigentlichen Besiedlungsgeschäfts, die Führung der Zwischenverwaltung, die Entwerfung des Einteilungsplans (dies in Gemeinschaft mit einem Landmesser der Generalkommission), den Abschluß der Rentengutsverträge, die Verteilung der Vorräte an Heu, Stroh usw. zu besorgen.

Die deutsche Ansiedlungsgesellschaft — die einzige wirklich nur gemeinnützige Zwecke verfolgende Gesellschaft — ist ein geeigneter Anfang für eine solche Gesellschaft. Ihre Organisation in diesem Sinne weiterzubilden kann nicht schwer fallen. Der Aufsichtsrat könnte aus höhern Beamten sowie erfahrnen Großgrundbesitzern zusammengesetzt werden. Und wenn das alles noch nicht genügte, könnte ein in Kolonisationssachen geübter Beamter als Staatskommissar mit weitgehenden Befugnissen eingesetzt werden. Einer solchen Gesellschaft könnte unbedenklich Kredit aus den zehn Millionen gewährt werden, die das Zwischenkreditgesetz der Seehandlung zur Förderung der innern Kolonisation zur Verfügung gestellt hat.

Das Abgeordnetenhaus hat durch seinen Antrag auf Erweiterung der Zwecke des Zwischenkreditgesetzes gezeigt, daß es der Förderung der innern Kolonisation wohlwollend gegenübersteht. Die Staatsregierung hat sich mit dieser Erweiterung einverstanden erklärt, hat also ganz abgesehen von den

zahlreichen ausdrücklichen zustimmenden Erklärungen auch dadurch zu erkennen gegeben, daß sie diese Bestrebungen billigt. Die Kommission des Herrenhauses endlich hat ihren Berichterstatter ausdrücklich beauftragt, nochmals das zu wiederholen, was er schon einmal ausgesprochen und was Seine Exzellenz der Herr Finanzminister in beiden Häusern des Landtags gesagt habe, daß sie mit aller Sympathie einer neuen Gesetzgebung entgegensehe, die die Kolonisation in großem und zielbewußtem Maße durchführen wolle.

Bei einer solchen Einmütigkeit aller beteiligten Mächte ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß die bevorstehende Tagung des Landtags dem allgemeinen Andrängen nach zweckmäßiger Einrichtung der innern Kolonisation Erfüllung bringen wird. Und man darf diese Hoffnung um so zuversichtlicher hegen, als nach den jetzt gesammelten Erfahrungen die Gefahr einer finanziellen Einbuße für den Staat vollständig ausgeschlossen ist.

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

3

In meinem letzten Aufsatze habe ich von der weltentrückten Lage Blankenheims gesprochen. Nun könnte man mir vorhalten, daß es mit der Weltabgeschiedenheit dieses Ortes nicht allzu schlimm stehn könne, da Blankenheim doch Bahnstation sei. Das ist allerdings der Fall. Aber darf man einen Ort, dessen Bahnhof mehr als vier Kilometer von ihm entfernt liegt, wirklich noch Bahnstation nennen? In einem Gebirgslande, das fünfzig Jahre später als die benachbarten Gebiete die erste Bahnlinie erhielt, kommen als Verkehrswege auch heute noch in erster Reihe die Flußthäler in Betracht. Nun gehört Blankenheim seiner topographischen Lage wie seiner historischen Entwicklung nach zum Ahrthale, der Bahnhof liegt jedoch im Urftthale. Die Wasserscheide zwischen Ahr und Urft ist ein breites rauhes Hochplateau, das in schneereichen Wintern häufig wochenlang kaum passierbar sein soll. Auf der Höhe liegt ein ärmlicher Flecken, Blankenheimerdorf, auf weite Strecken hin von Ödland umgeben. Vor der Anlegung der Chaussee hat hier hinüber sicherlich kein Verkehr stattgefunden, und wenn auch heute zwischen Blankenheim und seinem Bahnhof ein Postwagen die Verbindung vermittelt, so scheint doch die seltne Benutzung dieses Vehikels durch die Blankenheimer dafür zu sprechen, daß man von der neuen Verkehrsgelegenheit nur ungern Gebrauch macht.

Das obere Urftthal gehört zu den kältesten Gegenden der Eifel. Sogar in den Sommermonaten treten mitunter Nachtfröste ein, die den Obst- und

Gemüsebau beeinträchtigen. Am meisten haben die Bohnen darunter zu leiden. So war im vorigen Jahre am 5. September die ganze Ernte erfroren; Blätter und Schoten hingen schwarz, gleichsam ihren eignen vorzeitigen Tod betrauernd, an den Stöcken. Aber eben diese ungünstigen klimatischen Verhältnisse haben die Bevölkerung dazu veranlaßt, sich von den Launen der Witterung unabhängig zu machen: die Berge bedecken sich mit Fichtenkulturen, der Steinbruch- und Bergwerksbetrieb blüht, im Thale klappern Mühlen, und in den Dörfern und Städtchen entstehn mit jedem Jahre neue Fabrikanlagen. Die Eröffnung der Bahnstrecke Trier-Köln hat in das Urftthal neues Leben gebracht, sie erfolgte gerade noch rechtzeitig, die Gewerbethätigkeit der Anwohner, die im Konkurrenzkampfe mit den begünstigtern Industriegebieten des Niederrheins zu erlahmen drohte, vor dem Niedergange zu bewahren. Wie alle Eifelgewässer, so ist auch die Urft überreich an Forellen, für die neuerdings ein ansehnlicher Preis erzielt wird. Der Pachtzins für die Fischerei, der früher äußerst geringfügig war, steigt allerdings in letzter Zeit auch, ist aber auch jetzt fast überall noch so mäßig bemessen, daß der Pächter seine Rechnung dabei findet. In einem Seitenthale zeigte man mir beispielsweise einen etwa vier Kilometer langen Flußlauf, worin die Fischerei zu 30 Mark jährlich verpachtet ist, und aus dem während der Fangmonate Mai bis September täglich 1½ bis 2 Kilo Forellen entnommen werden. Der Fang wird fast ausschließlich mit der Angel betrieben, die Anwendung von Netzen ist, wenigstens stellenweise, durchaus verpönt. Fischarme oder richtiger ausgefischte Gewässer sind hier und da mit kalifornischen Regenbogenforellen besiedelt worden, ein Verfahren, von dem man jedoch zurückzukommen scheint, weil der Marktwert dieses durch Schnellwüchsigkeit sich auszeichnenden Fisches dauernd hinter dem der edeln Bachforelle zurückbleibt. Daß diese übrigens noch keineswegs auf dem Aussterbeetat ist, läßt sich aus der Häufigkeit schließen, mit der sie dem Eifeltouristen auf der Gasthaustafel begegnet. Es giebt Sommerfrischen in der Eifel, in denen noch im letzten Jahre die Gäste eine Verlängerung ihres Aufenthalts von der Zusicherung des Wirts abhängig machten, er wolle sie in Zukunft mit Forellen verschonen!

Der erste Ort im Urftthal abwärts vom Blankenheimer Bahnhofe ist Nettersheim, ein Dörfchen mit alter Steinbruchindustrie, das, seitdem im Jahre 1894 eine Kuranstalt nach Kneippschem System eröffnet worden ist, neuen Aufschwung zu nehmen scheint. Die Grundbedingungen zur Kneippkur: kaltes Wasser und ausgedehnte Wiesen, sind hier reichlich vorhanden und werden im Verein mit den prächtigen Waldspaziergängen der Umgegend auch dann noch Erholungsbedürftige anlocken, wenn das Heilverfahren des Wörrishofer Pfarrherrn längst in die große Rumpelkammer der Arzneiwissenschaft gewandert sein wird.

Wo sich das Thal erweitert, liegt das Örtchen Urft, und diesem gegenüber der Flecken Dalbenden, einst der Sitz reicher „Riedmeister." So hießen die Besitzer der alten Eisenhütten, die in dieser Gegend wie kleine Fürsten

schalteten. Ihre Residenz, mächtige Barockbauten mit Mauern und Türmchen, zeugt noch von vergangner Herrlichkeit. Ganz in der Nähe von Urft stoßen wir auf die räumlich benachbarten Denkmäler zweier Weltkulturperioden: den Römerkanal, der die Militärquartiere am Niederrhein mit dem trefflichen Trinkwasser der Eifel versorgte, und die einst reichsunmittelbare Prämonstratenserabtei Steinfeld auf dem Bergplateau am linken Flußufer.

Über den Römerkanal, der heute noch die Phantasie des Eifler Volks beschäftigt und dem Landmann für ein Werk des Teufels gilt, ist viel geschrieben aber auch viel gefabelt worden. Die Behauptung einiger Lokalhistoriker, der Kanal habe das Wasser der Mosel zum Niederrhein geführt, bedarf wohl kaum noch der Widerlegung. Ein Blick auf die Landkarte genügt, auch den Laien, der sich der Erkenntnis nicht verschließt, das Wasser fließe grundsätzlich nicht bergauf, eines Bessern zu belehren. Aber auch dann noch, wenn wir als Ausgangsstelle des Kanals die quellenreichen Kalkberge oberhalb des Dorfs Urft annehmen, fordert dieses Meisterwerk römischer Ingenieurkunst unsre Hochachtung und Bewundrung heraus. Wir erstaunen über die genaue Kenntnis der Terrainverhältnisse, die den Erbauern zu Gebote stand. Wie mir ein Fachmann erklärte, würde die Anlage dieses Kanals auch für heutige Wasserbaumeister, denen doch ganz andre Instrumente zur Verfügung stehn, noch als höchst respektable Leistung gelten. Es sei bewundernswert, wie man das einzige zur Speisung des Kanals geeignete Quellgebiet ermittelt und seinen Zwecken dienstbar gemacht habe, und es sei nicht minder erstaunlich, wie man unter sorgfältiger Berücksichtigung der Gesteinslagerung und des Gefälles die Stollen getrieben habe.

Das kalkhaltige Wasser hat seine mineralischen Bestandteile an den Wänden und auf dem Boden der Leitung in einer dicken Schicht abgesetzt. Die Brauchbarkeit dieser „Kalksinter" genannten jüngsten Marmorbildung als Material für feine, politurfähige Architekturstücke ist schon früh erkannt worden. Angeblich schon zu Karls des Großen Zeit haben die rheinischen Kirchenbaumeister den Kanal als Sintergrube ausgebeutet. Zu den schönsten Werkstücken aus diesem prächtigen Material gehören zwei Säulen über dem Grabe des Pfalzgrafen Heinrich in der Laacher Abteikirche.

Gemahnt uns der Kanal, der namentlich durch den Steinbruchbetrieb in der Nähe von Urft und Kall streckenweise bloßgelegt worden ist, an die Zeit der römischen Weltherrschaft, so führt uns die Abtei Steinfeld die Machtstellung der geistlichen Orden im Mittelalter vor Augen. Gleich einer kleinen Stadt thront das mit einer Ringmauer umgebne Kloster, in dessen Gebäuden heute eine Zwangserziehungsanstalt für mehrere hundert verwahrloste Kinder katholischer Konfession untergebracht ist, auf seinem Bergrücken — ein Escorial oder Monte Cassino im Eifellande. Als Gründungsjahr der Niederlassung wird 912 genannt; die herrliche Kirche, eine dreischiffige Basilika mit vielen Seitenkapellen und mächtigem achteckigem Zentralturm, ist seit dem Jahre 1142 erbaut worden. Die Orgelbühne zeigt gotischen, die angebaute Sakristei

Renaissancestil, die Klostergebäude stammen teils aus der Zeit der Gotik, teils aus der des Rokoko. Unter den reichen Skulpturen der Kirche sind einige künstlerisch sehr bedeutende Holzstatuen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnenswert, auch das Renaissancegrabmal des heiligen Hermann Joseph, eines Steinfelder Mönchs, verdient Beachtung. Die Tumba ist aus rotem Eifelmarmor hergestellt, der zwischen Steinfeld und Urft gebrochen wird. Das Kloster hat nacheinander Benediktinerinnen, Augustinern und Prämonstratensern zum Aufenthalte gedient; seine Blütezeit fällt ins dreizehnte Jahrhundert, dann sank seine Bedeutung, bis im fünfzehnten Jahrhundert, nach einer Zeit völliger Anarchie unter den Mönchen, eine Reihe energisch regierender Äbte das alte Ansehen des Stifts wiederherstellte. Auffallend erscheint, daß die französischen Revolutionsheere Steinfeld verschont haben. Ob dies, wie Hermann Rehm in seinem schönen Buche „Das Hochland der Eifel" (Trier, H. Stephanus) äußert, geschah, weil ihnen die großartige Anlage imponierte, ist mindestens zweifelhaft. Großartige Anlagen haben sie sonst fast immer zu großartigen Mordbrennereien und Plünderungen begeistert. Wahrscheinlicher dürfte es sein, daß ihnen die abseits von der Landstraße liegende Abtei bei ihren ziemlich planlos ausgeführten Raubzügen entgangen ist.

Weiter abwärts im Urftthale liegt Kall, ein freundliches Dorf mit alten, zum Teil noch aus der Römerzeit stammenden Eisen- und Bleigruben. Hier gabeln sich Landstraße und Eisenbahn und führen in nordöstlicher Richtung nach Euskirchen und Köln, in nordwestlicher nach Gemünd und Schleiden. Gemünd, heute noch eine außerhalb der Eifel so gut wie unbekannte Kleinstadt von etwa 1700 Einwohnern, an der Vereinigung von Urft und Olef, wird in wenig Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen technisch gebildeten Welt auf sich lenken. Es ist der Ausgangspunkt eines der größten Werke moderner Ingenieurkunst, der seit kurzem gebauten Urftthalsperre. Dieses Unternehmen, dessen Kosten auf etwa sechs Millionen veranschlagt sind, und in dessen Ausführung und Nutznießung sich die Kreise Aachen-Stadt, Aachen-Land, Düren, Schleiden, Montjoie, Heinsberg und Jülich als Genossenschaft mit beschränkter Haftung teilen, hat den doppelten Zweck, das Gebiet an der untern Rur (deren größter Nebenfluß die Urft ist) gegen Überschwemmungsgefahr zu sichern und die oft sehr großen Wassermassen der Urft zur Kraftgewinnung für industrielle Betriebe auszunutzen. Die Erfindung von Thalsperren oder Staubecken ist alt, das bekannteste Beispiel einer solchen Thalverbauung ist der um das Jahr 2000 v. Chr. angelegte Mörissee in Ägypten mit einem Fassungsraume von 3000 Millionen Kubikmetern. Das nächstgrößte Werk dieser Art ist die Krotonstauung bei Newyork, die 125 Millionen Kubikmeter aufnimmt. In Deutschland hat man sich verhältnismäßig spät zu derartigen Anlagen entschlossen; erst die praktische Brauchbarkeit des im nahen Belgien gelegnen Stauwerks von Gileppe gab den Anstoß zu ähnlichen Unternehmungen in den Industriegebieten der Rheinprovinz, wo jetzt, wie ich den außerordentlich lehrreichen Ausführungen der Kölnischen Zeitung

vom 15. und 22. April 1900 entnehme, außer der jüngst begonnenen Urftthalsperre schon dreizehn Staubecken mit einem Gesamtfassungsraume von etwa 29½ Millionen Kubikmetern im Bau oder im Betriebe sind. Vernehmen wir nun, daß der im Urftthale entstehende See 45½ Millionen Kubikmeter fassen soll, so können wir uns einen Begriff von der gewaltigen Veränderung machen, die Menschengeist und Menschenhände zur Zeit in der Gegend von Gemünd mit der Erdoberfläche vornehmen. Die lokalen Verhältnisse sind dort für eine solche Anlage die denkbar günstigsten. Ein mehr oder weniger breites, in der Luftlinie nur 6 Kilometer langes, von hohen Schiefer- und Grauwackenbergen eingeschlossenes vielgewundnes Thal, auf dessen Sohle die an Krümmungen reiche Urft fließt, soll kurz vor seiner Einmündung in das Rurthal durch eine Mauer abgeschlossen und so in einen See verwandelt werden, dessen Wassermenge durch Abflußstollen geregelt und durch Turbinen in mechanische Kraft umgesetzt werden wird. Die Sperrmauer — ich folge hier den Zahlenangaben der Kölnischen Zeitung — wird unten auf der Sohle 60 Meter und oben in der Krone 240 Meter lang sein, bei einer Höhe von 57 Metern und der größten Breite (auf der Sohle) von 52, der geringsten (in der Krone) von 4½ Metern. Zu diesem Riesenwerke allein, also ganz abgesehen von den sich anschließenden Bauten, sind etwa 150000 Kubikmeter Mauerwerk erforderlich. Die unter das Niveau des Sees zu liegen kommenden Wälder und Gebäude (einige Pulvermühlen) müssen rasiert, die auf der Thalsohle lagernden Alluvialmassen abgehoben und beseitigt werden. Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen des Bauinspektors Frentzen, der sich als Erbauer der schönen Bonner Rheinbrücke einen Namen gemacht und vorher beim Bau des Frankfurter Zentralbahnhofs und des Nordostseekanals mitgewirkt hat.

An der Stelle, wo so bedeutende Umwälzungen vorbereitet werden, giebt es zur Zeit für den Laien noch nicht viel zu sehen. Nur die schon benutzte 12 Kilometer lange schmalspurige Arbeitsbahn, deren kleine Lokomotiven mit schrillem Pfiff das Echo der Berge wachrufen, verrät dem Wandrer, daß in dem öden, bis vor kurzer Zeit noch unerschlossenen und den Einwohnern Gemünds selbst so gut wie unbekannten Thale große Dinge vor sich gehn.

Wohl nicht mit Unrecht verspricht man sich in dem schmucken, gewerbefleißigen Städtchen von der Vollendung des Riesenwerks den günstigsten Einfluß auf die jetzt schon merkliche Steigerung des Fremdenverkehrs. Der durch Menschenhand geschaffne Bergsee wird der ohnehin wildromantischen Landschaft neue Reize verleihn und Schaulustige in großer Anzahl herbeilocken. An guten Herbergen fehlt es schon jetzt nicht, und der erste Gasthof des Ortes kann sich in jeder Hinsicht mit den bestgeleiteten Hotels großer rheinischer Städte messen. Im Speisesaale ist eine Reliefkarte des untern Urftthals aufgestellt worden, auf der man den Spiegel des künftigen Sees sehr instruktiv durch eine zwischen den Bergwänden horizontal ausgespannte Gazescheibe angedeutet hat. Durch das Studium dieser Karte wohl vorbereitet, wanderte ich an

einem stillen Herbstnachmittage ins Urftthal hinaus. Der Höhenzug auf dem rechten Flußufer ist mit herrlichen Waldungen, dem königlichen Kermeterforste, bedeckt, an den Abhängen der linken Seite ist der Wald im Besitze des Herzogs von Aremberg. Zwischen Feldern, Wiesen und industriellen Anlagen dahin führt der Weg, zunächst auf dem linken Flußufer, zu dem offenbar sehr alten Orte Malsbenden, dessen Häuser, namentlich die auf der rechten Seite der Urft liegenden, an die Bergwand förmlich angeklebten, zu den malerischsten Wohnstätten gehören, die mir auf meiner Reise begegnet sind. Windschiefe, häufig durch mächtige Pfosten gestützte Bauten mit hohen Giebeln und schwarz angestrichnem Balkenwerk, an der Wetterseite mit Schieferplatten bekleidet, moosbedeckte Strohdächer, über die sich der blaue Rauch des Holzfeuers in die ruhige Herbstluft emporkräuselt, enge Höfe, in denen zwischen Düngergruben und schön geschichteten Holzstößen Hühner scharren und Schweine ihre Siesta halten — welchem Freunde deutscher Dorfpoesie ginge bei solchem Anblick nicht das Herz auf!

Der Kulturhistoriker, der sich das Studium ländlicher Architektur und uralter Bauernsitten zur Aufgabe gemacht hat, sollte an diesen Hütten nicht vorübergehn. Wer weiß, wie lange er noch Gelegenheit hat, sie in Augenschein zu nehmen. Die neuzeitigen Strömungen, die jetzt mit Macht in dieses stille Thal dringen, werden die malerischen Reste der Vergangenheit nur zu bald vom Boden wegfegen. Ich überschritt bei Malsbenden den Fluß und stieg am steilen Hange des Kermeters empor, um von den weit ins Thal einschneidenden schroffen Vorbergen einen Überblick über die Gegend und vor allem über das künftige Seebett zu gewinnen. Ich muß gestehn, daß mich die wilde und dabei so großartig ernste Szenerie der Landschaft, die vielleicht ohne besondre Übertreibung mit einem norwegischen Fjorde verglichen werden darf, überraschte. Über mir die unermeßlichen, immer höher ansteigenden Wälder des Kermeterforsts, unter mir das tiefe grüne Thal, aus dem das Rauschen des Flusses gedämpft zu mir herauf schallte. Gerade am Fuße meines ersten Auslugs, der Hausley, liegen in langen Reihen acht Pulvermühlen, schwarze niedrige Häuschen mit weit vorspringenden Dächern, nach Bauart und Lage echte Typen der in den Hochgebirgen üblichen Mühlenarchitektur. So weit der Blick thalabwärts reicht, schieben sich von beiden Seiten Felskulissen vor, bald von Wald gekrönt, bald in messerscharfe Grate auslaufend. An keiner andern Stelle der doch überall schwach bevölkerten und zumal in der vorgerückten Jahreszeit wenig von Fremden besuchten Eifel machte sich bei mir das Bewußtsein der absoluten Einsamkeit so eindringlich geltend wie gerade hier. Kein Laut weit und breit im ganzen Walde, keine Stimme, kein Axtklang, nicht einmal der Ruf eines Tiers. Der Laubwald begann sich hie und da schon zu färben, aber der steinige Boden war noch mit Blumen geschmückt, unter denen leuchtend rote Pechnelken und wilde Stiefmütterchen die erste Stelle einnahmen. Bei den letzten ließ sich die interessante Beobachtung machen, daß die Farbe ihrer Blüten je nach dem Standorte vom

mattesten Gelb bis zum satten Blau wechselte, und zwar schien der schlechteste Boden gelbe, der mittelgute getigerte, der beste einfarbig sammetblaue oder dunkelviolette mit kleinem gelben Stern hervorzubringen.

Der Gemündener Verschönerungsverein hat übrigens sein mögliches gethan, den Fremden den Besuch des Urftthals und seiner Uferberge bequem zu machen. Überall ist für treffliche Wege, schöne Aussichtspunkte und Wegweiser auf das beste gesorgt. Eine Klippe mit besonders schöner Fernsicht ist „Spionskop" getauft worden, was beweist, daß man den Verzweiflungskampf des armen Hirtenvolks in Südafrika auch hier zu Lande mit reger Teilnahme verfolgt hat. Freunden deutscher Waldromantik kann der Kermeterforst nicht genug empfohlen werden. Man dürfte ihn wochenlang durchwandern, und würde dennoch immer neue Punkte von hohem landschaftlichem Reiz entdecken. Ein guter Weg, der die vier Förstereien Wolfgarten I, Wolfgarten II, Mariawald und Paulushof miteinander verbindet, zieht sich über den Kamm des etwa 500 Meter hohen Bergrückens dahin. Nach beiden Seiten zweigen sich Waldpfade ab, die fast überall bis zu den Abhängen des Gebirges hinanführen und die herrlichste Aussicht in die Thäler der Urft und Rur bieten. Gemünd läßt als Ausgangspunkt solcher Wandrungen nichts zu wünschen übrig; es ist ein Städtchen von holländischer Sauberkeit, was vielleicht in der Abstammung eines Teils der Bevölkerung von holländischen Emigranten seine Ursache haben mag. Urft und Olef, die mehrfach überbrückt die Stadt durchziehn und sich in deren Mitte vereinigen, beleben das Architekturbild auf das angenehmste und erhöhen den freundlichen Eindruck, den die schmucken Häuser und der schöne, mit Bäumen bestandne Marktplatz auf den Besucher machen.

In keiner Gegend unsers deutschen Vaterlands spielt die Post als Personenbeförderungsmittel wohl noch eine so bedeutende Rolle wie in der Eifel. Der Tourist, der für die Romantik der schwerfälligen gelben Kutsche Verständnis hat, hat hier täglich Gelegenheit, sich den Reisefreuden unsrer Großväter hinzugeben und den Komfort der alten guten Zeit am eignen Leibe zu erproben. Mir war ganz feierlich zu Mute, als ich am Abend des 13. Septembers sieben Uhr und zwanzig Minuten den schon am Vormittag bestellten und bezahlten Platz auf dem Kutschbocke des ehrwürdigen Vehikels einnahm, um von Gemünd nach Montjoie zu fahren. Während der Schwager noch das Gepäck verstaute, den Briefbeutel im Kasten unter seinem Sitze verschloß und vom Gemündener Postmeister mit allerlei mündlichen Weisungen und Bestellungen an die Posthaltereien unterwegs ausgerüstet wurde, hatte ich Muße, mir alles zu vergegenwärtigen, was ich je an ernsten und heitern Postgeschichten aus älterer und neuerer Zeit gelesen und gehört hatte.

Es begann schon stark zu dämmern, als sich die gelbe Kutsche, die in ihrem nach morschem Leder, Lampenöl und nassem Stroh duftenden Innern noch zwei Passagiere barg, in Bewegung setzte. Eine volle Stunde lang gings in gemächlichem Schritte bergan, bis wir kurz vor Herhahn die Höhe der Wasserscheide zwischen Rur und Olef erreichten. Inzwischen war es völlig

dunkel geworden, die sturmzerzausten Fichten zu unsrer Rechten streckten uns gleich drohenden Gespenstern ihre Äste entgegen, und in dem Abgrunde zur Linken wogte der Nebel und kletterte zu phantastischen Gebilden geformt an den Berghängen herauf. Ich war noch in dieses Schauspiel, das mir erst das volle Verständnis für Goethes „Erlkönig" erschloß, versunken, als plötzlich aus dem düstern Walde eine Gestalt auftauchte, die sich uns mit einem gebieterischen Halt! in den Weg stellte und den Pferden in die Zügel fiel. Waffen blitzten auf — schon fiel mir schwer aufs Herz, daß ich meinen Revolver zu Hause gelassen hatte —, da reckte sich zu unserm luftigen Sitze eine mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand empor, und nun erkannte ich in dem vermeintlichen Räuber einen preußischen Gendarm, der sich davon überzeugen wollte, ob der Postillon nicht etwa den einen oder den andern Passagier, um seiner vorgesetzten Behörde unnötige Schreibereien zu ersparen, auf eigne Rechnung und Gefahr mitgenommen habe. Der Verdacht erwies sich als völlig unbegründet, der Gendarm setzte seinen Namen auf den Postbegleitbrief, händigte dem Rosselenker das Papier mit höchst lakonischem Abschiedsgruße wieder ein und verschwand in der Dunkelheit. Die kleine Episode, die sich bei der etwas mangelhaften Beleuchtung einer trüben Wagenlaterne abspielte, hatte auch ihren erhebenden sittlichen Hintergrund. Der Gendarm, der in der Erfüllung seiner Dienstpflicht hier im nächtlich öden Walde auf den Postwagen gewartet hatte, zeigte in Haltung und Ton die spezifisch preußische Strenge, die nichts aufkommen läßt, was nur einem Schimmer von Vertraulichkeit ähnlich sieht. Der Postillon hingegen drückte durch die Art, wie er den andern grüßte und auf dessen Fragen antwortete, aus, daß er dessen Autorität anerkenne, zeigte aber sonst die Ruhe und Sicherheit, die nur in einem guten Gewissen und in dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung wurzeln. Er durfte sich auf seine Ehrlichkeit auch etwas einbilden, denn diese Tugend wird ihm nicht gerade leicht gemacht. Wie ich hörte, ist die Postverbindung zwischen Gemünd und Montjoie ein Privatunternehmen. Der Prinzipal, der von der Postverwaltung ein Fixum erhält, ist verpflichtet, jeden Morgen einen Wagen von Montjoie und jeden Abend einen von Gemünd abgehn zu lassen. Er selbst wohnt in Aachen und kommt nur aller paar Wochen einmal, um sich seine Pferde, deren er sechs hat, anzusehen. Von den beiden Postillonen ist abwechselnd immer einer unterwegs, während der andre dann in Montjoie den Omnibus kutschiert und für die dort stehenden Pferde zu sorgen hat. Jeder der beiden Postillone — der meine war Familienvater und hatte vier Kinder zu ernähren — bezieht ein Monatsgehalt von 60 Mark, wofür er sich während des Aufenthalts in Gemünd auch noch selbst verpflegen muß. Pensionsberechtigt sind die Leute natürlich nicht, auch erhalten sie so gut wie niemals Trinkgelder. Man wird zugeben, daß unter diesen Verhältnissen die Ehrlichkeit der Leute doppelt anerkannt werden muß.

Auf der weitern Fahrt fehlte es nicht an allerlei kleinen Episoden, die, wenn auch an sich geringfügig, interessante Streiflichter auf die Zustände in

der dortigen Gegend boten. So führte der Schwager plötzlich in völlig unverständlichem Dialekt ein Zwiegespräch mit irgend jemand, den ich bei der Finsternis nicht zu entdecken vermochte. Es war ein Mädchen, das um die Erlaubnis bat, sich hinten am Postwagen festzuhalten und sich so bergauf ziehn zu lassen, um so schneller nach Herhahn zu kommen, wo ihre Schwester der Niederkunft entgegensehe.

In Herhahn, einem ärmlichen Dorfe mit weit umher zerstreuten Hütten, lockte des Schwagers Horn drei oder vier Leute herbei, die den Postillon baten, Briefe mitzunehmen, und ihm das Porto dafür in barer Münze aushändigten. Es war eine Gefälligkeit von ihm, daß er diese Briefe an der nächsten Poststation mit Marken versah, aber die Bevölkerung kann sich, wie er mir sagte, noch immer nicht an den Gebrauch der Briefmarken gewöhnen. Über eine lange Pappelallee gelangten wir nach dem endlos ausgedehnten Dorfe Dreyborn. Von den Resten des alten Schlosses, einer von den Herren von Blatten erbauten Wasserburg, die seit dem Jahre 1564 im Besitze der Freiherren von Harff geblieben ist, war bei der Dunkelheit nichts zu erkennen, doch verriet auch hier wieder die Silhouette der stattlichen neuen Kirche, daß man auch in den ärmsten Gegenden Geld für fromme Zwecke übrig hat. Während der Postillon in der Postagentur seine dienstlichen Geschäfte erledigte, wanderte ich auf der Straße auf und nieder und versuchte einen Einblick in die Häuslichkeit der Dorfeinwohner zu gewinnen, was mir jedoch nicht recht gelingen wollte, weil die Fenster überall sehr hoch über der Straße angebracht waren. Das einzige, was ich in den zugleich als Wohnstube und Küche benutzten Räumen deutlich erkennen konnte, waren die Kannenbänke, bis zur Decke reichende Holzgestelle mit mehreren horizontal liegenden Brettern, auf denen das Küchen- und Tischgerät für gewöhnlich aufgestellt wird. Ganz zu oberst paradierten durchweg alte Steinkrüge und blankgeputzte Zinnteller, hie und da auch eine Kaffeekanne aus Rotkupfer, der Stolz und der wertvollste Besitz jeder Eifeler Bäuerin. Eine Viertelstunde hinter Dreyborn liegt mitten im Felde ein Häuschen. Dort wohnt ein Schmied, dem der Postillon ein Paket zu überbringen hatte. Der ländliche Hephästos ruhte schon in süßem Schlummer, und es bedurfte keines geringen Horngeschmetters, bis drinnen in der Hütte endlich ein Lichtchen aufflammte und die Thür aufgeriegelt wurde. Der Adressat trat, nur mit dem allerunentbehrlichsten Kleidungsstücke angethan, an den Wagen heran, nahm gähnend sein Paket in Empfang und — blieb dem gutmütigen Schwager das Bestellgeld schuldig.

Von diesem Häuschen mußten wir fast zwei volle Stunden fahren, ehe wir wieder an einer menschlichen Wohnstätte vorüberkamen. Der Mond war aufgegangen, wurde aber meist durch Wolken bedeckt, und wenn er wirklich einmal einige Minuten lang schien, durch den Nebel getrübt. Dennoch vermochte ich mich einigermaßen über die Gegend zu unterrichten. In der Dreyborner Flur wird Ackerbau betrieben; Hafer und Kartoffeln sollen dort noch gut gedeihen, dagegen kommen Obstbäume nicht mehr fort, und die Dreyborner

Jugend, soweit sie noch nicht in die weite Welt hinausgelangt ist, hat keine Kirsche oder Birne am Baume gesehen. Hinter der Dorfgemarkung liegt auf weite Strecken hin Ödland, das aber nach und nach durch Anlage von Fichtenkulturen nutzbar gemacht wird. Ungefähr dort, wo die Schleidener Landstraße mit der Chaussee Gemünd-Montjoie zusammentrifft, beginnt dann ein zusammenhängender, sehr ausgedehnter Forst. Eine der Förstereien hat neuerdings eine Postfiliale erhalten, wohl mit Rücksicht auf die schnellere Beförderung der Krammetsvögel, die hier oben in großen Mengen gefangen werden. Ich hörte von einzelnen Förstern, die während der Zugzeit täglich 4000 Schlingen nachzusehen und in stand zu halten haben.

Daß der Winter hier oben mit besondrer Strenge auftritt, versteht sich von selbst. Die Post wird von Anfang Dezember bis in den April auf Schlitten befördert, und auch dann sehen sich die Postillone noch mitunter genötigt, den Postkasten im Walde stehn zu lassen, Briefsack und Pakete auf die Pferde zu laden und sich zu Fuß einen Weg durch den oft meterhohen Schnee zu suchen. Die Gefahr, im Schnee stecken zu bleiben, und die Verantwortlichkeit für Postgut und Pferde werden von den armen Leuten als eine drückende Last empfunden, und man versteht, daß sie alljährlich dem Winter mit Schrecken entgegensehen.

Endlich hatten wir den Ausgang des Waldes und damit das Dorf Höven erreicht. Von der langen Fahrt durch die Herbstnacht trotz Mantel und Pferdedecke ziemlich erstarrt, trat ich, um mich zu wärmen, in die niedrige, stark überheizte Bauernstube, die als Wohngemach und Postbureau dient. Der alte Posthalter, ein pfiffig aussehender Bauer, saß, die lange Pfeife im Munde, am Schreibtisch und klebte Freimarken auf Briefe, die er offenbar auch wieder mit dem Portobetrag in barer Münze erhalten hatte; neben ihm lag in einem Lehnstuhle, mit einer Stickerei beschäftigt, ein kränklich aussehendes, hübsches Mädchen, das, wie ich nachher hörte, eine lange Leidenszeit in Kliniken durchgemacht hatte; ein Knecht spaltete Holz, und eine taube Magd butterte. Trotz der räumlichen Beschränkung schien hier ein gewisser Wohlstand zu herrschen. An der Wand gewahrte ich ein Medaillonporträt Stephans, und in einer Ecke des Zimmers stand ein Lefaucheux-Gewehr von schöner Arbeit. Trotz der etwas einsilbigen Ausdrucksweise dieser Leute wurden Postillon und Passagier mit einer gewissen Herzlichkeit empfangen und nach Landessitte mit Wacholderschnaps bewirtet, wobei man sich dem Fremden gegenüber entschuldigte, daß man ihm in diesem armen Lande keinen Wein vorsetzen könne.

Wir hatten uns in der Hövener Postagentur länger aufgehalten, als die Dienstvorschrift es dem guten Schwager erlaubte. Die verlorne Zeit mußte durch schnellere Fahrt wieder eingebracht werden, und so ging es denn im schärfsten Trabe ins Rurthal abwärts. Es war eine lustige Fahrt, bei der das Sattelpferd unausgesetzt strauchelte. Als wir gerade unten in der Schlucht die Dächer von Montjoie im Mondschein schimmern sahen, empfingen wir wieder den Besuch eines Gendarms, der, weniger schweigsam als sein Kollege

in Gemünd, seinem Mißfallen darüber Ausdruck verlieh, daß jener mit seiner allzu lapidaren Unterschrift ihm keinen Raum für sein eignes Autogramm übrig gelassen habe.

In Montjoie lag schon alles im tiefsten Schlafe, als der Postwagen über das holprige Pflaster dahinrasselte. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen; die alte Stadt mit ihren engen Gassen und den hohen, vornehmen Patrizierhäusern, den Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, erschien wie von einem Märchenzauber umfangen. Nur die Brunnen murmelten, und die Rur rauschte in ihrem Bette über Felsblöcke und Kiesel zu Thal, sonst ließ sich weit und breit kein Laut vernehmen. Vor meinem Hotel, dem einstigen Palast einer französischen Emigrantenfamilie, machte der Schwager Halt und stieß ins Horn. Da that sich, ehe ichs erwartet, die Pforte auf: die junge schöne Wirtin erschien in eigner Person und wies dem müden Gaste ein Zimmer an, dessen sich kein Prinz hätte zu schämen brauchen. Wenn mir an diesem Abend in Montjoie schon etwas Respekt einflößte, so war es die Breite des Bettes, das in dieser Hinsicht sogar die doch auch recht ansehnlichen Lagerstätten übertraf, die man in den alten Gasthöfen Toskanas und der Romagna findet.

Das preußische Kadettenkorps als gelehrte Schule

Wenn man Zeitungsnachrichten glauben darf, ist die Zulassung der Abiturienten des preußischen Kadettenkorps zum Studium auf der Kaiser Wilhelm-Akademie schon verfügt worden, und es soll sich die Berechtigung zum Studium der Medizin überhaupt sowie der Jurisprudenz anschließen. Ob diese letzte Maßregel nur eine Folge davon sein würde, daß den Abiturienten der Realgymnasien diese Fakultätsstudien freigegeben werden sollen, oder vielmehr die Ursache dieser Erweiterung der Berechtigungen der Realgymnasien, wie manche meinen, muß dahingestellt bleiben. Schon im Jahre 1877 bestimmte eine Kabinettsordre, daß der Lehrplan des Kadettenkorps mit dem der Realschule erster Ordnung, also des spätern Realgymnasiums, im allgemeinen in Übereinstimmung zu bringen sei. Seitdem sind die Abiturienten beider Anstalten gleich gestellt worden. Nahm man damals für den Lehrplan des Kadettenkorps den einer freien Schule zum Muster, so änderte sich das einige Jahre später. Denn die Grundsätze, die die Kabinettsordre vom 13. Februar 1890 für den Unterricht im Kadettenkorps aufstellte, wurden in wesentlichen Teilen für die Neuordnung des gesamten höhern Schulwesens in Preußen im Jahre 1892 maßgebend.

Bei der Reform, in der wir jetzt stehn, scheint wiederum das Realgymnasium in seiner Reformgestalt für das Kadettenkorps eine Art Muster werden zu sollen. Wenigstens ist gutem Vernehmen nach der Leiter des einen Frankfurter Realgymnasiums zum künftigen Oberstudienrat des Kadettenkorps ausersehen. Ob der Versuch die Militärverwaltung mehr befriedigen wird, muß abgewartet werden.

Die Reform von 1890/92 hatte eine ganz andre Vorgeschichte als die jetzige, sie wurde auch amtlich ganz anders behandelt. Das zeigt deutlich ein Vergleich der beiden Schulkonferenzen vom Dezember 1890 und vom Juni 1900. Jene stellt die einzige Gelegenheit dar, bei der öffentlich vom Kadettenkorps als höherer Schule und Erziehungsanstalt gesprochen worden ist. Das geschah in einer im Grunde eigentümlichen Art und Weise. Es wurden nämlich nur von der militärischen Seite höchst lobende Berichte über verschiedne Einrichtungen des Korps gegeben. Zu einer Aussprache oder Debatte kam es aber nicht, sondern gleich in der zweiten Sitzung, als der eine Vertreter des Kriegsministeriums das Kadettenkorps hineinzog, von den dortigen Erfahrungen sprach und den Wunsch äußerte, das Lateinische möchte hinaufgerückt werden, lehnte ein Kommissar des Kultusministeriums entschieden eine Diskussion ab. Auch später wurde nur wiederholt, z. B. von Zeller, betont, das Kadettenkorps habe doch eine wesentlich andre Aufgabe. Dieser ablehnende Standpunkt war wohl insofern nicht ganz richtig, als damals schon eine nicht kleine Zahl von Abiturienten des Kadettenkorps die Berechtigungen der Realgymnasien erhalten hatte, das Kadettenkorps also in dieser Hinsicht als höhere Schule angesehen worden war, und um diese Schulen handelte es sich doch auf der Konferenz. Vor allem aber leben wir nicht mehr in den Zeiten des preußischen Heeres vor hundert Jahren mit seinem ständischen Offizierkorps, sondern in einer Zeit, in der die allgemeine Wehrpflicht das gesamte deutsche Volk, besonders aber die Preußen, beeinflußt wie nie zuvor und nirgend anderswo, in der also auch das Kadettenkorps die Nation interessiert und etwas angeht. Denn sein Einfluß auf die Armee ist nicht gering; er ist viel größer, als sich aus dem Anteil vermuten läßt, den die Kadetten zu dem Offiziersersatz jedes Jahres stellen. Die Zahl der aus dem Kadettenkorps hervorgegangnen Offiziere steigt nämlich nach oben hin, sodaß unter den Obersten und Generalen ein höherer Prozentsatz ist als unter den Leutnants und Hauptleuten, wie das mit dem Adel ähnlich steht. Das Urteil über die ehemaligen Kadetten ist in der Armee selbst nicht immer ungeteilt günstig gewesen. Es hängt das auch mit der allgemeinen Schätzung des gymnasialen Reifezeugnisses und mit der eignen Vorbildung jedes Offiziers zusammen. Man muß den Wert des Kadettenkorps für die Armee jedoch ziemlich hoch ansetzen. Die ehemaligen Kadetten stellen nach Herkunft, Erziehung und Ausbildung das gleichartigste Element des Offizierkorps dar. Wenn man diesem nun allgemein zugesteht, daß unbedingter Gehorsam und die freudige Bereitwilligkeit, sich mit seiner Person einzusetzen, seine wichtigsten Tugenden sind, so ist dem Schluß schwer auszuweichen, daß davon ein gut Teil auf Rechnung des Kadettenkorps kommt, wenn sie auch auf einem starken Standesbewußtsein beruhn und von den Schulkenntnissen unabhängig sind.

Trotz alledem scheint mir aber keine Einrichtung unsers Heeres in Wahrheit unbekannter. Unsre Offiziere selbst kennen sie zum großen Teil nur vom Hörensagen; und ein weiterer Bruchteil, der dort seine Vorbildung genossen hat, dann aber nicht mehr mit dem Kadettenkorps in Verbindung gewesen ist, kennt es noch weniger als jemand, der eine höhere Schule durchlaufen hat, weil diese Offiziere das Kadettenkorps um etwa zwei Jahre zeitiger verlassen als ein Abiturient seine Schule.

So dürfte ein kritisches Bild des preußischen Kadettenkorps auch in der Beschränkung auf seinen Charakter als höhere Schule wohl auf ziemlich allgemeines Interesse rechnen. Nun ist vor einigen Jahren im Pädagogischen Archiv (Band 36) eine Arbeit erschienen: „Erziehung und Unterricht im König-

lich Preußischen Kadettenkorps." Der Verfasser, Dr. Boesser, ist Professor am Kadettenkorps und hat seinen Aufsatz auch als Sonderabdruck bei Mittler erscheinen lassen. Broschüren und Fachzeitschriften haben nun freilich meist einen beschränkten Leserkreis, und so wird es auch in diesem Falle gewesen sein. Für die Bedeutung und den Charakter der Arbeit aber war es entscheidend, daß sie nur mit Genehmigung des Generalinspekteurs des Militärbildungswesens veröffentlicht sein konnte. Denn wie es mit solchen offiziösen Publikationen zu gehn pflegt, weiß man ja. Die einzige mir bekannte, übrigens sehr milde und günstige Kritik erkannte darum an, daß Boesser über die äußern Einrichtungen, den Zweck, den Lehrplan, die Unterrichtsweise, die Erziehungsgrundsätze des Kadettenkorps einen gelungnen Bericht gegeben habe, soweit die Theorie und die ideale Forderung in Betracht kämen, daß man aber über die Wirklichkeit nichts erfahre. Immerhin bietet er dem Kundigen einen schätzenswerten Anhalt für manches.*)

Der Begründer des preußischen Kadettenkorps ist bekanntlich Friedrich Wilhelm I. Er vergrößerte seine Armee nicht nur, sondern gestaltete sie auch völlig um. Ein wesentlicher Teil dieses Werks war die veränderte Ergänzung des Offizierkorps. Der König machte es erst zu einem geschlossenen Stande, indem er seinen Adel systematisch zwang hineinzutreten. Er mußte anfangs Gewalt brauchen, um das Berliner Kadettenhaus zu füllen. Schmoller hat den Lehrplan aus jener Zeit mitgeteilt und betont, daß diese Bildung für einen großen Teil der jungen preußischen Adlichen einen Fortschritt bedeutet habe. Schon 1722 betrug die Zahl der Kadetten 300, d. h. im Frieden bezog die Armee von 60000 bis 70000 Mann ihren Offiziersersatz größtenteils daher. Dieses Verhältnis ist kaum wieder erreicht worden. Jetzt liefert das Kadettenkorps höchstens ein Viertel, und zwar überwiegend an die Infanterie. Aber auch abgesehen von dieser immerhin noch wichtigen Leistung für den Offiziersersatz würde es auch als Wohlthätigkeitsanstalt sozusagen jedenfalls in gewissen Kreisen schwer vermißt werden.

Die Stellen im Kadettenkorps mit dem verminderten Erziehungsbeitrage von 450, 300, 180, 90 Mark jährlich und die Freistellen sind zunächst für Söhne von Offizieren bestimmt. So erhält es der Armee den Nachwuchs des preußischen Militäradels und der Offiziere überhaupt, d. h. im wesentlichen der nicht wohlhabenden. Darin liegt vielleicht die größte Bedeutung des Kadettenkorps, denn die Tradition im militärischen Berufe von Geschlecht zu Geschlecht ist wertvoll, und sie hat sich unstreitig bewährt, wenn sie auch nicht gerade die selbständigsten Köpfe hervorbringen mag; diese unauffällige Zubuße zum Diensteinkommen ist auch den verheirateten Offizieren von Herzen zu gönnen. Obgleich nun der volle Erziehungsbeitrag von 800 Mark und vollends der ermäßigte von 450 Mark in Anbetracht dessen, daß alles dabei einbegriffen ist, doch sehr mäßig genannt werden muß, giebt es meist noch offne Stellen im Kadettenkorps, für die diese Beiträge zu leisten sind. Das soeben eröffnete Kadettenhaus Naumburg hat man zunächst, wie im Reichstage zugestanden wurde, nur durch Verringerung der Kopfzahl der andern sieben Voranstalten von 220 auf 200 füllen können. Dieser mäßige Zufluß erklärt sich aus gewissen alten Vorurteilen, die nicht ganz geschwunden sind. Man warf dem Kadettenkorps vor, daß sich die ältern und stärkern Zöglinge zu sehr an der Erziehung der jüngern

*) Soeben ist in der ersten Nummer des Korrespondenzblatts für den akademisch gebildeten Lehrerstand über das preußische Kadettenkorps ein Artikel erschienen, dem noch andre folgen sollen. Ich konnte ihn nicht mehr berücksichtigen. Seine Ausführungen stimmen in den allgemeinen Schlüssen mit den meinigen überein. Auch die mitgeteilten Einzelheiten verdienen allen Glauben, die Auffassung und Darstellung ist trotz ihrer Schärfe sachlich und angemessen.

Kameraden beteiligten, und daß man zu wenig lerne. Der erste Vorwurf ist nicht mehr berechtigt, obwohl solche Fälle ebenso wenig wie anderswo ausgeschlossen sind und nicht immer mit der Entfernung des Schuldigen enden; aber auch der zweite ist es nicht, wenn man das Hauptziel des Kadettenkorps, die Fähnrichsprüfung, bedenkt. Außerdem hat sich das Kadettenkorps auch länger als die Armee in einer gewissen Einfachheit der Einrichtungen und der Lebenshaltung der Zöglinge die Grundsätze bewahrt, die das preußische Heer von den Freiheitskriegen bis in die sechziger Jahre geziert haben. Das hat sich nun völlig geändert.

Das Selbstgefühl, mit dem der Kommissar des Kriegsministers auf der Dezemberkonferenz im Jahre 1890 über die Einrichtungen des Kadettenkorps sprach, ist durchaus berechtigt. Lehr- und Wohngebäude, Lazarette und Latrinen, Turnhallen, Bade- und Schwimmanstalten sind in den neuern Kadettenhäusern musterhaft und auch in den ältern oft mit Aufwendung bedeutender Mittel nach den jetzigen Ansprüchen umgestaltet. Peinliche Ordnung und Sauberkeit überall und zu allen Zeiten sind bei der preußischen Militärverwaltung selbstverständlich. Doch dies nur nebenbei.

Betrachten wir nun einmal die Mischung der Kadetten. Sie stammen überwiegend aus militärischen Kreisen, zur Hälfte und mehr sind es Söhne von Berufsoffizieren. Nicht ganz fehlen die Söhne ehemaliger Unteroffiziere. In der Stiftungsurkunde ist deren Aufnahme vorgesehen, aber bei der hohen Scheidewand zwischen Offizier- und Unteroffizierstand ist selten davon Gebrauch gemacht worden; seit der Einführung der Unteroffizierschulen und Vorschulen liegt auch kaum ein Bedürfnis vor. Doch erfuhr ich vor einiger Zeit, daß die Söhne eines Militärbeamten, der aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen war, in das Kadettenkorps aufgenommen worden sind. Allerdings trugen sie einen adlichen Namen. Ein Drittel der Kadetten entstammt nichtmilitärischen Berufsständen, wenn auch deren Väter zumeist Reserve- oder Landwehroffiziere waren. Kaum die Hälfte ist adlich. Es zeigt sich hier der wahre Anteil des nichtadlichen Elements unter den Offizieren. Übrigens kann man die völlige Vermischung des niedern Adels mit dem Bürgertum nirgends anders so gut beobachten. Wohl die Hälfte der adlichen Kadetten hat bürgerliche Mütter, und umgekehrt die Hälfte der bürgerlichen hat adliche Mütter.

Eine Erfahrung haben viele Kadetten gemeinsam, sie sind sehr oft auf der freien Schule schlecht oder nicht besonders fortgekommen. Sogar aktive Offiziere geben wirklich lernbegabte Söhne zunächst gewöhnlich nicht in das Korps. Deshalb entfallen in einer Voranstalt auf 25 Sextaner und 35 Quintaner durchschnittlich in runden Zahlen 60 bis 70 Quartaner. Freilich bedrohen die häufigen Versetzungen der Offiziere in den höhern Chargen auch leidlich begabte Söhne mit solchem Zeitverlust, daß man sie schließlich dem Korps anvertraut. Andre Kadetten derselben Klasse sind es wegen der Billigkeit oder wegen des Todes des Vaters geworden. Im ganzen ist jedenfalls die Zahl der lernbegabten Zöglinge hier etwas geringer als auf einer höhern Schule. Und noch ein wesentlicher Unterschied kommt hinzu: es fehlt dem Kadetten zumeist der wissenschaftliche Sinn, den das Gymnasium und die höhere Schule ihren bessern Schülern von unten auf anerziehn und mitgeben. Und weil Latein kein Wissen ist, das einleuchtenden Marktnutzen gewährt, sondern ein Wissen um des Wissens willen, mit O. Jaeger zu sprechen, so steht der Kadett schon in Quarta diesem Fache sehr gleichgiltig gegenüber.

Zur Orientierung muß ich eine kurze Bemerkung über die Organisation des Kadettenkorps einschalten. Es giebt acht Provinzialkadettenhäuser oder Voranstalten mit den Klassenstufen Sexta (VI) bis Obertertia (O III) einschließlich, wobei die Stufen von Quarta (IV) an mindestens je zwei Parallelklassen aufweisen. Die Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde enthält die übrigen Klassenstufen, d. h. je zwölf bis vierzehn Unter- und Obersekunden (U II und O II) und einige Primen, doch auch einige O III für die Kadetten, die aus der O III einer Voranstalt zum Ersatz für Abgänge während des Schuljahrs an die Hauptanstalt übertreten. Der militärischen Gliederung nach sind die Kadetten einer Voranstalt auf zwei Kompagnien zu je fünf Brigaden, an der Hauptanstalt auf zwei Bataillone zu je fünf Kompagnien verteilt.

Von den verschiednen Persönlichkeiten, die auf diese Jugend einwirken, stehn ihr die sogenannten Erzieher am nächsten. So heißen nämlich offiziell die Leutnants, die als Kompagnieoffiziere zu je zehn an eine Voranstalt, zu mehr als dreißig nach Lichterfelde kommandiert werden. Fast ausnahmlos werden sie der Provinzialinfanterie entnommen und sind oft erst vier bis sechs Jahre Offizier, wenn sie das Kommando antreten. Sie melden sich dazu, sofern es nicht aus Neigung geschieht, aus verschiednen Gründen: die einen um der Kommandozulage willen, und weil ihnen Gelegenheit geboten wird, sich durch Unterricht eine Nebeneinnahme zu verschaffen; andre, weil sie den anstrengenden Frontdienst einmal auf einige Jahre los sein wollen; noch andre, weil die Ferien einen größern Urlaub darstellen, als er in der Front gewährt wird; endlich manche, um Muße und Kraft zur Vorbereitung auf die Prüfung zur Kriegsakademie zu finden.

Die meisten dieser Offiziere sind selbst aus dem Kadettenkorps hervorgegangen. Wenn ihre Pflichten auch wesentlich in der Aufsicht bestehn — alles und jedes ist hier durch Befehle der höhern Vorgesetzten geregelt —, so giebt doch die unmittelbare Berührung und das Zusammenleben mit den Kadetten Anlaß, die Qualitäten dieser Erzieher zu untersuchen. Daß man an das Wissen und die Kenntnisse junger Männer, die nach der Fähnrichsprüfung fünf, sechs, sieben Jahre mit anstrengendem Frontdienst, mit Kasinoleben und Geselligkeit zugebracht haben, keine hohen Anforderungen stellen kann, liegt auf der Hand. Das Kommando des Kadettenkorps begnügt sich also mit einem kurzen Aufsatz über ein selbstgewähltes Thema aus einem der beiden Fächer, worin sich der künftige Erzieher zu unterrichten bereit erklärt.

Wie steht es sonst mit dem, was man von einem Erzieher erwartet? Die Beteiligten sind da gleich bereit, voller in die Saiten zu greifen und von dem gefestigten Charakter zu sprechen, den die Arbeit an der Armee von dem Offizier fordere. Das können nun die übrigen leitenden Stände von ihrer Arbeit ganz gewiß auch behaupten, für die in und an der Armee aber sind in erster Instanz die Hauptleute verantwortlich. Dem Offizierstand fehlt es neben großen Standesvorzügen nicht an Standesfehlern, die sich leicht einzustellen pflegen. Die Auslese für den eigentlichen Beruf setzt bei unsern jungen Offizieren erst ein und läßt so manchen nicht zum Hauptmann, noch viel mehr von ihnen nicht zum Bataillonskommandeur aufsteigen. An die ominöse Rubrik der Rangliste „Außerdem abgegangen," so selten sie sich verhältnismäßig findet, sei doch leise erinnert. Der Mangel an tieferer Bildung bei so manchem, an Einsicht in das Leben der Nation und des Staates, die starke Überschätzung des eignen Standes befähigen doch nicht gerade zu dem Amt eines Erziehers.

Außer diesen militärischen Erziehern giebt es an jeder Voranstalt einen

Zivilerzieher, an der Hauptanstalt deren zwei. Das sind fast ausnahmlos junge Kandidaten der Theologie, die das erste Examen bestanden haben. Sie hatten bis vor kurzem an den Voranstalten wie die militärischen Erzieher eine Brigade Kadetten unter sich und standen jenen im wesentlichen an Pflichten gleich. Jetzt hat man dieses einzige zivilistische Element, das in das innere Anstaltsleben hineinsah und daran teilnahm, entfernt. Die Kandidaten sind nur noch Gehilfen des Kadettenpfarrers für Religionsunterricht, Morgenandacht, Predigt und haben außerdem lateinischen und deutschen Unterricht zu geben. Bei dem drohenden Mangel an Oberlehrern hat sich die Militärverwaltung durch Befreiung dieser Zivilerzieher vom innern Dienst die Möglichkeit gesichert, sie ganz als Lehrer auszunützen. Diese Stellung haben die Zivilerzieher in Lichterfelde schon längst. Und hier gewinnt ab und zu ein tüchtiger Kandidat wirklichen Einfluß auf die Kadetten.

Es ist schon bemerkt worden, daß die als Erzieher kommandierten Leutnants auch unterrichten. Das Planzeichnen und das Freihandzeichnen liegt an den Voranstalten wesentlich in ihrer Hand, im übrigen werden ihnen bis U II einschließlich alle Fächer mit Ausnahme der Religion, der lateinischen und der deutschen Sprache meist schon im ersten Jahre des Kommandos anvertraut. Von einer gründlichen Beherrschung des Lehrstoffs, von einer wirklichen Einführung auch nur in die ersten Grundsätze wissenschaftlichen Unterrichts kann kaum die Rede sein. Denn offenbar unterrichtet, vom Zeichnen abgesehen, immer wenigstens die Hälfte dieser Erzieher in den verschiedensten Fächern, wie eine Vergleichung der Stundenzahl des eigentlichen Lehrpersonals, d. h. der beiden Militärlehrer, der Oberlehrer, des Pfarrers, denn auch er erteilt neben der Religion sechs bis acht Stunden beliebigen Unterrichts, des technischen Lehrers und des Zivilerziehers mit der Gesamtzahl der zu deckenden Stunden ergiebt. Es müssen so gegen dreißig und mehr Wochenstunden wissenschaftlichen Unterrichts an einer Voranstalt auf die Erzieher entfallen. An der Hauptanstalt ist die Zahl verhältnismäßig viel geringer. Einzelne unter den Erziehern finden Geschmack am Unterrichten. Wer sich dann das Pensum von einer oder zwei Klassen in der Mathematik oder in den neuern Sprachen, dazu der Geographie zu eigen gemacht und sich praktisch bewährt hat, wird nach zwei bis vier Jahren, in denen er acht bis zehn Stunden wöchentlich gegeben hat, Militärlehrer, d. h. er scheidet aus der Thätigkeit der Erzieher in den Kompagnien völlig aus und ist nur für den Unterricht da, den man ihm mit etwa zwanzig Stunden in den genannten Fächern zunächst auf drei, vier Jahre an einer Voranstalt überträgt, worauf er dann zumeist an die Hauptanstalt versetzt wird und hier wieder drei, fünf Jahre und länger in den U II und O II verwandt wird. Für die Ernennung zum Militärlehrer wird nur der Nachweis praktischer Bewährung gefordert. Wer entscheidet hierüber? In letzter Linie der Fachmann, in erster die Kommandeure der einzelnen Anstalten und der Kommandeur des Kadettenkorps. Es wird also hauptsächlich darauf ankommen, bei den Revisionen einen guten Eindruck zu machen. Den Erziehern, die zu Militärlehrern in den modernen Sprachen in Aussicht genommen sind, wird meistens die Gelegenheit geboten, sich während eines Winters in Genf oder London im praktischen Gebrauch der Sprache etwas auszubilden. Eine Kontrolle, inwieweit ein solcher Aufenthalt ausgenützt wird, findet kaum statt. Bei der Beurteilung der Leistungen der Erzieher durch die Vorgesetzten wird übrigens Bedürfnis und Angebot stark in die Wagschale fallen. Man kann nicht so sehr wählerisch sein, weil die begabtesten und fähigsten Köpfe unter den Offizieren hierfür kaum zu haben sind. Deren Ziel ist die Kriegs-

akademie, der Generalstab und die höhere Adjutantur. Denn man weiß, daß Bewährung als Militärlehrer nicht einmal zu den Kommandeurstellen im Korps selbst verhilft. Tüchtigkeit im Frontdienst entscheidet auch hierbei, wenn überhaupt an eine besondre Auswahl zu denken ist.

Nun berichtet Boesser zwar, ein Teil der Militärlehrer habe „seine Vorkenntnisse“ für diese Stellung durch den Besuch der Kriegsakademie erworben. Er meint offenbar die wissenschaftliche Vorbildung für das Lehramt. Ob die Kriegsakademie dazu eingerichtet ist, erscheint mir höchst zweifelhaft. Denn die Gegenstände allgemeiner Bildung, wie Geschichte und Mathematik, werden dort doch nur nebenbei, die neuern Sprachen nur für den praktischen Gebrauch getrieben. Indessen ist das für unsre Frage überhaupt ganz gleichgiltig. Prüft man nämlich mit Hilfe der Ranglisten, wie viel Militärlehrer des Kadettenkorps die Kriegsakademie besucht haben, so sind zunächst an der Hauptanstalt fast die Hälfte, nämlich alle die auszuschließen, die den militärwissenschaftlichen Unterricht in der Selekta erteilen. Die Selekta ist die Kriegsschule des Kadettenkorps, und ihre Lehrer haben zum Teil wie die aller andern Kriegsschulen die Kriegsakademie durchgemacht, sie haben aber mit dem Kadettenkorps, soweit es Realgymnasium sein soll, nichts zu thun. Von den Militärlehrern im engern Sinne, die uns hier allein angehn, ist ein verschwindender Bruchteil Akademiker gewesen. Das ist der Beachtung doch recht wert. Denn bei dieser Verwendung von Oberleutnants und Hauptleuten als Lehrer handelt es sich nicht um eine Unteroffizierschule oder Vorschule, sondern um wissenschaftlichen Unterricht an einer Anstalt, die Realgymnasium sein will. Es drängt sich dabei der Vergleich mit den Bedingungen auf, die der Staat sonst stellt, ehe er jemand ein Lehramt an einer höhern Schule überträgt. Ich muß da vorausschicken, daß ich sehr wohl weiß, wie Examina keineswegs die Verwendbarkeit des Lehrers sichern. Aber ein gewisses, nicht zu kleines Maß von Kenntnissen muß eben ein Lehrer vor allem haben, und Kenntnisse lassen sich jedenfalls durch Prüfungen feststellen. Von Abiturientenexamen und Studium wollen wir ganz absehen, auch von den Anforderungen, die in der allgemeinen Prüfung des Staatsexamens gestellt werden, bis auf die in der deutschen Sprache. Dieser Teil der allgemeinen Bildung ist doch für jeden wissenschaftlichen Sprachunterricht so wichtig, daß ein Mangel höchst bedenklich wäre. Nun hat zwar derselbe Kommissar des Kriegsministers auf der Dezemberkonferenz versichert, „die Arbeit am Heere erfordert von dem Offizier (neben gründlichem Wissen und gefestigtem Charakter) auch eine vollständige Beherrschung der deutschen Sprache.“ Das ist mit Verlaub sehr kühn gesprochen. Denn es giebt Männer von umfassender und tiefer Bildung, die sich dessen nicht rühmen werden. Bei den Militärlehrern aber scheint die eigne Verwaltung ein tiefes Mißtrauen in dieser Richtung zu hegen, denn sie überweist ihnen nie den deutschen Unterricht.

Der allgemeinen Bildung steht die fachmäßige gegenüber. Deren Weg kann, wie überall zugestanden wird, nur durch die Universität und ihre Bildungsmittel gehn; die wenigen selbständigen Köpfe, die ihn nicht nötig haben, gehn uns hier nichts an. Wie streng am Ende die Forderungen der Examinatoren sind, zeigen die niedrigen Prozente derer, die nach vier- bis fünfjährigem Studium in zwei Fächern die Lehrbefähigung auch für die obern Klassen erhalten. Gegen 50 Prozent erlangen sie zunächst nur in einem Fache oder in gar keinem. Und da handelt es sich um junge Männer, die überwiegend ihre Schuldigkeit gethan haben, meist auch nicht zu den lerndummen Schülern gezählt worden sind. Was steckt allein — es sei erlaubt, dies eine

herauszuheben — in der Forderung für die Lehrbefähigung im Französischen bis U II: „Übersicht über den Entwicklungsgang der französischen Litteratur seit dem siebzehnten Jahrhundert, aus welcher einige Werke der hervorragendsten Dichter und Prosaiker auch der neusten Zeit mit Verständnis gelesen sein müssen"! Ich fürchte also, unsre Militärlehrer würden vor einer Königlich Preußischen Prüfungskommission schwerlich eine Lehrbefähigung auch nur für die zweite Stufe, nämlich bis U II, erhalten. Wo bleibt die Forderung, daß ein wissenschaftlicher Lehrer sein ganzes Fach überschauen, den Zusammenhang mit den andern Disziplinen nicht verlieren, daß er wissenschaftlich aus dem Vollen schöpfen soll? Wo ist eigentliche wissenschaftliche Arbeit oder wenigstens Fühlung mit der fortschreitenden Wissenschaft? Bei den Militärlehrern ist sie unzweifelhaft die Ausnahme. Ihre größere Frische, die sie häufig vor manchem Oberlehrer auszeichnet, will ich als günstig für ihren Unterricht überhaupt und für den eigentlichen Sprechunterricht im Französischen und Englischen besonders hervorzuheben nicht unterlassen. Denn es ist anerkannt, daß die neuern Sprachen zuerst dem praktischen Bedürfnisse dienen sollen, daß deshalb auch ihre Betreibung vorwiegend danach zu bemessen und einzurichten ist. So wird man überhaupt die meisten Militärlehrer als geeignet für den Unterricht an einer militärischen Erziehungsanstalt bezeichnen müssen, soweit sie nur dies und nichts mehr sein will.

Ehe wir die Militärlehrer verlassen, muß ich noch eines Grundirrtums gedenken, den sie fast mit allen ihren Vorgesetzten teilen, den freilich die Militärs am wenigsten einräumen werden. Ich meine den Fehler, alles das, was in der Truppe richtig und notwendig ist, bewußt und unbewußt auf die Kadetten zu übertragen. W. Rein, der sonst mein Mann nicht ist, behauptet, es trete eine ganz heillose Begriffsverwirrung hervor, wo die Heereserziehung als ein Muster der Schulerziehung hingestellt werde. Beim Kadettenkorps läßt sich das bestreiten. Aber für den Unterricht muß die Übertragung doch höchst gefährlich werden. So wichtig der strenge Drill für die Einübung der formalen Elemente einer Sprache und für deren mündlichen Gebrauch sein mag, das grammatische Verständnis und vor allem die Kunst der Übersetzung und Erklärung, die für den wissenschaftlichen Betrieb einer Sprache mit dem Lesen eines Schriftstellers sofort in den Vordergrund treten soll, wird bei manchen Militärlehrern, fürchte ich, gar sehr zu kurz kommen, weil hierzu eben eine wissenschaftliche allgemeine und sachmäßige Bildung unbedingt notwendig ist.

Wozu besteht nun die ganze Einrichtung? Zunächst ist ja kaum einzusehen, welchen unmittelbaren Nutzen die Armee davon hat, daß ein kleiner Bruchteil von Offizieren seine Schulkenntnisse in der Mathematik oder in den neuern Sprachen oder in der Geschichte wieder auffrischt. An Dolmetschern fehlt es nicht, die Militärlehrer sind zudem oder werden in ihrem Kommando Hauptleute, während für jene Stellung nur Leutnants auserlesen werden. Ich wüßte auch nicht, zu was für einer spätern Verwendung diese Lehrthätigkeit geeigneter machte. Oder hat sie für die Offiziere persönlichen Nutzen? Ich finde fast eher das Gegenteil. Denn diese Thätigkeit und ihre Erfolge machen, daß sie öfter auf die Vorbereitung zum Lehrfach durch das Studium herabsehen, indem sie vergessen, daß Ziel und Methode wissenschaftlichen Sprachunterrichts ganz anders sind. Der Zweck der Einrichtung ist also anderswo zu suchen. Man könnte da denken, die Militärverwaltung verwende hier wie etwa bei den Bekleidungsämtern zuweilen Offiziere, die sich für den Frontdienst nicht recht eignen, oder sie wünsche, einen bestimmten Teil ihrer Lehrer

so in der Hand zu haben, wie das bei Offizieren der Fall ist. Die Hauptsache aber, um derentwillen sie an eine Abschaffung der Militärlehrer nicht denken kann, bleibt doch, daß sie dafür sorgen muß, daß Offiziere auch im Unterricht Einfluß behalten. Sie käme mit studierten Lehrern allein auch gar nicht aus. Das eine ist schließlich gewiß, daß sie auf diese Weise billiger wegkommt.

Das Vorurteil gegen die Stellung eines Zivillehrers des Kadettenkorps war bis vor zwanzig Jahren sehr groß und ist es zum Teil wohl noch; es war damals freilich berechtigter als jetzt, doch halte ich auch heute noch die Lehrarbeit im Kadettenkorps für schwerer als anderswo, sie trägt stärker den Charakter mühsamen Drills. Die Folge war, daß trotz der bessern Gehaltsverhältnisse so lange, bis die große Überfüllung im höhern Lehrfach einsetzte, an den Voranstalten, abgesehen vom ersten Professor (jetzigen Studienrat), dem technischen Leiter des Unterrichts, und dem Oberlehrer (nach der alten Bezeichnung), nur Leute mit höchst mäßigen, ja dürftigen Zeugnissen angestellt waren. Von ihnen sind jetzt nur einige wenige übrig. Solcher Lehrer gab es damals zwei und drei an jedem Gymnasium, aber in den Voranstalten des Kadettenkorps hatten sie die Mehrheit, während unter den in den letzten fünfzehn Jahren angestellten Oberlehrern wohl kein einziger ist, den sein Zeugnis von der Ernennung zum Professor ausschlösse. Jetzt gelten für Gehalt, Rang und Titel die Grundsätze Preußens; freilich folgt das Reich mit den Gehaltserhöhungen gewöhnlich erst nach einem Jahre. Einen kleinen Vorteil haben die Zivillehrer des Kadettenkorps jedoch darin, daß sie je nach ihrem Dienstalter nur zu zweiundzwanzig, zwanzig und achtzehn Stunden verpflichtet und so in der Lage sind, einige Überstunden zu geben, die besonders bezahlt werden. Zur Begründung jenes Vorurteils wird meist darauf hingewiesen, daß dem Oberlehrer des Kadettenkorps die Strafgewalt entzogen sei. Die Sache ist richtig, aber nicht so schlimm, wie sie aussieht, und sie ist nur zu verstehn, wenn man sich auf den militärischen Standpunkt stellt. Das Kadettenkorps ist in Kommandoeinheiten gegliedert, die kleinste ist die Kompagnie, also kann alle wirkliche Strafgewalt nur in den Händen des Kompagniechefs und der direkten höhern Vorgesetzten der Kadetten liegen. Demgemäß hat denn überhaupt kein Lehrer Strafgewalt, auch kein Militärlehrer; denn der Fall dürfte heutzutage nicht mehr vorkommen, daß ein Kompagniechef oder Anstaltskommandeur Unterricht erteilt. Man darf nun nicht glauben, daß die militärischen Lehrer dem Kadetten gegenüber eine viel bessere Stellung hätten. Jedem Zivillehrer, der etwas Persönlichkeit hat, fällt die Disziplin im Kadettenkorps sogar sehr leicht, und wer sich aus Mangel daran hier nicht oder schwer behaupten kann, mit dem gehts an einer höhern Schule auch herzlich schlecht; nur artet es hier nicht so schnell aus wie im Korps, wo die Kadetten eben an militärischen, wenigstens äußerlich energischen Ton und solches Auftreten gewöhnt sind. Wer freilich überhaupt nicht gedient hat, sollte sich als Lehrer für das Kadettenkorps lieber nicht melden. Solche Fälle der Behandlung von fest angestellten Zivillehrern durch Kadetten, wie sie 1894 in einer Broschüre für die achtziger Jahre aus dem sächsischen Kadettenkorps berichtet wurden, sind im preußischen doch schon länger unerhört. Es scheut sich hier jedenfalls kein Zivillehrer oder Pfarrer, bis in die O III hinein für eine wirkliche Frechheit mit einer inoffiziellen Ohrfeige sofort zu quittieren. Eine Beschwerde wird ihm wohl einen Verweis einbringen, dem Kadetten aber eine Bestrafung. Anfang der neunziger Jahre herrschten hierüber bei den höhern Vorgesetzten im Kadettenkorps sehr vernünftige Ansichten. Übrigens ist die Strafgewalt der Oberlehrer an Zivilanstalten jetzt auch sehr beschränkt,

da körperliche Züchtigung streng verboten ist, Arreste aber jedesmal vor der Vollstreckung dem Direktor mitgeteilt und einzeln von dem Lehrer selbst mit abgesessen werden müssen.

Freilich ist trotzdem die Stellung des Oberlehrers im Kadettenkorps wesentlich anders. Er zwingt nur in der strengsten Beschränkung auf den Unterricht dem Kadetten seinen Willen auf. Er hat nie und nirgends im Schulleben etwas anzuordnen, alles und jedes ist von den militärischen Vorgesetzten bestimmt. Die mannigfachen Rechte und Pflichten eines Ordinarius, die erst eine wirkliche Teilnahme am Schulleben darstellen, giebt es hier nicht. Kadett und Lehrer, Zivillehrer so gut wie Militärlehrer, berühren sich nur im Klassenzimmer. Die Lehrer sind nur Stundengeber in einer Weise, wie sie sonst nirgends so leicht wieder vorkommt, auch nicht an großstädtischen Anstalten, denn hier bringt Turnen und Spiel, abgesehen von dem oben Erwähnten, Lehrer und Schüler zusammen. Es fehlt auch für die Lehrer jeder einzelnen Anstalt des Kadettenkorps durchaus der amtliche Zusammenhalt, der auf dem Grunde gleicher Bildung und gemeinsamer Berufsarbeit mehr oder weniger an jeder höhern Schule besteht und vom Direktor gepflegt werden soll. Ein Lehrerkollegium giebt es eben im Kadettenkorps nicht, und die Gegensätze des Lehrkörpers — ich weiß keinen bessern Ausdruck — sind zu groß, als daß sie durch die Mittel, mit denen man es zuweilen versucht, überwunden werden könnten. Fachkonferenzen sind ohne jede Bedeutung; nur die Kommandeure führen in ihnen das Wort. Ein gewisser Gegensatz ergiebt sich ferner bisweilen zwischen Zivillehrern und Kompagniechefs, und hier spricht der Mangel an Disziplinargewalt allerdings mit. Es ist nur zu natürlich, daß die Beurteilung der Kadetten von diesen beiden Seiten öfter recht verschieden sein wird. Fälle ungenügender Leistungen, also mangelhafter Vorbereitung oder groben Unfleißes sind mündlich dem Erzieher oder schriftlich dem Hauptmann zu melden. Häufigere Meldungen werden leicht unangenehm empfunden und aufgenommen, denn der Kompagniechef wird bis zu einem gewissen Grade verantwortlich gemacht, obwohl schließlich niemand so leicht einen lerndummen und wenig energischen Jungen ändern kann; er braucht eben zweimal mehr Zeit als begabte und konzentrierte Mitschüler, wenn er nicht schon in IV oder U III ganz abfällt. Die Ansprüche eines strengern Oberlehrers werden da nicht selten zu hoch befunden. Schlechte Zensuren drücken am Ende sogar ein wenig die Prozente der Versetzten für die ganze Voranstalt, und das kann auch den Kommandeur verstimmen.

Dies und ähnliches verschärft zuweilen den Gegensatz, der zwischen Militär und Zivil immer besteht, der ja nicht mehr die Form trägt wie etwa von 1770 bis 1807, sondern in unsrer Zeit durch die Erfolge der Armee und noch mehr dadurch stark eingeschränkt worden ist, daß so viele Männer höherer Bildung, persönlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit als Reserve- und Landwehroffiziere die gesellschaftlichen und politischen Anschauungen der aktiven Offiziere übernehmen und annehmen: ein Vorgang, der vom nationalen Standpunkt in mancher Hinsicht erfreulich genannt werden kann. Im Kadettenkorps hilft aber auch die Eigenschaft als Offizier des Beurlaubtenstandes dem Zivillehrer nur selten ganz über den Gegensatz hinweg, zumal da er von der militärischen Seite, wie das nun einmal natürlich ist, absichtlich und unabsichtlich hervorgekehrt wird. Im ganzen ist darum das Verhältnis der selbständigern Zivillehrer zu den Offizieren kühl, auch das gesellschaftliche, obwohl im Kadettenkorps die ungenießbaren und ungewandten Philologen alten Schlags immer selten waren, jetzt fast völlig fehlen. Ungünstig wirkt in dieser Hinsicht

noch, daß man an einigen Voranstalten zu sehr auf einander angewiesen, daß dagegen an der Hauptanstalt der Kreis zu groß ist, als daß nicht die innerlich fremden Teile auseinandergingen. Natürlich liegt die Schuld an diesem Verhältnis keineswegs allein auf seiten des Militärs. So verging denn fast kein Jahr, ohne daß ein und der andre jüngere Oberlehrer das Kadettenkorps wieder verließ und an eine städtische Anstalt zurücktrat. Nur infolge der Überfüllung der Oberlehrerlaufbahn wurde es der Militärverwaltung in den letzten zwölf Jahren so leicht, ihren Bedarf zu decken. Jetzt aber werden die Schwierigkeiten beginnen, die Kündigungen werden stark zunehmen, wenn sie bei den jüngern Mathematikern und Neuphilologen nicht schon zugenommen haben. Beide Teile trifft die Schuld. Die Militärverwaltung behauptet, das Kadettenkorps sei ein militärisches Realgymnasium; die Oberlehrer glauben das zunächst und werden sich erst in ihrer Thätigkeit mehr oder weniger darüber klar, daß gelehrte Schule und militärische Erziehungsanstalt in einem unüberwindlichen Widerspruch zu einander stehn, weil jene zu geistiger Freiheit heranbilden will. Der Widerspruch gilt sogar für die Realschule, insofern, als hier leider in Preußen auf Anfordern der Militärbehörden zwei fremde Sprachen betrieben werden, und zwar noch immer stark nach den Grundsätzen, die für die gelehrte Schule gelten. Deshalb sollten mindestens keine Gymnasiallehrer übernommen werden, wenn man nicht überhaupt auf Latein und Berechtigung zum Studium verzichten und dem Unterricht im Kadettenkorps eine völlig selbständige Organisation geben will. Der tiefe innere Widerspruch würde damit fallen. Die Militärs werden ihn kaum zu geben wollen, obgleich er sich im Kadettenkorps in Wahrheit überall und zu jeder Zeit in allen Fragen des Unterrichts zeigt. Und diese Äußerungen des Gegensatzes wenigstens wird kaum ein Offizier leugnen, der zum Kadettenkorps kommandiert gewesen ist.

Ihn suchen natürlich die Professoren, die zu Studiendirektoren an der Hauptanstalt oder zu Studienräten an einer Voranstalt befördert worden sind, in gesellschaftlicher Beziehung zu mildern. Diese Herren haben, wie Boesser mitteilt, „die Aufgabe, unter dem betreffenden Kommandeur als Ordinarius über den Unterricht ihrer Anstalt (in Lichterfelde ihres Bataillons) die obere Leitung zu übernehmen." Für jeden mit militärischen Verhältnissen Vertrauten ist das eigentliche Verhältnis leicht erkennbar. Die obere Leitung wird sich auf Verteilung der Lehrgegenstände und Stunden, auf die mühselige Arbeit des Stundenplans und viele Berichte, etwa noch auf Ausstellungen an den Korrekturen der Zivillehrer beschränken, wobei aber in jeder Hinsicht Wille und Wunsch des Kommandeurs unbedingt maßgebend sein wird. Von wirklichem Einfluß auch gegenüber den Zivillehrern ist kaum die Rede. Alle Personalveränderungen werden ja vom Kommandeur des Kadettenkorps, gegebenenfalls auf Vorschlag der Anstaltskommandeure verfügt. Noch weniger hat ein Studiendirektor oder Studienrat mit seiner obern Leitung gegenüber den Militärlehrern zu bedeuten. Jeden ernstern Tadel könnte er ja nur mittelbar durch den militärischen Vorgesetzten aussprechen lassen, schon bei kleinern direkten Bemerkungen oder Winken aber wird er auf große Empfindlichkeit auch bei Oberleutnants stoßen.

Ich glaube nicht einmal, daß die ungünstige Beurteilung des Unterrichts eines Erziehers durch den Studienrat die Beförderung zum Militärlehrer hindern wird. Nicht viel anders gestaltet sich augenscheinlich die Stellung des Oberstudienrats, die früher von dem ältern der beiden Studiendirektoren bekleidet wurde. Auch gegen einschneidende Maßregeln und Änderungen im Unterricht durch den Generalinspekteur des Militärbildungswesens kommt er

ebensowenig auf wie gegen den Kommandeur des Kadettenkorps. Er begleitet diesen nicht einmal regelmäßig bei den jährlichen Revisionen der Voranstalten. Der Generalinspekteur scheint, abgesehen von der Hauptanstalt, immer ohne ihn zu revidieren. Ob diese überwiegend durch höhere Offiziere geübte Beurteilung des wissenschaftlichen Schulunterrichts nach sonst herrschenden Anschauungen berechtigt und begründet sei, ist einer Prüfung wert.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Notschrei eines Gymnasiastenvaters. Die folgenden wohl vielen Vätern aus dem Herzen geschriebnen Auslassungen waren uns zugesandt worden, als der Erlaß des Kaisers vom 26. November noch nicht bekannt geworden war. Sie mögen als Ouvertüre für das hier stehn, was wir in den nächsten Heften über den Erlaß selbst und die humanistische Schule bringen werden. Der Gymnasiastenvater schreibt: Von der geplanten Reform der höhern Knabenschulen in Preußen ist es nach dem großen Lärm im Frühjahr ziemlich still geworden; nur so viel scheint festzustehn, daß der lateinische Unterricht auf den preußischen Gymnasien um mehrere Stunden vermehrt, das Englische verbindlich gemacht, im ganzen also die Zahl der Pflichtstunden des Gymnasiums erhöht werden wird. Wer als Vater eines Gymnasiasten lebhaften Anteil an allen Angelegenheiten der Schule nimmt, den wird diese Aussicht nicht nur beunruhigen, sondern geradezu erschrecken, besonders wenn er in einer Großstadt wohnt, wo weite Schulwege, nervenangreifender Lärm und Zerstreuung aller Art, außerdem aber ein scharfer Wettbewerb unter den Schulen gleicher Gattung hinzukommen. Ein Schüler der mittlern Klassen eines Gymnasiums hat nach den Lehrplänen von 1892 dreißig Stunden; dazu kommen als allgemein verbindlich drei Stunden Turnen und zwei Stunden Singen. Wenn es in den Bemerkungen zu den Lehrplänen heißt, daß diese fünf Stunden nicht als eigentliche Arbeitsstunden zu erachten seien, so haben inzwischen wiederholte eingehende Untersuchungen erwiesen, daß insbesondre die Turnstunden den jungen Körper (auch den Geist) ganz gehörig angreifen und ihn eine Zeit lang für geistige Arbeit weniger empfänglich machen; mindestens entziehn diese Stunden den Schüler der Erholung oder der Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden. Zu diesen fünfunddreißig Stunden treten dann für den Untersekundaner, der sich am Zeichenunterricht beteiligt (und wie nötig ist heutzutage Übung im Zeichnen für alle Berufe), weitere zwei Stunden, macht zusammen siebenunddreißig Stunden wöchentlich. Aber damit ist das Maß noch nicht voll. Im Sommer sind Turnspiele unter Aufsicht eines Lehrers eingerichtet worden, denen sich der Schüler auch nicht gut entziehn kann, und die ihn mit dem Hin- und Rückweg noch ungefähr drei Stunden in Anspruch nehmen und für den Rest des Tages gewöhnlich unfähig zur Arbeit machen. Dazu rechne man wöchentlich sechs Stunden (sechs Vormittage und drei Nachmittage zu je vierzig Minuten für Hin- und Rückweg) für den Schulweg, das ergiebt zusammen sechsundvierzig Stunden wöchentlich. Für den Schüler einer

obern Klasse gelangt man zu demselben Ergebnis, da in dieser das Englische als wahlfreies, aber unter den heutigen Verhältnissen notwendiges Fach hinzutritt. Und nun die häusliche Arbeit! Auf dem Papier nehmen sich ja die Verordnungen für die Beschränkung der häuslichen Arbeiten ganz schön aus, die Wirklichkeit ist aber ganz anders. Der Schüler einer höhern Klasse hat fast keinen Tag unter zwei Stunden, sehr häufig über drei und vier zu arbeiten. Ein paar mathematische Aufgaben nehmen oft allein diese Zeit in Anspruch. Dazu kommt noch die fortgesetzte Aufregung der Schüler durch die im Übermaß getriebne Extemporalienschreiberei, die zwar ihr sehr Bequemes für die Lehrer hat, die Jungen aber geradezu aufreibt; und zum Schluß das Drängen und Treiben der Lehrer vor den Prüfungen. Die sogenannte Abschlußprüfung nach dem einjährigen Besuch der Untersekunda ist auch in dieser Beziehung ungemein schädlich, da den Schülern ein ruhiges Fortarbeiten unmöglich gemacht wird; denn schon von der ersten Stunde des Jahres an ängstigt man sie mit diesem Gespenst, das hoffentlich recht bald in den Orkus versinkt. Wenn wir Schul- und Arbeitsstunden zusammenzählen, so kommen wir auf rund sechzig Stunden wöchentlich, macht also für den Tag zehn Stunden. Wer daneben noch Musik oder eine andre Kunst pflegen will (und schließlich hat ein Mensch doch auch das Recht, etwas Kunst zu üben), der muß seiner Erholung noch mehr Stunden entziehn. „Die Schule, so lese ich in einem pädagogischen Buch, soll nimmermehr glauben, daß sie allein bilde und erziehe. Die freie Arbeit des Einzelnen für sich und an sich thut es mit ihr in hohem Maße. Darum darf eine jede Schule ihren Schutzbefohlnen nicht nur für sich in Anspruch nehmen, wenn sie freies Interesse und Individualität nicht geradezu erdrücken will. Die Hingabe an eigne Liebhabereien, der Umgang mit der Natur, die Pflege der Künste beanspruchen entschiedne Berücksichtigung seitens der Schule, damit Bedingungen geschaffen werden, unter denen das Gemüt von mancherlei Mißbehagen, Spannungen, Gedrücktheit oder gar leidenschaftlichen Strebungen abgelenkt werde, die gar zu leicht durch unaufhörlichen Druck überhäufter Schularbeit eintreten." Das sind goldne Worte, aber sie werden nicht befolgt.

Ich habe es seit meiner eignen Jugend noch nicht erlebt, daß Gymnasiasten auf eigne Faust hinausgezogen sind in Feld und Wald, um Räuber und Gendarm oder Soldaten zu spielen; sie können ja gar nicht mehr allein spielen, mindestens ein Probekandidat muß dabei sein. Unter solchen Umständen fehlt auch die rechte Freudigkeit zum lernen, und mit Leidenschaft sehnt der junge Mann die Zeit herbei, wo er die Bücher in die Ecke werfen und einmal nach eignem Geschmack und Wohlgefallen leben kann. Je größer während der Schulzeit der Druck gewesen ist, desto maßloser wird nach dieser der Genuß. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß die Ursachen der kürzlich von zwanzig Universitätsprofessoren beklagten geschlechtlichen Ausschreitungen der Studenten zum Teil auf die Überbürdung der Gymnasiasten zurückzuführen sind. Der zweiundsiebzigste Naturforscher- und Ärztetag hat vierundzwanzig Unterrichtsstunden wöchentlich als das höchste Maß aufgestellt; er nennt die Abschlußprüfung in Untersekunda einen Hohn auf die Hygiene und verlangt, daß der Nachmittag der Erholung gehöre. Und wenn die Lehrer an Gymnasien behaupten, es gebe keine Überbürdung, so irren sie sich; sie wird verursacht durch die vielen Fächer und dadurch, daß heutzutage in allen Fächern etwas geleistet werden muß. Als wir Gymnasiasten waren, genügte es, in Latein und Griechisch etwas zu können und einen befriedigenden deutschen Aufsatz zu schreiben; die mathematischen Arbeiten wurden meist von den Lichtern der Klasse abgeschrieben, für die übrigen Fächer arbeitete man überhaupt nichts. Das ist jetzt ganz anders geworden, und wenn die Behörde wirklich vorhat, auch das Englische verbindlich zu machen, dann mag sie neben jedes Gymnasium eine Nerven- oder Irrenheilanstalt bauen, es wird ihr an Insassen nicht fehlen. Schließlich ist ein Schüler doch auch ein Mensch, sozusagen,

und keine Maschine, in die man alles mögliche ohne Maß und Ziel hineinstopfen kann. Multum non multa ist ein alter, wahrer Spruch, der in mancher Aula mit goldnen Buchstaben prangt, aber nicht mehr befolgt wird. Wir leiden an einer Überschätzung des gedächtnismäßigen Wissens und der traditionellen Buch- und Schulgelehrsamkeit und glauben damit alles erreichen zu können. Ein großer Irrtum! Gesunde, kräftige Jünglinge mit starkem, sittlichem Willen müssen wir erziehn, wenn unser Vaterland blühn und gedeihn soll. Wenn einmal reformiert werden soll, dann setze man die Zahl der Unterrichtsstunden auf ein erträgliches Maß herab, beschränke sich auf weniger Fächer und lasse vor allem den Schülern Zeit, sich in Lieblingsfächer zu vertiefen und darin auch etwas zu leisten, was über das Maß der Schule hinausgeht. Dann können sich die Schüler auch in das Studium der alten Kultur vertiefen, sich mit Ruhe und also auch mit Freude ein gründliches Wissen erwerben und dem öden Drill entzogen werden, der jetzt auf recht viel Gymnasien herrscht und Schüler und Eltern das ganze Jahr lang in Angst und Spannung hält.

Die konfessionellen Verhältnisse Schlesiens. In dem kürzlich in den Grenzboten erschienenen Aufsatze: „Katholische Inferiorität und ultramontane Parität“ findet sich auf S. 396 (Heft 35) der Satz: „Da Friedrich der Große die fast ausschließlich katholischen Einwohner des eroberten Schlesiens in dem Verdachte der Hinneigung zu Österreich hatte, so usw.“

Diese Worte: „die fast ausschließlich katholischen Bewohner Schlesiens“ beweisen, daß man im Innern Deutschlands vielfach über die konfessionellen Verhältnisse Schlesiens eine falsche Vorstellung hat. Denn in ähnlicher Weise wurde vor einiger Zeit von dem „katholischen“ Breslau in einer andern Zeitschrift gesprochen und für diese Behauptung der lächerliche Grund angegeben, daß Breslau den Katholiken Forckenbeck zum Oberbürgermeister gewählt hat. Andre sagen: Breslau hat einen Bischof und ist darum katholisch.

Dieses „katholische“ Breslau hatte bei der letzten Zählung (von 1895) 214000 evangelische und 140000 katholische Einwohner, sodaß das Verhältnis 3 : 2 ist; es hat z. B. drei evangelische, zwei simultane und ein katholisches Gymnasium; auf der linken Oderseite, auf der der Hauptteil der Stadt liegt, merkt man wenig von Katholizismus. Bald nach dem Auftreten Luthers ist die Stadt zur Reformation übergegangen, hat sogar in der trüben Zeit des Dreißigjährigen Krieges ihren evangelischen Charakter gewahrt und ihre evangelischen Kirchen erhalten, während die kleinern Städte Schlesiens sie meistens haben herausgeben müssen, und noch in der letzten Zeit der österreichischen Herrschaft hat sich der Stadtrat lange, wenn auch vergeblich gegen die Errichtung der Jesuitenuniversität gesträubt.

Jetzt steht als Zeichen, daß auch auf der rechten Oderseite, wo der Dom und die Bischofsresidenz stehn, zahlreiche Evangelische wohnen, dort die Lutherkirche, eine Erinnerung an die Feier von Luthers vierhundertjährigem Geburtstag.

Was die Provinz anlangt, so ist freilich der Bezirk Oppeln (Oberschlesien) wesentlich katholisch; nur der zehnte Teil der Einwohner ist evangelisch. Im Bezirk Breslau ist es ungefähr wie in der Stadt Breslau; im Bezirk Liegnitz endlich ist das Verhältnis der Evangelischen zu den Katholischen 5 : 1. Im ganzen haben die Katholiken einen kleinen Überschuß.

In dem Artikel der Grenzboten wird ja nun freilich von der Zeit nach der Besitznahme gesprochen; aber es ist doch bekannt, daß so starke Verschiebungen in den konfessionellen Verhältnissen, wie sie, wegen des jetzigen Zustandes, hätten eintreten müssen, wenn damals die Einwohner Schlesiens fast ausschließlich katholisch gewesen wären, thatsächlich nicht stattgefunden haben; die evangelischen Einwohner

Schlesiens, deren Vorfahren auch im Lande gewohnt haben, nehmen nicht an, daß diese katholisch gewesen sind. Eher ist Schlesien in der letzten Zeit, wegen der starken Vermehrung der Oberschlesier und durch Ein- und Auswandrung, etwas katholischer geworden als früher.

Ferner ist doch bekanntlich Schlesien die Provinz Preußens, die am schnellsten preußisch geworden ist; die Schlesier, zumal die evangelischen, waren froh, die österreichische Herrschaft los geworden zu sein. Die hundertfünfzigjährigen Jubiläen, die von zahlreichen evangelischen Kirchen Schlesiens in der letzten Zeit gefeiert worden sind, haben uns vergegenwärtigt, wie viele Kirchen in der ersten Zeit der preußischen Herrschaft gebaut worden sind, und daß die Zahl der Evangelischen nicht klein gewesen ist. Viele waren es heimlich gewesen und wurden es nun wieder öffentlich. In einem ganz katholischen Lande wäre doch eine so schöne evangelische Kirche nicht möglich, wie die Gnadenkirche, die sich die Hirschberger nach in der letzten Zeit der Österreicher errichtet haben, nachdem ihnen Karl XII. von Joseph I. die Erlaubnis erwirkt hatte.

Die Schlesier müssen aber auch dagegen protestieren, daß fast alle katholischen Einwohner der eroberten Provinz zu Österreich hingeneigt hätten; denn so lautet die Äußerung in dem Grenzbotenartikel. Es ist auch Friedrich gar nicht eingefallen, alle im Verdachte zu haben; er wußte wohl, daß er es nicht brauchte, und gegen wen allein der Verdacht berechtigt war. R. S.

Velosophie und Cyclisation. Während vor kurzem noch am Sterbebette der Philosophie die Humanisten jammerten und die Realisten frohlockten, hat sich die 3000 Jahre alte Dame plötzlich verjüngt, Pumphöslein angezogen und ist mit einem kräftigen „All Heil!“ in die weite Welt hinaus geradelt. Zwar ist es nicht gerade Metaphysik, was Eduard Bertz in seiner Philosophie des Fahrrads (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900) treibt, sondern vorläufig nur praktische Philosophie, aber so gut wie Kant vom kategorischen Imperativ aus den verlornen Gott wiedergefunden hat, kann das ja auch dem Radler von seiner neuen Velomoral aus gelingen. Das Radeln, so werden wir belehrt, macht den Leib gesund, stellt die Unschuld der Seele wieder her, erweitert den Blick durch Reisen in die jetzt auch dem Unbemittelten erschlossenen Fernen, stärkt Mut und Selbstvertrauen durch Gefahren, erleichtert das vom Denken beschwerte Hirn, überwindet Vorurteile und giebt dem Radler die in der Sklaverei der Mode und Sitte untergegangne Persönlichkeit wieder. Zugleich aber schließt das Rad alle, die ihm huldigen, ohne Vereinssatzungen zu einem Bunde zusammen, dessen Mitglieder, mögen sie Fürsten oder Arbeiter sein, sich als Brüder fühlen, einander bei den so häufigen Radunfällen hilfreich beizuspringen sich gewöhnen, und deren jeder in der Verteidigung seines Kleinods gegen die übermächtige Schar der feindlichen Philister ein Kämpfer für Recht, Freiheit und Fortschritt wird. So entsteht, den Radlern unbewußt, ein Weltreformbund, so baut sich allmählich die Harmonie auf von Individualismus und Sozialismus, von Egoismus und Altruismus, und erwächst der höhere und vollkommnere Mensch, den Nietzsche mit dem Übermenschen eigentlich gemeint hat. Überwunden wird das Philistertum, auf den Trab gebracht der Faule, der sich jedem Fortschritt entgegenstemmt, weil dieser ihn in seiner Bequemlichkeit stört. Und zugleich bahnt das Fahrrad die wirtschaftliche Umwälzung an, die den äußerlichen Gesellschaftszustand der neuen Seelenverfassung anpassen wird. Es bringt Stadt und Land einander nahe, durchdringt die Dorfbewohner mit städtischem Geist, dezentralisiert die Industrie, macht allen Städtern den Naturgenuß zugänglich, fördert die nützlichen Industrien und bläst den schädlichen, wie der Korsettschneiderei und der Schnapsbrennerei, das Lebenslicht aus. Auch der Bücherfabrikation, von

der ja allerdings nur der kleinere Teil zur Klasse der nützlichen Industrien gerechnet werden kann, eröffnen sich im Jahrhundert des Sports nicht die besten Aussichten. Robert Schumann hat 1839 geschrieben: „Man sieht wenig Menschen in Berlin in den Straßen, die nicht ein Buch in der Hand hätten." Voriges Jahr dagegen hat ein Mitarbeiter des „Bär" in der Zeit von acht Wochen gezählt: 92 Menschen, die Bücher trugen, 2417 mit Lawntennisschlägern in der Hand, und 50000 Radfahrer. Cyclisation nennt man in England diese Erhebung der Menschheit auf eine höhere Stufe der Zivilisation.

Sicher ist wenigstens soviel, daß das Rad gleich dem Dampf und der Elektrizität zu den Kräften gehört, die das Leben beschleunigen, daß es bedeutende wirtschaftliche Veränderungen zur Folge hat, und daß es, gleich allem Sport, die leibliche und die seelische Gesundheit fördert. Ob es die großen sittlichen und sozialen Reformen bewirken wird, die sich die idealen unter seinen Verehrern davon versprechen, bleibt abzuwarten. Zum Teil wird die Entscheidung davon abhängen, ob sein Gebrauch wirklich allgemein wird oder auf einen Bruchteil der Gesellschaft, vielleicht auf ein Zwanzigstel, beschränkt bleibt. Der Verfasser würde eine Wahrscheinlichkeitsberechnung möglich gemacht haben, wenn er eine Radfahrerstatistik geliefert hätte, die über die Zunahme in den letzten zehn Jahren Aufschluß gäbe. Dem Augenschein nach zu urteilen, stockt die Zunahme seit einigen Jahren.

Sehr energisch tritt Bertz für die radelnden Frauen und für die Sportkleidung bei beiden Geschlechtern ein. In dem, was er über den Begriff des echt Weiblichen und über die Kleidersitten sagt, steckt wirklich ein gutes Stück praktischer Philosophie. Es würde eine Staats- und Gesellschaftsumwälzung bedeuten, wenn der Richter und der Geistliche nicht allein den Sportanzug im Gerichtssaal und in der Kirche zuließen, sondern ihn selbst trügen, und zwar bei ihren Amtsverrichtungen, auf die ehrwürdige Hülle verzichtend, die dazu bestimmt ist, etwaige Unwürdigkeiten der Person zu verdecken oder vergessen zu machen. Bertz betont, daß der Sportanzug vom Bedürfnis, nicht von der Mode befohlen wird, während die lange Hose eine Erfindung der Mode ist, die vor reichlich hundert Jahren von allen Stützen der damals zusammenbrechenden Gesellschaft für unanständig erklärt wurde. Er hätte noch daran erinnern können, mit welcher sittlichen Entrüstung ein alter Geschichtschreiber — wenn wir uns recht erinnern, Appian — erzählt, Cäsar habe sich nicht geschämt, sogar vor den Augen von Damen — behost zu erscheinen.

Übrigens hält sich Bertz bei aller Begeisterung von Übertreibungen frei; er ist weit entfernt davon, das Rad für ein hygienisches, moralisches und soziales Universalmittel zu halten und warnt, was sehr verdienstlich ist, eindringlich vor allen unsinnigen Ausartungen des Radsports; die Berufsfahrerei verwirft er unbedingt; sie ruiniere die Leute so, daß sie die stärksten Jünglinge militäruntauglich und die meisten schon mit 25 Jahren ganz elend mache. Ein bedeutender Teil des Buches ist den elenden Straßen und der löblichen Polizei gewidmet, zwei Gegenständen, die jedes Radlers Blut in die lebhafteste Wallung zu versetzen scheinen. Das hübsche Buch sei sowohl den Freunden wie den Feinden des Rades bestens empfohlen; diese wird es lehren, sich ihrer Griesgrämigkeit und reaktionären Gesinnung zu schämen, jene werden ihre Freude daran haben und viel nützliches daraus lernen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über den Sprachgebrauch. Die Worte: Fahrrad und Radfahrer sind unsinnig und falsch, da nicht gefahren, sondern geritten wird; das bemerkt gelegentlich auch Bertz, aber er erwähnt nicht, daß vor ein paar Jahren ein schlesischer Edelmann, dessen Namen wir vergessen haben, die richtigen Bezeichnungen Reitrad und Radreiter vorgeschlagen hat.

Von der Kellnerbewegung. Wie wir grundsätzlich über die Kellnerwirtschaft urteilen, haben wir im 46. Heft des Jahrgangs 1897 gesagt. Seitdem haben die Kellner, d. h. die verhältnismäßig wenigen, die einem Verein angehören, fleißig agitiert, und die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat nach Beendigung ihrer Untersuchungen Vorschläge entworfen, die jedoch von den Kellnern als ganz ungenügend mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Gastwirtsgehilfen jeder Art und jedes Alters sollen eine Ruhezeit von acht Stunden täglich haben, die noch dazu an sechzig Tagen im Jahre um eine Stunde verkürzt werden darf, und außerdem jede Woche sechs Stunden Ausgehzeit. Weiblichen Personen unter achtzehn Jahren soll das Bedienen der Gäste untersagt werden, und die Beschäftigung von Kellnern und Köchen unter sechzehn Jahren in der Zeit von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens verboten sein. Küchenmädchen unter sechzehn Jahren sollen die ganze Nacht beschäftigt werden dürfen. Kurz nachdem diese Vorschläge bekannt geworden waren, in den Tagen vom 6. bis 9. März 1900, haben die deutschen Gastwirtsgehilfen in Berlin ihren Fachkongreß abgehalten.

Das Protokoll der Verhandlungen ist im Verlag des Kongreßausschusses (bei C. Dietrich in Berlin) erschienen. Was die Teilnehmer über ihre und ihrer Kameraden Lage mitgeteilt haben, bestätigt durchaus die Ansicht, die wir uns längst aus persönlichen Wahrnehmungen gebildet hatten. Nur ein paar Kuriosa heben wir hervor. Daß die Kellner meistens keinen Lohn bekommen, viele sogar noch etwas an den Prinzipal herauszahlen müssen, ist bekannt. Aus dem Protokoll erfahren wir nun, daß sie an manchen Orten durch das sogenannte Bruchgeld das Inventar erhalten, Gehilfen wie Zuträger und Silberputzer, mitunter sogar den Oberkellner bezahlen müssen; auf solche Besoldungen haben Kellner in Berliner Cafés täglich 20 bis 25 Mark zu entrichten. In Paris muß der Kaffeekellner schon am frühen Morgen, ehe das Geschäft beginnt, dem Herrn 5 bis 8 Franken bezahlen, also sich täglich die Erlaubnis zum Bedienen erkaufen. In der Arbeitsordnung eines Hotels heißt es: Der Zimmerkellner ist für sämtliches Inventar, wie Geschirr und Silber, haftbar und hat außer etwaigem Ersatz monatlich 40 Mark an das Haus abzuführen. Für gute Partierstellen sollen Pachten von 20000 Mark nichts seltnes sein. Wie es kommt, daß trotzdem nicht alle Gastwirte fett, manche sogar bankrott werden, erklärt die folgende Mitteilung des Kellners Wlody: „Die Posener Bahnhofwirtschaft zahlte früher 16000 Mark Pacht. Ich bekam da 30 Mark Gehalt, vollständig freie Station und Logis und hatte es gut. Dann kam ein neuer Wirt, der 32000 Mark Pacht zahlte. Dieser gewährte anfangs 24 Mark monatlich, keine Wohnung und spärliche Kost; später fiel der Gehalt weg. Der jetzige Pächter zahlt 42000 Mark Pacht; seine Kellner bekommen nichts als sehr schmale Kost.“

Leider ist der Eisenbahnfiskus nicht der einzige Hausagrarier. Ein Redner erörtert die Ursachen der schlechten Bezahlung der Kellner, vergißt aber die hauptsächlichste: daß sie ungelernte Arbeiter sind. Nur von solchen Kellnern, die in internationalen Hotels bedienen und mehrere Sprachen radebrechen, oder die eine Hotelverwaltung und damit eine größere Buchführung übernehmen, kann man sagen, daß sie etwas gelernt haben müssen. Es ist wahr, auch schon ein kleinerer Gastwirt muß so manches wissen und verstehn, z. B. wie viel man von jeder Art Fleisch zu einem Essen für zwanzig Personen braucht, aber das sind alles Dinge, die jede Tochter einer tüchtigen Mutter zu Hause nebenbei lernt, und die keinen besondern Unterricht erfordern. Und diese Dinge lernen die meisten Kellner nicht einmal; es giebt Gastwirte, die mit ihren Lehrlingen niemals ein Wort sprechen, viel weniger sich die Mühe geben, ihnen irgend etwas begreiflich zu machen. Dieses und die Mißachtung, in der noch dem Geständnis der Kongreßteilnehmer die Kellner

wegen des geringen moralischen Wertes vieler Mitglieder ihres Standes stehn, erklärt zur Genüge, warum das Durchschnittseinkommen der Kellner bei unerträglichen Arbeitsbedingungen niedrig bleibt. Aber da der geringe moralische Wert eine Wirkung ihres von allen Bildungseinflüssen absperrenden Sklavenlebens und der Trinkgelderwirtschaft ist, sie also nicht dafür können, und da der Kellnerdienst bei dem heutigen Zustande, wo ein großer Teil des Volks die Hälfte oder wenigstens ein Viertel seiner Lebenszeit im Gasthause zubringt, keine Luxusleistung, sondern unentbehrlich ist, so bleibt es trotzdem Pflicht des Staates, für bessere Arbeitsbedingungen zu sorgen, wodurch ja dann auch die Moralität des Standes gehoben werden wird. Die Kongreßteilnehmer haben das richtige getroffen mit der Ansicht, daß die Wurzel des Übels in der Lehrlingszüchterei stecke, nur daß der Ausdruck falsch ist, da nach dem mitgeteilten die jungen Kellner gar keine Lehrlinge, sondern nur unbezahlte jugendliche Arbeiter sind. Der Kongreß fordert darum für die Leute unter sechzehn Jahren eine ununterbrochne Ruhezeit von zehn Stunden und außerdem Arbeitspausen für Mahlzeiten und Erholung von zusammen vier Stunden, sowie Verbot der Beschäftigung zwischen zehn Uhr abends und sechs Uhr morgens, endlich Besuch von Fach- oder Fortbildungsschulen. Gewisse Klassen von Wirtshäusern sollen Lehrlinge gar nicht halten dürfen. Wird das durchgeführt, so wird von zwei Fällen einer eintreten. Entweder die Gastwirte verzichten auf die Jungen; dadurch wird der Zufluß zum Kellnergewerbe eingedämmt, und das verminderte Angebot verbessert die Lage der Kellner von selbst; oder es wächst eine Generation gebildeter Kellner heran, die sich keine unwürdigen Arbeitsbedingungen gefallen läßt. Von den Köchen hatten wir bisher geglaubt, sie würden sehr gut bezahlt. Aus diesen Verhandlungen erfahren wir, daß ihre Lage nicht viel besser ist als die der Kellner, obwohl sie ein hohes Lehrgeld zahlen müssen.

Die Kellnerinnenfrage ist sehr eingehend behandelt worden. Um zu begreifen, wie schwierig, vielleicht unlösbar sie ist, darf man nur an den Unterschied denken zwischen einem anständigen Dorfwirtshause, wo die ehrbaren Töchter und Mägde unter Aufsicht der Hausfrau bedienen, und einer großstädtischen Animierkneipe, und an die unzähligen Zwischenstufen und unmerklichen Übergänge; wie soll ein Gesetz allen diesen grundverschiednen Wirtschaften gerecht werden?

Die Beschränkung der Arbeitszeit und die Postdienststunden. Die Arbeitszeit für den Einzelnen einzuschränken, wird heute von allen Seiten erstrebt. Diese Bewegung hat nicht nur im sozialdemokratischen Lager zu der Forderung des Achtstundentags geführt, sondern sie hat auch weite Kreise der bürgerlichen Parteien ergriffen. Die Reichsgesetzgebung ist diesen Bestrebungen gefolgt zunächst durch die Bestimmungen über die Sonntagsruhe, die auch eine durchgreifende Beschränkung der Sonntagsarbeit zur Folge hatten. Ein weiterer Fortschritt auf diesem Gebiete ist die Festsetzung des „Neunuhrgeschäftsschlusses."

Die Postverwaltung hat bisher die Gepflogenheit beobachtet, ihre Geschäftsstunden für den Verkehr mit dem Publikum lediglich den Gewohnheiten der Geschäftswelt anzupassen, ohne dabei selbst bestimmend aufzutreten. So sind auch die Schalterdienststunden an den Sonntagnachmittagen, die früher in die Zeit von fünf bis sieben Uhr nachmittags fielen, erst nach der Einführung der gesetzlichen Sonntagsruhe in die Mittagszeit von zwölf bis zwei Uhr verlegt worden. Dieses Verfahren ist zwar ein Entgegenkommen der Post gegenüber der Geschäftswelt, aber es ist im Grunde genommen doch ein taktischer Fehler, denn die Reichsregierung begiebt sich damit des wirksamsten Mittels, kürzere und dem Gesamtwohl förderliche Arbeitszeiten durchzuführen.

Heute hält die Post an den Werktagen in allen Städten ihre Schalter bis

acht Uhr abends geöffnet. Spät abends ist überall noch eine Briefbestellung, und die Briefkasten werden bis in die Nacht hinein geleert. Es ist nur natürlich, daß jeder Geschäftsmann eifrig bemüht ist, diese Verkehrseinrichtungen nach Kräften auszunutzen. Ja er ist durch die Lage der Postdienststunden geradezu gezwungen, seine Angestellten bis spät abends arbeiten zu lassen, da er sonst der Konkurrenz, die auch nach den letzten Anschluß ausnutzt, nicht gewachsen bliebe. Aber wirklichen Nutzen hat niemand von diesem zu weit gehenden Entgegenkommen der Post. Die Briefe, die spät abends bestellt werden, können nur ganz ausnahmsweise noch an demselben Tage erledigt werden. Sie bleiben durchweg bis zum nächsten Morgen liegen; es würde also nichts versäumt werden, wenn sie der Briefträger mit der ersten Post am frühen Morgen brächte. Ebenso unzweckmäßig ist es, daß die Post bis abends acht Uhr und für gewöhnliche Briefe noch länger dem Publikum Gelegenheit giebt, Sendungen aufzugeben. Die zu weit ausgedehnten Geschäftsstunden der Post sind das Haupthindernis, weshalb bei uns die für die gesamte arbeitende Bevölkerung so segensreiche englische Arbeitszeit nicht eingeführt wird. Wenn die Postschalter zwei Stunden früher geschlossen würden, und wenn für gewöhnliche Briefe nach sechs Uhr abends eine besondre Gebühr erhoben würde, so dächte niemand mehr daran, seine Komptoirstunden bis abends acht Uhr und noch länger auszudehnen. Die Einrichtung der englischen Arbeitszeit ohne längere Mittagspause würde sich dann von selbst ergeben, da sie dem Geschäftsmann am besten die Möglichkeit bietet, seine Sendungen bis sechs Uhr abends fertig zu machen.

Jetzt drängt sich die Arbeit in den Geschäften und im Zusammenhang damit bei den Postanstalten hauptsächlich auf die Abendstunden zusammen, also gerade auf die Zeit, die wegen der herrschenden Dunkelheit eigentlich zum Arbeiten am wenigsten geeignet ist. In der Zeit von sechs bis neun Uhr abends wickelt sich der Hauptverkehr ab. Es ist dies unzweifelhaft ein großer Übelstand in unsrer Arbeitseinteilung. Alle Einwendungen, die jetzt gegen einen frühern Geschäftsschluß geltend gemacht werden, gründen sich in der Hauptsache auf die Einrichtungen der Post, die lediglich der althergebrachten Arbeitszeit angepaßt sind. Es wäre deshalb im sozialen Interesse dringend zu wünschen, wenn sich die Post in der Festsetzung ihrer Dienststunden nicht mehr ausschließlich von den vorhandnen Bedürfnissen der Geschäftswelt abhängig machte, sondern wenn sie dabei vor allem von dem höhern Grundsatz ausginge, daß ihre Einrichtungen den Anforderungen des gesamten Volks entsprechen müssen. Die Wirkung der Posteinrichtungen ist in dieser Beziehung außerordentlich groß: von dem Tage an, wo die Post früher schließt, werden auch die Geschäfte früher geschlossen.

Anfangs würde allerdings eine so einschneidende Maßnahme große Umwälzungen hervorrufen. Daß aber der bezeichnete Weg gangbar ist, zeigt uns England, wo die Post gegen sechs Uhr abends den Geschäftsschluß hat. Auch unsre Geschäftswelt würde sich sehr bald in die veränderten Verhältnisse finden und ihre Einrichtungen den neuen Postdienststunden anpassen. Dieselbe Arbeit, die jetzt bei der üblichen großen Mittagspause bis acht oder neun Uhr abends geleistet wird, würde bei der englischen Arbeitszeit bis sechs Uhr abends erledigt werden können. Die Sicherheit und Pünktlichkeit in der Beförderung der Sendungen durch die Post würde aber bei der zeitigern Einlieferung nur gewinnen. Die Sendungen würden mit denselben Versendungsgelegenheiten wie jetzt befördert werden, sie könnten aber von den Postbeamten in größerer Ruhe ohne die sonst übliche Hast bearbeitet werden, sodaß Fehlleitungen und andre Versehen weit seltner vorkommen würden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der kaiserliche Schulerlaß

und die Aussichten des humanistischen Gymnasiums

Von Otto Kaemmel

Außerhalb Preußens sind die dortigen Bestrebungen nach einer Neugestaltung des höhern Schulwesens kaum mit geringerm Interesse verfolgt worden, wie in Preußen selbst. Denn einmal umfaßt Preußen vom deutschen Boden beinahe zwei Drittel, von der deutschen Bevölkerung drei Fünftel, sodaß alles, was innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle geschieht, an sich schon den größten Teil der deutschen Nation betrifft; sodann ist das Schwergewicht des Staats so groß, daß sich die außerpreußischen Bundesstaaten, wenigstens die mittel- und norddeutschen, Anstößen, die von dort kommen, auf die Dauer nicht wohl entziehn können. Die deutschen Mittelstaaten haben sich das große Verdienst erworben, sich in der Umgestaltung der höhern Schulen nicht so weit von der alten Grundlage zu entfernen wie die preußischen Verordnungen seit 1892; aber ob sie auf die Dauer dem „Zuge der Zeit" widerstehn konnten, das war doch bei dem engen Zusammenhang des ganzen höhern deutschen Schulwesens, wie er namentlich durch die „Berechtigungen" begründet wird, zweifelhaft. „Wenn sie uns, so äußerte einmal ein sächsischer Schulmann, einen schneidigen Reichsgerichtsrat nach Leipzig schicken, dessen Söhne bei dem Übergang auf ein sächsisches Gymnasium zurückkommen, weil sie unsern Anforderungen nicht ganz entsprechen, und er Lärm zu machen versteht, dann kann uns das sehr unbequem werden." Es wurde deshalb in humanistischen Kreisen auch außerhalb Preußens als eine wahre Erleichterung empfunden, daß die Pfingstkonferenz im Jahre 1900 die vielfach gehegten Befürchtungen größtenteils als unbegründet erwies. Aus ihren Beschlüssen hat der kaiserliche Erlaß vom 26. November vorigen Jahres, offenbar das Ergebnis eines mühsamen und schwierigen Kompromisses, die Folgerungen in einer Reihe von allgemeinen Richtlinien gezogen. Sie in praktisch ausführbare Vorschriften zu übersetzen und diese im Unterricht zu ver-

wirklichen, wird es noch vieler Arbeit im Unterrichtsministerium und in den Schulen bedürfen, aber die Grundzüge stehn nunmehr fest.

An der Spitze steht der einschneidende Satz: „Auszugehn ist davon, daß das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule in der Erziehung zu einer allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig (nämlich »bezüglich der Berechtigungen«) anzusehen sind, und nur insofern eine Ergänzung erforderlich bleibt, als es für manche Studien und Berufszweige besondrer Vorkenntnisse bedarf, deren Vermittlung nicht, oder doch nicht in demselben Umfange, zu den Aufgaben jeder Anstalt gehört. Demgemäß ist auf eine Ausdehnung der Berechtigungen der realistischen Anstalten Bedacht zu nehmen." Wie weit diese Ausdehnung der „Berechtigungen" gehn soll, wird nicht gesagt und steht vermutlich noch nicht einmal ganz fest. Das nächste, was die Realgymnasien verlangt haben, ist von jeher die Zulassung ihrer Abiturienten zum Studium der Medizin gewesen; aber die Mehrzahl der ärztlichen Vereine, deren Stimme doch schwerer ins Gewicht fällt als die begreiflichen Wünsche der realistischen Vorfechter, hat, teils weil sie eine Überfüllung des ärztlichen Berufs und eine Herabdrückung seines Ansehens fürchtet, teils weil sie auch mit den Ergebnissen der gymnasialen Vorbildung für das medizinische Studium zufrieden ist, ihre Zustimmung zu dieser Erweiterung der Berechtigungen von deren Ausdehnung auf alle andern Studiengebiete abhängig gemacht. In der That, wenn die Frage so gestellt wird, was der künftige Student des oder jenes „Fachs" an Vorkenntnissen „braucht," und sich nicht darauf richtet, welche Bildungsmittel am besten die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Arbeit entwickeln können, dann ist nicht recht einzusehen, warum nicht auch der Jurist, da er doch das Griechische für seinen Beruf viel weniger „braucht" als der Mediziner, dessen ganze Terminologie griechisch ist, mit der realgymnasialen Vorbildung auskommen könnte. Daß diese für die Theologie und die altklassische Philologie nicht zureicht, ist selbstverständlich; aber gegen die Zulassung der Realgymnasiasten zum medizinischen und zum juristischen Studium ohne die bisher geforderte Ergänzungsprüfung läßt sich, wie die Dinge nun einmal liegen, nichts Stichhaltiges mehr einwenden. Wie freilich ein Oberrealschüler seine für jene Fächer gewiß ungenügende Vorbildung ergänzen soll, ist eine andre Frage; es wird aber nicht Sache der Schulmänner, sondern der Universitäten und der Behörden sein, zu erwägen, welche Ergänzungen für ein bestimmtes Studium sie verlangen wollen, und zu bestimmen, wie diese nachzuweisen sind. Für die Professoren wird es nicht ganz bequem sein, mit Zuhörern verschiedner Vorbildung zu thun zu haben; aber schon bisher durften sie bei manchen Gruppen ihrer Zuhörer das Griechische auch dann nicht mehr voraussetzen, wenn die Sache es an sich forderte; und wenn sich diese Gruppen künftig erweitern sollten, so wird das wenigstens keine grundsätzliche Neuerung sein.

Aus der Anerkennung der „Gleichwertigkeit" der drei neunklassigen Schulgattungen „in der Erziehung zu einer allgemeinen Geistesbildung" folgt „die Möglichkeit, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen." Niemand kann

diesen Satz freudiger begrüßen als die Humanisten. Denn für die Gymnasien wird nun auch in dem Erlaß die praktische Konsequenz gezogen, „daß das Lateinische eine entsprechende Verstärkung erfährt," also die unglückliche Verminderung der Stundenzahl in dem Lehrplane von 1892 aufgehoben wird, und „für den griechischen Unterricht ist das entscheidende Gewicht auf die Beseitigung unnützer Formalien zu legen und vornehmlich im Auge zu behalten, daß neben der ästhetischen Auffassung auch eine den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Rechte kommt." Der erste Teil dieses Satzes will natürlich nicht sagen, daß eine gründliche und sichere Kenntnis der Formenlehre und der Hauptregeln der Syntax überflüssig sei, da ohne beides die nun erst recht in den Vordergrund tretende Lektüre nur nach der berühmten „Ratemethode" zu betreiben sein würde; der zweite Teil spricht einen sehr richtigen und fruchtbaren Gedanken zum erstenmal an solcher Stelle mit voller Bestimmtheit aus und schiebt damit zugleich das Griechische noch stärker in den Vordergrund des Studiumbetriebs auf dem humanistischen Gymnasium, als es der Zug von der (lateinischen) „Imitation" weg zum „Eindringen in den Geist des klassischen Altertums" ohnehin schon gethan hat. Statt um zwei Jahre verkürzt oder ganz beseitigt oder zu einem „fakultativen" Fache herabgedrückt zu werden, wie es manche realistischen Heißsporne am liebsten gesehen hätten, und wie es die pädagogische Weisheit skandinavischer Völker schon durchgeführt hat, tritt das Griechische jetzt nicht nur ebenbürtig neben das Lateinische, sondern es übernimmt sachlich die Hauptrolle. Die Einrichtung von Schulen nach den (Altonaer und) Frankfurter Lehrplänen wird nur als ein „Versuch" bezeichnet, der sich im ganzen bewährt habe; er soll darum zwar, wo die Voraussetzungen zutreffen, „auf breiterer Grundlage erprobt" werden, aber von einer allgemeinen Einführung des „Systems" ist keine Rede.

Die Stellung, die der Erlaß dem Griechischen zuweist, entspricht vollständig dem unangreifbaren Ergebnis der modernen Wissenschaft, daß die griechische Kultur identisch ist mit der antiken Kultur, während die römische sie dem Westen nur vermittelt und außer im Rechte keine wirkliche Selbständigkeit hat. Es ist das Verdienst eines unsrer geistvollsten Philologen, des Professors Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff in Berlin, daß er von dieser Erkenntnis aus auf der Pfingstkonferenz mit voller Energie für die Vormachtstellung des Griechischen eingetreten ist. Er hat dies damals durch eine Denkschrift: „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium" vorbereitet, die zunächst als Manuskript gedruckt, seitdem aber vielfach in der wissenschaftlich-pädagogischen Presse (z. B. in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte, Litteratur und Pädagogik, herausgegeben von J. Ilberg und R. Richter, dritter Jahrgang, 1900, sechster Band, von Otto Immisch in Leipzig und in der Deutschen Litteraturzeitung vom 15. Dezember 1900 Nr. 51/52 von Hans von Arnim in Wien) besprochen, also publici iuris geworden ist. Von diesem Ergebnis ausgehend sagt er an der entscheidenden Stelle: „Wie die

Reform des Christentums bewirkt worden ist, indem man auf die griechische Bibel zurückging, wie die Wissenschaft in allen ihren Zweigen sich durch das Aufsuchen der griechischen Lehre allmählich zur Selbständigkeit erhoben hat, so kann hinfort der Zusammenhang mit den Grundlagen unsrer Kultur nur durch den lebendigen Verkehr mit der antiken [griechischen] Weltsprache und Weltkunst und Weltwissenschaft erhalten werden. Ein evangelisches Christentum wird sich nicht behaupten, wenn das griechische Neue Testament nur noch von den Professoren der Theologie verstanden wird, wozu das Verständnis der Welt gehört, der das Evangelium verkündet ward. Der Positivismus und Materialismus ist nicht ohne Grund dem Hellenentum so feind, wie der geistige Primat Frankreichs im sechzehnten und siebzehnten, Englands im achtzehnten, Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert nicht zufällig mit der Führung in den griechischen Studien zusammenhängt. Preußen würde sich selbst verleugnen, wenn es mit den Traditionen Wilhelm von Humboldts brechen wollte; aber es bleibt ihnen nur dann wahrhaft treu, wenn es sie fortbildet, wie Wissenschaft und Leben es erheischen." An dieser Fortbildung haben es nach Wilamowitz-Möllendorff unsre humanistischen Gymnasien in den letzten Jahrzehnten fehlen lassen. Sie haben, allzusehr von der Rücksicht auf die attische Klassizität und den ästhetischen Wert geleitet, den Kreis der gelesenen Schriftsteller so eingeengt, daß es sich kaum mehr lohnt, um dieser paar Bücher willen Griechisch zu lernen. Wäre es ganz so, dann müßte man diesem Urteil Recht geben, aber zum Glück ist es doch nicht ganz so. Neben Homer und Sophokles werden doch nicht nur Xenophon und Herodot, sondern auch Lysias, Demosthenes, Thukydides und einige Dialoge von Platon gelesen; neben dem Ästhetischen, das doch nur für die Dichter Geltung hat, tritt bei den Prosaikern das Historische und das Ethische, also der Gedanke hervor, in das Staatsleben und die Geistesarbeit der Griechen eines allerdings beschränkten, aber im höchsten Grade maßgebenden Kreises einzuführen, was Hans von Arnim sonderbarerweise ganz verkennt. Aber beistimmen müssen wir dem Kritiker in andern Punkten.

Unzweifelhaft hat die jetzige Auswahl des griechischen Lesestoffs fast nur die eben erwähnten Zwecke im Auge, den Nachweis des Zusammenhangs der antiken mit der modernen Kultur dagegen nur wenig und gelegentlich. Sodann erscheint uns die jetzige Ausdehnung der Homerlektüre bis nach Unterprima ebenso wenig gerechtfertigt wie der Ausschluß einer Reihe wichtiger Schriftsteller nur aus dem schlechterdings nicht mehr zutreffenden Grunde, daß sie kein klassisches Attisch schreiben, da es sich schon seit zehn Jahren bei uns auf den beiden obersten Stufen des Gymnasiums gar nicht mehr darum handelt, Griechisch zu schreiben, sondern zu lesen, und es doch auch im Lateinischen längst niemand mehr einfällt, die Lektüre auf die Schriftsteller der ciceronisch-cäsarianischen Zeit zu beschränken. Grundsätzliche Bedenken können also z. B. gegen Arrian, Plutarch und Lucian nicht mehr erhoben werden, wie diese interessanten Schriftsteller auch noch vor vierzig oder fünfzig Jahren gelegent-

lich gelesen wurden. Liegt nun der Schwerpunkt des modernen griechischen Unterrichts in der Lektüre, so muß alles geschehn, um die Erlernung der Sprache zu erleichtern. Eine mehr schultechnische Frage ist es, wie das ohne Schaden für die Gründlichkeit des grammatischen Wissens gemacht werden soll, ob man mit Wilamowitz darauf verzichten soll, die bekanntlich allerdings nicht antiken Accentzeichen und die Accentgesetze auch in der Grammatik zur Anwendung beim Schreiben des Griechischen zu lehren, statt sie nur für die zu lesenden griechischen Texte zur Erleichterung des Lesens beizubehalten, und ob man, der geschichtlichen Entwicklung folgend, nicht mit Homer und Herodot anfangen, also zuerst auch die homerische Formenlehre lehren soll. Daß das erste viele Irrtumsmöglichkeiten beseitigen würde, muß ohne weiteres zugegeben werden, ob es aber die Erlernung der Sprache erleichtern würde, ist zweifelhaft. Gegen den zweiten Vorschlag erheben sich schwerere Bedenken wegen des flüssigen Charakters dieser Formenlehre und ihrer ziemlich bunten Mischung aus verschiednen Mundarten. Aber daß die Sache an sich durchführbar ist, das hat seinerzeit H. L. Ahrens in Hannover gezeigt, und schließlich hängt davon die Durchführung der sonstigen Vorschläge für die Lektüre nicht gerade ab. Während Wilamowitz-Möllendorff in dieser Beziehung für die Oberprima neben den Tragikern eine ausgedehntere Berücksichtigung Platons (Phädon, Gorgias, erstes Buch des „Staats") als „des erhebenden Prosaikers," der gegenwärtig dort fehle, verlangt, hat er, zunächst für Unterprima, die Grundlinien eines griechischen Lesebuchs skizziert, dessen Stücke (in elf großen Abschnitten) auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit die griechische Kulturarbeit als Grundlage der unsern aufzeigen sollen. Um von dem Ganzen einen Begriff zu geben, setzen wir den Inhalt des zweiten Abschnitts (Geschichte) und des vierten (Naturkunde und Erdkunde) hierher. 1. Solon (Aristoteles *Πολιτεία Ἀθηναίων* 2, 3, 5 bis 12; die Gedichte vollständig); 2. Themistokles: Thukydides I, 128 bis 138, Äschylos, Perser 290 bis 470; 3. Perikles: Thukydides II, 65. Plutarch Perikles 36 bis 39; 4. Alexander: Rede an die Veteranen und Tod, Arrian VII, 7 bis 11, 24 bis 30; 5. Scipio der Jüngere: Polybius XXXII, 8 bis 10; 6. Cäsars letzte Pläne und Tod: Plutarch Cäsar 58, 2 bis 67; 7. Attilas Hofhaltung nach Priscus; 8. Die Revolution des Tiberius Gracchus, Appian I, 7 bis 17; 9. Der erste Sklavenkrieg: Diodor 33. 10. Sklavenkrieg auf Chios: Athenäus VI, 265. — Der vierte Abschnitt bringt: 1. Weltgebäude und Weltvernunft nach Aristoteles (Poseidonios); 2. Kugelgestalt der Erde nach Strabon II; 3. Klima und Menschenrassen nach Hippokrates *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων*; 4. Biologische Beobachtungen aus der Tierwelt nach Aristoteles, Tiergeschichte; 5. Gallien, Britannien, die Alpen, nach Strabon III. 6. Die Lage Roms und die Weltstadt, Strabon V, 3, 4 bis 5, 8.

Daß diese geistreiche und ihres Ziels bewußte Auswahl des Lesestoffs in geschickter Hand ihren Zweck erfüllen würde, daran ist gar nicht zu zweifeln; daß das ganze Lesebuch allemal vollständig durchgearbeitet werden könnte, setzt

Wilamowitz selbst gar nicht voraus. Aber ebenso klar ist es, daß es die ganze bisherige Ordnung über den Haufen werfen und schon deshalb in der Lehrerschaft auf starken Widerspruch stoßen wird. Nichts desto weniger muß man dringend wünschen, daß der Plan des Lesebuchs möglichst bald ausgeführt wird, weil es unter allen Umständen eine sehr fruchtbare Anregung giebt. Eine staatliche Einführung dagegen wäre mindestens zur Zeit sehr bedenklich, schon weil sich, wie Wilamowitz selbst sehr gut weiß, gegenwärtig schwerlich viele Lehrer finden würden, die imstande wären, es ganz in seinem Sinne anzuwenden. Denn es setzt ein sehr hohes Maß von allgemeiner Bildung und von historischem Verständnis voraus, wie es nicht allgemein vorhanden sein kann. Aber man möge da, wo die Einführung von der Schule selbst gewünscht und beantragt wird, sie erlauben, etwa so, daß es neben der einigermaßen zu beschränkenden sonstigen Lektüre in beiden Primen ergänzend herginge. Auch in dieser Beschränkung wird es dann geeignet sein, „dem Schüler die Überzeugung zu verschaffen, daß von allen Seiten unsers Denkens die Fäden unmittelbar nach Hellas führen. Wir wollen ihm so keine Heroen, keine andre Welt zeigen, sondern Menschen, sondern die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker.“ Indem Wilamowitz es also grundsätzlich aufgiebt, den Schülern die Erzeugnisse der griechischen Litteratur als unerreichbare und unerreichte „klassische“ Vorbilder hinzustellen, will er doch eben ihre grundlegende Bedeutung zur lebendigen Anschauung bringen und der historischen Betrachtungsweise auch auf der Schule vollends zum Durchbruch verhelfen. Das Ziel des gesamten Gymnasialunterrichts bezeichnet er mit folgenden Worten: „Wir wollen nicht eine Schule haben, welche ausschließlich Gelehrte vorbildet, sondern eine geistige Elite, Führer des Volks, in welche Stellung sie auch das Leben führe.“ Genau dasselbe ist in diesen Blättern seit Jahren verfochten worden.

Scheint somit nach diesen Grundsätzen durch den kaiserlichen Erlaß die „Eigenart“ des humanistischen Gymnasiums den Anforderungen des modernen Bildungsbedürfnisses auch für die Zukunft gesichert, wie er denn auch dem entsprechend „die (bisherige) Vernachlässigung wichtiger Abschnitte der alten Geschichte“ beseitigt wissen will, so steht damit in einem gewissen Widerspruch, was darin über die Behandlung der neuern Sprachen gesagt wird. „Besondern Wert, sagt der königliche Schulherr, lege ich darauf, daß bei der großen Bedeutung, die die Kenntnis des Englischen gewonnen hat, diese Sprache an den Gymnasien eingehender berücksichtigt wird. Deshalb ist überall neben dem Griechischen ein englischer Ersatzunterricht bis zur Untersekunda zu gestatten, außerdem in den drei obersten Klassen der Gymnasien, wo die örtlichen Verhältnisse dafür sprechen, Englisch an Stelle des Französischen unter Beibehaltung des letztern als fakultativen Unterrichtsgegenstands obligatorisch zu machen. Bei den neuern Sprachen ist mit besonderm Nachdrucke Gewandtheit im Sprechen und ein sicheres Verständnis der gangbaren Schriftsteller anzustreben.“ Diese Sätze zeigen die Kompromißnatur des Erlasses besonders deutlich. Denn mit dem allgemeinen Bildungsziel der Gymnasien haben diese

praktischen Rücksichten nichts mehr zu thun, da es sich um die englische Sprache handelt, nicht um die englische Litteratur, deren wichtigste Erzeugnisse durch gute Übersetzungen leicht allgemein zugänglich sind oder gemacht werden. Bestimmt wird im einzelnen folgendes. Eine schon bisher an einigen wenigen preußischen Gymnasien in kleinen Städten, wo es keine Realschulen giebt, bestehende Einrichtung wird dahin erweitert, daß überall, wo es nötig erscheint, ein „Ersatzunterricht" im Englischen neben dem Griechischen „gestattet," nicht etwa eingeführt werden soll. Es sollen also solche Schüler, die nicht die Reifeprüfung bestehn wollen, vom Griechischen dispensiert und statt dessen im Englischen bis Untersekunda unterrichtet werden dürfen, ohne Anwartschaft auf ein weiteres Aufrücken. Der Betrieb des Griechischen wird dadurch so wenig benachteiligt, daß er im Gegenteil von ungeeigneten Elementen der Schülerschaft befreit und dadurch für die andern um so fruchtbarer gemacht werden kann. Auch gegen die zweite Bestimmung läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden, wenn man einmal den Nützlichkeitsstandpunkt einnehmen will, um so mehr aber gegen den dritten. Denn so nahe als Ziel des neusprachlichen Unterrichts „Gewandtheit im Sprechen" zu liegen scheint, so sehr muß doch betont werden, daß diese Gewandtheit durch einen Schulunterricht überhaupt nicht erreicht werden kann, weil weder die dafür nötige Zeit übrig bleibt, wenn die Lektüre nicht ganz in den Hintergrund gedrängt werden soll, noch dem einzelnen Schüler die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Wer diese Sprechfertigkeit im Leben braucht, der mag sie sich durch Privatunterricht oder am besten durch einen Aufenthalt in dem fremden Lande aneignen, wie es längst geschieht; ein allgemeines Bildungsbedürfnis ist sie nicht, und die Aufgabe der Schule kann nur sein, den Schülern die Grundlagen zu geben, die sie befähigen, sie sich zu erwerben.

Für die sogenannten Realien, Geographie, Naturwissenschaft, Physik und Chemie giebt der Erlaß nur einige allgemeine Anregungen über die Behandlung dieser Fächer, bestimmt aber keine neuen Ziele. Es soll also auch an dem humanistischen Gymnasium der Zukunft das bleiben, was man sich gewöhnt hat, „Utraquismus" zu nennen, d. h. die Verbindung von Elementen der Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaften, der historisch-philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer zu einem Ganzen, sodaß beide Gruppen die gleiche Wichtigkeit haben, also auch dieselben Ansprüche an die Arbeit der Schüler erheben können, und ein wesentlicher Defekt des Wissens in einem „Hauptfach" beider Gattungen die Versetzung, schließlich die Erteilung des Reifezeugnisses verhindert. Es heißt zwar in dem Erlaß: „Die Direktoren werden in verstärktem Maße darauf zu achten haben, daß nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Arbeitsforderungen gestellt, sondern die wichtigsten unter ihnen nach der Eigenart der verschiednen Anstalten in den Vordergrund gerückt und vertieft werden," aber bestimmte Vorschriften sind nicht gegeben, und sie würden auch nichts helfen, so lange die Unterrichtsziele dieselben bleiben wie bisher. Soll das wirklich der Fall

sein? In das humanistische Gymnasium sind die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und das Französische in dem jetzigen Umfange und mit dem Gewicht, das sie jetzt ausüben, erst in den letzten Jahrzehnten eingedrungen, und zwar nicht deshalb, weil man das wegen ihres allgemeinen, d. h. für alle gleichmäßig wichtigen Bildungswerts für nötig gehalten hätte, sondern weil man dem humanistischen Gymnasium das verhängnisvolle „Monopol" retten und es thatsächlich als Einheitsschule für alle möglichen höhern Berufe erhalten wollte, obwohl man zugleich dem Realgymnasium gewisse Berechtigungen gab. Aus diesem „Utraquismus" folgen die meisten Übelstände, über die an den humanistischen Gymnasien geklagt wird: das zerstreuende Vielerlei der Fächer höchst verschiedner Art, dieselben Anforderungen in allen an Schüler sehr verschiedner Begabung, der Mangel an jeder Möglichkeit für den einzelnen, sich eingehender und mit einer gewissen Selbständigkeit mit einem Lieblingsfache zu beschäftigen, die oft zu beobachtende stumpfe Gleichgiltigkeit gegen den Unterricht. Kommt dazu noch ein Übermaß von Prüfungen, dann wird die Schule zur Drillanstalt. Darum ist es ganz besonders dankenswert, daß der Erlaß die unglückliche, erst 1892 eingeführte Abschlußprüfung in Untersekunda, die ohnehin außerhalb Preußens keine Nachahmung gefunden hat, kurzerhand beseitigt. Aber das genügt nicht. Daß Mathematik und Naturwissenschaften zur allgemeinen Bildung, d. h. zur Entwicklung der Geisteskräfte gehören, wird niemand leugnen; aber wenn das humanistische Gymnasium noch vor vierzig Jahren mit Trigonometrie und Stereometrie abschloß, das Gymnasium, das die Generation von 1870/71 erzog, so ist jetzt kein innerer Grund, darüber hinauszugehn, und der äußere, das Bestreben, ihm die Bedeutung einer Schule für alle höhern Berufe zu erhalten, ist nunmehr aufgegeben. Soll die Wendung des Erlasses, daß sich nunmehr die „Eigenart" der drei Schulgattungen, also auch des humanistischen Gymnasiums, frei entfalten könne, daß die wichtigsten Unterrichtsfächer nach dieser Eigenart in den Vordergrund gerückt und vertieft werden, nicht eine bloße Redensart bleiben, so muß man für das humanistische Gymnasium die Konsequenz in der Beschränkung vor allem des gegenwärtigen mathematischen Pensums und des Französischen in IV ziehn. Erst wenn der Druck des bisherigen zu angespannten „Utraquismus" fällt, ist auf den Oberstufen eine freiere Entfaltung individueller Neigungen und Begabungen, eine stärkere Vertiefung möglich. Vor vierzig Jahren bildete auf meiner alten Schule in den Primen ein deutsches Thema, das jeder aus drei den verschiednen Gebieten entnommenen wählen durfte, für mehrere Wochen den Mittelpunkt eindringenderer, bis auf einen gewissen Grad selbständiger Studien des einzelnen, ohne daß dabei die übrigen Unterrichtsgegenstände irgendwie zu schaden gekommen wären; im Gegenteil, sie gewannen oft bei dieser Vertiefung, und wir eigneten uns zugleich eine Fertigkeit im Lateinschreiben und Lateinsprechen an, von der heute gar keine Rede mehr ist. Ähnliches berichtet Treitschke von der Dresdner Kreuzschule der fünfziger Jahre. Das damalige Gymnasium war unter tüchtiger Leitung wirklich noch eine

humanistische Schule, das spätere ist eine Zwitteranstalt geworden. Preußen würde sich ein Verdienst um die ganze deutsche Bildung erwerben, wenn es nach so manchem wenig glücklichen Anlauf im letzten Jahrzehnt die Initiative zu einer solchen Rückbildung des humanistischen Gymnasiums ergreifen wollte, wie sie kein geringerer als Heinrich von Treitschke schon 1883 und wieder 1890 nachdrücklich gefordert hat. (Einige Bemerkungen über unser Gymnasialwesen; Die Zukunft des deutschen Gymnasiums; Deutsche Kämpfe, Neue Folge.) Denn die Einheit der Vorbildung für alle höhern Berufe ist heute weder möglich noch nötig, und wir werden uns künftig auch darein finden müssen, daß es nicht nur wie bisher Neusprachler, Mathematiker und Techniker ohne die volle klassische Vorbildung giebt, sondern auch Mediziner und Juristen. Die volle humanistische Bildung wird zwar immer die vornehmste und edelste bleiben, und sie darf aus unserm nationalen Leben nicht verschwinden, aber nicht alle können und müssen sie erwerben.

So eröffnet der Erlaß vom 26. November die Aussicht auf tiefgehende Umgestaltungen; er leitet eine Zeit der Reformen ein, aber er schließt sie nicht ab. Er gesteht aber auch ein, daß alle Vorschriften von oben unwirksam sind, wenn ihnen nicht die freudige Bereitwilligkeit der Lehrer entgegenkommt. Am Schlusse sagt der Kaiser, daß er „auf die allzeit bewährte Pflichttreue und verständnisvolle Hingebung der Lehrerschaft rechne.“ Es ist wohl das erstemal, daß sich ein König von Preußen so ganz persönlich an diese wendet. Daran mag noch ein offnes Wort geknüpft werden. Was dem höhern deutschen Lehrerstande leider so oft die rechte Freudigkeit raubt, das sind nicht mehr die lange erfahrne Zurücksetzung in den Rangverhältnissen und die Dürftigkeit der Gehalte, denn beide Übelstände sind jetzt nahezu beseitigt, oder werden es bald sein, das sind ganz andre, leider zu wenig beachtete Dinge. Zunächst liegt in dem unvermeidlichen Zwange, jahraus jahrein dieselben Gegenstände auf derselben Stufe lehren und namentlich in den untern Klassen allwöchentlich Berge von Heften korrigieren zu müssen, etwas Abstumpfendes, die Pedanterie, das Erbübel des Lehrertums, Förderndes. Sodann fehlt dem höhern Lehrerstand das, was wir eine obere Karriere nennen, und der gewaltige Ansporn, den sie giebt; auch die im Verhältnis zu der großen Masse des höhern Lehrerstands nicht sehr zahlreichen Stellen von Schulräten und Direktoren können, mit den Aussichten andrer gelehrter Berufe verglichen, kaum als solche gelten. Daran läßt sich nichts ändern, so lange das Monopol der Juristen für alle höhern Verwaltungsstellen fortbesteht, und vielleicht ist es nicht einmal wünschenswert, daß sich darin viel ändre. Aber früher gab es eine Art von Ersatz gerade für manche der tüchtigsten Gymnasiallehrer, die Aussicht, an eine Universität berufen zu werden. Heute ist davon kaum mehr die Rede; die Universitäten schließen sich nahezu zunftmäßig ab und berücksichtigen bei Vakanzen fast ausschließlich den akademischen Nachwuchs; auch mag es jetzt bei der ungeheuern Ausdehnung jeder Spezialwissenschaft einem Gymnasiallehrer, der sein vollgerütteltes Maß von Schularbeit zu tragen hat, schwerer als früher sein, auf

der Höhe der Wissenschaft zu bleiben. Aber daß diese Brücke zwischen Gymnasium und Universität so gut wie ganz abgebrochen ist, das ist für beide kein Vorteil und hat der Sache der klassischen Bildung im besondern unzweifelhaft geschadet. Denn wie wäre es bei engerer Wechselwirkung und bei besserm Verständnis für die Aufgabe des Gymnasiums an den Universitäten möglich gewesen, daß diese die Gymnasialhumanisten in ihrem schweren Kampfe um die Zukunft unsrer höhern Bildung so ziemlich im Stiche gelassen haben! Ihre ernste und nachdrückliche Teilnahme wäre eigentlich selbstverständlich gewesen, da doch sie und nicht die Schulen berufen waren, die Art der wissenschaftlichen Vorbereitung für ihre eigne Arbeit zu bestimmen; sie hätten diesem Kampfe vielleicht doch einen andern Ausgang verschafft und sich selbst vor den Unbequemlichkeiten bewahrt, die sich aus der neuen Ordnung der Dinge für sie ergeben werden.

Doch darüber braucht kein Wort mehr verloren zu werden, der Kampf ist entschieden. Was läßt sich nun thun, um dem höhern Lehrerstande zurückzugeben, was ihm oft fehlt? Mit dem üblichen Appell an seinen Idealismus und sein Pflichtgefühl mag man ihn verschonen, aber man gewähre ihm ein größeres Maß von Entlastung. Statt die sogenannte Pflichtstundenzahl, die nur eine Maximalzahl ist, zur Normalzahl machen zu wollen, lasse man die thatsächlich meist übliche geringere Stundenzahl zu und verzichte auf die möglichste „Ausnutzung" der „Lehrkräfte," die man hinterdrein mit kostspieligen Beurlaubungen und frühzeitigen Pensionierungen zuweilen recht teuer bezahlen muß. Man vermindre — und dies gilt besonders von den großstädtischen Gymnasien — die Zahl der Schüler in den einzelnen Klassen, statt auch hier die Maximalzahl zur Normalzahl zu machen oder auch diese noch überschreiten zu lassen. Wer niemals vor einer Klasse von vierzig bis fünfzig Knaben gestanden hat, der hat keine Ahnung davon, welche geistige und körperliche Anspannung des Lehrers eine Stunde derart oft erfordert. Schulstunden sind eben keine Bureaustunden. Das wird freilich die Neugründung eines Gymnasiums dann und wann beschleunigen, aber diese Opfer sind unvermeidlich. Was auf diese Weise an Frische und Zeit den Lehrern geschenkt wird, das wird ihnen die Freiheit geben für das, was allein ihnen eine Entschädigung gewähren kann für manches, was sie im Vergleich mit Berufen derselben akademischen Vorbildung nun einmal entbehren müssen, die Freiheit für wissenschaftliche Studien. Nicht gerade, daß diese zu litterarischer Produktion führen müßten, das ist Nebensache; aber sie sind ganz unentbehrlich, um die Fühlung mit der Wissenschaft und die eigne geistige Frische zu sichern, und sie werden direkt oder indirekt auch dem Unterricht, also den Schülern zu gute kommen. Gewiß können auch sie übertrieben, kann diese Freiheit mißbraucht oder auch gar nicht gebraucht, sondern leichtsinnig und gedankenlos vergeudet werden, aber welche Freiheit in der Welt ist dem Mißbrauch nicht ausgesetzt? Leider sieht man „oben" oft gerade die Lehrer, die sich wissenschaftlich-litterarisch beschäftigen, mit einem gewissen Mißtrauen an und hätte es am liebsten, wenn sie in ihrem

Berufe ganz aufgingen; aber gerade solche, die das thun, sind der Gefahr, in Pedanterie zu verfallen, leichter ausgesetzt als andre. Sicher ist: die neue Zukunft unsrer humanistischen Gymnasien hängt viel mehr als von Verordnungen von der verständnisvollen Hingebung und der geistigen Frische ihres Lehrerstands ab. Darum muß alles geschehn, diese zu fördern und zu sichern. Was für sie geschieht, geschieht doch auch für die Jugend und um der Jugend willen, also für die Zukunft der Nation.

Deutsch-italienischer Verkehr im Mittelalter

(Schluß)

Die anziehendsten Abschnitte in Schultes Buch sind die über die Alpenpässe; aus ihnen ersieht man, wie Lage, Bodengestalt, Volkstum, Handel und Politik aufeinander eingewirkt haben. Die Römer haben die Alpen so lange wie möglich umgangen, dann die Wege über den großen St. Bernhard und über den Splügen, vielleicht auch über den Septimer gebaut. Der St. Gotthard blieb eine unzugängliche Wildnis; darauf führt Schulte den Umstand zurück, daß die Römer nicht eine die heutige Schweiz umfassende Provinz eingerichtet, sondern den Nordabhang der Zentralalpen zu Gallien, die beiden großen südlichen Längsthäler zu Rhätien geschlagen haben. Die Verbindung von Wallis und Graubünden zu einem Verwaltungsbezirk beweist, daß der Weg aus dem westlichen Thal ins östliche über die Furka schon offen gestanden haben muß. Mit dem Handel ging beim Zerfall des Reichs auch dessen großartiges Straßensystem ein. Die Straßen wurden nicht allein „verländert," sondern ihre Unterhaltung hing fortan von den Anwohnern ab; kein Staat kümmerte sich darum, sofern man nicht die Schweizerkantone sowie einige Bistümer und Klosterverwaltungen als Staaten gelten lassen will.

Mit dem Handel verschwand keineswegs der Verkehr über die Alpen; Kriegsheere zogen oft, Pilger und die der Kirchenverwaltung dienenden Boten fortwährend hinüber und herüber; nicht wenig Klöster hatten Grundbesitz auf beiden Seiten des Gebirges. Darum wurden früh Hospize angelegt. Die ersten werden von den Sarazenen zerstört, die um 889 als Räuber einfallen und sich auf ein halbes Jahrhundert in den Bergen festsetzen. Die Chorherren, die Bernhard von Menthon auf dem nach ihm genannten Passe über den frühern Mons Jovis angesiedelt hat, widmen sich der Beherbergung der Alpenreisenden als einer besondern Form der den Klöstern im allgemeinen zur Pflicht gemachten Gastfreundschaft. Reiche Schenkungen an Grundbesitz, die

besonders dem Stammhospiz zufallen, beweisen, wie hoch dieser Dienst der Mönche geschätzt wurde. Noch mehrere Jahrhunderte ging der Verkehr ausschließlich über die westlichen und die östlichen Pässe der Zentralalpen: die Walliser und die Bündner Pässe, deren Geschichte ausführlich erzählt wird (die Ostalpen, deren Pässe aus dem Donaugebiet nach Venedig führen, liegen außerhalb der Grenzen, die sich der Verfasser gesteckt hat). Wie in unsrer Zeit der Gotthard der letzte der großen Alpenpässe gewesen ist, der dem Dampfwagen zugänglich gemacht wurde, so hat er auch im Mittelalter am längsten auf die Erschließung zu warten gehabt. Zwischen dem Urserenthal und der den obersten Teil von Uri bildenden Schöllenenschlucht klaffte ein tiefer Spalt, der nicht zu umgehn war und mit den damaligen Mitteln auch nicht überbrückt werden zu können schien. Nachdem Deutsche das Urserenthal besiedelt hatten, mag ihr und der Leute von Uri Verlangen und Bedürfnis, einander die Hand zu reichen, dringend geworden sein. Erst die Deutschen haben auch in den übrigen vordem rhätischen Gegenden des Hochgebirges, in Wallis und Graubünden, die Römerstraßen wiederhergestellt und neue Wege angelegt. Endlich ist ein erfinderischer und kühner Mann — vielleicht der Schmied von Urseren, meint Schulte — auf den Gedanken verfallen, eine Brücke an Ketten aufzuhängen. Damit, sagt er weiter, habe das Eisen seinen ersten Triumph in der Weltgeschichte gefeiert, und nicht der sagenhafte Schütze Tell, sondern der unbekannte Erbauer der stäubenden Brücke über die Reuß sei der Vater der Schweiz. Von der Route über den „Berg Elvelinus, den die Lombarden Ursare nennen," hat zum erstenmal der Abt Albert von Stade erzählt, der 1236 eine Romfahrt gemacht hatte; Schulte rechnet aus, daß der Weg zwischen 1218 und 1225 eröffnet worden sein müsse. Seinen heutigen Namen hat der Berg Elvelinus, deutsch Elbel, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erhalten, wie es scheint von Mailand aus, wo der Hildesheimer Bischof Gotthard verehrt wurde. Eine lokale Verbindung hatten die Leute von Urseren und von Uri herzustellen gedacht, eine Weltstraße von der größten politischen Wichtigkeit hatten sie geschaffen. An Stelle eines Gebirgsklotzes, schreibt Schulte, den jedermann als ungangbar mied, war der St. Gotthard die beste und bequemste Verbindung zwischen Westdeutschland und Italien geworden. Das nach Norden führende Uri war jetzt kein abgelegnes Alpenthal mehr, sondern die Rampe einer Weltstraße. Und ebenso wurde aus dem abgeschiednen Livinenthal (dem Thal des Ticino) nun ein Gebiet, dessen Besitz von Wert war. Die Weltentlegenheit verwandelte sich ganz in das Gegenteil. Als die drei Urkantone 1291 ihren Bund schlossen und am 9. Dezember 1315 erneuerten, begründeten sie damit ein Staatswesen, das seine Bedeutung seiner geographischen Lage verdankt. Indem die Eidgenossenschaft den Gotthardpaß beherrschte, machte sie einen großen Teil des Handelsverkehrs und die handeltreibenden Städte selbst von sich abhängig. So ist die Schweiz ein Paßstaat geworden, dessen Kern und Mittelpunkt der Gotthard blieb. Die Hirten von Uri waren keine Hinterwäldler, sondern Männer, die mit Kaufleuten, Boten, Pilgern, Fürsten aus

allen Ländern zu reden gewohnt waren (nur Könige und deutsche Kaiser sind merkwürdigerweise niemals über den Hauptpaß der Alpen gezogen). Daher die Weite des Blicks, die sie befähigte, in ihrem Befreiungskampfe und dann noch weiter zu ihrem Vorteil jede günstige Chance der politischen Lage auszunutzen.

Die Beförderung der Reisenden und der Waren über die Alpenpässe wurde gut organisiert. Der Weg wurde durch Stationen abgeteilt, an jeder Station eine Transportgenossenschaft oder „Porte" gegründet, die für Stellung der Last- und Zugtiere, für Errichtung von Herbergen (Susten) zu sorgen hatte und für die Sicherheit der Reisenden haftete. Die Instandhaltung und Verbesserung der einzelnen Strecken der Straße war Sache der anliegenden Gemeinden. Der Septimer scheint der erste Paß gewesen zu sein, dessen Saumpfad zu einer Fahrstraße ausgebaut wurde, denn hier werden zuerst, und zwar erst 1499, Wagen erwähnt, die mit Ochsen bespannt waren. Daß sich die Eigentümer der Straßen die Baukosten mit Zöllen bezahlen ließen, war selbstverständlich; hier lag die Sache anders als bei den Rheinzöllen; der Rhein brauchte nicht gebaut zu werden. Der Gotthardpaß machte den ältern Pässen, namentlich denen im Bündnerlande, empfindliche Konkurrenz. Seine politische Bedeutung aber entwickelte sich in ganz andrer Richtung, als man hätte erwarten sollen. Er war der einzige Paß, an dem Reichsgut lag, und er schien dazu bestimmt, Oberitalien mit dem Reiche aufs innigste zu verbinden, hat aber beide viel schärfer getrennt, als es vordem der unwegsame Berg gethan hatte, und hat noch dazu die Schweiz vom Reiche abgesplittert. Die Wichtigkeit der neuen Straße war es, was Mailand und Como begierig nach dem Besitze Bellinzonas machte, einer Festung, mit der sie den Weg für alle, die nicht ihre Freunde waren, sperrten; natürlich blieb von den beiden wetteifernden Städten zuletzt Mailand im Besitz. Im Norden schien der Kampf der Eidgenossen gegen Habsburg fürs Reich geführt zu werden, war aber in Wirklichkeit gegen das Reich gerichtet, denn der Schutz des Reichs war für diese kräftigen und selbstbewußten Hirten nichts als ein Mittel, zur Unabhängigkeit zu gelangen. Wäre es den Habsburgern gelungen, das deutsche Reich zu einer Erbmonarchie zu machen, so wäre, darin hat Schulte ohne Zweifel recht, zuguterletzt nicht allein Uri dem umklammernden habsburgischen Besitz einverleibt worden, sondern auch die ganze Schweiz beim Reiche geblieben, da ja dann Hausgut und Reichsgut zusammengefallen sein würden. Und der deutsche Handel hätte sich dabei nicht schlecht gestanden.

Kaiser Albrecht hat mit Bewußtsein und planvoll an die Politik Friedrichs II. angeknüpft, die geistlichen Kurfürsten um der Rheinzölle willen bekämpft, die Rheinfahrt auf eine kurze Zeit frei gemacht, das deutsche Königtum auf die Stadtbürgerschaften zu gründen gedacht und daran gearbeitet, die Gotthardstraße zur Haupthandelsstraße zwischen Deutschland und Italien zu machen; unter ihm hat der Zoll dieser Straße doppelt so viel eingebracht als jeder andre Paß in den besten Jahren und ist nur um den sechsten Teil hinter dem

Gesamtertrag aller habsburgischen Besitzungen im Elsaß zurückgeblieben. Daß das Reich bei der Form der Wahlmonarchie beharrte und die Schweizer den Königen aus andern Häusern die Habsburger bekämpfen halfen, hat sie frei gemacht. Der Reichsvogt, den ihnen der Luxemburger Heinrich setzte, hat ihnen nicht weh gethan; es war leicht, ihn abzuschütteln. Das Urserenthal, das zum Kloster Disentis gehört hatte, schloß sich Uri an, und mächtig dehnte sich die Eidgenossenschaft nach Süden und Norden aus. Uri eroberte das Livinenthal, behauptete es nach längerm wechselndem Kriegsglück im Ringen mit Mailand und gewann zuletzt auch den Schlüssel dazu, Bellinzona; und als Sigmund den Herzog Friedrich ächtete, weil er dem Papste Johann XXIII. zur Flucht verholfen und das Konzil zu sprengen versucht hatte, und den Eidgenossen die Vollstreckung der Acht übertrug, da verschaffte ihnen dieser Glücksfall den Besitz des Aargaus und damit der ganzen schweizerischen Hochebene. Der Stadt Konstanz nahm diese Ausdehnung der Schweiz das Hinterland und damit die Lebensluft, sodaß ihre Blüte verdorrte. Die im Süden und Norden eroberten Gebiete wurden nicht in die Eidgenossenschaft aufgenommen, sondern ihre Bewohner mußten es sich gefallen lassen, als Unterthanen behandelt zu werden.

Als Paßstaat hat die Schweiz ihre Pflichten vortrefflich erfüllt, nicht bloß durch Anlegung und Instandhaltung von Wegen und durch gute Ordnung des Transportwesens, sondern auch durch die Sicherheit, die sie gewährte. Während es in Deutschland von Raubrittern wimmelte, und auch Italien, wenngleich nicht so arg, unter dieser Plage litt, erfreuten sich die Reisenden in der Schweiz vollkommner Sicherheit, nachdem es den Bürgern und Bauern gelungen war, die Ritter, soviel es deren dort gab, teils aus dem Besitz zu verdrängen, teils zu zähmen. Ein Tiroler Freiherr, Jörg von End, trieb sogar Seeraub auf dem Bodensee und machte sich das Vergnügen, zur Zeit des Konstanzer Konzils auf Prälaten zu pürschen; auch ihm wurde das Handwerk gelegt. Ja über die Schweiz hinaus reichte der Schutz, den die Eidgenossen dem Handel gewährten. Als einmal Leute des Pfalzgrafen lombardische Kaufleute beraubt und gefangen gesetzt hatten, erwirkten die Eidgenossen auf Bitten Mailands deren Freilassung. Ihre eignen Kaufleute blieben unangefochten, wenn sie zur Frankfurter Messe reisten, und auf der Tagsatzung wurde berichtet, Franz von Sickingen werfe alle Kaufleute nieder außer eidgenössischen. Ungeachtet der Schonung jedoch, die sie selbst genossen, suchten sie auch diesen Störer des Handels unschädlich zu machen und baten den König von Frankreich, dessen pensionarius und famulus der edle Ritter war, ihn zu zügeln.

Wie deutlich tritt doch in der Geschichte der Schweiz der entscheidende Einfluß der Bodengestalt und der Lage auf das Geschick der Völker, ja auf ihren Charakter und auf ihre Begabung hervor! Nie kann Renzenfent von der Schweiz und den Niederlanden reden hören, ohne des Satzes zu gedenken, den er vor 54 Jahren als dreizehnjähriger Knabe in Wackernagels Lesebuch

gelesen hat: Wo giebt es einen zweiten Strom, der eine Schweiz an seiner Quelle und ein Holland an seiner Mündung hätte! Und Bodengestalt und Lage sind es doch eben, die aus den an den Rheinquellen und an der Rheinmündung angesiedelten Deutschen das gemacht haben, was sie geworden sind. Zuvörderst sind es die ununterbrochnen Kämpfe mit der Natur, dort die schwierige Wegbahnung durch Fels und Eis und über schauerliche Schluchten, hier die Notwendigkeit, jeden Fußbreit Landes dem Meere abzugewinnen und dagegen zu schützen, was die Sinne und den Verstand geschärft, das Denken geweckt, den Mut, die Energie und die Körperkraft gestählt hat. Dann war es die Lage an Welthandelstraßen, was den Blick ins weite richtete, die kleine Schweiz zu einer einflußreichen Zufluchtstätte der Freiheit, Aufklärung und alten guten Sitte inmitten allgemeiner Despotie, Anarchie und Verwilderung machte, das kleine Holland vorübergehend sogar zum Range einer Weltmacht erhob.

Großstaaten und Weltreiche sind auf einer gewissen Stufe der politischen Entwicklung unvermeidlich, und wird ein Volk auf mehreren Seiten von Großstaaten eingeengt, so kann es nicht anders als durch die politische Einigung die Unabhängigkeit und die nationale Art seiner Glieder schützen. Aber niemals werden die Massenwirkungen der Großstaaten den Reichtum an selbständigem geistigem Leben und an originellen Charakteren aufwiegen, der sich nur in solchen kleinen Gemeinwesen zu bilden vermag, die sich einer bevorzugten Lage erfreuen. Und welcher Vorteil ist es nicht außerdem für die Gesundheit des politischen Lebens sowohl wie für den Privatcharakter der Bürger, daß die Lebensbedingungen des Kleinstaats einfach und durchsichtig sind, die Selbstregierung deshalb möglich ist und keine Lüge zu sein braucht, das ganze Volk für gewöhnlich weiß, worauf das Staatswohl beruht, und den klar erkannten Zielen in aller Ruhe, besonnen, entschlossen und folgerichtig zustreben kann, während im Großstaat die Volksmasse für gewöhnlich im Dunkeln tappt, zwischen widersprechenden Ansichten über das Staatswohl hilflos und ratlos hin und her geworfen wird, und allen Schlauen die Versuchung nahe liegt, diese Hilflosigkeit und Ratlosigkeit für ihre Privatzwecke auszubeuten. (Bei dieser Gelegenheit melden wir, daß von dem Werke: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, Verlag von Schmid und Francke in Bern, dessen ersten Band wir im 39. Heft des Jahrgangs 1899 ausführlich besprochen haben, der zweite Band erschienen ist, der Schule, Kirche, Wissenschaft, Litteratur und Kunst behandelt; die Ausstattung ist so schön wie die des ersten Bandes, und die große Menge bedeutender Persönlichkeiten tritt hier noch imposanter hervor.)

Von der Entstehung der modernen Geldwirtschaft haben wir an der Hand Nüblings (mittelalterliche Judengemeinden) und Ehrenbergs (Zeitalter der Fugger) im 44. Heft des Jahrgangs 1896 und im 6. Heft des Jahrgangs 1897 einiges erzählt. Schulte liefert wichtige Beiträge, die die Ergebnisse dieser andern beiden Forscher bestätigen und ergänzen. Der solide Geldhandel,

der zur Entwicklung des modernen Bankwesens geführt hat, ist im Unterschiede von der jüdischen Geldleihe aus dem Gewerbe hervorgegangen, zuerst in der Form, daß die Florentiner bei der Gelegenheit des Wolleinkaufs in England die Zölle pachteten und Vorschüsse leisteten, namentlich für die Kriege gegen Frankreich. Die Juden haben auf die Ausbildung des Wechsels, der Banken, des Hypothekarkredits und der Börsen keinen Einfluß geübt. Finanzgeschäfte im großen haben zuerst die Päpste und dann die werdenden Großstaaten des Krieges wegen ins Leben gerufen. Auch zu den Finanzgeschäften der Päpste hat der Krieg insofern den ersten Anstoß gegeben, als es Kreuzzugssteuern waren, deren Eintreibung zuerst die römischen, Senenser und Florentiner Geldleute in den Dienst der Kurie zog. Teils in der Form wirklicher Steuern, teils in der Form von Palliengeldern bei Neubesetzung der bischöflichen Stühle, von Spolien, Annaten, Kaufgeldern für Anwartschaften, Ablaßgeldern usw. lenkte die Kurie die Silber- und Goldströme nach Rom und Avignon, und italienische Banken waren die Kanäle dafür. Der Kredit der deutschen Prälaten und die Sicherheit der Bankiers, die ihnen vorschossen, beruhten auf der Exkommunikation, die dem säumigen Zahler drohte. Dabei wurde das kanonische Zinsverbot der Form nach beobachtet, denn die Kurie trieb durch Zensuren nur das Kapital, nicht die Zinsen ein. Da aber die italienischen Herren natürlich ihr Geld nicht aus reiner Nächstenliebe oder aus Liebe zur Kirche hergaben, so sicherten sie sich gleich beim Abschluß des Geschäfts die Zinsen: der Schuldner mußte den Schuldschein über eine größere Summe ausstellen, als die er empfing. Eine andre Form der Umgehung des Zinsverbots bestand darin, daß man sich Verzugszinsen ausmachte, die zu fordern man propter lucrum cessans et damnum emergens berechtigt war, und daß sich der Schuldner zum Schein verpflichtete, das Kapital in einer unwahrscheinlich kurzen Frist zurückzuzahlen. Da diese niemals innegehalten wurde, so entstand bei dieser Form des Schuldscheins jedesmal ein unanfechtbarer Anspruch auf Zinsen. Waren aber die Geldleute Ghibellinen, so wurden wohl zur Abwechslung einmal statt der Schuldner die Gläubiger exkommuniziert, und die Schuldner hielten sich für berechtigt, nicht allein die Zahlung zu verweigern, sondern auch über ihre Gläubiger herzufallen und sie zu berauben.

Andrerseits kam es vor, daß die Bankiers des Papstes, wenn es ohne Gefahr geschehn zu können schien, auch seinen Feinden Geld liehen. Die einzigen innerlich kreditwürdigen Personen, bei denen es keiner Bedrohung mit Exkommunikation bedurfte, scheinen die als gute Haushälter berühmten Cistercienseräbte gewesen zu sein. Weltliche deutsche Fürsten hatten bei keiner italienischen Bank Kredit; denn die machten sich nichts aus der Exkommunikation (die geistlichen Fürsten auch schon manchmal nicht viel), und von ihnen konnte man sich der Praxis versehen, die die Könige von England und Frankreich einigemal gegen die italienischen Kaufleute angewandt haben, indem sie die Zahlung der ungeheuern Summen, die sie schuldeten, einfach verweigerten, wohl auch noch obendrein die Gläubiger einsperrten und mißhandelten. Große Bankbrüche und Geldkrisen, wie die Katastrophe vom Jahre 1339, über die

Villani, auch eins ihrer Opfer, berichtet, waren die Folgen solcher Gewaltthaten. Die weltlichen Fürsten also sahen sich auf die Juden und die Lombarden angewiesen.

Mit den Lombarden sind nicht Kaufleute aus Mailand, Como oder einer andern industriellen Stadt der Lombardei gemeint, sondern nur die Geldleute von Asti und Chieri; die meisten in Deutschland als Blutegel thätigen Lombarden stammten aus Asti. Man nannte sie auch Gawerschen, Kawerschen oder Kowerzen, von der Stadt Cahors, deren Bürger ebenfalls wucherten, aber die deutschen Kawerschen sind nach Schultes Urkunden keine Cahorsiner, sondern Astigianer gewesen. Diese Lombarden hatten mit den Juden mehrerlei gemein. Ihr Geld stammte, wie das der Juden, nicht aus irgend einem produktiven Gewerbe, und Asti ist demgemäß überhaupt ein unproduktives Gemeinwesen geblieben. Während die reichen Fabrik- und Handelsstädte Italiens einen dem Geldreichtum entsprechenden Reichtum an Genie, Kunst und Wissenschaft hervorgebracht haben, haben die Astigianer für die Kultur nichts geleistet; von geistig bedeutenden Menschen stammt nur einer, Alfieri, aus Asti, und der gehört der neuern Zeit an, die mit der ehemaligen Wucherwirtschaft der Stadt nichts mehr zu schaffen hat. Auch wurden diese christlichen Wucherer ganz so wie die jüdischen von Fürsten und Städten mit dem Privilegium zu wuchern ausgestattet und dafür als Kammerknechte besteuert. Der Unterschied lag nur darin, daß den Juden, die ja nicht an das Gesetz des Neuen Testaments gebunden seien, auch die Kirche das Wuchern erlaubte, während den Lombarden kein Zweifel darüber gelassen wurde, daß sie sündigten und im Gewissen zur Restitution verpflichtet seien. Dagegen wurden sie nicht gleich den Juden einfach als rechtlos behandelt, und auch der Volkshaß machte sich nicht in Gewaltthätigkeiten gegen sie Luft, sonderbarerweise, denn das Volk mußte doch wissen, daß diese Menschen ganz ebenso wie die Juden den Obrigkeiten dazu dienten, ihre Unterthanen zu bewuchern. Die mehr als 40 Prozent, die den Wucherern gezahlt werden mußten, flossen zu einem großen, wo nicht zum größten Teile in der Gestalt von Steuer in die Kasse des Landesherrn oder der Stadt. Übrigens bedienten sich auch die geistlichen Fürsten, denen doch, wie bemerkt, anständigere Quellen offen standen, der Juden und Kawerschen, und die Erzbischöfe von Trier haben es in der Aussaugung ihrer Unterthanen durch solche Blutegel am ärgsten getrieben.

Die mittelalterliche Zinswirtschaft gehört zu den wunderlichsten und belehrendsten Erscheinungen der Weltgeschichte. An der bona fides der Theologen und Kanonisten, die das Zinsverbot aufstellten und begründeten, kann nicht gezweifelt werden. Die ganze Christenheit war von der Rechtmäßigkeit, Vernünftigkeit und Christlichkeit dieses Verbots überzeugt. Luthern erschien keine Wahrheit einleuchtender, als daß ein Thaler keine Junge hecken könne. Und die Wucherer, natürlich nur die christlichen, wurden arg von Gewissensbissen gepeinigt; die zahlreichen Restitutionen, namentlich auf dem Sterbebette, beweisen es. Konnte man die rechtmäßigen Eigentümer nicht mehr ermitteln,

so überwies man den ungerechten Mammon Klöstern, Kirchen und milden Stiftungen. Und dabei zahlten die Päpste selbst unaufhörlich Zinsen; ja 1253 erhielt ein Legat von Innocenz IV. den Befehl, Geld aufzunehmen, so viel und von wem immer er es bekommen könne, wenn nötig, zu den höchsten Wucherzinsen; auch konnte es keinem Verständigen verborgen bleiben, daß das kirchliche Verbot eine der Ursachen, wahrscheinlich die hauptsächlichste war, die den Zinsfuß zu ungeheuerlicher Höhe emporschraubten.

Das ganze Unheil kam davon, daß man sich die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes nicht klar machte, zwischen Verzehrkredit und Produktivkredit nicht unterschied, nicht daran dachte, daß die mit den geliehenen Thalern gekaufte Kuh so gut wie jede andre Kuh Junge heckt. Sollte die ständige Gewohnheit, den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis mit Sophismen hinwegzudisputieren, keinen bleibenden Eindruck in den Gemütern der Romanen hinterlassen, sollte nicht sie vorzugsweise die Moralkasuistik erzeugt haben, das, was man später, als Jesuiten — sie natürlich nicht allein — die praktische Theologie betrieben, Jesuitismus genannt hat? Gewiß, auch die Germanen waren keine Heiligen und ließen, am Neuen Testamente gemessen, sehr viel und manchmal alles zu wünschen übrig. Aber ihre Sünden und Laster waren rauben, morden und saufen. Dazu war nun der Einzelne nicht gezwungen, und beging er dergleichen, so war der Widerspruch gegen das christliche Gesetz so offenbar und so grell, daß an Wegdisputieren nicht gedacht werden konnte. Der Sünder ergab sich entweder ohne Beschönigungsversuche resolut dem Teufel, oder er verließ sich auf die Barmherzigkeit des verzeihenden Gottes und auf das Verdienst Christi. Dagegen bestand die maßgebende Gesellschaft der romanischen Länder, wenigstens die von ganz Italien und von einem Teile Frankreichs, aus lauter Geschäftsleuten. Die italienischen Städte waren viel größer und volkreicher als die deutschen, und während in Deutschland Ritterschaft und Bauernschaft weit überwogen und ihre soziale Bedeutung als den Städtern mindestens gleichberechtigte Stände behaupteten, waren die italienischen Bauern politische Nullen, um die sich niemand kümmerte. Die Italiener waren also ein Volk von städtischen Geschäftsleuten und zur fortwährenden Übertretung des Zinsverbots, deshalb nicht allein zu praktischen Kniffen und Ränken, sondern auch zu das Gewissen beschwichtigenden Sophismen gezwungen, wozu sie ja auch, als Erben alter Kulturvölker und Inhaber feinerer Köpfe, weit mehr Talent hatten als die Deutschen. Sollte sich diese Geistesverfassung nicht auf die heutigen Italiener vererbt haben? Sollte darin nicht eine der Ursachen der moralischen Schwäche und Abstumpfung der herrschenden Gesellschaft sein, die städtisch geblieben ist wie im Mittelalter? Und erklärt sich nicht daraus ganz leicht der Gegensatz dieser städtischen Gesellschaft zu der ländlichen Bevölkerung der vom Fremdenverkehr noch unberührten Gegenden, der alle, die sie studiert haben, das Zeugnis geben, daß sie sich, obwohl in bittrer Armut lebend, durch die schönsten Tugenden auszeichne?

Die im zweiten Bande zusammengestellten Urkunden sind den Archiven oberitalienischer, schweizerischer und oberdeutscher Städte entnommen und umfassen Tarife, Instruktionen für Gesandte, Gesandtenberichte, Pässe, Privilegien, Beschwerden wegen Beraubung und Ermordung von Kaufleuten, Exekutionsbriefe gegen Schuldner, Schuldverschreibungen, Mahnbriefe, Abrechnungen, Lieferungsverträge, Gesellschaftsverträge. Gut gefallen hat uns eine Verfügung des Dogen von Genua vom 5. September 1441, wodurch der schon zur Flottensteuer eingeschätzte Conradus Alemannus toagiarius (?) pauperrimus vir in Ansehung seiner Armut und der Familienlast, die ihn bedrückt, von jeder Zahlungspflicht befreit wird. Von den beiden schönen Karten ist die zweite eine Gebirgskarte, die erste eine klare und übersichtliche Wegkarte. Zum Schluß noch ein Kuriosum, das in unsrer Zeit der ewig flatternden Festfahnen interessieren muß. Die Florentiner Bankiers, die sich des Konzils wegen in Konstanz niedergelassen hatten, feierten mit ihrer Gefolgschaft das Johannisfest, so gut es in der fremden beinahe nordischen Stadt gehn wollte, nach heimatlichem Brauch mit einer Prozession durch die festlich geschmückten Straßen und in der ebenso geschmückten Kirche. Es war wohl das erstemal in Deutschland, schreibt Schulte, daß der Schmuck der Maien, Blumen und Tücher den Ernst des kirchlichen Umzugs verschönte. An Stelle der kirchlichen Umzüge haben die patriotischen, historischen, Schützen-, Turner-, Sänger- und Radlerfeste den Florentinerbrauch übernommen.

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

4

Wenn ich bei einer „Schönheitskonkurrenz" der Eifelstädte als Preisrichter meine Stimme abgeben müßte, so würde ich ohne Bedenken die Siegespalme dem freundlichen Montjoie zuerkennen. Es geht dieser Stadt wie der Polin, von der es im Bettelstudenten, wenn ich nicht irre, heißt: „Sie hat von allen Reizen die exquisitesten vereint, womit die andern einzeln geizen, bei ihr als ein Bouquet erscheint." In der That hat Montjoie alles, was eine kleine Stadt dem Besucher schön und angenehm macht. Die Lage an der Vereinigungstelle tiefer, enger Thäler, die günstigen klimatischen Verhältnisse, der Reichtum an krystallklarem Gebirgswasser, die malerische Burgruine, die als ein Denkmal der Feudalzeit den Ort überragt, die imposanten Bürgerhäuser, die schönen

Gärten, die sich terrassenartig an den Berghängen emporziehn, und nicht zuletzt die an prächtigen Spaziergängen und Aussichtspunkten überreiche Umgebung — alles das stempelt Montjoie zur Krone des Eifellandes. Die Geschichte der andern Eifelstädte deckt sich gewöhnlich mit der eines sie beherrschenden Dynastensitzes oder Klosters, Montjoie dagegen hat eine Vergangenheit, deren Geschichte unabhängig von der seiner Burg ist. Während rings im Lande fast überall nur ein Scheinleben geführt wurde, während Ackerbau und Gewerbefleiß allerorten danieder lagen, blühte hier ein auf regen Handel und Wandel gegründetes, selbständiges Gemeinwesen, dessen berühmte Tuchindustrien einst den Weltmarkt beherrschten.

Heute freilich ist Montjoies industrielle Machtstellung gebrochen, die großen Manufakturen der niederrheinischen Städte haben seine Fabriken überflügelt, und fast will es scheinen, als sei die Eisenbahn, die sich jetzt an den Abhängen des Hohen Venns, hoch über dem Rurthale, nach Aachen hinzieht, zu spät gekommen, als daß sie der so lange vergessenen Stadt ein neues, erfolgreiches Eingreifen in den friedlichen Wettstreit der begünstigtern Schwestern ermöglichen könnte. Seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts ist die Einwohnerzahl auf die Hälfte zurückgegangen, eine Erscheinung, die um so bedauerlicher ist, als sie die Neueinrichtung von Fabrikbetrieben, für die in den zahlreichen, zur Zeit leerstehenden Gebäuden ausreichender Raum vorhanden wäre, erschwert, wo nicht ganz undurchführbar macht. Es wird, nach den anderwärts gemachten Erfahrungen zu schließen, wahrscheinlich unmöglich sein, die nötigen Arbeitskräfte wieder nach Montjoie zu ziehn. Auch die höchsten Arbeitslöhne und die in diesem Orte gebotne Gelegenheit, schöne Ersparnisse zu machen, vermögen gegen die Anziehungskraft der Großstädte und ihrer materiellen Genüsse nichts auszurichten. Neuerdings hat ein Elberfelder Fabrikant in Montjoie eine Seidenmanufaktur gegründet, die etwa dreihundert Arbeiterinnen beschäftigt. Es sind dies jedoch durchweg Töchter ortsansässiger Kleinbürgerfamilien. Nach Arbeitskräften männlichen Geschlechts würde er, wie man mir sagte, in Montjoie vergeblich gesucht haben.

Wenn auch noch einige der alten Fabriken in Thätigkeit sind, so ist deren Produktion doch ziemlich belanglos. Man will sie nicht stillstehn lassen, um sie nicht ganz zu entwerten, hofft vielleicht auch noch auf eine Besserung der Verhältnisse. Aber verdient wird dabei so gut wie nichts; die alten Fabrikantenfamilien zehren, wie sich ein genauer Kenner der Lage mehr treffend als geschmackvoll ausdrückte, „von ihrem eignen Fett." Man kann sich einer wehmütigen Empfindung nicht erwehren, wenn man an den mächtigen Fabrikgebäuden vorüberwandert. Mit ihrer vornehmen und soliden Bauart, den hohen französischen Dächern und den langen, fensterreichen Fassaden sind sie, ganz im Gegensatz zu den nüchternen Fabrikanlagen der Neuzeit, eine Zierde der Stadt, es sind im Grunde genommen ja auch Patrizierhäuser, die sich von den Wohnhäusern ihrer Besitzer nur durch Größe und innere Einrichtung unterscheiden. An den steilen Abhängen der das Thal einschließenden Berge

gewahren wir heute noch die langen, nach Art der Weinberge untermauerten, durch Treppen verbundnen Terrassen, die einst die hölzernen Rahmen zum Trocknen der Tuchstücke trugen. Es muß einen seltsamen Anblick gewährt haben, wenn die Berge rings umher mit farbigen Tüchern wie mit Flaggenguirlanden umkränzt waren. Es war eine Musterkarte im größten Stil, die den fremden Besucher schon bei seinem Eintritt in die Stadt über die Art und Bedeutung der Textilindustrie Montjoies belehrte.

Man wird vergebens einen Punkt in der Umgegend suchen, der einen Gesamtüberblick über die Stadt böte. Sie hat sich bei ihrer Ausdehnung den Krümmungen des Rurthals und des Laufenbachthals anpassen müssen, die beide durch vorspringende Felsen eingeengt und an einzelnen Stellen scheinbar gänzlich abgeschlossen sind. Für die Häuser war wenig Platz vorhanden, sie scheinen bald an die Bergwand angeklebt zu sein, bald, von kühnen Unterbauten gestützt, über dem Flusse zu hängen. Stockwerk ist auf Stockwerk getürmt; Treppen, Brücken und Stege stellen die Verbindung mit der Straße her, die, in den Felsen gesprengt und gehauen, bald steigt und bald wieder fällt. Gerade die älteste und interessanteste Häusergruppe, die in dem zur Aukirche gehörenden Stadtteile liegt, ist im Jahre 1877 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen, aber auch noch heute gilt Montjoie mit Recht für eine wahre Fundgrube malerischer Architekturmotive. Hohe Giebel mit altertümlichen Wetterfahnen, zierliche Türmchen und Erker, reich ornamentierte Thür- und Fensterrahmen, phantastisch geformte Wasserspeier, das alles sind Einzelheiten, die uns in veränderter Gestalt immer wieder begegnen. Besonders schön ist das Christoffelsche Haus mit seinem Wappenschmuck, doch fehlt es auch sonst nicht an Monumentalbauten von höchst gediegner Pracht. Fast überall hat sich der alte, schlicht vornehme Hausrat erhalten, und in jedem bessern Bürgerhause begegnen wir Möbeln aus der Barock- und der Rokokozeit und namentlich aus der Zeit Ludwigs XV. In meinem Hotelzimmer fand ich Spiegel, Schränkchen und Tische, die jedem Kunstgewerbemuseum zur Zierde gereichen würden. Gute Kupferstiche der französischen Schulen und englische Farbenstiche verrieten, daß die frühern Bewohner des Hauses Kunstsinn gehabt und mit der großen Welt in Verbindung gestanden hatten.

Wie schon angedeutet worden ist, liegt auch in Montjoie der Bahnhof weit außerhalb der Stadt. Wenn man nicht vorzieht, den langgezognen Schleifen der bequemen Landstraße zu folgen, kann man auf einem sehr steilen Fußwege in kürzerer Zeit zur Station gelangen und dann, eine Zeit lang auf der Höhe hinwandernd, die abwechslungsreiche Aussicht auf das zerklüftete Rurthal und das Hochplateau genießen, das man, wenn man von Gemünd gekommen ist, passiert hat. Die Abdachung des Hohen Venns, auf der der Bahnhof liegt, hat annähernd dieselbe Höhe wie das Land jenseits der Rur und des Laufenbachs. Wer sich also von Nordwesten der Stadt nähert, sieht die ganze Gegend als ununterbrochne Hochfläche vor sich liegen und bemerkt Montjoie erst in dem Augenblick, wo er den Rand des Vennplateaus erreicht

und nun plötzlich vor dem tiefen Abgrunde steht, aus dem ihm die hellen Schieferdächer entgegenschimmern. Ganz in der Ferne, in südöstlicher Richtung, erkennt man Höfen mit seinen weit verstreuten Häusern und dem spitzen Kirchturm. Den Horizont schließt die schöne, sanftgewellte Linie des großen Forstes ab, der die Wasserscheide zwischen Rur und Olef krönt. Weniger großartig als diese Fernsicht, aber lieblicher ist der Blick auf den Berghang des linken Laufenbachufers. Dort wechselt Gartenland mit grünen Matten, auf denen Kühe und Ziegen weiden. Aber dieses idyllische Bild erhält nach rechts zu einen wildromantischen Abschluß: auf jäh abfallendem Felsen, gerade über der Stadt, droht ein mittelalterlicher Wartturm, der Haller. Setzen wir unsre Wandrung in südlicher Richtung fort — ein Weg, der auch dem Botaniker reiche Ausbeute liefert und namentlich wegen der hier vorkommenden neun Arten Farne beachtenswert ist —, so gelangt man zu dem mit herrlichen Fichten bestandnen Burgberge.

Das alte Schloß, von dem noch sehr ansehnliche Ruinen vorhanden sind, dürfte um die Mitte oder gegen das Ende des elften Jahrhunderts erbaut worden sein. Es gehörte ursprünglich dem altangesessenen Geschlechte derer von Montjoie und kam zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an das Jülichsche Herzoghaus, in dessen Besitz es mit kurzen Unterbrechungen — es wurde z. B. einmal an Reinhard von Schönforst verpfändet — verblieb, bis es im Jülichschen Erbfolgestreite an Pfalzbayern kam. In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurde es dann von den Franzosen nach heftiger Gegenwehr der Besatzung erstürmt und zerstört. Auf Anregung des Kaisers hat die Stadt neuerdings die schöne aber sehr baufällige Ruine aus Privatbesitz erworben. Zu den Kosten des Ankaufs und der Restaurierung sind aus der Kaiserlichen Schatulle 5000 Mark und von der Provinz 7000 Mark beigesteuert worden. Zur Zeit ist man damit beschäftigt, die baufälligen Mauern zu stützen und die durch Schutt versperrten Zugänge wieder passierbar zu machen. Der gewaltige, in zwei Stockwerken mit gewölbten Räumen versehene Bergfried ist schon restauriert und mit einer Plattform ausgestattet worden. Auf der untern Bergterrasse, aber noch innerhalb des Mauerkranzes, liegen einige vollständig erhaltne Burgteile, die heute als Hospital dienen. Daneben steht die zur Zeit als Heumagazin benutzte Burgkapelle.

Die Aussicht vom obern Burghofe über diese Gebäude hinweg auf die Stadt und die sie umkränzenden Berge ist unvergleichlich schön. Aus der Vogelperspektive gesehen präsentieren sich all die Dächer, Türmchen und engen Höfe als chaotisches Gewirr, worin sich das Auge nur langsam zurechtfindet. Jenseits des Thales auf dem Bergrücken gewahrt man den Friedhof, dessen zierliche neue Kapelle freundlich zu uns herübergrüßt. Treten wir an den besonders steil abfallenden westlichen Abhang des Schloßberges, wo ein schwalbennestartig an der Umfassungsmauer klebender Steinbalkon zur Ausschau einladet, so schauen wir auf die Burgaue hinab, den obern, an industriellen Anlagen besonders reichen Teil des städtischen Weichbilds.

Im Burghofe waren hölzerne Buden und Zelte aufgeschlagen. Guirlanden aus Tannengrün und Herbstblumen deuteten auf eine frohe Feier. Die Schützengesellschaft von Montjoie, die sich den Schloßzwinger als Schießstand eingerichtet hat, begeht alljährlich um diese Zeit ihr Schützenfest auf der Burg, und die vielen rings umher verstreuten leeren Flaschen verrieten, daß man über den heiligen Sebastian auch Bacchus und Gambrinus nicht vernachlässigt hatte. Ein Scheibenschießen bürgerlicher Schützen, das innerhalb der Mauern eines Feudalschlosses gefeiert wird, entbehrt keineswegs einer tiefern Bedeutung. Der große Umschwung, den die Erfindung des Schießpulvers auf allen Gebieten des Lebens hervorrief, kann durch nichts ausdrucksvoller gekennzeichnet werden. Wir wissen, daß mit der Erfindung der Schußwaffen die Sterbestunde des auf persönliche Kraft und Gewandtheit begründeten Rittertums geschlagen hatte. Der Edelmann, zugleich Schirmherr und Unterdrücker der ihm unterthänigen Bürger, stieg von seinem Felsenneſt ins flache Land und wandte seine Fürsorge nun den Bauern zu, die er zu sich in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis, wie früher die Bürger, zu bringen wußte. Verspürte er noch Neigung zum Waffenhandwerk, so nahm er Kriegsdienste in der Armee irgend eines fürstlichen Herrn. Aber jetzt entschieden über den Ausgang eines Kampfes andre Kräfte als vordem, Mut und Fertigkeiten des Einzelnen spielten nur noch eine untergeordnete Rolle: die Intelligenz triumphierte über die physische Kraft. Mit der Notwendigkeit, sich der eignen Haut zu wehren und Hab und Gut gegen die drohenden Überfälle eines neidischen Nachbarn zu sichern, schwand auch das Bedürfnis, sich in friedlichen Zeiten in dem Gebrauche der Waffen zu üben. Helm und Schild rosteten in der Halle oder im Ahnensaal, und der Lärm der Turniere verstummte. Nun setzten die frei gewordnen Bürger den Wettstreit in dem Gebrauche der Waffen fort, aber sie wählten hierzu bezeichnenderweise Fernwaffen: die Armbrust und die Büchse, die einzigen Gewehre, die der Kampfweise der neuen Zeit noch entsprachen, und die eine Beteiligung vieler beim Kampfspiele zuließen. An alles das mußte ich denken, als mich der alte Burgwart auf die Schießscheibe im Zwinger aufmerksam machte. Er that dies in einem wenn nicht geringschätzigen, so doch halb bedauernden, halb entschuldigenden Tone, gerade als ob er im Grunde seines Herzens die ganze Schießerei dort oben für eine Profanierung „seiner“ Burg halte. Ob sich der feudale Geist, der einst in diesen Mauern herrschte, wohl in der Seele des Greises eine Heimstätte gesucht hat?

Draußen vor dem Burgthore fiel mir ein vom Alter geschwärztes hölzernes Kruzifix wegen des eigentümlichen Schmuckes auf, mit dem fromme Hände es behängt hatten. Allerlei herbstliche Beeren, rote Vogelkirschen, schwarzblaue Schlehenfrüchte, wachsgelbe Kirschäpfel und leuchtende Hagebutten waren zu langen Schnüren und Ketten vereinigt, schlangen sich um den Gekreuzigten und hingen als Guirlanden vom Schutzdache bis zur Erde hinab. Hatte ein kindlich frommes Gemüt diese schöne Zier erfunden, oder lag diesem Opfer ein uralter Brauch zu Grunde, der vielleicht noch aus der Zeit her-

rühren konnte, wo die einstigen Herren dieses Landes, die Römer, die Priaposhermen ihrer Gärten und Äcker mit Fruchtguirlanden umwanden?

Den Nachmittag benutzte ich zu einer Wandrung südlich von der Stadt. In der Burgaue überschritt ich die Rur und stieg durch den Fichtenwald zur Höhe empor. Von hier aus bietet sich dem Auge eine umfassende Fernsicht über das Hochplateau des Hohen Venns. Gewöhnlich liegt über dieser unwirtlichen Moorfläche eine dichte Nebelschicht, heute war jedoch die Luft so klar, daß ich bis zum Horizont alle Einzelheiten deutlich zu erkennen vermochte. Das Dörfchen Mützenich lag, hell von der Sonne beschienen, gerade vor mir; nach Westen und Südwesten zu wechselten unabsehbare Strecken braunen Ödlands mit grünen Wäldern. Wo sich die Rur in weiter Ferne zwischen den leichtgewellten Höhenzügen verliert, liegt die höchste Erhebung des ganzen Geländes, die 695 Meter hohe Botranche. Das Rurthal oberhalb Montjoies und das Thal des Perlenbachs, der hier in die Rur mündet, zeigen genau denselben landschaftlichen Charakter wie das Urftthal bei Gemünd. Auch hier springen bei jeder Krümmung des Flußbetts schroffe Schieferfelsen weit ins Thal vor. Die meisten sind dank der Bemühungen des ungemein thätigen Verschönerungsvereins zugänglich gemacht und mit einfachen Sitzbänken versehen worden. Von der Thalsohle aus kann man diese unter Tannengrün halb versteckten Ausluge leicht an den weiß-roten Fähnchen erkennen, die überall lustig flattern, wo es etwas Schönes zu sehen giebt.

Was die Spaziergänge in dieser Gegend so anziehend macht, ist der fortwährende Wechsel von friedlicher Waldeinsamkeit und wilder Felsromantik. Ich schritt auf der glatten braunen Nadelschicht des Fichtenhains wie auf einem Parkettboden dahin. Hie und da fiel ein Strahl der sich zum Horizont neigenden Sonne durch das Waldesdüster. Dann glühten die Stämme wie von bengalischem Rotfeuer beschienen, und die Fliegenschwämme, die hier mit andern, schwefelgelben Pilzen vereint in ganzen Gruppen standen, leuchteten so verlockend, als hätten sies darauf abgesehen, den Wandrer zu bethören. Und wenn ich dann an eine Lichtung kam und auf die Steinkanzel der Engelsley, der Teufelsley, und wie die Felsen alle heißen mögen, hinaustrat, dann lag das stille Thal mit seinem smaragdgrünen Wiesengrunde, längst schon von den Bergen des andern Ufers beschattet, zu meinen Füßen, das Murmeln des Wassers drang zu meinem Ohre herauf, und rings über den Höhen flimmerte das warme Licht, als könne der köstliche Herbsttag nie zu Ende gehn.

Berauscht von all dem Schönen, das ich hier oben genossen hatte, stieg ich ins Perlenbachthal hinab, wo das eisigkalte Wasser schon eine empfindbare Kühle verbreitete. Der Perlenbach hat seinen Namen von den darin gefundnen Flußperlmuscheln, deren Fang während der kurpfälzischen Herrschaft ein Regal der Regierung war. Wie eifersüchtig diese über ihren kostbaren Besitz wachte, ergiebt sich schon aus der drakonischen Verordnung, daß jeder, der beim Muschelsuchen ertappt werden würde, ohne Pardon aufgeknüpft werden sollte. Heute kann man ohne sonderliche Anfechtungen am Ufer des muntern Bachs spazieren

gehn, denn die juwelenspendenden Muscheln sind längst verschwunden. Wo sich das Thal, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Rurthale, verbreitert, führt die Landstraße in einem großen Bogen am Abhange des linken Bachufers entlang. Zur Rechten öffnet sich eine trichterförmige Mulde, deren üppige Grasvegetation mir verriet, wie wenig die Sonne in diesem von hohen Bergen eingeschlossenen Kessel zu wirken vermag. In der That waren hier Gras und Moos noch naß vom Tau der letzten Nacht. Die treffliche Beschaffenheit der Weide schien sogar einer Herde Kühe, die gerade vorübergetrieben wurde, aufzufallen. Wie auf Verabredung verließen die Tiere plötzlich die Chaussee und eilten den Abhang hinab. Die beiden Treiber hatten die größte Mühe, ihrer Schutzbefohlnen wieder habhaft zu werden. Wenn sie glücklich einen der Ausreißer auf die Straße zurückgetrieben hatten, ging ihnen ein andrer wieder durch. Dieses für den Unbeteiligten höchst ergötzliche Schauspiel, das bei der amphitheatralischen Form der Bühne eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stiergefechte hatte, nahm erst ein Ende, als einige Waldarbeiter den verzweifelten Rinderhirten zu Hilfe kamen.

Auf meiner doch mehrstündigen Wandrung war ich keinem einzigen Spaziergänger begegnet, obgleich das herrliche Herbstwetter meiner Ansicht nach doch jeden, der, unbehindert durch dienstliche Pflichten und Geschäfte, über seine Zeit verfügen konnte, ins Freie hätte locken müssen. Daß auch die Einwohner Montjoies gegen den Zauber ihrer Gegend gefeit sind, ist schließlich erklärlich, aber ich hätte doch vorausgesetzt, daß Aachner Naturfreunde den schönen Septembertag zu einem Ausflug in die Berge benutzt haben würden. Abends traf ich im Gasthofe allerdings mehrere Fremde. Es waren aber Belgier, die mit ihrem Automobilwagen die nordwestliche Eifel durchfuhren und in Montjoie über Nacht blieben. Je mehr man sich der belgischen Grenze nähert, desto häufiger begegnet man übrigens dem Automobil, für das man im Lande König Leopolds mindestens ebenso zu schwärmen scheint wie in Frankreich. Das neue Vehikel, das ich späterhin noch in allen denkbaren Typen zu sehen Gelegenheit hatte, entspricht zur Zeit noch keineswegs dem Ideale, das sich der Laie von einem solchen Beförderungsmittel zu machen geneigt ist. Es scheint fast, als hätten es diese häßlichen, polternden und übelduftenden Fahrzeuge darauf angelegt, zum mindesten drei menschliche Sinne zu kränken. Ihre Gestalt beleidigt das Auge, ihr Stoßen und Prusten das Ohr, und der hinter ihnen herziehende Benzingestank die Nase. Daß sie gelegentlich auch das Gefühl der Lenker und Passagiere verletzen, konnte ich aus dem Gespräche der belgischen Tischgenossen entnehmen, das sich hauptsächlich um allerlei unvorhergesehene Erlebnisse während der Automobilfahrt drehte. Wenn ich dem Sportlatein der braven Leute trauen darf, so gehören Schürfungen, Quetschungen, Arm- und Beinbrüche zum Programm einer genußreichen Fahrt.

Das reizende Montjoie verließ ich mit schwerem Herzen. Ich muß gestehn, daß ich bisher in keinem fremden Orte so schnell heimisch geworden bin wie in der gemütlichen Rurstadt. Die Reise nach Malmedy, meinem nächsten

Ziele, war für mich überreich an neuen Eindrücken. Nicht nur, daß sich der Charakter der Landschaft wesentlich veränderte; auch die Bevölkerung zeigte plötzlich ein völlig neues Gepräge: ich sah mich auf preußischem Grund und Boden von Angehörigen der großen romanischen Völkerfamilie umgeben. In der sattelartigen Einsenkung zwischen dem Hauptkerne des Hohen Venns und dessen nordöstlichem Ausläufer steigt die Bahn bis zum Flußbette hinab, überschreitet dieses mehreremale und zieht dann auf dem rechten Ufer bis zur Station Sourbrodt, dem ersten Orte mit wallonischer Bevölkerung, weiter. Die Fichtenwälder treten mehr und mehr zurück, sogar die Wiesen am Flusse werden immer dürftiger, und eine unabsehbare langsam ansteigende Heidefläche, deren gleichmäßige Färbung nur durch schwarze Torfgruben unterbrochen wird, breitet sich vor dem Auge des Reisenden aus.

Der Kreis Malmedy, zu dem diese Gegend gehört, besteht zu einem vollen Drittel aus Ödland. Er wird in dieser Hinsicht nur vom Kreise Prüm übertroffen, wo zwei Fünftel der gesamten Bodenfläche mit Heide und Ginster bedeckt sind. In der historischen Zeit ist das Hohe Venn allerdings immer ein baumloses Hochmoor gewesen, aber die vielfach in den Torf eingebetteten riesigen Eichenstämme beweisen zu Genüge, daß in frühern Perioden hier die herrlichsten Wälder gestanden haben. Seit dem Jahre 1877 ist für die Aufforstung manches geschehn, die Regierung hatte sogar einen besondern „Vennfonds" ausgeworfen, dessen Nutznießung für den angedeuteten Zweck jedoch nach den Bestimmungen mit dem nächsten Jahre erlischt. Sind auch inzwischen sehr weite Strecken Landes mit Fichten bepflanzt worden, so reichen diese jungen Wälder doch noch nicht hin, den öden und melancholischen Grundcharakter der Gegend wesentlich zu mildern. Die Aufforstung kann man hier übrigens bei weitem nicht so leicht bewerkstelligen wie in den übrigen Teilen der Eifel, da der Boden, um wärmeaufnahmefähig zu werden, einer gründlichen Entwässerung bedarf. Bemerkenswert ist es, daß die Hochfläche des Venns bis vor sechzig Jahren herrenloses Land war, dann aber den benachbarten Gemeinden zugeteilt wurde. Das Heidekraut wird als Streu benutzt; mit dem Torf, der feuchter und schwerer als der Lüneburger sein soll, weiß man indes nichts anzufangen. Dagegen hat das Land in seinem Reichtum an Preißelbeeren einen Schatz von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Besondre Genossenschaften (eine in Kalterherberg, eine in Weismes) haben die Verwertung der meist von Kindern gesammelten Beeren in die Hand genommen und können alljährlich mehrere tausend Mark an ihre Mitglieder abführen. Bei meinem Besuche in der dortigen Gegend war die Ernte gerade in vollem Gange. Für das Kilo wurde der doch gewiß ganz gute Preis von 44 bis 48 Pfennigen bezahlt.

In Sourbrodt kamen wallonische Bauern in mein Coupé. Es ist ein kräftiger, untersetzter Menschenschlag mit dunkelm Haar und dunkeln Augen. Die Intelligenz und Regsamkeit, durch die sie sich von ihren vlämischen Nachbarn vorteilhaft unterscheiden, waren auf den ersten Blick zu erkennen. Die

Männer trugen den nationalen blauen Leinwandkittel, der sich auch bei den Fuhrleuten am Niederrhein eingebürgert hat, die Frauen als letzten Rest einer früher gewiß recht kleidsamen Tracht einen seltsam geformten Strohhut, an dessen Rückseite ein weißer Schleier, wie man ihn an den Tropenhelmen unsrer Kolonialtruppen sieht, bis über den Nacken der Trägerin hinabhing. Die vordere Seite des topfartigen Hutes war mit einem handbreiten Streifen lebhaft gefärbter Leinwand oder Seide geziert, dessen beide Enden jedoch hinten nicht wieder zusammentrafen, sondern rechts und links, etwa über den Ohren, an das Strohgeflecht festgeheftet waren. Die Leutchen unterhielten sich, ganz im Gegensatze zu den wortkargen deutschen Eifelbauern, sehr lebhaft und schnell; ich erstaunte über die Länge der in monotonem Tonfall hervorgestoßenen, am Ende sich hebenden und in eine langgezogne Silbe ausklingenden Perioden, die nie durch Einwürfe der andern unterbrochen wurden.

Auch das Mienenspiel und die Gestikulation waren lebhaft, jedoch bei weitem nicht so ausdrucksvoll wie bei andern Romanen, z. B. den Italienern. Von der Unterhaltung vermochte ich nur wenig zu verstehn; das Wallonische, ein französischer Dialekt, ist reich an fremden, namentlich keltischen Elementen, über deren Ableitung sogar unter gewiegten Romanisten vielfach Meinungsverschiedenheit herrscht. Bemerkenswert ist, daß im wallonischen Alphabet neben den Buchstaben c und v genau wie im deutschen auch k und w vorkommen. Auf meine in französischer Sprache an die Reisegefährten gerichteten Fragen antworteten diese sehr zuvorkommend in reinem Französisch und später, als sie erfahren hatten, daß ich kein Belgier, wie sie vermutet hatten, sondern Deutscher sei, in ebenso reinem Deutsch, dessen Klangfarbe jedoch zeigte, daß es nicht aus deutschem Munde kam. In den Schulen der preußischen Wallonie wird, wie mir ein junger Bauer, der im vorigen Jahre vom Militär zurückgekommen war, mitteilte, in deutscher Sprache unterrichtet. Nur für die Religionsstunden ist das Französische als Idiom des Gottesdienstes beibehalten worden. In den entlegnern Teilen des Hohen Venns und in den der Grenze benachbarten Ortschaften verlernen die Leute ihr in der Schule gelerntes Deutsch zwar bald wieder, da es ihnen an Gelegenheit fehlt, deutsch zu sprechen, was indes nicht verhindert, daß sie sich als gute Preußen fühlen und um alles in der Welt nicht für Belgier gehalten sein wollen.

Die Bauart der wallonischen Häuser ist nicht wesentlich von der der deutschen verschieden, nur sind die Gehöfte fast durchweg mit hohen Buchenhecken zum Schutze gegen die rauhen Winde umgeben. Das Dorf Sourbrodt ist übrigens deshalb von einigem Interesse, weil von hier aus eine kleine, von den Soldaten „der feurige Elias“ genannte Militärbahn nach dem nahen eine Quadratmeile großen Artillerieschießplatz Elsenborn führt, die die Bestimmung hat, die zur Verpflegung der während der Sommermonate hier lagernden Soldaten (etwa fünftausend) nötigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Bei dem Dorfe Weiwertz überschreitet die Bahn das Flüßchen Warche und biegt dann im rechten Winkel nach Westen, wo sich zwischen Faymonville

und Weismes die Nebenbahn nach Malmedy abzweigt. Hier sind die Berghänge wieder bewaldet, verflachen sich mehr und mehr und umschließen endlich eine breite Thalmulde, die mit dem Warchethale zusammentrifft. Dort liegt, gegen Nord- und Ostwinde geschützt und von grünen Wiesen umgeben Malmedy, die Hauptstadt des preußischen Wallonenlandes.

Das preußische Kadettenkorps als gelehrte Schule

(Schluß)

Die Kommandeure der Hauptanstalt, Oberstleutnants oder Obersten, die als Generalmajor häufig auch Kommandeur des Kadettenkorps werden, sind fast ohne Ausnahme sehr tüchtige Offiziere, die eine glänzende Karriere machen und oft bis zum Generalleutnant oder noch höher aufsteigen. Ich habe den größten Respekt vor ihrer Berufsbildung, ihrer Thatkraft und vorbildlichen Haltung und erkenne willig an, daß ein solcher Mann beurteilen kann, ob ein Lehrer schlaff oder energisch, anregend oder langweilig, in manchen Fächern auch ob er im einzelnen Falle klar oder unklar ist. Das ist aber doch nur eine Seite der Sache und kann nicht ausreichen. Es gehört noch viel mehr dazu, wissenschaftlichen Unterricht zu beurteilen, nämlich ein ziemlich hohes Maß allgemeiner Bildung und ein Umfang positiver Kenntnisse, wie man beides wohl an einem Roon und einem Moltke bewundert hat, wie es sich aber unbedingt nicht bei allen Generalen findet, die es auch gar nicht brauchen. Kann ich denn z. B. die schulmäßige Darstellung der französischen Revolution in U II wirklich beurteilen, wenn mir nicht der gesamte Stoff in seinen tiefern Zusammenhängen vollkommen gegenwärtig ist? Von Fragen des Verfassungs- und Wirtschaftslebens gar nicht zu reden. Nein, der anspruchsvolle Dienst im Heere, der mindestens noch für den Hauptmann große physische Anstrengungen mit sich bringt, die immer feinere Ausgestaltung der Kriegswissenschaft, der beständig wachsende Umfang der Aufgaben der Heeresverwaltung lassen den Offizieren wahrlich wenig Zeit, Fächer allgemeiner wissenschaftlicher Bildung dauernd und tief zu pflegen. Man bedenke auch, daß in Groß-Lichterfelde in etwa 36 Klassen gegen sechzig Personen unterrichten, und das in zehn Fächern. Welche kleinen Teile der Jahrespensa sollen da den inspizierenden Vorgesetzten in den Unterricht einführen und ihm eine Übersicht bieten? Dazu kommt noch die Selekta; ihre Leitung hat zwar der etatsmäßige Stabsoffizier, sie gehört aber doch auch zur Hauptkadettenanstalt und ist mit unter deren Kommandeur gestellt. In der Beurteilung der verschiednen Persönlichkeiten selbst werden nun allerdings höhere Offiziere durch ihre große Übung ungemein unterstützt.

Ich habe schon oben von irrigen Grundanschauungen bei den Militärlehrern gesprochen. Noch mehr fast treten sie bei manchem Kommandeur des Kadettenkorps hervor. Wie sollte es auch anders sein, wenn ein Mann erst

als ausgehender Vierziger mit dem Unterricht an einer höhern Schule zu thun bekommt, worauf ihn bis dahin weder Neigung noch Beruf hingewiesen hatten. Auch wenn er Lehrer an einer Kriegsschule gewesen ist, hat er durchaus nicht die Erfahrungen, die ihn zu einem autoritativen Urteile in Fragen des wissenschaftlichen Schulunterrichts berechtigten. Denn der Unterricht an einer Kriegsschule ist etwas ganz andres nach Gegenstand, Methode und Ziel. In seinen Ansprüchen an die Leistungen der Kadetten wird der Kommandeur so gut wie die Oberlehrer diesen Widerspruch zu empfinden haben; ohne ihn in seiner tiefern Begründung zu erkennen, wird er ihn vergeblich zu überwinden suchen. Einen öffentlichen Beweis dafür, wie wenig auch ein hervorragender General Wesen, Ziel und Wirkung des wissenschaftlichen Schulunterrichts erkannt hat, liefert die Rede des jetzigen Kriegsministers, in der er am 22. Februar 1900 auf Bebels Angriff wegen der Beteiligung von Offizieren am Spiel im Klub der Harmlosen antwortete, indem er sie mit den Worten beendete: „Wir schließen aus dem Prozeß, daß wir die Bildung der Offiziere erhöhen müssen, daß wir den Unterricht im Kadettenhause und die Anforderungen an das Offizierexamen so gestalten müssen, daß wir charakterfeste Leute bekommen." Was hat sich der Redner wohl dabei gedacht? Dem Wortlaut nach scheint er zu meinen, daß strenge Examina moralische Wirkungen haben. Bei hohem Ziel wird die Thatkraft angespornt und eine Auslese der verstandesmäßig Begabtesten erzielt. Aber vor Fehltritten wie bei den Harmlosen behütet nur wahre und tiefe Geistes- oder Herzensbildung, und die sind nicht so leicht zu geben oder zu erlangen. Jedenfalls sind also die im militärischen Bildungswesen bestehenden Verhältnisse nach der Ansicht des Ministers verbesserungsbedürftig.

Aus dem militärischen Beruf und Wesen der Kommandeure erwächst für das Kadettenkorps als Schule noch etwas Ungünstiges. Ich meine ihren großen Thätigkeitsdrang und ihre ruhelose Art, die Gewohnheit, innerhalb ihres Wirkungskreises sich und ihre Anschauungen überall und immer zur Geltung zu bringen. Damit vermehren manche dieser Herren die große Unruhe des Anstaltslebens ungemein. Sehr viele Zivilanstalten werden gewiß zu wenig revidiert. Das Gegenteil scheint im Kadettenkorps zu geschehn. Nun wird zwar jeder neue Direktor bei den Lehrern seiner Anstalt viel hospitieren, um das Kollegium kennen zu lernen und nach Pflicht und Gewissen sein Urteil zu fällen. Andrerseits legt der eine Schulrat den Hauptwert auf dies, sein Nachfolger auf das. Aber im Kadettenkorps erfolgt der Wechsel der Vorgesetzten viel schneller, an den Voranstalten wird ein Kommandeur vier und fünf Jahre bleiben, an der Hauptanstalt und im Kommando des Kadettenkorps dagegen selten mehr als drei. Zufällige und persönliche Neigungen spielen also eine größere Rolle. So fallen nicht selten Anleitungen und Anweisungen für wissenschaftlichen Unterricht, die von beliebigen Offizieren auf Anregung eines Korpskommandeurs verfaßt waren und auf deren Benutzung dieser streng gehalten hatte, erbarmungslos aber mit Recht dem nächsten Wechsel im Kommando zum Opfer. Endlich kann man nicht bei allen Offizieren ein Verständnis für den Satz erwarten, daß ein Lehren, das geistige Bildung zum Ziel hat, nur in der Freiheit gedeihe, wenigstens bei einem gewissen Maße von Freiheit. Dieser Vorwurf wird zwar den Schulbehörden unsrer Zeit überhaupt gemacht, er richtet sich gegen ein allgemeines Übel, gegen die absolute Herrschaft der Bureaukratie. Im Kadettenkorps wird aber beengende Vorschrift und harte Kontrolle doch wohl viel stärker geübt. Aber das hat auch seine guten Seiten: jede Unterrichtsstunde wird hier pünktlich begonnen, wobei allerdings

zu bemerken ist, daß es vernünftigerweise Pausen unter zehn Minuten nicht giebt; die Jahrespensa jedes Fachs werden regelmäßiger wenigstens äußerlich erledigt.

Mit dem Zweifel daran, ob dem Lehrer im Kadettenkorps für persönliche Auffassung und Lösung seiner Aufgabe genügender Spielraum bleibt, sind wir an und in eine theoretische Forderung gelangt, die ich hier nicht erwähnen würde, wenn nicht immer wieder die Behauptung hervorträte, daß man sie im Kadettenkorps mehr beachte und erfülle als auf den höhern Schulen, die Forderung nämlich, im Unterrichte zu individualisieren. Bezeichnenderweise bricht einer unsrer hervorragendsten und loyalsten Schulmänner in seiner „praktischen Pädagogik“ gerade bei diesem Kapitel in den Stoßseufzer aus: „Es ist ja nicht anders . . ., mit der staatlichen Ordnung der Schulverhältnisse ist auch in die höhern Schulen militärischer Geist eingezogen. Dieser Geist verlangt eine gewisse Allgemeinzucht, ein gewisses Maß von Schematisieren usw.“ Dieser Geist, können wir fortfahren, muß im Kadettenkorps noch viel stärker ausgeprägt sein. Er wird also einem günstigen Umstande entgegenwirken: der geringern Klassenfrequenz, die im Kadettenkorps überall kaum über fünfundzwanzig steigt — übrigens ein in der Sekunda auch sonst meist herrschender Zustand. Ihre Wirkung wird im Kadettenkorps durch ungünstige Umstände fast völlig aufgehoben. Dazu zähle ich sehr vieles, was schon besprochen ist. Ich erinnere an das ausgeprägte Fachlehrersystem, an die sonst nirgends vorkommende Zahl der Lehrer jeder Anstalt, an das Fehlen des eigentlichen Schullebens, an den schnellen Wechsel der Schüler, die der Mehrzahl nach an den Voranstalten drei, an der Hauptanstalt zwei Jahre zubringen. Wie sollen endlich alle die militärischen Lehrer individualisieren, die mindestens im ersten Jahre ihrer Thätigkeit mit dem Stoff zu ringen haben!

Daß ein starkes Drittel dieser Lehrpersonen weder eine akademische noch eine seminaristische Vorbildung für ihr Lehramt empfangen hat, macht die Auswahl der Lehr- und Hilfsbücher wichtiger als anderswo. Man kann nun nicht sagen, daß die Generalinspektion des Militärbildungswesens hierbei eine glückliche Hand gehabt hätte. So lange das Kadettenkorps nur Offiziervorschule sein wollte, lag es nahe, für manchen Gegenstand eigne Lehrbücher zu benutzen. In dieser Beschränkung wäre es vielleicht dazu berechtigt. In Mathematik, Geschichte, Geographie waren bei der Vorliebe des Soldaten für diese Fächer eigne ganz tüchtige Bücher vorhanden. Als man dann das Kadettenkorps in seinem Lehrplan dem höhern Schulwesen Preußens einigermaßen einfügte, ersetzte man zum Teil die veralteten oder ließ sie neu bearbeiten.

Die Generalinspektion des Militärbildungswesens war damals, im Anfang der neunziger Jahre, einem Manne übertragen, der, wie es scheint, die Ansicht hatte, daß bei dem Ersatz veralteter Lehrbücher fast keins der auf jedem Gebiete vorhandnen, längst erprobten für das Kadettenkorps geeignet und brauchbar sei. Dazu kam der verhängnisvolle Irrtum, zu glauben, daß unter achtzig wissenschaftlichen Lehrern, die höchstens einen Durchschnitt ihres Standes darstellen, eine ganze Anzahl geeignet und berufen sein müßte, für die meisten Lehrfächer ein Hilfsbuch zu schreiben. So begann eine emsige Bücherfabrikation durch Lehrer des Kadettenkorps, in der Geschichte beteiligten sich daran nicht weniger als vier. Im allgemeinen sei festgestellt, daß die beachtenswerte Kritik, soweit sie von diesen Werken überhaupt Notiz genommen hat, nur für die französischen und die englischen günstig ausgefallen ist, am härtesten für geschichtliche und deutsche.

Eine besondre Besprechung verdienen die Lehrbücher der Geschichte. Von dem Krebsgang ist seiner Zeit zu viel Aufhebens gemacht worden. Wie er

in Wahrheit undurchführbar ist, weil er dem Gesetz der historischen Entwicklung ins Gesicht schlägt, so hat ihn auch nur der Verfasser des historischen Lesebuchs für VI streng zu beobachten versucht. Leider bietet er dazu so viel Einzelheiten an Zahlen und solche Wendungen, daß man denken muß, diese Schätze stammten aus Vorbereitungsheften für den Unterricht in O II und I. Es handelt sich dabei wie auf den höhern Schulen um Lebensbilder der preußisch-deutschen Herrscher aus den letzten beiden Jahrhunderten. Die geschichtlichen müssen sich natürlich an den Lehrplan der Geschichte anschließen. Er ist so verschieden von dem der höhern Schulen, daß ich ihn schon hier in aller Kürze neben die Lehraufgaben dieser hersetzen will, während ich auf die Bedeutung dieses Unterschieds später eingehn werde. Die Pensa der Zivilschulen gebe ich ganz kurz in den Klammern.

V „Lebensbilder aus der deutschen Geschichte von 1415 bis zum Zeitalter der Karolinger." (Erzählungen aus der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer.)

IV „Darstellung der hervorragendsten Persönlichkeiten und wichtigsten Ereignisse aus der neuern und neusten Geschichte der europäischen Reiche seit dem Zeitalter der Entdeckungen." (Übersicht über die griechische Geschichte bis 323 v. Chr. Geb. und über die römische bis 14 n. Chr. Geb.)

U III „Alte Geschichte bis 476 n. Chr." (Überblick über die weströmische Kaisergeschichte und deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters.)

O III „Geschichte des Mittelalters, fortgesetzt bis 1648." (Deutsche Geschichte vom Ausgang des Mittelalters bis 1740, insbesondre brandenburgisch-preußische Geschichte.)

U II „Geschichte der neuern Zeit bis 1802." (Deutsche und preußische Geschichte von 1740 bis zur Gegenwart.)

Die Unterschiede in O II, U I und O I bespreche ich später so genau, daß hier eine Angabe der Pensa überflüssig ist.

Das historische Lese- und Lehrbuch für V, von einem andern Verfasser, zeigt nur einen gemäßigten Krebsgang, es faßt größere Zeiträume in der üblichen Zeitfolge zusammen und geht dann zum vorhergehenden Zeitraum über. Es ist günstiger zu beurteilen. Der Abriß der neuern Geschichte für IV, von einem dritten Verfasser, ist eins der besten Bücher des Kadettenkorps. Es beachtet den Krebsgang gar nicht. Der Lernstoff für die Klassen U III bis O II und I endlich ist von zwei Professoren auf Grund eines ältern Buchs des Kadettenkorps in einem Bändchen neu bearbeitet. Ob der alte Leitfaden noch schlechter war, habe ich nicht untersucht. Jetzt ist der gewaltige Stoff so elend zusammengestrichen, daß von einem Zusammenhange keine Rede ist. Wohl lassen sich z. B. die Grundzüge des deutschen Mittelalters auf einigen Druckseiten abthun, wobei man noch mehr an Zahlen und Daten sparen kann. Das werden aber mehr oder weniger allgemeine Gedanken sein, die nur dem Kundigen verständlich sind, nur dem mit den Einzelheiten Vertrauten wirklich eine Übersicht bieten. An dieser verderblichen Beschränkung — Diktieren oder Nachschreiben im Unterricht ist verboten — mögen ja die Verfasser weniger schuld sein. Für andres aber trifft sie die volle Verantwortung. Die alte Geschichte ist so behandelt, als wenn das Buch vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben wäre, im großen und kleinen. Und wie überwiegt in der neuern Zeit die Kriegsgeschichte! Wie ist Verfassungs-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte abgethan! Daß ich kein Anhänger übertriebner Betonung dieser Gebiete bin, will ich ausdrücklich versichern. Von den Ursachen der Niederlagen und des Sturzes Preußens im Jahre 1806/7 findet man so gut wie

nichts, die Reformen und die Reorganisation sind auf einer ganzen Seite behandelt. Die Darstellung des Wirkens Bismarcks endlich ist so, daß man sagen muß, wenn der Unterricht selbst, der Vortrag des Lehrers, keine Gewähr bietet, weltgeschichtliche Stellung und Beruf dieses größten Staatsmanns der Deutschen einigermaßen zum Verständnis zu bringen, so haben sich die Verfasser am Geiste der Geschichte aufs schwerste vergangen. Dieser Vorwurf trifft allerdings auch die meisten andern Lehrbücher der Geschichte, deren Verfasser zudem nicht solche Entschuldigung vorbringen können wie diese Kadettenlehrer. Ein einziges Büchlein ist von einem Offizier geschrieben. Er hat seine Sache gut gemacht. Seine „Heimatskunde, Grundzüge des Unterrichts für die Sexta höherer Lehranstalten" verdient alle Beachtung und Verbreitung. Mit Unterrichts- und Anschauungsmitteln ist das Kadettenkorps im übrigen genügend versehen. Für die Geographie ist glänzend gesorgt. Der Bestand an historischen Karten dagegen ist wohl ziemlich dürftig. Die Perthesschen Wandkarten zur Geschichte Europas waren 1895 noch nicht angeschafft. Was man vor etwa zehn Jahren an solchen Karten durch Handzeichnung von Offizieren und Zivillehrern anfertigen ließ, war für den Unterricht wenig brauchbar. Was soll eine Wandkarte, die ohne Terrain nur mit den politischen Grenzen die Feldzüge Friedrichs des Großen aus einigen Kriegsjahren zugleich darstellt! Man denke sich das Gewirr durcheinanderlaufender Linien!

Wir haben gesehen, daß der Lehrplan des Kadettenkorps in der Geschichte von dem der höhern Schulen völlig verschieden ist, was ja bis zu einem gewissen Grade eigne Lehrbücher, aber nur bis zu U III, erfordert. Den eigentlichen Grund für diese Verschiedenheit habe ich noch nicht mitgeteilt. Der Lehrplan ist mit seinen Lehraufgaben und der Stundenzahl eben nicht auf eine neunstufige, sondern auf eine siebenstufige Anstalt zugeschnitten, weil für mehr als 90 Prozent der Kadetten der einjährige Besuch der O II der Abschluß des wissenschaftlichen Schulunterrichts ist. Um für Wiederholungen neben der Durchnahme des neunzehnten Jahrhunderts Zeit zu gewinnen, sind darum in O II vier Wochenstunden Geschichte angesetzt. Demselben Umstande trägt auch der Lehrplan im Deutschen und in der Geographie Rechnung; für diese sind auch in U II zwei Stunden, in O II sogar je drei Stunden bestimmt. Die Chemie setzt nicht schon in O II wie auf dem Realgymnasium mit zwei Stunden, sondern erst in U I mit drei ein, d. h. die Masse der Kadetten hat in diesem Fache ein Manko gegenüber dem Realgymnasiasten, der nach U I aufsteigen darf. Warum man dagegen dem Latein in den drei untern Klassen je eine Wochenstunde nimmt, warum man das Englische erst in O III mit vier Stunden anfangen läßt, dem Französischen in U III acht Stunden zuweist, und es in der nächsten Klasse wieder auf vier beschränkt, ist schwer einzusehen. Die tägliche Morgenandacht und der Sonntagsgottesdienst mag schließlich die in O II ausfallende Religionsstunde decken.

Auch alle diese Unterschiede können gewiß nicht ohne Wirkung auf die Ergebnisse des Unterrichts bleiben. Diese hängen jedoch noch von einer Bedingung ab, nämlich von der Einrichtung und der Verwendung der Arbeitsstunden, die ja in jedem Internat streng geregelt sein müssen und ein wesentlicher Teil der Hausordnung sind. Diese muß im Kadettenkorps stark von den Grundsätzen der militärischen Erziehung bestimmt sein. So bleiben nur zwei bis drei Arbeitsstunden täglich übrig, d. h. eine volle Stunde weniger als ein so ausgezeichnetes Internat wie Ilfeld ansetzt. Hier aber ist ganz gewiß die Zahl der lernbegabten, wissenschaftlich interessierten, selbstthätigen Zöglinge relativ viel größer als im Kadettenkorps. Die Arbeitsstunden des Kadettenkorps liegen im Sommer aber auch ungünstig, nämlich in der Zeit von $^1/_2$3 bis 5 Uhr, damit für

Turnen, Fechten, Schwimmen die nötige Zeit bleibt, obgleich das an drei Nachmittagen bequem dahin abgeändert werden könnte, daß die Arbeitsstunden in die Zeit von $^1/_2$5 bis 7 Uhr fielen. Für ihr strenges Einhalten, unbedingte Ruhe und äußerliche Benutzung wird durch die Erzieher gesorgt, die auch die schriftlichen Arbeiten so kontrollieren, daß diese schon in den Voranstalten im allgemeinen musterhaft sauber und deutlich geschrieben sind. Mehr zu leisten hindert die Erzieher die große Zahl der ihnen zugewiesenen Kadetten, sowie ihre Vorbildung und ihre Kenntnisse.

Länger für den Unterricht zu arbeiten, als es die vorgeschriebne Zeit erlaubt, mag im Kadettenkorps nicht leicht sein. Die Zahl der Freistunden ist zwar reichlich bemessen, aber eine andre Benutzung ist an besondre Erlaubnis gebunden und bedarf doch der Aufsicht, endlich braucht der Kadett Erholung und Ausspannung beinahe mehr als ein gleichaltriger Schüler andrer Anstalten, weil er neben den eigentlichen körperlichen Übungen durch die Äußerlichkeiten des militärischen Lebens stark in Anspruch genommen wird. Es ist das ein höchst wichtiger Punkt bei der Beurteilung des Kadettenkorps als Schule; es liegt mir fern, die strenge militärische Ordnung, die dem Kadetten in allem und jedem anerzogen wird, in ihrem Werte zu unterschätzen, aber gerade heranwachsende Knaben verbrauchen in den Appellen, den Revisionen und Inspektionen einen gewissen Teil ihrer geistigen Spannkraft und Arbeitskraft.

Die körperlichen Übungen werden nicht übertrieben. Dem eigentlichen Turnunterricht wird weniger Zeit eingeräumt, als man vielleicht gewöhnlich glaubt. Nun zeigen Turnaufführungen bei Gelegenheit eines Sedanfestes an einer Voranstalt oder der sogenannte Korso an der Hauptanstalt gewiß weit glänzendere Leistungen, als sie eine Realschule mit etwa 200 Schülern oder ein großes Doppelgymnasium mit 600 bis 700 in der Regel wird aufweisen können. Doch ist das sehr erklärlich. Zunächst stehn im Kadettenkorps überall Männer zur Verfügung, die mit besonderm Geschick Festlichkeiten und Aufführungen jeder Art zu arrangieren vermögen. Dazu kommt vielerlei andres. Es werden nur gesunde Knaben aufgenommen; sie erfreuen sich einer vortrefflichen Körperpflege und Kost. Ist das bei allen Schülern einer höhern Schule der Fall? Wie manchem Sohn bedürftiger Eltern fehlt beides gerade in der Zeit der Entwicklung! Exerzieren, Tanzen, Schwimmen, Fechten, Radfahren sind ebenfalls in Rechnung zu stellen. Endlich sind die allermeisten Kadetten von vornherein zu Leibesübungen willig, und es stehn ihnen auch während der Pausen und Freistunden Barren, Reck, Langbaum, Leitergerüst zur Benutzung bereit. Unter den tausend Kadetten der Hauptanstalt hundert gute, fünfzig vorzügliche Turner auszuwählen und sich zeigen zu lassen, ist also schließlich nichts besonders Schwieriges.

Im ganzen leistet offenbar das Kadettenkorps in seiner Erziehung das, was die maßgebenden Stellen erwarten. Freilich wird von mancher Seite behauptet, daß in unsern Tagen in der Armee wieder mehr Gewicht auf Äußerlichkeiten gelegt wird, als nötig ist; das gesteigerte Standesbewußtsein teilt sich schon dem Kadetten mit, und auch mancher Offizier wird ihn nicht, wie Boesser, bloß „manchmal etwas zu selbstbewußt" nennen, sondern zugeben, daß oft genug Einbildung und vorzeitiger Standeshochmut vorkommen. Mindestens würde es aber sehr schwer sein, den Einwand großer Einseitigkeit der Kadettenerziehung zu widerlegen, wie er in dieser Zeitschrift vor vier Jahren*) so überzeugend dargestellt worden ist.

*) 1896 Heft 49, 1897 Heft 4.

So bliebe mir noch das schwierige Thema der Ergebnisse und Erfolge im Unterricht. Ich sage mit Bedacht das schwierige, um zu zeigen, daß ich wenigstens das Streben und den guten Willen habe, nicht leichtfertig zu urteilen. Ich bespreche aber auch diesen Punkt nur mit Rücksicht auf das, was das Kadettenkorps sein will, wenn es seine Abiturienten auf die Universität entläßt. Dadurch ergiebt sich der Vergleich mit der gelehrten Schule von selbst.

Wenn ein erfahrner, vorurteilsfreier und sehr selbständiger Provinzialschulrat den Auftrag bekäme, einige Jahre hintereinander neben fünf Realgymnasien mehrere Kadettenhäuser und die Hauptanstalt gründlich zu revidieren, so läge in seinen Berichten für die Beurteilung des Kadettenkorps als höherer Schule eine Grundlage vor, die allgemein anerkannt werden müßte. Wir haben aber nichts dergleichen. Vor vielen Jahren fand einmal eine Revision des mathematischen Unterrichts durch einen Ministerialrat statt, worüber nichts veröffentlicht worden ist. Nun liegen Selbstzeugnisse von militärischer Seite vor. Eigenlob, um solches handelt es sich doch, begegnet im allgemeinen starkem Mißtrauen und findet nur nach ernstlicher Prüfung Glauben. Diese vorzunehmen lohnt sich bei uns außerdem deshalb, weil dabei noch besondre, bisher nicht berührte Verhältnisse in helle Beleuchtung gerückt werden. Boesser berichtet nämlich mit Stolz, daß im Kadettenkorps durchschnittlich eine Versetzung von 90 Prozent erreicht werde. Das setzt voraus, daß an einzelnen Voranstalten und vielen Klassen der Hauptanstalt die Zahl noch höher, also bis 93 und 95 Prozent steigt. Für eine höhere Schule Preußens sind das auch jetzt noch sehr seltne Zahlen, obgleich auf Grund einer Ministerialverfügung die Provinzialschulkollegien von dem Direktor besondern Bericht einfordern, wenn die Versetzten in einer Klasse stark unter 75 Prozent sinken.

Früher, als man noch glaubte, die höhern Schulen, besonders die Gymnasien hätten die wichtige und hohe Aufgabe, die Auslese zu treffen, bekümmerte sich die Aufsichtsbehörde nur in einzelnen Fällen um diese Verhältnisse. Auch jetzt begnügt man sich noch mit einfacher Begründung, und am Ende sind 75 Prozent eine erträgliche Grenze. In den Erläuterungen zu den amtlichen Lehrplänen von 1892 wurden die 40 Prozent, die auch ohne Freiwilligenzeugnis die höhern Schulen verließen, als nicht auf solche Anstalten gehörig bezeichnet. Ich halte diese Beurteilung nicht bei allen 40 Prozent, sondern nur bei 25 bis 30 Prozent für berechtigt. Sollte das Kadettenkorps von solchen Elementen so viel weniger haben? An sich muß ja die militärische Erziehungsanstalt ganz andre Grundsätze für die Aufnahme anwenden als z. B. Schulpforta. Nun sind die Aufnahmeprüfungen, die wohl überwiegend die Zivillehrer abnehmen, streng, so heißt es. In gewissem Sinne sind sie das, d. h. die Anwärter kommen häufig nicht in die Klasse, für die sie sich melden, sondern in die nächst niedere, wenn die Altersgrenze das noch erlaubt. Durch diese Prüfung werden also schwach begabte Schüler keineswegs ferngehalten.

Übrigens könnte man dem Kadettenkorps als Realgymnasium das Recht bestreiten, daß es die Versetzungen der preußischen und der deutschen höhern Schulen, besonders der Realgymnasien und der Gymnasien bis U III einschließlich, nicht anerkennt, während diese es doch untereinander müssen, daß es also jeden Aspiranten einer Prüfung unterwirft, auch wenn er die Versetzungsnote für die Klasse mitbringt, für die er im Kadettenkorps angemeldet ist. Die Prüfungen fallen freilich so aus, daß die Aspiranten sehr oft oder meist nur die Reife für die nächst niedre Klasse zu erbringen scheinen. Doch beweist das wenig. Denn abgesehen davon, daß Gymnasium und Realgymnasium nur selten gute Schüler an das Korps abgeben, und daß die Prüfungen nicht mild sind, leugne ich auch,

daß solche Prüfungen immer ein Urteil über Reife oder Unreife gewinnen lassen. Man lasse einmal die Versetzten irgend einer Klasse einer höhern Schule an einer andern Anstalt gleicher Art auf ihre Reife prüfen. Man würde sein Wunder sehen. Einen stichhaltigen Grund für das Verfahren bei den Aufnahmen wüßte ich allerdings: man sichert dem Zögling die Fortschritte im Unterricht ohne besondre Anstrengung und erleichtert ihm so das Einleben in die militärischen Verhältnisse. Zu Versetzungszahlen von 90 bis 95 Prozent aber bei einer Versetzung, wo Leistungen und Fortschritte im Unterricht entscheiden sollten, gehören ganz andre Voraussetzungen, als sie das Kadettenkorps bieten kann. Es entscheiden denn offenbar auch nicht die Zensuren der wissenschaftlichen Fächer, sondern daneben und davor die militärische Beurteilung.

Dagegen ist auch nichts einzuwenden, ja es ist notwendig, soweit das Kadettenkorps nur militärische Erziehungsanstalt, nur Offiziervorschule sein will. Immerhin bedarf es für den Schulmann der Erklärung, wie so hohe Zahlen thatsächlich zustande kommen. Es geschieht einfach dadurch, daß im Kadettenkorps die Versetzungen überhaupt in ganz andrer Weise erfolgen als an den höhern Schulen. Es tritt keine Konferenz aller Klassenlehrer, etwa auch der auf Probe unterrichtenden Leutnants, zusammen und erörtert in lebendigem Austausch der Urteile mit dem Kompagniechef und dem Kommandeur die Reife jedes einzelnen Kadetten für die höhere Klasse, sondern die Kommandeure der Anstalten versetzen auf Grund der schriftlichen Beurteilung, wobei der Kommandeur des Kadettenkorps mindestens die Entscheidung über die Zweifelhaften fällt, und deren dürften trotz des mildesten Maßstabs nicht wenig sein. Jedenfalls kann der Zivillehrer mit einer gewissen Neugier nach den Osterferien erwarten, wen er alles in den höhern Klassen wiederfindet.

Das andre Selbstzeugnis hat der schon erwähnte Kommissar auf der Dezemberkonferenz geliefert. Er stellte damals „mit Genugthuung" fest, daß seit sieben Jahren beim Abiturientenexamen noch nicht einer durchgefallen oder zurückgewiesen, daß noch niemals weniger als ein Drittel der Gesamtzahl von der mündlichen Prüfung befreit worden sei. Er fügte auch ausdrücklich hinzu, daß ein Vertreter des Kultusministeriums als Vorsitzender fungiere. Um mit diesem letzten Umstande zu beginnen, so halte ich ihn für höchst gleichgiltig. Die Position eines solchen Ministerialkommissars ist der geschlossenen militärischen Organisation gegenüber doch eigentümlich und nicht stark, sie ist mit der eines Provinzialschulrats als Vorsitzenden einer Abiturientenprüfungskommission kaum zu vergleichen. Er muß aber außerdem den Verhältnissen des Kadettenkorps, soweit er sie empfindet und vermutet, Rechnung tragen; er weiß auch, daß von diesen Abiturienten nicht 2 Prozent zum Studium kommen. Endlich müßte er die unbeschränkte Aufsichts- und Revisionsbefugnis wenigstens der Prima haben und ausüben, wenn er ein zutreffendes Urteil über die Leistungen in der schriftlichen wie in der mündlichen Prüfung fällen soll.

Solche Ergebnisse, die sich vermutlich seit 1890 nicht im mindesten verschlechtert haben, sind an den höhern Schulen schlechterdings unerhört. Ich fragte darüber neulich einen anerkannt tüchtigen Gymnasialprofessor, der seit fünfundzwanzig Jahren für Deutsch in der Prüfungskommission sitzt, nach seiner Meinung. Er erwiderte, es seien da zwei Fälle möglich, entweder werde die Versetzung nach U I und noch mehr die nach O I rigoros gehandhabt, indem man alle auch nur irgend Zweifelhaften nicht aufsteigen lasse, oder man bereite die Prüfung vor — wie das leicht in der loyalsten Weise zu machen sei —, sodaß es keine Prüfung im alten Sinne genannt werden könne. Die Bedingungen des zweiten Falles entziehn sich der Beurteilung

jedes Außenstehenden. Ich weiß aber auch nicht, ob die Frequenzzahlen in U I und O I des Kadettenkorps so verschieden sind und so stark wechseln, wie das nach meinen Stichproben an den höhern Schulen geschieht. Ein Unterschied soll indes nicht unbeachtet bleiben, obgleich er das Examen selbst nicht berührt, nämlich der auffallend geringe Anteil der Primaner an der Gesamtzahl der Kadetten, der übrigens nicht eine Folge rigoroser Versetzung nach I ist, wie wir vorausschicken wollen. Im Jahre 1890 kamen nach den Angaben desselben Kommissars 40 Primaner auf 2200 Kadetten, das sind noch nicht 2 Prozent; in den nächsten Jahren war die Zahl höher, 1893/94 gab es 3 U I und 2 O I, also 5 Primen, darin können gegen 90 Primaner gesessen haben, also gegen 4 Prozent bei 2400 Kadetten, denn damals war Karlsruhe hinzugetreten.

An einer normalen neunstufigen Anstalt machen die Primaner 10 bis 15 Prozent aus. Wir erkennen ohne weiteres, daß das wahre Ziel des Kadettenkorps gar nicht an den erfolgreichen Besuch der I gebunden ist, sondern daß es weiter zurück in der O II liegt. Etwa 350 Kadetten füllen zu Ostern dreizehn bis vierzehn Klassen der Stufe O II. Nach dreiviertel Jahren, Mitte Januar, beginnen die schriftlichen Arbeiten dieser Obersekundaner zur Fähnrichsprüfung. Mitte Februar ist sie meist beendet. Die Ergebnisse entsprechen nach Boessers und des Majors Fleck Angaben offenbar den allgemeinen Versetzungszahlen. Von denen, die bestanden haben, treten etwa zwei Drittel als Portepeefähnriche und Unteroffiziere in die Armee, ein Viertel in die Selekta, der Rest in die Prima. Der Übertritt in diese geschieht wohl selten aus freiem Entschlusse. Zunächst sind die dazu gezwungen, die für den Eintritt in die Armee zu jung oder körperlich zu wenig entwickelt sind, dann die wenigen, die Kurzsichtigkeit davon ausschließt. Die meisten treten auf Wunsch und Forderung ihrer Eltern ein. Das ist auch ganz natürlich; denn nur die wenigen für den Militärdienst dauernd Untauglichen haben ja ein Ziel vor Augen, wozu sie das Abiturientenexamen brauchen. Die Prima stellt also nicht die Begabtesten oder die dar, die eine besonders gute Fähnrichsprüfung abgelegt haben. Dazu kommt noch, daß bis vor kurzer Zeit auch der erfolgreiche Besuch der Oberprima dem Kadetten unter allen Umständen einen Verlust von zwei Jahren Anciennität gegenüber den Kameraden brachte, die mit ihm die Fähnrichsprüfung bestanden hatten, aber gleich in die Armee oder gar in die Selekta versetzt worden waren. So bröckelten und bröckeln noch immer in U I die ab, die sehnsüchtig auf die Kameraden in der Truppe schauen und schließlich den Vater oder den Vormund bewegen, ihnen das Abiturientenexamen zu schenken. Aus alledem ergiebt sich mir ein höchst wichtiger Schluß: ich vermisse das Bedürfnis der unbedingten Zulassung der Abiturienten des Kadettenkorps zum Studium und glaube auch nicht eher daran, als bis die Militärverwaltung einen zwingenden Beweis dafür führt.

Der Übertritt der Primaner des Kadettenkorps in die Armee kann ohne weiteres bei körperlicher Tauglichkeit erfolgen, da die Fähnrichsprüfung ja vorher bestanden worden ist. Ihr gebührt noch ein kurzes Wort. Sie wird von den Kadetten abgelegt, wenn reichlich drei Viertel des Schuljahrs der O II verflossen sind. Zeit und Fähigkeit zu eigner, besondrer Vorbereitung mangeln. Es kann also nur gefordert werden, was ein mittelmäßiger Schüler nach Ablauf dieser Zeit leisten kann; mit andern Worten, die Fähnrichsprüfung der Kadetten ist die Versetzungsprüfung nach Prima. Die Kommission besteht denn auch zu zwei Dritteln aus Professoren der Hauptkadettenanstalt, also Lehrern der Prüflinge. Hier kann ich die Frage nicht unterdrücken, warum man

eigentlich seit 1892 den Avantageuren, die rite auf einem Gymnasium, Realgymnasium oder einer Oberrealschule nach Prima versetzt worden sind, hinterher noch ein besondres Fähnrichsexamen auferlegt. Wie kann die Militärverwaltung den erreichten Klassenzielen und Versetzungen der Zivilschulen Preußens, die ohne Ausnahme unter Staatsaufsicht stehn, so mißtrauen? Ein Schüler, der nach einem vollen Schuljahr die Reife für Prima erlangt hat, wird in der Erdkunde etwas weniger wissen als der Kadett nach dreiviertel Jahren in der O II; die neuere deutsche Litteratur wird ihm in den Hauptthatsachen weniger gegenwärtig sein, seine Kenntnisse in der neuern Geschichte sind etwas verblaßt, weil sie während des Jahres in O II nicht wiederholt worden sind. Aber dem steht schon eine Einführung in die mittelhochdeutschen Denkmäler und ein Jahreskursus in der alten Geschichte gegenüber, und in allen andern Fächern muß durchschnittlich der nach Prima versetzte Schüler des Realgymnasiums und unter Berücksichtigung der Unterschiede des Lehrplans auch der des Gymnasiums oder der Oberrealschule den Kadettenfähnrich übertreffen. Einen Sinn hat also die Presse und die Fähnrichsprüfung in Berlin nur für die, denen der oberste Kriegsherr den Nachweis der Reife für die Prima erläßt.

Wenn ich im folgenden in aller Kürze meine Meinung über die Leistungen des Kadettenkorps in den wissenschaftlichen Lehrfächern ausspreche, so beruht sie nur zum Teil auf dem Urteil, das Lehrer im Unterrichte selbst aus dem Vergleiche mit der Zivilschule gewonnen zu haben glauben; sie stützt sich daneben auf alles das, was in den vorstehenden Erörterungen an Anhaltspunkten gegeben ist. Auf drei Hauptsachen sei hier nochmals verwiesen, weil sie nur nebenbei oder gar nicht berührt worden sind: der Unterricht allein bestimmt im Kadettenkorps nicht die Lebensordnung und den Beruf des Zöglings wie etwa in Schulpforta, er darf das auch nicht in einer militärischen Erziehungsanstalt. Die geringere Auslese durch die Versetzungen, wie sie wiederum in einem Kadettenkorps immer notwendig sein wird, muß im allgemeinen die Ergebnisse auf jeder Stufe und fast in jedem Fache ungünstig beeinflussen. Beides bewirkt, daß die Zahl der Zöglinge, die überhaupt kein Interesse am Lernen oder wenigstens keins für einige Fächer haben, größer ist als an den Gymnasien und den andern höhern Schulen, wo sie wahrlich doch auch nicht fehlen. Nicht zu vergessen ist auch die Geringschätzung wissenschaftlicher Bildung im Kadettenkorps, wie sie als mehr oder minder stille Herzensmeinung so mancher Offiziere dort den Kadetten natürlich nicht verborgen bleiben kann, sondern auf sie übergeht. Noch ein Umstand kommt hinzu, der die thatsächlichen Leistungen des Kadettenkorps anzuerkennen zwingt, aber auch seine Inferiorität gegenüber der Zivilschule erklärt. Diese würde nämlich mit ihren Veranstaltungen verhältnismäßig wenig, entweder begabte oder höchst fleißige Schüler in der vorgeschriebnen Zeit zur Reife bringen. Sie würde so eine Auslese üben, die sich die bemittelten und herrschenden Stände fast nie gefallen lassen. Es tritt deshalb bei den Zivilschulen in nicht geringem Maße von Sexta bis in die Sekunda Nachhilfe durch Privatstunden ein. Dies kann und soll das Kadettenkorps nicht nachmachen. Freilich ist der Privatunterricht von dem Wesen der gelehrten Schule eben wegen ihrer scharfen Auslese nicht zu trennen; sie hat vom sechzehnten Jahrhundert an offiziell für Privatunterricht durch ihre eignen Lehrer Veranstaltungen getroffen, die sich als sogenannte Arbeitsstunden in den Klassenräumen an meinem alten Gymnasium bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts erhalten haben.

Einige Fächer übergehe ich, weil ich meine, daß sie genügend charakterisiert sind, und weil ich keine besondre Grundlage für ein Urteil habe.

Im Deutschen wird auf den entsprechenden Stufen bis U II etwa dasselbe geleistet wie auf den höhern Schulen. Die Kadetten sind von Dialektfehlern freier, auch die Verstöße gegen den Sprachgebrauch werden innerhalb gewisser Gebiete geringer sein. Ein einfaches Thema wird der Kadett manchmal besser anzufassen verstehn. Infolge der geringern Neigung und Gelegenheit zum Lesen mag er freilich an Ausdrücken ärmer sein. Bei den Primanern und Abiturienten des Kadettenkorps aber muß sich die schwache wissenschaftliche Erziehung und Bildung entschieden geltend machen. Dies hängt mit dem Betriebe vor allem des Lateinischen, fast ebenso sehr auch des Französischen und schließlich des Englischen zusammen. Von sprachlich-logischer Schulung kann im Kadettenkorps nicht ernstlich die Rede sein, in den beiden neuern Sprachen schon deshalb nicht, weil die Militärlehrer bei ihnen so stark beteiligt sind, und weil man sich dieses Ziel nicht einmal im Lateinischen setzt oder setzen kann. Das Verhältnis der Kadetten im allgemeinen zum Latein habe ich schon gekennzeichnet. Wer das Kadettenkorps von Sexta an durchmacht, hat in den ersten drei Schuljahren wöchentlich eine Stunde weniger Latein als der Realgymnasiast, das macht zusammen hundertundzwanzig Lehrstunden aus. Auf der letzten Schulkonferenz aber, die im vorigen Frühjahr in Berlin zusammengetreten ist, ging doch wohl die einstimmige Meinung dahin, daß das Realgymnasium durch die Schulreform von 1892 als Vorbereitungsanstalt für das Universitätsstudium untauglich geworden sei, und daß vor allem der lateinische Unterricht bedeutend verstärkt werden müsse, wenn den Abiturienten Medizin und Jurisprudenz freigegeben werden sollten. Das Latein scheint auch nur im letzten Augenblick dem Kadettenkorps bewahrt geblieben zu sein. Denn nach den Worten des Geheimrats Lüders am 9. Dezember 1890 sollte das Realgymnasium nicht fortbestehn. Hätte man an diesem Entschlusse festgehalten, so wäre das Kadettenkorps doch wohl Oberrealschule geworden. Der jetzige Betrieb des Lateinischen hat jedenfalls wenig Sinn, da es vorkommen konnte, daß einem Oberprimaner die Bedeutung der Frage nicht klar war: Wovon hängt dieser Satzteil ab? Ich bezweifle übrigens, daß irgend eine der entscheidenden Stellen für die Bedeutung dieser Sprache Verständnis hat.

Im Französischen haben die Kadetten abgesehen von IV und U III, wo die Stundenzahl noch größer ist als auf dem Realgymnasium, nicht bessere Kenntnisse als gleichaltrige Schüler auf einem tüchtigen Gymnasium, und auch an ihre Fertigkeit im Sprechen können nur sehr mäßige Anforderungen gestellt werden. Die Aussprache dagegen ist im allgemeinen musterhaft.

In der Geschichte fehlt dem Kadettenfähnrich wie dem Kadettenabiturienten zunächst völlig der Lehrgang in der alten Geschichte auf der Oberstufe. Nun sind in O II allerdings vier Stunden Geschichte, und Boesser sagt von der Klasse: „Der Geschichtsunterricht hat die doppelte Aufgabe, einerseits bis zur Gegenwart (von 1802 an) fortzuschreiten, andrerseits die gesamte Geschichte zu wiederholen, insbesondre die griechische und die römische, in der auf Eindringlichkeit der Behandlung und angemessene, namentlich die alte Kulturgeschichte hervorhebende Wahl des Stoffs besondrer Wert gelegt wird." Der Relativsatz fehlt in dem amtlichen Lehrplan, er mag in den Anweisungen für die Lehrer enthalten sein, ich halte ihn aber nach zuverlässigen Erfahrungen für unausführbar. Denn die vier Stunden stehn nur für fünf Sechstel des Schuljahrs einer Zivilobersekunda zur Verfügung. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Wiederholung der alten Geschichte den Lehrgang eines ganzen Schuljahrs ersetzt, für den allein drei Stunden wöchentlich, also gegen hundertundzwanzig Stunden vorhanden sind. Was ist denn an Kenntnis der alten Ge-

schichte aus U III bei dem in die O II versetzten Kadetten übrig, zumal wo das Pensum dieser Klasse so viel größer ist als das der Quarta der Zivilschulen? Und was soll der Geschichtslehrer des Kadettenkorps in diesen vier Stunden der O II noch bewältigen? Er soll das neunzehnte Jahrhundert neu darstellen und zum Verständnis bringen. Dafür hat der Lehrer jeder höhern Schule den ganzen Winter der U II mit zwei Stunden, d. h. gegen vierzig Stunden zur Verfügung. Endlich aber muß im Kadettenkorps noch die ganze Geschichte bis 1802 wiederholt werden.

Für alle diese Aufgaben sollen höchstens 32 × 4 = 128 Stunden reichen. Ich fürchte deshalb, daß auch die Behandlung des neunzehnten Jahrhunderts im Kadettenkorps gegenüber der in U II der Zivilanstalten zu kurz kommt. Dem Kadettenabiturienten fehlt des weitern völlig der Lehrgang des Mittelalters, der Reformationszeit und des siebzehnten Jahrhunderts auf der Oberstufe. Es fehlen also thatsächlich die Grundlagen für das Verständnis der neuern Zeit, wie sie in je drei Wochenstunden in O II und U I im siebenten und achten Schuljahr der höhern Schulen Preußens gelegt werden.

Günstigeres läßt sich von der Geographie berichten. Die Kadetten bringen ihr größeres Interesse entgegen. Die Oberlehrer, die darin unterrichten, haben das Fach durchweg studiert, während es an Gymnasien vielfach klassischen Philologen und Historikern anvertraut ist, die recht wenig davon wissen. Die Militärlehrer endlich haben schwerlich für einen andern Unterrichtsgegenstand eine solche Vorbildung und solche Kenntnisse, besonders hinsichtlich der Topographie und der Kartenkunde. Ein großes Verdienst um die Hebung der Leistungen hat sich Anfang der neunziger Jahre ein Kommandeur des Kadettenkorps erworben. Er hatte sich eingehend damit beschäftigt, seine Anordnungen beruhten auf wirklicher Sachkenntnis. Er hatte auch eine geschickte Anleitung zum Orientieren für die Instruktion der Kadetten durch die Erzieher geschrieben. Sie unterschied sich vorteilhaft von andern militärischen Anweisungen für den wissenschaftlichen Unterricht, die in ihrer Unwissenschaftlichkeit oft bis zu groben Irrtümern gehn. Freilich hatte er dabei sowohl die Kenntnisse wie die Fähigkeit dieser jungen Offiziere überschätzt, denn der Erfolg dieser Instruktion war so gering, daß in O II das Verständnis der Kadetten für die elementare sogenannte mathematische Geographie nicht größer als das eines Gymnasialuntersekundaners war und ist. Des Vorteils der größern Stundenzahl hatte ich schon gedacht. So sind die Leistungen des Kadettenkorps in der Geographie entschieden gut, besonders entwickelt ist die Fähigkeit des Kartenzeichnens, d. h. Umrisse und Hauptzüge irgend eines Landes ohne Hilfe zu entwerfen.

Fassen wir alles zum Schluß zusammen, so werden wir sagen müssen: das Kadettenkorps ist eine ganz tüchtige Erziehungsanstalt, aber nur eine gute Offiziervorschule; die Art der Schüler, die geringere Auslese der lernbegabten unter ihnen, die Zusammensetzung der Lehrer, der Lehrplan mit seinem Zuschnitt auf den Abschluß nach dem siebenten Schuljahr, die Ansprüche und der Einfluß der militärischen Erziehung, der Mangel gründlicher historischer Bildung, wie sie mittelbar durch den lateinischen, unmittelbar durch den geschichtlichen Unterricht gegeben werden soll, der Mangel an sprachlich-logischer Schulung hindern jedenfalls daran, es als eine höhere Schule zu bezeichnen, die ihren Abiturienten eine Vorbildung giebt, wie sie bisher für das Universitätsstudium als notwendig angesehen und gefordert wurde.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Privatrecht und Publikum. Während das Gefühl für Recht und Sitte den redlichen anständigen Menschen auch ohne Kenntnis der Paragraphen des Strafgesetzbuchs davor bewahrt, mit diesem in Konflikt zu geraten und dadurch Schaden zu leiden, und während es deshalb weniger erforderlich ist, daß sich das Publikum mit den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs vertraut macht, kann sich auch der redlichste und anständigste Mensch nicht vor Schaden bewahren, wenn er nicht mit den Bestimmungen des Privatrechts bekannt ist. Aber die meisten Menschen lernen das Privatrecht erst durch den Schaden kennen, den sie erleiden, wenn sie privatrechtliche Gesetzesbestimmungen nicht beachten. Das war früher so und gilt im wesentlichen nach jetzt, obgleich unsre Gesetze in deutscher Sprache in dem Reichsgesetzblatt und in den Gesetzsammlungen veröffentlicht werden, und obgleich sie jetzt unter Mitwirkung der Vertreter des Volks nach öffentlicher Beratung im Reichstag und in den Landtagen zustande kommen. Sogar die Volksvertreter bringen dem Privatrecht wenig Interesse entgegen; an den Beratungen der das Privatrecht betreffenden Gesetze nehmen beinahe nur die Juristen teil; es gehört eben eine fachmännische Vorbildung dazu, das weite Gebiet des Privatrechts zu überschauen und selbst an der weitern Ausbildung des Privatrechts mitzuwirken. Die Veröffentlichung der Gesetze in dem Reichsgesetzblatt und in den Gesetzsammlungen trägt zur Kenntnis der Gesetze im Publikum wenig bei. Denn welcher Privatmann hält diese Publikationsorgane? Nun giebt es allerdings auch gute populäre Bearbeitungen einzelner größerer Gesetze, auch des ganzen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Aber wer nimmt sich denn die Zeit, solche Bücher durchzulesen? Der Inhalt ist auch meistens so beschränkt, daß man sich über spezielle Fragen doch nicht unterrichten kann. Das Bürgerliche Gesetzbuch ist allerdings auch in Tausenden von Exemplaren von Nichtjuristen gekauft worden, aber der Nichtjurist wird die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuchs häufig nicht ohne weiteres verstehn; ferner wird der Laie in den wenigsten Fällen die einschlägigen Bestimmungen finden, und endlich besteht noch neben dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine große Anzahl andrer Gesetze, deren Kenntnis auch erforderlich ist, wenn man sich mit Sicherheit über eine Frage aus dem Rechtsleben Aufschluß verschaffen will.

Der vermögende Mann wendet sich deshalb in allen Rechtsangelegenheiten an einen Rechtsanwalt, der arme Mann dagegen an einen Winkelkonsulenten, bei dem er für seine sauer erworbnen Groschen häufig nicht den richtigen Rat erhält. Kommt es zum Prozeß, so erhält er zwar, wenn es sich um einen landgerichtlichen Prozeß handelt, einen Rechtsanwalt; aber die meisten Prozesse der armen Leute betreffen doch ein Objekt von weniger als dreihundert Mark. Nun giebt es aber noch eine Masse von Angelegenheiten, in denen es an jeder Fürsorge des Staats für die armen Leute auf diesem Gebiet fehlt. Wer giebt den armen Leuten unentgeltlich Rat in Angelegenheiten des Familienrechts, des Vormundschaftsrechts und Erbrechts, in Fragen aus dem Gebiete des Gewerberechts, der Arbeiterversicherungsgesetze? Es kann allerdings auch für den Betrieb einer die freiwillige Gerichtsbarkeit betreffenden Angelegenheit bei Gericht, also namentlich für Nachlaß- und Vormundschaftssachen, das Armenrecht bewilligt werden. Aber die Kenntnis dieser Bestimmung ist noch wenig in das Publikum gedrungen, und dann giebt es auch auf diesem Gebiete Angelegenheiten, die ohne ein gerichtliches Verfahren erledigt werden können. In manchen Gegenden haben politische Parteien sogenannte Rechts-

schutzvereine gegründet; aber Nichtmitgliedern der Vereine wird selbstverständlich kein Rat erteilt. Jedenfalls ist dies ein Gebiet, auf dem sich die Fürsorge des Staats für den armen Mann noch in reichem Maße bethätigen könnte. An Anregungen, wie hier helfend einzugreifen sei, hat es auch nicht gefehlt. So hat der Rechtsanwalt Goldschmidt in Berlin nach belgischem Vorbilde die Anwälte zu solcher unentgeltlichen Ratserteilung anzuregen gesucht; aber daß diese Anregung Erfolg gehabt habe, ist mir nicht bekannt geworden.

Bei jeder Polizeibehörde müßte für die armen Leute eine Auskunftsstelle für die Angelegenheiten auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts, und bei jedem Amtsgericht eine solche für die Angelegenheiten aus dem Gebiete des Privatrechts eingerichtet werden. Damit auch nur wirklich arme Leute den Vorzug der unentgeltlichen Ratserteilung genießen, müßte der unentgeltliche Rat nur den Personen erteilt werden, die im Besitz eines Armutszeugnisses sind.

Auf das Vorhandensein dieser Auskunftsstellen müßte das Publikum durch häufige Publikationen in den Zeitungen hingewiesen werden. Die Aufsichtsbehörden müßten den Beamten dieser Auskunftsstellen vor allem ein zuvorkommendes freundliches Benehmen dem Publikum gegenüber zur Pflicht machen. Dann wird es nicht lange dauern, und diese Auskunftsstellen werden zu den populärsten Einrichtungen des Staats gehören. Es werden auch nach dem Vorgange einer Eisenbahndirektion jetzt in den Gebieten der andern Eisenbahndirektionen in Preußen solche Auskunftsstellen für Eisenbahnangelegenheiten eingerichtet.

Die Justizverwaltung in Preußen hat den Standpunkt, daß die Justizbehörden keinen Rat zu erteilen haben, auf dem Gebiet des Stempelwesens längst verlassen. Denn der Grundbuchrichter muß bei der Auflassung die Beteiligten über ihre Stempelsteuerverpflichtungen eingehend belehren!

Auch noch in andrer Weise könnten die Verwaltungs- und Justizbehörden dafür sorgen, daß nicht falsche Rechtsansichten im Publikum verbreitet werden. Sogar in gut geleiteten Zeitungen finden sich nicht selten vollkommen falsche Belehrungen des Publikums namentlich über Fragen aus dem Gebiete des Privatrechts, die gläubig hingenommen werden, weil im allgemeinen die Menschen vor dem schwarz auf weiß Gedruckten den größten Respekt haben. So war vor kurzem in verschiednen Zeitungen zu lesen, daß unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs die minderjährigen Dienstboten zu jeder Vermietung die schriftliche Genehmigung ihres gesetzlichen Vertreters (des Vaters, oder der Mutter, oder des Vormunds) haben müßten, obgleich der § 113 des Bürgerlichen Gesetzbuchs im wesentlichen dasselbe über diese Frage bestimmt, wie die §§ 6 und 8 der preußischen Gesindeordnung vom 8. November 1811; denn nach § 113, Absatz 4 des Bürgerlichen Gesetzbuchs gilt die für einen einzelnen Fall durch den gesetzlichen Vertreter dem Minderjährigen erteilte Ermächtigung, in den Dienst oder in Arbeit zu treten, als allgemeine Ermächtigung, in Verhältnisse derselben Art einzutreten. Interessant war es mir, zu hören, wie sich eine Mietfrau mit dieser Belehrung des Publikums, die sie auch gelesen hatte, absand. Selbstverständlich schwor sie auch auf die Richtigkeit der Zeitungsnachricht, sie meinte aber, das Publikum würde sich an diese unpraktische gesetzliche Bestimmung nicht kehren. Richtig ist, daß es nicht selten vorkommt, daß das Publikum ein unpraktisches Gesetz außer Übung setzt; es giebt aber immer, namentlich in der ersten Zeit, wo das Publikum von einem solchen Gesetz hört, gewissenhafte Leute genug, die sich unter den Willen des Gesetzes beugen. Wäre es da nicht angebracht, wenn die Zeitungen auch in dieser Beziehung unter der Kontrolle der Behörden stünden und verpflichtet wären, Berichtigungen der Behörden über die dem Publikum falsch erteilten Rechtsbelehrungen aufzunehmen?

Papsttum, Inquisition und Hexenprozesse. Bei verschiednen Gelegenheiten haben wir die Ansicht begründet, daß die Hexenprozesse für sich ganz allein schon hinreichen, zu beweisen, wie nichtig der Glaube an die Göttlichkeit des Papsttums und der Kirche im dogmatischen Sinne ist, daß aber die Kirche, als Gefäß, wenn auch sehr unsaubres Gefäß, des christlichen Geistes und als Werkzeug Gottes für große und wichtige Zwecke in demselben Sinne göttlich zu nennen ist wie andre weltgeschichtliche Erscheinungen. So ziemlich dasselbe meint ohne Zweifel Graf Hoensbroech im Vorwort seines Buchs: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit (Erster Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1900), wenn er sagt, das Papsttum sei in seinem Anspruch, eine göttliche Einrichtung zu sein, die größte und verhängnisvollste Lüge der Weltgeschichte, aber als geschichtlich gewordner religiöser Mittelpunkt des katholischen Christentums sei es keine Lüge. Der Exjesuit ist gerade keine sehr sympathische Persönlichkeit, aber nach der vorliegenden Leistung kann man ihn wenigstens nicht mehr einen bloßen Pamphletisten nennen. Es ist nur Unrat, was er zusammengetragen hat, aber es hat eine respektable Gelehrtenarbeit gekostet, diesen ungeheuern Haufen Unrat — 660 Seiten ohne die Register — aus den Quellen aufzustöbern und zusammenzuschleppen. Und dieser Haufen abscheulicher Urkunden beweist wiederum die Wahrheit einer zweiten Ansicht, zu der wir uns ebenfalls wiederholt bekannt haben, daß es in der ganzen europäischen Geschichte, die vorchristliche einbegriffen, keine Erscheinung giebt, die an verschrobner Grausamkeit, an Unheimlichkeit, Unvernunft, Häßlichkeit, wahnsinniger Lüsternheit und ekelhafter Unfläterei der Ketzerinquisition und den Hexenprozessen gleich käme. Wenn nun Hoensbroech dieses unsaubre Material zu einer einseitigen und parteiischen Anklageschrift gegen das Papsttum verwendet, so sind wir darüber nicht böse; denn da die Römer wieder einmal frech geworden sind, kann es ihnen gar nicht schaden, wenn ihnen etwas versetzt wird. Und dem Verfasser etwaige Irrtümer oder absichtliche Entstellungen der Wahrheit nachzuweisen, wollen wir ihnen ruhig überlassen; daraufhin prüfen wir das Buch nicht. Dagegen müssen wir offen aussprechen, daß dem Geschichtsphilosophen eine solche bloß polemische Behandlung des Gegenstands nicht genügt, und daß auch in diesem umfangreichen Werke die Geschichte der Schattenseite des Kirchentums, wie sie bei dem heute erreichten Grade wissenschaftlicher Einsicht gefordert werden muß, noch nicht geschrieben ist. Einmal sind darin die protestantischen Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse gar nicht berücksichtigt. Die protestantischen Hexenprozesse erwähnt Hoensbroech nur, um den Einwand der katholischen Apologeten zurückzuweisen, daß die Hexenprozesse keine ausschließlich katholische Verirrung seien. Er hat ja Recht, wenn er sagt, die Protestanten hätten den Unfug vom Papsttum übernommen. Aber die jungen Diebe, die von den alten zum Stehlen verführt worden sind, dürfen doch nicht straffrei ausgehn, und wenn Hoensbroech alle katholischen Länder und Landschaften der Reihe nach durchmustert und die Hexenbrände aufzählt, die darin vorgekommen sind, von den lutherischen und kalvinischen Staaten aber, die auch ihr stattliches Kontingent gestellt haben, keinen einzigen erwähnt, so ist das eben keine den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Geschichte des Greuels. Als Thomasius gegen die Hexenprozesse auftrat, schrieen die Mitarbeiter von Valentin Löschers „Unschuldigen Nachrichten“ Ach und Wehe darüber, daß aus Schottland und Holland der Atheismus ins evangelische Zion einbreche; seine Theses, hieß es, seien dem Scheine nach verfertigt, um den Hexenprozeß über den Haufen zu werfen, in der That aber, um wider das Wort Gottes zu beweisen, daß es keine Zauberei gebe. Und als 1715 in einer Vorstadt von Jena mehrere nächtliche Schatzgräber an Kohlendunst erstickt waren, und die drei Fakultäten der dortigen Hochschule die

Frage, ob der Teufel oder die Kohle der Mörder gewesen sei, zu Ungunsten der Kohle entschieden, da jammerten die „Unschuldigen Nachrichten," das sei eine offenbare Probe der thränenwerten Lizenz, so unter uns eingerissen, und die, wenn man ihr nicht ernstlich wehre, die vornehmsten Wohlthaten Gottes verschlingen werde. Preußen gebührt die Ehre, zuerst dem Unwesen gesteuert zu haben, aber der Minister von Plotho setzte immerhin noch durch seine Kühnheit die Welt in Staunen, als er dem König Friedrich Wilhelm I. ein Edikt zur Unterzeichnung vorlegte, das zwar den Hexenprozeß nicht aufhob, aber ein gewissenhaftes Verfahren vorschrieb, damit nicht auf leichtfertige Anzeige hin Unschuldige auf die Folterbank und ums Leben gebracht würden. Den berühmten sächsischen Juristen Benedikt Carpzow erwähnt Hoensbroech zwar in einer Polemik gegen den Jesuiten Duhr als „Hexenbrenner großen Stils," aber er sagt weder, daß auf das Urteil dieses Mannes hin Tausende von Hexen verbrannt worden sind, noch daß er schon die Leugnung der Zauberei als schweres Verbrechen bestraft wissen wollte. Hoensbroech entgegnet Duhr, Carpzow habe sich ja auf die katholischen Klassiker des Hexenwahns, besonders auf den Hexenhammer berufen. Nun verabscheuten aber die deutschen Lutheraner den römischen Antichrist dermaßen, daß sie nicht das geringste von ihm annehmen wollten, und sich unter anderm mit Händen und Füßen gegen die gregorianische Kalenderreform sträubten. Da sie wüßten, erklärten die Tübinger Theologen in ihrem am 24. November 1583 ausgestellten Bedenken, daß der Papst nicht ein Hirt in der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selbst sei, so müßten sie sich auch seines Kalenders entschlagen. Wenn sie nun gerade einzig und allein mit den Hexenprozessen eine Ausnahme machten, und ihre Liebe zu dieser Teufelei sich sogar stärker erwies als ihr Haß gegen das Papsttum, was für jeden Kenner dieser Herren wirklich viel sagen will, so müssen sie doch den katholischen Hexenrichtern so seelenverwandt gewesen sein, daß sie imstande gewesen wären, den Greuel selbst zu erfinden, wenn sie ihn nicht schon vorgefunden hätten. Und eben dieses ist das Wichtige, ja das durch keine andre historische Erscheinung zu Ersetzende an der Sache; sie lehrt: daß keine Form und Reform der christlichen Kirche für sich allein, wenn nicht andre Mächte zu Hilfe kommen, die Menschheit vor den gröbsten Verirrungen zu bewahren vermag.

Hat die Wissenschaft dem Papsttum seinen Nimbus genommen, so darf und muß sie auch ihm und seinen Vertretern, die nun gewöhnliche Menschen sind, für ihre Vergehungen den mildernden Umstand zubilligen, daß sie, gleich allen andern Einrichtungen und Menschen, Erzeugnisse und Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes sind; es geht nicht an, die ganze Verantwortung für die Hexengreuel den Päpsten allein zuzuschieben, wie Hoensbroech thut. Zunächst würde eine wissenschaftliche Behandlung dieser Dinge hervorzuheben haben, daß aus dem Neuen Testament der Glaube an Zauberei, Besessenheit, Teufel und Hölle, sowie die ewige Verdammnis der Ungläubigen bewiesen werden kann, und daß logischen Köpfen — giebt es doch nichts Unvernünftiges, wozu strenge Logik nicht verleitete — der Gedanke nahe liegt, aus reiner Barmherzigkeit eine Minderheit von Leibern in einem kurz währenden Feuer zu verbrennen, um die Mehrheit vor den ewigen Flammen zu bewahren. Ist dann das Unheil einmal im Gange, so sorgen die niedern Triebe der Menschennatur dafür, daß die Barmherzigkeit durch Blutdurst, Lüsternheit, Habsucht und Rachsucht verdrängt wird. Dann wäre zu erwägen, daß vom Kaiser Konstantius an die byzantinischen Kaiser, Kaiserinnen und Höflinge die kirchlichen Dinge zu politischen gemacht, das Heidentum gewaltsam ausgerottet und die jedesmalige kirchliche Gegenpartei unter dem Namen der Häresie grausam verfolgt haben. Ferner, daß im Abendlande der Thronräuber Maximus der erste gewesen ist, der im Jahre 385 in Trier einen Ketzer, Priscillian, hat hinrichten lassen, und daß

die angesehensten Bischöfe, namentlich Martinus und Ambrosius, gegen dieses Verfahren entrüstet protestiert haben. Ferner, daß Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte bekehrt hat, daß Simon von Montfort das albigensische Südfrankreich zu erobern begehrte, und daß Ferdinand und Isabella um jeden Preis die Mauren ausrotten wollten. Endlich, daß die Bischöfe der Karolingerzeit bei der Bekämpfung der Reste des Heidentums nicht die Zauberei, sondern den Glauben an Zauberei für Sünde erklärt haben. Und man wird fragen müssen: Was für Leute gelangten denn auf den römischen Stuhl? In der Zeit vom achten bis zum elften Jahrhundert waren es meist Sprößlinge wilder italienischer Adelsgeschlechter, die die Herrschaft über das Patrimonium begehrten, und die so unwissend waren, daß der dümmste österreichische Kaplan heutiger Zeit mit ihnen verglichen ein großer Gelehrter ist. Dann waren es eine Zeit lang Zöglinge von Cluny, ehrlich fromme Zeloten, deren Wissen aber natürlich über das, was die damals meist armselige Klosterbibliothek bot, nicht hinausreichte. Dann Werkzeuge der französischen Könige und deren Schüler in den politischen Ränken. Dann wieder italienische Dynasten und spanische Abenteurer, die beim Streben nach der Tiara rein weltliche Zwecke: Genuß und Bereicherung ihrer Sippe, verfolgten. Was Wunder, daß solche Leute dem aus der Heidenzeit fortwuchernden Aberglauben unterlagen und die vermeintlichen Verbrechen mit den rohen Mitteln ihrer Zeit bekämpften? Und es ist von den Fürsten und den Völkern des Mittelalters den Päpsten gegenüber dasselbe zu sagen, was wir von den Protestanten den Katholiken gegenüber gesagt haben. Was diesen Fürsten und Völkern nicht gefiel, das ließen sie sich von Rom nicht gefallen. Die Päpste sind unzähligemal vom Volke verjagt, in Gefangenschaft geschleppt, mißhandelt, von den bigottesten Fürsten bekriegt worden. Wenn sich also die Obrigkeiten und die Völker die Hexenprozesse haben aufschwatzen lassen, so ist das ein Beweis dafür, daß diese Greuel ihrem verdüsterten Gemütszustande entsprachen. Daß es vielleicht ohne das Papsttum nicht zu einer allgemeinen Verbreitung der Hexenprozesse gekommen wäre, kann zugegeben werden, weil, wie nach andern auch Hoensbroech hervorhebt, die griechisch-katholischen Slawen, die doch auch abergläubisch sind, sich von diesem Schandfleck freigehalten haben; die Zentralisation bewirkt eben, daß sich in einer Gemeinschaft das Gute wie das Böse rascher und allgemeiner verbreiten, und da die Zentralisation für die abendländische Christenheit im Mittelalter notwendig gewesen ist, so mußten leider auch ihre Nachteile mit in Kauf genommen werden.

Soweit gehn wir nicht, die Päpste, die Theologen und die Richter rein zu waschen und alle Schuld auf den Volksaberglauben zu schieben. Ein protestantischer Gelehrter scheint dazu geneigt, der uns schreibt, wir hätten den thatsächlichen Kern der Sache zu sehr en bagatelle behandelt; es sei sicherlich ganz gehörig gehext worden, hexen aber sei eben verboten gewesen wie heute das Rauben und das Stehlen, und da habe sich denn bei der barbarischen Rechtspflege der Zeit das übrige von selbst ergeben. Es werde doch heute noch genug gehext; so habe eine Gerichtsverhandlung an einem norddeutschen Orte ergeben, daß zwei Weiber zu Zauberzwecken an einem Mädchen eine abscheuliche Prozedur vorgenommen hätten. Der hochgeschätzte Herr übersieht, worin die eigentliche Verschuldung der Hexenrichter besteht. Sie haben kein vernünftiges Mittel angewandt, die verbrecherischen Handlungen, sofern solche vorgekommen sind, an den Tag zu bringen. Sie haben weder Hexen in flagranti ertappt, noch haben sie Zeugen mit den Angeklagten konfrontiert und Zeugnisse ohne Folter zu erlangen gesucht. Alle Aussagen sind auf der Folter erpreßt worden, und der oder die Angeklagte erfuhr niemals weder die Namen der Ankläger, noch was diese und die ebenfalls gefolterten Zeugen ausgesagt hatten. Spee meint in seiner Cautio criminalis ganz richtig, es gebe, ihn

selbst nicht ausgenommen, auf der ganzen Welt keinen Menschen, der nicht auf diese Weise der Hexerei überführt werden könnte, und Haensbroech zitiert aus einem Vortrage über die Hamburger Rechtsgeschichte (einer der wenigen Fälle, wo er gelegentlich einen protestantischen Ort erwähnt) den Satz: „Sobald sich die Tortur in Hamburg Eingang zu verschaffen anfing, findet sich gleichzeitig die Erwähnung von Hexen, die bis dahin nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen zu sein scheinen." Wenn Duhr schreibt, zur Bekämpfung des Hexenwahns seien vor den Theologen die Juristen berufen gewesen, Hoensbroech aber das Entgegengesetzte behauptet, so ist Duhr Recht zu geben, mit einer Korrektur jedoch. Die Theologen konnten mit den Mitteln ihrer Wissenschaft aus dem Unsinn, in den sie sich verstrickt hatten, nicht heraus. Den Hexenwahn zu beseitigen war die Aufgabe der Philosophie, die Juristen aber waren verpflichtet, auch wenn sie an die Wirklichkeit des Verbrechens der Hexerei glaubten, die Unvernunft, Rechtswidrigkeit und Grausamkeit des Verfahrens einzusehen und ein besseres an die Stelle zu setzen. Die Philosophen haben denn auch, von den Theologen und den Juristen mit gleichem Hasse bekämpft, ihre Schuldigkeit gethan, die Juristen aber erst, nachdem die Philosophie auch in der Juristenfakultät Licht und Menschenfreundlichkeit verbreitet hatte.

Da es eine unfehlbare Autorität, die vor falscher Schriftauslegung schützen könnte, nicht giebt, wie die klägliche Niederlage der Kirchenautorität gerade auf diesem Gebiete beweist, so müssen sich die europäischen Völker auf ihre Naturgabe, die doch zweifellos göttlichen Ursprungs ist, auf ihren gesunden Instinkt verlassen, der sie nach allen Verirrungen zuguterletzt immer wieder den richtigen Sinn der Heiligen Schrift hat finden lassen und auch in Zukunft finden lassen wird. Als Schutzmittel vor den Verirrungen, zu denen die durch die Schrecken der nordischen Winternacht verdüsterte Phantasie verleitet (andre Schrecken und einen ihnen entsprechenden Aberglauben erzeugt die tropische Sonnenglut), haben wir wiederholt die Beschäftigung mit den Alten empfohlen, bei denen wir Klarheit, Nüchternheit, Heiterkeit und die Elemente einer verständigen Philosophie finden. Auch das Bedürfnis des Kindes und des kindlich gebliebnen Mannes, die jenseitigen Mächte in poetischen Gestalten zu verkörpern, findet bei ihnen eine ungefährliche Befriedigung. Nix und Neck zu neuem Leben zu erwecken und sie poetisch zu verherrlichen, ist, wenn es nicht im Scherz geschieht, nicht ganz ungefährlich, weil diese Fabelwesen im noch fortwuchernden Volksaberglauben spuken. Aber die homerischen Götter, lauter freundliche Gestalten, haben nichts Unheimliches, und der Knabe, der die Odyssee liest, schwebt nicht in Gefahr, sie für Wirklichkeiten zu halten statt für poetische Idealgebilde. Ein paar fabelhafte Scheusale kommen in dem Gedichte vor, aber sie sind an einsame Felsen im Meere gekettet und laufen oder fliegen dem Leser nicht in seine Schlafkammer nach. Nachdem wir so dem Buche von Haensbroech die Eigenschaften eines den heutigen Anforderungen genügenden wissenschaftlichen Werks abgesprochen und angedeutet haben, was ein solches zu leisten hätte, wiederholen wir noch einmal, daß es als polemisches Werk seinen Nutzen hat, ja in unsern Tagen geradezu ein Bedürfnis befriedigt, weil die Unterdrückung der liberalen Richtung durch die jesuitische in der katholischen Kirche dem Aberglauben zu neuer üppiger Blüte verholfen hat, wie der Taxilschwindel und eine Menge ähnlicher Erscheinungen beweisen. Der evangelischen Geistlichkeit kann heute der Vorwurf, daß sie den Aberglauben begünstige, nicht mehr gemacht werden, wenn wir von der Vorliebe einiger Orthodoxer für den persönlichen Teufel absehen. Der Aberglaube protestantischer Kreise bewegt sich heute meistens in unkirchlichen und kirchenfeindlichen Bahnen; er nennt sich Okkultismus und beruft sich auf die — Naturwissenschaften.

Alexander Tille über England. Herr Dr. Alexander Tille ist bekanntlich durch die Flegeleien der Glasgower Studenten, die ihm die Äußerung seines Mitgefühls mit den Buren zugezogen hat, bewogen worden, seinem Adoptivvaterlande den Rücken zu kehren und sein deutsches Geburtsland wieder aufzusuchen. Er berichtet nun in einem Buche über die Erfahrungen, die er in seiner zehnjährigen Professorenwirksamkeit in Schottland gesammelt hat, und fragt im Vorwort: „Ob diese persönlichen Erlebnisse [eben jene Flegeleien] etwas wie einen Schatten auf die Erfahrungen geworfen haben, die in diesem Buche niedergelegt sind?" Ganz gewiß haben sie das, oder genauer gesagt, sie haben ihm die Perspektive verschoben bei seinem Rückblick auf die englische Entwicklung, wie schon der Titel des Buches und seine Erklärung beweist. Aus Englands Flegeljahren (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1901) betitelt er es und beginnt das Vorwort mit den Sätzen: „Bis zum Ende der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts reicht die Kindheit des modernen Englands, in ihr ist das englische Volk glücklich gewesen wie nur je ein Volk. Nach Herzenslust hat es sich daheim mit allem belustigt, was einer Kinderseele Freude machen kann, mit den bunten Puppen des Liberalismus usw." Seit 1890 habe die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung plötzlich diesem kindlichen Austoben ungeahnte Grenzen gezogen, und da seien die Engländer ungebärdig und ungezogen geworden, wie der Knabe in den Flegeljahren. Die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts harmlose, glückliche Kinder! Diese Engländer, deren Heuchelei Lord Byron gegeißelt, und deren herrschenden Typus Dickens im Mr. Gradgrind gezeichnet hat! Diese Engländer, deren Glück die Brandfackeln der Chartisten beleuchten, die irischen und die indischen Hungersnöte als Folie verschönern! Diese Engländer, von denen die einen in heuchlerischer Muckerei das Lachen verlernt haben, die andern, die Arbeiter, über einen Witz nicht mehr lachen können, weil sie in der Tretmühle der Arbeit dumm geworden sind und ihn nicht mehr verstehn! Und die englische Flegelei ist doch wahrhaftig schon seit hundert Jahren berühmt genug, sodaß man zu ihrer Erklärung den wirtschaftlichen Rückgang der letzten zehn Jahre nicht zu Hilfe zu nehmen braucht. Sollen durchaus Lebensalter zum Vergleich herangezogen werden, so können es nur das Mannes- und das Greisenalter sein. Männer: harte, kalte, kluge, berechnende, ausschließlich von Habgier geleitete Männer sind die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, und jetzt machen sich bei ihnen die Vorboten des Greisenalters bemerkbar: die Gierigkeit wächst noch, aber die Kräfte nehmen ab.

Zu den Hauptursachen, die den Verlust der englischen Überlegenheit in Handel und Industrie verschulden sollen, rechnet Tille die nach seiner Ansicht unheilvolle Thätigkeit der Gewerkvereine, die durch übertriebne Lohnforderungen und Ausstände die Unternehmungen lähmen, durch Widerstand gegen Verbesserungen den technischen Fortschritt hemmen und durch zünftlerische Absperrung den Zufluß tüchtiger, frischer Kräfte erschweren. Mit diesen Schädigungen mag es seine Richtigkeit haben, aber wenn Tille den Nutzen, der sie aufwiegt und wahrscheinlich überwiegt, einfach leugnet, so wird er dazu weniger durch seine Erfahrungen gezwungen als durch seinen orthodoxen Darwinismus verleitet, und wir glauben Männern, die in keinem solchen theoretischen Vorurteile befangen sind, z. B. einem Hans von Nostitz, mehr als ihm. Daß er sich, als Schüler von Brentano, in England enttäuscht sah, ist ganz natürlich. Die Schule Brentanos ist nämlich genau in demselben darwinistischen Irrtum befangen wie Tille; beide glauben, daß alles spätere, was die natürliche Auslese hervorbringt, besser sei als das vorhergehende, das absterbende ältere, und daß diese vermeintliche Vervollkommnung der Tierarten, von denen der Mensch eine ist, der Werkzeuge und der Gesellschaftsorganismen geradlinig fortschreiten werde bis an das Ende der Zeiten. Der Unterschied zwischen der Schule und dem rebellischen Schüler

besteht nur darin, daß jene, in einer Zeit des englischen Aufschwungs entstanden, in den Gewerkvereinen ein die Fortschrittsbahn ebnendes Mittel zu erkennen glaubte und nebenbei ein Universalmittel gegen alle sozialen Übel, während Tille, ebenso falsch aus der Gleichzeitigkeit auf einen Kausalzusammenhang schließend, die Gewerkvereine für die Ursache des Niedergangs hält, den er zehn Jahre lang vor Augen gehabt hat. Wir wollen die Sache einmal ganz „moralinfrei" ansehn — Tille verehrt Friedrich Nietzsche nicht weniger als Darwin — und annehmen, die englischen Nationalökonomen und das ganze englische Volk befreiten sich von ihren moralischen und sentimentalen Mucken, die ihnen nach Tille von dem Moralprofessor Adam Smith her noch anhängen — die Manchesterschule und ganz England ein Opfer übertriebner und sentimentaler Nächstenliebe, das ist doch mal ne angenehme Abwechslung! —, wir wollen also annehmen, die Gewerkvereine würden zerstört, die Arbeiterschutzgesetze aufgehoben, der wilde Kampf ums Dasein aller Fesseln entledigt, alles, was sich den Forderungen der Konkurrenz nicht anpaßt, ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Untergange geweiht, das gewöhnliche Menschenkind nur als Material und Werkzeug behandelt zu dem Zweck, durch Vervollkommnung der Warenproduktion eine Sorte von Übermenschen hervorzubringen, von der sich Nietzsche nichts hat träumen lassen — was würde im besten Fall die Folge sein? Die Nürnberger Fabrikanten würden einen Teil ihrer Fabrikate aus Glasgow beziehn, anstatt daß jetzt die Glasgower ihre Waren in Nürnberg machen lassen, die Engländer würden also uns noch eine Zeit lang auf dem Weltmarkt überlegen bleiben, während wir ihnen jetzt beinahe schon überlegen sind. Aber daran könnte dieser Rangwechsel nichts ändern, daß ihnen allen: den Engländern, Deutschen, Amerikanern, Belgiern, Franzosen, Österreichern, der Auslandsmarkt mehr und mehr zusammenschrumpft, weil zwar das eine England seine Existenz auf die Ausfuhr von Industriewaren gründen konnte, so lange es der einzige Industriestaat war und das Monopol hatte, jede Möglichkeit der Ausfuhr aber mit der Zeit aufhören muß, wenn alle Kulturstaaten ohne Ausnahme Industrieerzeugnisse ausführen wollen. Das Gesunde und Normale bleibt eben, daß die heimische landwirtschaftliche Bevölkerung den Überschuß an Industrieerzeugnissen des eignen Landes aufnimmt. Stehn einander Industriestaaten und Agrarstaaten in gleicher Masse gegenüber, so geht die Sache auch noch, indem beide Gruppen die Überschüsse ihrer Erzeugnisse ausgleichen. Entwickeln sich aber alle Kulturstaaten zu exportierenden Industriestaaten, weil in allen die industrielle Bevölkerung zahlreicher wird als die landwirtschaftliche, so giebt es nur noch Verkäufer ohne Käufer. Eine Zeit lang mag sich noch der eine Staat halten, dessen Technik am höchsten entwickelt ist, und dessen Bevölkerung den höchsten Grad von Arbeitsenergie aufbietet, und daß England dieser Staat nicht mehr ist, bedeutet ja ein großes Glück für uns — Gott erhalte ihm seine Schwächen und Sünden, die Tille so bitter tadelt! —, aber zuletzt muß auch der eine stärkste an seinem unverkäuflichen Warenüberschuß ersticken. Die gegenwärtige Wirtschafts- und Produktionsform hat dann ihr Ende erreicht, wie ehedem die antike und die mittelalterliche ihr Ende erreicht haben, und es bleibt uns nur übrig zu wünschen, daß mit der Wirtschaftsform nicht auch ihre Träger, die Staaten, wie im Altertum untergehn, oder wie beim ausgehenden Mittelalter verkümmern. Wie die Wirtschaftsform aussehen wird, die bestimmt ist, die heutige abzulösen, kann niemand wissen. Nur die einfachsten Wirtschaftsformen: bäuerliche Landwirtschaft und Handwerk, sind so beschaffen, daß sie keinen Todeskeim in sich tragen, sondern, wo sie untergehn, von außen her vernichtet werden.

Übrigens werden manche Leute Herrn Tille für den letzten Abschnitt seines Buchs, der die Kritik der Gewerkvereine enthält, sehr dankbar sein, denn sie finden darin ein ganzes Arsenal von Kampfmitteln. Der dritte Abschnitt: „Aus britischer

Seele" schildert die Denkungs- und Gemütsart der Engländer ungefähr so, wie wir Ältern sie uns, ohne in England gewesen zu sein, schon vor vierzig Jahren gedacht haben. Die Abschnitte über das Heer, über das englische Volkseinkommen, über den Ein- und Ausfuhrhandel, über die englische Technik und ihre Mängel enthalten ein reichliches tendenzfreies Material mit vielen statistischen Angaben, die für Theoretiker wie für Praktiker gleich wertvoll sind. Höchst interessant ist der Abschnitt „Auf hohen Schulen," den wir als Ergänzung zu Nostitz empfehlen. Tille hebt mehr als dieser die Schattenseiten hervor, giebt genauer an, was die Jungen lernen und nicht lernen, und berichtet ausführlich über das merkwürdige englische Prüfungs- und Graduierungswesen. Seite 173 rügt Tille, daß sich der Engländer weder gründlich für seinen Beruf vorbereite noch daran hänge; er wechsle leicht und gern, sobald größerer Gewinn locke, und pauke sich nur ein, was er für den augenblicklichen Gelderwerb brauche. Damit gerate aber England notwendigerweise in geistige und technische Abhängigkeit vom Auslande. „Ohne jene freie ideale Art der Forschung, der es nur auf die Förderung der Erkenntnis, nur auf das Eindringen des Menschengeistes in die Welt der Erscheinungen ankommt, und die ohne Rücksicht auf raschen Gelderfolg oder kaufmännische Verwertung des Einzelergebnisses der Vermehrung des Wissens dient statt der Vermehrung des Vermögens, ist die höchste Leistungsstufe nicht zu erklimmen." Wenn Tille, der erst vierunddreißig Jahre alt ist, noch zehn Jahre studiert haben wird, wird er inne werden, daß auch die einzelnen Leuchten der Wissenschaft, die er ausnimmt von dem Vorwurfe des Utilitarismus, unter dessen allgemein verbreiteter Herrschaft an ihrem Denkvermögen gelitten haben, und er wird besonders erkennen, daß der Darwinismus, als roher nationalenglischer Materialismus, auf der Unfähigkeit beruht, streng logisch zu denken, feine Unterschiede wahrzunehmen und richtig zu abstrahieren. Vielleicht liegt diese Unfähigkeit schon in der gröbern Natur des Engländers, der mehr Muskelmensch als Nervenmensch zu sein scheint; jedenfalls aber läßt sie sich bei dem gegenwärtigen Mangel strenger und gründlicher Schulung nicht heben.

Als das Vorstehende schon geschrieben war, lasen wir eine Rezension des Buchs in der Saturday Review vom 8. Dezember 1900, aus der wir wenigstens folgende drei Sätze nachschicken müssen: We cannot think Dr. Tille a wise man. There is too much myopy in his vision, and the bias of his own experience has perverted his whole point of view. What sane historian, for example, could write that the decade from 1880 to 1890 (Tille schreibt, bis zum Ende der achtziger Jahre reiche die glückliche Kindheit, aber allerdings gehört dann diese Dekade noch dazu) comprised the childhood of modern England, when perhaps there was never a period in which the marks of senile decay were so plainly visible in the face of a great Empire?

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Handelspolitik im Jahre 1901

(Fortsetzung)

Schon als die Grenzboten 1897 die erste Flottenvorlage befürworteten, haben sie die Anschauung vertreten, daß Deutschland mehr als irgend ein andres großes Kulturland der Welt an der Wiedererstarkung freihändlerischer Grundsätze im Weltverkehr interessiert sei und deshalb darauf hinarbeiten müsse.*) Dazu sei eine starke Flotte unumgänglich nötig. Je kräftiger es an die Erfüllung dieser Mission herangehe, um so sicherer würde es seine nationale Existenz vor und in den Gefahren bewahren, die mit der Notwendigkeit verbunden sein würden, daß es in einem Weltkriege die Rolle des Eroberers gegen die Weltmächte, vielleicht gegen alle Welt zu spielen habe. Das müsse das große leitende Programm in der Handelsvertrags- wie in der Flottenpolitik der nächsten Zukunft werden. Alle Einzelmaßnahmen hätten sich ihm anzupassen. Aber auch ein Zollkrieg, sogar Einfuhrverbote könnten ihm dienstbar werden, und selbstverständlich müsse auf die wichtigen Wirtschaftszweige, die jetzt wirklich schutzbedürftig wären, auch wenn die bisherige Schutzzollpolitik daran mit schuld sei, gebührend Rücksicht genommen werden. Die Parole sei: „Ein starkes Deutsches Reich und eine starke deutsche Flotte die Vormacht gesunden Freihandels im Weltverkehr!“ Diesen Anschauungen entsprach es, wenn wir die Weltpolitik, wie sie Graf Bülow bei der zweiten Flottenvorlage in der Reichstagssitzung vom 11. Dezember 1899 als Aufgabe des Reichs darlegte, diese friedliche Politik des „größern Deutschlands“ freudig begrüßten, und wenn wir heute für das Festhalten an der von Preußen, vom Zollverein und vom Reich seit achtzig Jahren verfolgten Handelsvertragspolitik grundsätzlich eintreten, die 1879 zwar thatsächlich unterbrochen aber als Ziel nicht

*) Heft 45 vom 11. November 1897. Artikel: „Handelsverträge und Flottenfrage.“

aufgegeben war und in den neunziger Jahren erfolgreich wieder aufgenommen worden ist. Klar war uns dabei von vornherein der Zwiespalt zwischen dieser Weltpolitik des Deutschen Reichs und der handelspolitischen Isolierung im Sinne der agrarischen Bestrebungen, die die innere politische Lage vorwiegend beeinflussen. Ihnen ist die Politik des größern Deutschlands, von der jetzt überhaupt die Rede sein kann, in jeder Form zuwider: ebenso in der Form friedlicher Ausdehnung und Sicherung unsrer Erwerbssphäre im Ausland, wie in der Form einer wirtschaftlich wirkungsvollen Eroberungspolitik. Anatolien und Argentinien als Kornkammern im politischen Besitz des Deutschen Reichs scheinen für sie der schrecklichste der Schrecken zu sein, und ob die Baumwolle, die wir brauchen, in deutschen oder fremden Kolonien wächst, scheint ihnen höchst gleichgiltig zu sein. Nur die landwirtschaftliche Produktion Deutschlands soll auf dem deutschen Markte möglichst konkurrenzlos werden und bleiben. Wir halten diese Politik für falsch, denn das nationale Interesse verlangt gebieterisch die Erweiterung unsrer Erwerbssphäre. Dazu kommt das friedliche Mittel der Handelsvertragspolitik zuerst in Betracht. Die ultima ratio regum ist eben ultima ratio. Die agrarischen Absperrungsgelüste stören den Abschluß von Handelsverträgen, wie wir sie brauchen, und wollen ihn stören. Vor allem durch hohe Minimalsätze im Generaltarif. Dadurch wird der deutschen Landwirtschaft auf die Dauer nicht geholfen, vielleicht sogar geschadet werden, weil die Güterpreise noch mehr nur zu „fiktiven" Werten werden, und die hohen Zölle, die sie künstlich halten und treiben sollen, wohl doch über kurz oder lang fallen müssen. Bei aller Anerkennung der großen politischen und sozialen Bedeutung, die die Landwirtschaft für die Nation hat, und der Berechtigung genügender Notstandszölle für sie glauben wir deshalb, daß die agrarischen Absperrungsabsichten dem Gemeinwohl widersprechen, und daß das Übergewicht des agrarischen Einflusses in den Parlamenten und in gewissen Regierungskreisen beklagt werden muß. Die verantwortlichen Leiter der Reichspolitik müssen den irrigen Anschauungen der deutschen Landwirte fest entgegentreten, nur dadurch können unsre ungesunden Parteiverhältnisse geheilt werden. Je mehr man wünschen muß, daß den deutschen Landwirten ihr politischer Einfluß erhalten wird, um so dringender ist es geboten, die falschen agrarischen Parteitendenzen zu bekämpfen. Dazu gehört aber ebenso sehr offne, unbeugsame und unnahbare Festigkeit wie weise Mäßigung und Geduld. Für die Weltpolitik, zu der wir gezwungen sind, braucht die Regierung eine zuverlässige, verständnisvolle Mehrheit im Reichstag und im Volke. Die hat sie jetzt nicht, und ohne die Landwirte kann sie sie nun einmal auch in absehbarer Zeit nicht bekommen. Das sollte man bei der Beurteilung des Verhaltens des Grafen Bülow in den gegenwärtigen handelspolitischen Fragen weit mehr berücksichtigen, als es leider in den der Handelsvertragspolitik geneigten gebildeten Kreisen meist geschieht.

Die neue Kanalvorlage hat den Reichskanzler veranlaßt, am 9. Januar im preußischen Abgeordnetenhause als preußischer Ministerpräsident einige

gleichsam programmatische wirtschaftspolitische Gedanken auszusprechen, die natürlich im Hinblick auf die Handels- und die Zollpolitik der nächsten Zukunft von den Parteien eifrig besprochen worden sind. Wenn man aus seinen Worten auf ein förmliches Kompromiß der Regierung mit der agrarischen Mehrheit im Landtag und im Reichstag hat schließen wollen, wonach sich die Agrarier, die die erste Kanalvorlage abgelehnt hatten, verpflichtet hätten, die zweite anzunehmen und dafür die gewünschte Agrarzollerhöhung zugesichert erhalten hätten, so war das nach dem ganzen Stande der Zolltariffrage voreilig. Auch die Erklärung, die Graf Bülow namens der Staatsregierung am 25. Januar abgegeben hat, ist nicht dahin auszulegen. Sie enthielt überhaupt nichts neues. Aber es entspricht doch auch nicht der Wahrheit, wenn auf der andern Seite jede Verstärkung der agrarischen Position in der Zollfrage durch die Kanalvorlage und die Absicht, sie gehörig auszunutzen, bestritten wird. Wer den Verlauf der ersten Kanal- und der letzten Flottenkampagne verfolgt hat, kann nicht im Zweifel darüber sein. Die agrarische Wählerschaft, und das ist die Mehrheit der Wähler, die wirklich wählen, im Reich wie in Preußen, würde es nach den sie beherrschenden Anschauungen einfach nicht verstehn, wenn ihre Vertreter im preußischen Landtage nicht eine so überaus günstige Gelegenheit dazu benutzen wollten, der Landwirtschaft möglichst hohe Zölle zu sichern. Die preußische Regierung hat den großen Wert, den sie auf die Durchbringung der Kanalvorlage, namentlich des Mittellandkanals legt, durch die Wiedereinbringung hinreichend scharf betont. Die Agrarier können daraus schließen, daß sie geneigt sein wird, ihren Zollforderungen um so eher nachzugeben, und daß sich auch die Großindustriellen im Westen, die von dem Kanalbau besonders große Vorteile erwarten, um so eher zu dem Zugeständnis hoher Getreidezölle, womöglich durch Festlegung von Minimalsätzen im neuen Generaltarif verstehn werden, je zäher sie die Bewilligung der Kanäle davon abhängig machen. Die neu vorgeschlagnen Kanalbauten, z. B. der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin, können diesen taktischen Wert der Vorlage für die Agrarier nur erhöhen, und die außerdem gebotnen „Kompensationen" werden, obgleich sie den beteiligten Grundbesitzern schon einen so beträchtlichen Kapitalgewinn ohne Gegenleistung versprechen — er kann auf 50 bis 60 Millionen geschätzt werden —, ihren Appetit nicht schwächen, sondern nur noch mehr reizen. Es ist nicht anders: die neue Kanalvorlage bedeutet eine Stärkung der agrarischen Mehrheit in dem bevorstehenden Kampf um den Zolltarif, und entsprechend eine Schwächung der Position der verbündeten Regierungen. Das weiß natürlich Graf Bülow ganz genau, und daß er es weiß, beweist seine Einführungsrede vom 9. Januar, in der er den bisherigen Kanalgegnern, d. h. der agrarischen Mehrheit, mit großer Liebenswürdigkeit die Hand zur Verständigung bot. Er hat darin sehr klug gehandelt und seiner Pflicht als preußischer Ministerpräsident und als Reichskanzler nur entsprochen.

Denn wo ist die Mehrheit im Volke, mit der er im Kampf gegen die Agrarier rechnen könnte? Wo ist vorläufig auch nur die Minderheit, von der

er hoffen könnte, daß sie sich zur rechten Zeit gegen „Junkertum und Hochschutzzoll" zur Mehrheit auswachsen könnte? Ganz gewiß darf er sie nicht zu finden hoffen in dem wunderlichen Bündnis der spärlichen Reste der alten Manchesterorthodoxie und des bürgerlichen Radikalismus mit den Sozialdemokraten, um das die „Nation" die Herren Bebel, Singer, Schippel und Genossen neuerdings fast kniefällig bittet. Auch abgesehen von der fraglichen Qualifikation der deutschen Sozialdemokratie zur deutschen Regierungspartei — wie ist es denn vorläufig um ihre Aussichten auf die Mehrheit in der Wählerschaft und im Reichstag bestellt? Mögen die sozialdemokratischen Führer den Arbeitermassen immer wieder vorreden, eigentlich hätten sie schon die Majorität im Volk, die Herren Barth und Brömel, Rösicke und Siemens sollten sich das doch nicht auch vorreden! Die Macht der „Junker und Bauern" im Osten und Norden, der Einfluß der „Pfaffen" und der „Schlotbarone" im Süden und Westen, die Anhängerschaft der Mittelstandspolitiker und der Antisemiten in den Städten, sie bilden zusammen noch immer einen Heerbann, gegen den die radikale Linke, wenn es zur Entscheidung kommt, die Industriearbeiter noch lange nicht zum Siege in der Wahlschlacht führen wird. Es könnte gar nichts dümmeres geben, als wenn sich die sonst so klugen Herren freihändlerischen „Kommerzienräte" und ihre volkswirtschaftlichen Berater einbildeten, durch das Aufgebot der Sozialdemokratie den handelspolitischen Entscheidungen des Jahres 1901 eine liberale Richtung geben zu können.

Freilich die „Nation" wird darin wieder nur die Scheu sehen, „zu erkennen und zu bekennen, daß in dem einen, was not thut, die Niederzwingung des agrarischen Junkertums und der gescheitelten wie der geschornen Orthodoxie alle Kinder der modernen Welt ohne jede Ausnahme natürliche Bundesgenossen sind," und sie wird unser Lachen über solche Phrasen als „blinden Wahn einer schier abergläubischen Furcht vor dem roten Gespenst" erklären. Wir sind sehr weit entfernt von dieser Gespensterfurcht, wenn wir auch die zunehmende Verhetzung der Arbeitermassen durch die Sozialdemokraten und ihre malkontenten jüdischen Gönner in den Großstädten nachgerade für unerträglich halten. Nicht die Furcht vor dem roten Gespenst, sondern die Furcht davor, daß die Kurzsichtigkeit und das Ungeschick der politischen Führer, die den deutschen Liberalismus seit Jahrzehnten immer mehr um allen Respekt beim Volk wie bei den Regierungen gebracht hat, auch in der ernsten handelspolitischen Kampagne, die jetzt beginnt, der Reaktion mehr nützen als schaden werde, veranlaßt uns, die liberalen Freunde der Handelsvertragspolitik vor dem Wettkriechen um die Gunst der Sozialdemokratie zu warnen. Dem flehenden Rufe: „Schläfst du, Brutus?" gegenüber, mit dem die „Nation" jüngst die Sozialdemokraten apostrophierte, nimmt sich das Verhalten der „Genossen" geradezu vornehm aus. Sie trauen den Offizieren ohne Armee, die sich in der „freien Vereinigung" ihrer selbstgefälligen, beredsamen Ohnmacht freuen, nicht über den Weg; sie wollen ihre Armee nicht werden. Und ob wohl Barth und Brömel in Bebel und Singer

oder in Vollmar und Kautsky wirklich die zuverlässigen Feldherren sehen, durch die sie ihrem Liberalismus zum Siege verhelfen können? „Wadenstrümpflern" die Kastanien aus dem Feuer zu holen, dazu sind die „Genossen" denn doch viel zu klug und viel zu machtbewußt. Auch wenn man einen stürmischen Entrüstungsrummel gegen den „Brotwucher," der inszeniert werden soll, als durch die Anmaßung der Agrarier provoziert entschuldigen könnte, so wird man die Verhetzung der Masse, worin er natürlich hauptsächlich bestehn wird, und weshalb er den „Genossen" von Wert sein könnte, immer aufs tiefste beklagen müssen. Auch die parlamentarische Obstruktion, die, wie es scheint, immer ernsthafter ins Auge gefaßt wird, wäre sehr vom Übel. Die „Freie Vereinigung" und der ganze bürgerliche Liberalismus würden schwere Verantwortung auf sich laden, wenn sie frivol den Sozialdemokraten die Hand dazu böten, obgleich mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden muß, daß der schwerste Vorwurf die Mehrheitsparteien treffen würde, wenn sie den Sonderinteressen einer Minderheit des Volks, der landwirtschaftlichen Grundbesitzer, dienstbar, durch übermäßig hohe Zölle die Handelsvertragspolitik zu vereiteln suchten und thatsächlich der Masse der Nichtbesitzenden die notwendigste Nahrung verteuerten. Was ehrlich konservativ denkt, und vor allem die Vertreter der Regierung werden alles aufbieten müssen, eine solche Herausforderung der Minderheit zu verhindern. Eine Änderung der Geschäftsordnung zur Lähmung der Minderheit ad hoc, das heißt, um den agrarischen Ansprüchen bequem zum Siege zu verhelfen, würde daran wenig ändern, sie würde erst recht verbittern und die Konservativen ins Unrecht setzen. Auch in dieser Beziehung ist die Aufgabe des Grafen Bülow sehr schwer und sehr verantwortlich.

Jeder Gedanke an die Befähigung der radikalen Linken zur Regierungspartei ist in dem monarchischen Preußen und im Reich mit seinen vielen Monarchen ohne weiteres Unsinn. So wenig der Igel sich zum Pferde herausmausern kann, so wenig mausert sich die Sozialdemokratie als Partei zum Träger der deutschen Reichspolitik im zwanzigsten Jahrhundert heraus. Wo ist also, so fragen wir nochmals, die zuverlässige Mehrheit, die die „Freie Vereinigung" im Bunde mit der Sozialdemokratie den verbündeten Regierungen zur Durchführung einer liberalen Handelspolitik gegen die Agrarier auch nur von weitem in Aussicht stellen könnte? Graf Bülow muß die deutschen Landwirte für seine Politik zu gewinnen suchen, er muß hoffen und alles daran setzen, den Bann zu brechen, in den sie eine zwanzigjährige beispiellos schwere Krisis und eine fast ebenso lange und unerhört mächtige, geschickte und skrupellose Agitation geschlagen hat. Wer unsre Landwirte kennt, wird zugeben, daß die Aussicht auf Erfolg dabei mehr als tausendmal größer ist, als die, die Sozialdemokratie zur Regierungspartei zu machen. Wenn sich jetzt die Freunde einer liberalen Handelspolitik in Handel und Industrie zur Abwehr der agrarischen Übertreibungen und der Herrschsucht der industriellen Hochschutzzöllner in dem sogenannten „Handelsvertragsverein" zusammenschließen wollen, so kann

man das nur mit Freuden begrüßen, und man muß nur beklagen, daß es nicht schon längst in wirksamer Weise geschehn ist. Aber wenn etwa auch dieser Verein seine Hoffnung auf sozialdemokratische Demonstrationen und Obstruktionen setzte, so würde er dem nationalökonomischen Liberalismus nur zu einer neuen Schlappe und Blamage verhelfen, die Landwirte erst recht der Reaktion in die Arme treiben und dem Grafen Bülow seine Aufgabe bis zur Unmöglichkeit erschweren.

In den bisherigen Ausführungen ist das industrielle Schutzzöllnertum nur flüchtig gestreift worden. Seine Stellung zum Zolltarif, seine Gründe und Absichten sind noch immer und wohl nicht ohne Absicht in ein gewisses Dunkel gehüllt. Ob man sich im Reichsamt des Innern durch die Anhörung von so und so viel Fabrikanten darüber klar geworden ist, ob und wie durch eine allgemeine Verschärfung des Zollschutzes der deutschen Industrie selbst und unsrer Volkswirtschaft genützt werden kann, wissen wir nicht, hoffen aber, daß Graf Bülow gerade hierin klaren Wein von seinen Beratern verlangen wird, damit er sich selbst ein Urteil bilden kann. Er, nicht Graf Posadowsky, würde der Nation und den verbündeten Regierungen dafür verantwortlich sein, wenn sich schließlich die emsigen und bisher so sehr auf Lob bedachten „Vorarbeiten" dieser Behörde als opus operatum erwiesen: als wertlos, wo es darauf ankommt, zum Wohl des Ganzen und für eine längere Dauer grundsätzliche Entscheidungen zu treffen. Von dem Nachweis eines größern Schutzbedürfnisses für unsre Industrie im allgemeinen hat man bisher nichts gesehen, und die industrielle Entwicklung der letzten fünf Jahre zwingt doch geradezu, dieses Bedürfnis ohne strikten Beweis zu bestreiten. Daß der „Zentralverband deutscher Industrieller" ohne Beweis behauptet, das Schutzbedürfnis sei vorhanden, darf dem Grafen Bülow natürlich nicht genügen, ebenso wenig wie die Meinung der einzelnen im Reichsamt des Innern gehörten Interessenten. Daß man in den Verhandlungstarif höhere Zollsätze einfügt, um für ihre Herabsetzung Zugeständnisse vom Auslande einzutauschen, hat damit nichts zu thun und ist gewiß ganz in der Ordnung. Auch die Besorgnis vor einer zukünftigen Überschwemmung des deutschen Markts mit amerikanischen Industrieprodukten verdient Beachtung. Bis jetzt kann aber im Ernst davon noch nicht geredet werden. Das Verlangen der deutschen Großindustrie nach allgemeiner Zollerhöhung fordert deshalb geradezu den Verdacht eigensüchtiger Sonderinteressen heraus, die man geflissentlich bemänteln möchte. Die Rücksicht auf die Vertragsverhandlungen widerspricht einer offnen Aufklärung über diese allgemeine Frage in keiner Weise; es wäre zu wünschen, daß der „Handelsvertragsverein" vor allem ihr, dem industriellen Schutzbedürfnis, seine Aufmerksamkeit zuwendete. Darin ist er sachverständiger als in den landwirtschaftlichen Fragen, auf denen er bisher hauptsächlich und ungeschickt herumgeritten ist.

Bisher sind die im Jahre 1901 der Lösung harrenden handels- und zollpolitischen Fragen vorwiegend in ihrem Verhältnis zu der innern wirtschaftlichen und politischen Lage betrachtet worden. Wenn nun noch die Ver-

hältnisse im Auslande, von denen die innere Lage und die Handelspolitik wesentlich abhängen, besprochen werden sollen, so mag im Übergang dazu auf einen Aufsatz Adolf Wagners*) hingewiesen werden, worin das bekannte Problem vom „Agrar- und Industriestaat“ in besonders lehrreicher Weise beleuchtet wird. Er unterscheidet dabei „die durch die neuere Entwicklung des agrarischen Schutzzolls in Deutschland, Frankreich, Italien und andern Ländern heftig entbrannte Streitfrage, ob und wie weit gerade ein solcher Schutzzoll notwendig, gerechtfertigt, oder umgekehrt vollends dieser bedenklich, verderblich, auch sozialpolitisch schädlich und schließlich nicht einmal wirksam sei“ — worüber wir bisher hauptsächlich zu einem Urteil zu gelangen versucht haben —, von der „neuen“ Frage, „ob nämlich die eingetretne und immer mehr sich vollziehende Entwicklung der dicht bevölkerten alten Kulturländer Europas aus Agrarstaaten zu Industriestaaten eine innerlich gesunde und besonders auch dauernd wohlthätige, ja überhaupt dauernd mögliche sei.“ Die zweite Frage ists, die uns hauptsächlich interessiert.

Für Adolf Wagner ist „die Bevölkerungsvermehrung der springende Punkt und das treibende Moment der Entwicklung in der angegebnen Richtung zum Industriestaat hin.“ Darin stimmt er mit den, wie er sagt, „optimistischen“ Vertretern dieser Entwicklung überein, gegen die Agrarier, die das Bevölkerungsmoment nicht ausreichend berücksichtigten. Von den „freihändlerischen Weltwirtschaftern“ unterscheide er sich aber dadurch, daß er in der Bevölkerungsvermehrung selbst, zumal einer so raschen, wie der deutschen im neunzehnten Jahrhundert, „nicht so unbedingt wie die meisten etwas durchaus Wünschenswertes und Segensreiches“ und sogar nichts „unbedingt Notwendiges“ sähe, das wir als eine feste, unabänderliche Thatsache hinnehmen müßten. Aus dieser starken Volksvermehrung seien die erhöhten wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten, die verschärften individuellen und klassenförmigen, sowie die nationalen wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfe „wesentlich mit“ erwachsen, jedenfalls noch viel schärfer und bitterer geworden, seien auch die Erfolge der neuen Produktions- und Verkehrstechnik lange nicht in dem Maße zum Gemeingut geworden und besonders nicht den arbeitenden Klassen in dem Umfang zu gute gekommen — in Arbeitszeitverkürzungen, Lohnsteigerungen, verbesserter Lebenslage —, wie es bei langsamerer Volksvermehrung geschehn wäre. Die Thatsache der dennoch eingetretnen wesentlichen Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen erkennt er als unbestreitbar an; aber diese Verbesserung wäre eben andernfalls noch bedeutender geworden.

Nähmen wir aber nun einmal die starke andauernde Volksvermehrung als Thatsache an, so stehe man vor dem Dilemma, daß man entweder die vermehrte Bevölkerung wesentlich in der Industrie beschäftigen, sie Fabrikate für die Ausfuhr herstellen und mit diesen die nötige vermehrte Einfuhr von fremden Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlen lassen müsse; oder man

*) Der Lotse, Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur, 1900, Heft 7 u. 8.

müsse suchen, auch für diese vermehrte Bevölkerung die nötigen Nahrungsmittel und Rohstoffe im Inlande zu gewinnen, darum auch einen größern Teil der Bevölkerung in der Agrarproduktion zu beschäftigen und festzuhalten, und die heimische Industrie mehr für den Absatz an die heimische agrarische Bevölkerung als für den Fabrikantenexport arbeiten zu lassen. Welcher Weg ist nun der bessere und gangbarere? Wagner weist die agrarische Annahme, daß sich die einheimische Nahrungsmittelproduktion einer fortgesetzt starken Volksvermehrung entsprechend steigern lasse, ganz entschieden zurück. Er kommt zu dem Schluß, daß bei einer Wirtschaftspolitik im Sinne der „nationalwirtschaftlichen Unabhängigkeit," wie sie die Agrarier wollen, entweder die Andauer einer starken Volksvermehrung nicht verbürgt werden könne, oder daß sich, wenn sie doch einträte, die durchschnittliche Lebenslage verschlechtern müsse, d. h. daß Malthus Recht behalte. Auf der andern Seite zeiht er die Verteidiger des Industriestaats bei ihrer Argumentation gegen die Isolierungspolitik des Irrtums oder doch des leichtfertigen Optimismus nach zwei Richtungen hin. Sie unterschätzten erstens die politischen und die sozialen Nachteile des Vorwiegens der Industrie über den Ackerbau, zweitens die zunehmenden Schwierigkeiten, die der immer nötiger werdenden Ausfuhr an Industrieprodukten erwachsen müßten. Der zweite Einwand kommt hier besonders in Betracht.

Wagner giebt zu, daß sich unsre Volkswirtschaft besser dabei stehn würde, wenn es uns gelänge, jederzeit sicher wohlfeile Rohstoffe beim Auslande gegen gutbezahlte heimische Produkte auszutauschen, als wenn wir uns darauf kaprizierten, alles, was wir an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die auch bei uns produziert werden könnten, aus dem Auslande beziehn, mit höhern Kosten und unter ungünstigern Bedingungen ganz auf heimischem Boden zu gewinnen. Wir würden uns bei der Einfuhr auch dann besser stehn, wenn z. B. die notwendigen und doch so enorm schwierigen Änderungen der Agrarverfassung, Einführung von Bauernwirtschaften mittlerer und kleinerer Betriebsgrößen an Stelle von Großgrundbesitz und Großbetrieben auf dem Lande gelänge, wenn die Landwirtschaft große technische Fortschritte machte, sich in richtiger, den Umständen angepaßter Weise intensiver Kultur ausdehnte, wenn sich der Getreidebau zu Gunsten andrer Kulturen verminderte usw. Aber der Absatz unsrer Fabrikate im Ausland zu lohnenden Preisen sei eben auf die Dauer nicht sicher — kurz: „Die Chancen der industriellen und der weltwirtschaftlichen Entwicklung sind prekärer, als jene optimistische Auffassung voraussetzt und voraussetzen muß." Das bestimme ihn, einen „genügenden agrarischen Schutz, auch einen höhern als den gegenwärtigen, im nationalen Gesamtinteresse zu vertreten, auch wenn dadurch die Industriestaatentwicklung — nicht völlig gehemmt, wohl aber zu allseitigem Vorteil der Arbeiter und der deutschen Volkswirtschaft —, vielleicht auch die Volksvermehrung verlangsamt" werde.

So sehr wir grundsätzlich und theoretisch diese Kritik der freihändlerischen Argumente als berechtigt anerkennen, so können wir doch den Schluß, den Wagner aus dem Ganzen zieht, nicht für berechtigt halten. Ja wenn ein

Nationalökonom von der Richtung, Entschiedenheit und Bedeutung des Systematikers Wagner nur zu diesem Endurteil gelangt und es so begründet, so müssen die Bedenken gegen den „höhern" Agrarschutz in dem zur Zeit in Vorbereitung stehenden Zolltarif eher verschärft als gemildert werden. Wenn seine in der Hauptsache theoretisch unangreifbaren Ausführungen zu einem für die heutige Praxis ausschlaggebenden Schluß führten, so müßte dieser doch eigentlich dahin formuliert werden, daß der „höhere" Agrarschutz verlangt werde, weil dadurch die Industrieentwicklung, vielleicht auch die Volksvermehrung verlangsamt würden, nicht aber: „wenn auch," d. h. obgleich dieser Erfolg zu erwarten sei. Alles beruht doch auf dem Haupt- und Fundamentalsatz und läuft auf das Ceterum censeo hinaus: „Malthus hat Recht." Wenn wir in dem bisherigen Tempo der Volksvermehrung verharren, wenn wir uns nicht entschließen, ihr durch Gesetz und Sitte „präventiv" Einhalt zu thun, so hilft uns schließlich nach Wagner doch alles nichts. Auf dem Wege des Industriestaats wie auf dem des Agrarstaats verfallen wir dann der Verelendung, vor der Malthus zu warnen „Recht hat." Aber daß der Agrarstaat und der ihm dienstbare höhere Agrarschutz die Galgenfrist, die uns übrig ist, wenn die Volksvermehrung so fortgeht, auch nur um einen Tag mehr verlängern könnte als der Industriestaat, dafür ist auch nicht der Schein eines Beweises erbracht; und darauf kam es an.

Wahrscheinlich ist es doch, daß die schon dicht bevölkerten Staaten durch nationalwirtschaftliche Isolierung eher bei dem Elend, das Malthus an die Wand malt, anlangen müssen, als bei verständigem Anschluß an die Weltwirtschaft. Die Nahrungsmittel- und Rohstoffquellen der Welt sind doch immer noch erst zum Teil schon erschlossen. Sie können vielleicht noch jahrhundertelang — um es recht vorsichtig auszudrücken — einer stark wachsenden Bevölkerung der Erde auch bei steigender Lebenshaltung genügen, während einzelne Völker und gerade die altkultivierten und in mehrfachem Sinne auch noch immer die mächtigsten schon Zufuhren vom Ausland brauchen. Das zwingt die Westeuropäer in die Weltwirtschaft hinein, mags ihnen vorläufig bequem oder unbequem sein, und das begründet für sie schließlich ein solidarisches Interesse am „Freihandel," mag das Wort heute auch noch so verpönt sein oder gar nicht mehr verstanden werden. Zunächst folgen sie noch der aus mancherlei Gründen erklärbaren Neigung, in ihrer sogenannten „wirtschaftlichen Unabhängigkeit" mit immer höhern Schutzzollmauern zu verharren, ohne der Volksvermehrung vorzubeugen. Die „neuen" Staaten, Nordamerika, die britischen Kolonien in Australien, auch Rußland, die die weiten unerschöpften und unerschlossenen Futterplätze „besitzen," d. h. sie in natura oder auf der Karte mit politischen Grenzlinien eingefaßt haben, glauben zunächst klug und weise daran zu thun, wenn sie ängstlich darüber wachen, die hungrigen alten Völker nicht an die Vorräte heranzulassen. Sind diese Bestrebungen aber auf die Dauer haltbar? Müssen sie nicht über kurz oder lang im Guten oder Bösen ein Ende nehmen, eben weil Westeuropa schon so dicht bevölkert ist, und gerade

weil „Malthus Recht hat"? Ist es wirklich so ganz unverständig, in der so verschiednen Volksdichte des so gut wie ganz aufgeteilten Erdbodens und der noch verschiednern Verteilung der Nahrungsmittel- und Rohstoffvorräte — die noch zu erschließenden Quellen eingerechnet — das zwingendste Argument für den Freihandel zu sehen?

Kein Mensch, der ernstlich nachdenkt, wird das Wahre in dem Wagner-Oldenbergschen Hinweis auf die sehr ernste Bedeutung der Erstarkung eigner Industrien, sogar Exportindustrien in einer Reihe von Ländern, die für uns und das übrige Westeuropa noch ein lohnender Ausfuhrmarkt sind, verkennen, oder die Gefahr, die in dem weitern Überhandnehmen der Absperrungspolitik in diesen Ländern für unsern Export liegt, unterschätzen. Wer die Handelskammerberichte seit zwanzig Jahren, auch die seit Abschluß der bestehenden Handelsverträge erschienenen, in die Hand nimmt, sieht, daß unsre Exporteure schon lange nicht blind dafür gewesen sind, und daß sie schon lange den immer schwerer werdenden Konkurrenzkampf auf den Auslandsmärkten am eignen Leibe empfunden haben. Trotzdem ist unser Anteil an dem Weltgeschäft ganz riesig gewachsen, und der Reichtum der Nation in früher nicht erlebter Weise dadurch vermehrt worden. Und ganz entschieden nicht zum Schaden der arbeitenden Klassen, zum Schaden einer erwünschten Einkommensverteilung. Es wäre freilich ein ungerechtfertigter Optimismus, deshalb behaupten zu wollen, daß das nicht auch einmal anders werden könnte. Wir sind ihm in den Berichten der praktischen Geschäftsleute so gut wie nie begegnet. Wenn die Freihandelsdoktrinäre ihm huldigen, so zeiht sie Wagner mit Recht des Irrtums. Aber unsre Kaufleute und Industriellen haben doch auch Recht, wegen der in der Zukunft liegenden dunkeln Möglichkeiten nicht heute schon die Hoffnung aufzugeben, daß sie auch noch weiter die wachsende Schwierigkeit überwinden können, wie sie sie bisher überwunden haben. Die greifbaren Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart haben doch auch ihre Bedeutung gegenüber den Möglichkeiten, ja den Wahrscheinlichkeiten — soweit davon schon geredet werden kann — einer mehr oder weniger fernen Zukunft. Unsre bisherige Entwicklung zum Industriestaat hat sich denn doch nicht so schlecht bewährt, daß man sie ohne Beweis der Notwendigkeit schon jetzt lähmen und zurückschrauben müßte, wenn auch auf Kosten der Volksvermehrung. Wir haben einen industriellen Aufschwung erlebt, so stark und vor allem so lang andauernd wie noch nie. Wir haben es erlebt, daß, obgleich Malthus Recht hat, und Deutschlands Volksdichtigkeit nicht nur Pessimisten besorgt macht, der Glasgower Tille auch Recht hatte, wenn er für das Deutsche Reich vor etwa einem Jahre für die nächste Zukunft die Parole ausgab: Mehr Deutsche! — statt Hemmung der Volksvermehrung.

Vergleicht man damit die Entwicklung der Landwirtschaft, so muß einem trotz aller Vorliebe für die Geräumigkeit und Behäbigkeit des Landlebens der Zweifel an ihrer gegenwärtigen Befähigung, den Bevölkerungszuwachs besser zu versorgen als die Industrie, verziehen werden. Wagner selbst freut sich

darüber, daß Dietzel für seine der agrarischen Auffassung antagonistische, der industriestaatlichen Entwicklung sympathische Ansicht auf die beiden großen „Gesetze" der Nationalökonomie vom (relativ) „abnehmenden Ertrage" der Bodenproduktion mit vermehrter Kapital- und Arbeitsverwendung und vom (relativ) „zunehmenden Ertrage" der industriellen Produktion zurückkomme; er habe das selbst schon früher hervorgehoben. Aber mit keinem Wort berücksichtigt er die von Conrad mit vollem Recht in den Vordergrund geschobne Thatsache — die doch auch Thiel, wie wir sahen, anerkennt —, daß der Hauptfehler heute in den unnatürlich hohen Bodenpreisen, diesen zum guten Teil rein „fiktiven" Werten, liegt, die durch die weitere Erhöhung des Agrarschutzes noch gesteigert werden müssen. Gerade in der Differenz zwischen Güterpreisen und Ertragswert und in der nationalökonomischen Absicht, sie durch dauernde Getreidezölle zu beseitigen, dokumentiert sich die Nichtachtung des Gesetzes vom „abnehmenden Ertrage" in der Landwirtschaft. Solange dieser nationalökonomische Unsinn, diese nationalökonomische Kapitalvergeudung aufrecht erhalten wird, wird die deutsche Landwirtschaft unfähig bleiben, den sozial und politisch wünschenswerten Teil der Bevölkerung angemessen zu ernähren und das Deutsche Reich für seine weltpolitische Mission stärker zu machen, ja hinreichend stark zu erhalten, denn wir brauchen mehr Menschen und mehr Geld.

Ein starkes Deutsches Reich als Vormacht des Freihandels in der Welt haben wir gewünscht. Wir werden bei der Besprechung unsrer handelspolitischen Stellung zum Auslande auf diese weltpolitische Mission noch zurückkommen müssen. Sowohl die Theorie von den drei — oder vier, oder gar fünf — Weltreichen, die seit fünfzehn Jahren und länger eine bescheidne Rolle gespielt hat, neuerdings aber zu einer auch für unsre praktische Handels- und Zollpolitik bestimmenden Doktrin aufgebauscht werden zu sollen scheint, wie auch das damit zusammenhängende Wiederauftauchen des Verlangens nach einem mitteleuropäischen Zollbündnis wird dazu Gelegenheit geben. Mag diese Theorie ganz oder halb oder gar nicht berechtigt sein, und mag dieses Verlangen heute am Platze sein oder nicht, jedenfalls scheint uns, obgleich Malthus „Recht hat," die weltpolitische Kraft, die das Deutsche Reich braucht, um seine Mission im nationalen Interesse zu erfüllen, vor allem auf der starken Volkszahl und Volksvermehrung zu beruhen, aber auch auf dem Vorhandensein und dem raschen Wachstum des deutschen „mobilen" Kapitals. Deshalb vermögen wir uns zur Zeit für die Lähmung des Auslandsgeschäfts und der Exportindustrie und für eine durch Zölle versuchte Rückwärtsbewegung auf den Agrarstaat hin ganz und gar nicht zu erwärmen.

(Schluß folgt)

Eine Ergänzung zum allgemeinen Wahlrecht

Als vor einem halben Jahrhundert die preußischen Bürger zum erstenmal Wahlmänner zu bestimmen hatten, trafen die Voraussetzung und die Absicht der indirekten Wahl jedenfalls in ziemlich ausgedehntem Maße zu: die Urwähler eines Bezirks kannten einander und ernannten einen angesehenen Mann, zu dessen Urteil sie auch sonst Vertrauen hatten, zum Wahlmann. Auch die Wahlmänner mochten sich wieder in vielen Fällen für den Abgeordneten, der bei den verhältnismäßig kleinen Wahlkreisen den einzelnen wohl meistens bekannt war, nach persönlichem Vertrauen entscheiden, ohne daß eine genauere Darlegung seines Urteils über bestimmte politische Fragen geleistet oder erwartet wurde. Heutzutage mag ein solches Verhältnis zwischen Urwähler, Wahlmann in ländlichen Kreisen und in kleinern Städten noch hier und da vorkommen, aber sicherlich nur vereinzelt und kaum so, daß es für die Wahl eines Abgeordneten ausschlaggebend wird. Einmal zerstört, ist dieses, ich möchte sagen naive Vertrauensverhältnis aber nicht wieder herzustellen; im Gegenteil werden auch die Reste infolge der starken Bevölkerungsbewegung, durch die Wirksamkeit von Agitatoren und Presse mehr und mehr verschwinden. Als Voraussetzung für die Wahlen kommt es deshalb nicht mehr in Betracht.

Ganz anders lag von vornherein die Sache, als die Wähler berufen wurden, direkt einen Abgeordneten zum Reichstag zu bestimmen. Hier konnten persönliche Beziehungen zwischen der Masse der Wähler und dem Kandidaten viel weniger vorhanden sein, und ihre Wirkung wurde auch noch dadurch geschwächt, daß die Abstimmung geheim war. Die Voraussetzung ist bei dieser Wahl deshalb in viel höherm Grade als ursprünglich bei der indirekten Wahl zum Landtag die politische Reife des Volks.

„Politische Reife des Volks," der Ausdruck geht uns nicht mehr so flott von der Zunge, wie das vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man die Ansprüche recht niedrig stellen muß. Ja, würde man die bestimmte Frage aussprechen: Ist die Masse der Wähler imstande, die Politik zu beurteilen? so würden die meisten Leser geneigt sein, bei dieser Frage zu lächeln. Schon bei der Verwaltung einer kleinen politischen Gemeinschaft, eines Landkreises, einer Kleinstadt, versagt manchem die Fähigkeit, manchem die Zeit oder die Neigung, sich ein Urteil zu bilden; um wie viel mehr, wenn es sich um die vielseitigen und verwickelten Verhältnisse eines

Staats oder gar des Reichs handelt. So haben wir ja gesehen, wie sogar Männer, die auf ihrem Gebiet ersten Ranges sind, ein Mommsen, ein Virchow, in politischen Fragen irre gegangen sind, sogar nicht einmal so viel Verständnis zeigten, daß sie sich von dem Genie, nachdem es sich als solches schon kund gethan hatte, hätten belehren lassen. Und man kann nicht etwa sagen: Das sind Ausnahmen, Stubengelehrte, denen die Freiheit des Blicks in Einseitigkeit verloren gegangen ist. Wie viel Menschen giebt es denn, die nicht irgendwie befangen wären? Gerade die, die sich an das politische Verständnis des „Volkes“ zu wenden scheinen, die politischen Schriftsteller und Redner, rechnen sehr oft mit der Urteilslosigkeit und zeigen dies durch das, was sie dem Leser und dem Hörer zu bieten wagen. Am stärksten pflegt diese Urteilslosigkeit geködert zu werden in den Zeiten der Wahl, also gerade da, wo sich die politische Reife besonders bethätigen sollte; und daß bei den Wahlen viel, sehr viel Unverstand und Unvernunft im Spiel ist, wird niemand bezweifeln.

Trotzdem hat wohl niemand die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts ernstlich erwogen, wenn auch Abänderungen des Abstimmungsmodus in Vorschlag gebracht worden sind. Da es nun einmal besteht, so muß dem Staat daran liegen, daß die Bürger durch die Wahl nicht bloß das Verlangen, sich politisch zu bethätigen, befriedigen, sondern daß die Wahlen auch ein möglichst vernünftiges Ergebnis haben, d. h. möglichst einsichtsvolle Abgeordnete zur Teilnahme an der Regierung berufen werden.

Als Voraussetzung dafür kann aber nur die politische Reife der Wähler in Betracht kommen, und es ergiebt sich darum notwendig die Aufgabe, sie zu fördern. Nun kann sich ja niemand anheischig machen, diese — so wenig wie irgend eine andre — Reife, auch mit dem bescheidensten Maße gemessen, jemand beizubringen; wohl aber kann den Wählern die Möglichkeit gegeben werden, sich über politische Fragen zu unterrichten und aufzuklären. Geschieht das bei uns? Und wie geschieht es?

Ich möchte von der Frage ausgehn: Wie erlangt denn jetzt im allgemeinen die Masse der Bürger ihre politische Bildung? Oder noch einfacher: Wie kommen die Wähler jetzt dazu, für die oder die Partei zu stimmen? Ohne weiteres ist klar, daß dafür bestimmend sind erstens die Einflüsse des Hauses, der Landschaft, des Standes, der Konfession usw., kurz, alle die Verhältnisse, von denen jeder umgeben ist, zweitens gedruckte Erörterungen über politische Dinge, und drittens Reden der gewerbsmäßigen oder gelegentlich auftretenden Agitatoren.

Die Reden spielen eine wichtige Rolle im allgemeinen nur in Zeiten politischer Erregung, besonders wenn eine Wahl bevorsteht; auch hier dienen sie aber mehr, die Leute mit geringerm Interesse für Politik zur Teilnahme an der Wahl heranzuholen, als daß sie die Parteistellung erst veranlassen. Daß die Leute sich verschiedne Reden anhören und erst danach sich entscheiden, wem sie ihre Stimme geben wollen, wird verhältnismäßig selten vorkommen. Eine größere Bedeutung haben die Reden bei der sozialdemokratischen Partei,

die durch eine große Anzahl geschulter Agitatoren dauernd die untern Klassen bearbeiten läßt; wenn diese Versammlungen auch vielfach nicht stark besucht sind, so wird doch ein Stamm von Anhängern gewonnen und in den Stand gesetzt, mit den vorgetragnen und oft wiederholten Gedanken weiter zu werben.

Viel größer ist aber der Einfluß des gedruckten Worts. Sehen wir von Flugschriften, Kalendern, Zeitschriften und anderm ab, so haben schon allein die regelmäßig erscheinenden Zeitungen für die Masse der Wähler entscheidende Bedeutung. Daß jemand mehrere Zeitungen nebeneinander liest, ist ja Ausnahme; auch die Leute, die ihre Zeitung einigermaßen sorgfältig lesen, sind sicherlich nur eine Minderheit. Aber das Regelmäßige übt seine gründliche Wirkung. Tagaus tagein oder mindestens mehrmals in der Woche dieselbe Betrachtungsweise, dieselbe Beleuchtung des Stoffs, die einförmige Auswahl des Gebotnen, das ist das eigentliche Mittel, die Partei zu züchten und die Fähigkeit, sich in eine andre Auffassung und einen andern Gedankenkreis hineinzufinden, nach und nach gänzlich zu unterbinden. Auf die Zeitungen läßt sich also ganz ausnehmend das Wort übertragen: cujus regio, ejus religio.

Den Untergrund nun für die Stellung zur Politik sollten die Verhältnisse und die Umgebungen bilden, in denen die Menschen ihre Anschauungen überhaupt gewinnen, und bis zu einem gewissen Grade ist das ja unzweifelhaft der Fall. Aber wie schon die räumliche Verbreitung der Parteien zeigt, vollzieht sich das Stellungnehmen in politischen Dingen in eigentümlicher Weise — der städtische „Freisinn" findet sich z. B. in Bauerngegenden, deren Bewohner im Grunde die konservativsten Leute der Welt sind. Auch das kommt zum Teil daher, weil das gedruckte Wort der Zeitung, des Kalenders usw. durchaus auch mit zu der Umgebung gehört und in der Familie und im sonstigen Verkehr seinen Einfluß übt. Und noch immer imponiert es in weiten Kreisen um so mehr, je weniger die besprochnen Dinge der Anschauung und dem Verständnis zugänglich sind, und mittelbar oder unmittelbar vermag es eine Parteistellung zu erzeugen, die von der sonstigen Umgebung unabhängig ist oder erst in manchmal bizarrer Weise mit ihr in Beziehung gesetzt ist.

So haben die Zeitungen vor allem die Wirkung, die Parteivorstellungen zu erwecken und zu erhalten, mit dem Erfolg, daß sich die meisten Leute schon lange für eine Partei entschieden haben, bevor sie zum erstenmal ihren Wahlzettel abgeben können.

Kommen wir jetzt auf die erste Frage zurück: Was geschieht, um die Wähler über politische Fragen aufzuklären? Man könnte sagen, dafür ist durch die Öffentlichkeit unsers politischen Lebens gesorgt. Gut, aber wie stellt sich das in Wirklichkeit dar? Die Verhandlungen des Reichstags — um mich auf die Verhältnisse des Reichs zu beschränken — sind öffentlich. Aber wieviel Bürger können ihnen beiwohnen? Und wie viele von denen, die es könnten, thun es? Die Abgeordneten selber nehmen ja nicht einmal regelmäßig daran Anteil. Diese Öffentlichkeit fällt also für die Gesamtheit fast

gar nicht ins Gewicht. Etwas mehr kommen die stenographischen Berichte in Betracht, aber auch bei ihnen kann man von einer unmittelbaren Wirkung auf die Massen der Wähler natürlich nicht reden. So kommt man auch hier wieder auf die Zeitungen, die dem Publikum die Verhandlungen übermitteln. Aber wie geschieht das? Man braucht auch bei den Zeitungen, die die ausführlichsten Berichte haben, bei ein und derselben Verhandlung nur die Zeilenzahlen zu vergleichen, die den verschiednen Rednern gewidmet sind, und man kann mit ziemlicher Sicherheit die Partei des Blattes nennen; und erst recht tritt das hervor, wenn man kleinere Zeitungen zur Hand nimmt. „Wahrheitsgetreue Berichte über Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstags bleiben von jeder Verantwortlichkeit frei," heißt es in Artikel 22 der Reichsverfassung. Wollte jemand den Satz umkehren und glauben, die Berichte, die von Verantwortlichkeit frei bleiben, seien wahrheitsgetreu, so wäre er sehr im Irrtum; wirklich wahrheitsgetreue Berichte werden in den Zeitungen — bewußt oder unbewußt — kaum je gedruckt. Und eine Menge von Leuten, die dadurch, daß sie ihr Wahlrecht ausüben, an der Regierung mitwirken, liest auch nicht einmal diese verstümmelten oder zurechtgestutzten Berichte, sondern begnügt sich mit dem, was die Zeitung über die Verhandlungen resümierend, d. h. vom Parteistandpunkt aus, zu sagen für gut findet.

So dient die Öffentlichkeit der Verhandlungen einer wirklichen Aufklärung der Massen sehr wenig; sie wird sogar auch ein Mittel dazu, den Bürgern die Parteiauffassung geläufig zu machen. Mit den für die Zeitungsleser berechneten, den „aus dem Fenster hinaus" gehaltnen Parlamentsreden fängt diese Ausnutzung der Verhandlungen ja schon an.

Ebenso ist auch fast alles sonstige politische Material, von dem ohne Zweifel durch die Zeitungen eine große Masse unter das Volk gebracht wird, mehr oder weniger nach der Partei gefärbt. Bis zu welchem Grade das bei uns auch in Dingen, bei denen die Macht, die Ehre des Reichs, und damit die Grundlagen der allgemeinen Wohlfahrt in Frage kommen, dennoch geschieht, ist geradezu erstaunlich. Anders als in Frankreich und England fehlt in unserm jungen Reiche ja leider noch der nationale Instinkt, das staatliche Bewußtsein, das in gewissen Dingen nicht mit sich spaßen läßt. Bei uns kann geradezu alles heruntergerissen werden und wird es. Ich sage, der nationale Instinkt fehlt **noch**, aber man möchte manchmal irre werden, ob Aussicht ist, daß er sich finden wird. Materiell ist freilich das Reich seit der Gründung immer mehr zusammen gewachsen, eine Auflösung erscheint undenkbar, und danach hat sich auch die Stellung der Parteien zum Reich erfreulich geändert. Aber ist das innere Verhältnis der großen Masse der Bürger zum Reich besser geworden? An vielen Orten hätte das, was heute von einem Volksredner ruhig hingenommen wird oder sogar Beifall findet, vor zwanzig Jahren unfehlbar den Erfolg gehabt, daß der Redner hinausgeworfen worden wäre; es geht heute in den Versammlungen parlamentarischer zu, aber ob politisch gesunder, ist eine andre Frage. Und was heute über Kaiser und Reich, über

Gesetzgebung, Militär, Justiz und was alles gedruckt wird, ist in der Form freilich nicht so rabiat, wie die Ergüsse der sozialdemokratischen Presse vor dem Sozialistengesetz, aber daß es weniger zersetzend auf das Vaterlandsgefühl wirke, wird man schwerlich behaupten können. Die Vorstellung eines Kampfes zwischen Regierung und Volk war der alten Fortschrittspartei geläufig, und ist es jetzt den demokratischen Parteien in allen Schattierungen, nur hat die Sozialdemokratie zur Regierung die „Kapitalisten" gefügt. Die „Regierung" will das Volk unterdrücken, das „Volk" hat dagegen zu kämpfen, die „Regierung" will möglichst viel Steuern, Soldaten usw., das „Volk" darf sich nicht ausbeuten lassen, die Steuern „fließen in die Taschen der Regierung" usw. Es ließe sich mit Leichtigkeit eine reiche Sammlung von Phrasen — und nicht bloß aus den kleinern Blättern — zusammenstellen, bei denen sich die Leser nichts Verständiges denken können und auch meistenteils überhaupt nichts Rechtes denken, die aber das Gefühl eines Kriegszustands mit der Regierung wach erhalten. Solche Auffassung muß aber das Stellungnehmen zur Politik ungünstig beeinflussen. Wer von vornherein gewohnt ist, nicht zu fragen: Was nützt die Maßregel dem Reich oder dem Staat? sondern statt dessen: Welches Interesse hat die Regierung daran? Welchen Schaden hat das „Volk" davon? dem wird es schwer fallen, zu einem sachlichen und richtigen Urteil zu kommen.

Der Weg zum Verständnis und zur Verständigung ist auf diese Weise verbaut; und bis zu welchem Grade das sich geltend machen und auch die Abgeordneten beeinflussen kann, dafür fehlt es ja nicht an Beispielen aus neuster Zeit. Presse und sonstige Agitation sind imstande, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, die große Menge über Zweck und Wesen einer Maßregel völlig irre zu führen, ohne daß die Regierung dagegen aufkommen kann. Es fehlt ihr eben fast ganz die Möglichkeit, sich mit dem Volke direkt in Beziehung zu setzen. Und doch hat das Volk, als Gesamtheit der Wähler, die ihre Vertreter schicken, um an der Regierung teilzunehmen, ein großes Interesse daran, zu wissen, was die Regierung will, und hat deshalb ein Recht, Aufklärung zu fordern; und die Regierung hat ein Interesse daran, daß das Volk erfährt, was sie für das Reich als notwendig erachtet, und hat deshalb die Pflicht, ihre Absichten so kundzuthun, daß jeder Bürger wenigstens die Möglichkeit hat, sie kennen zu lernen.

Es fragt sich, wie sich das machen läßt. Daß offiziöse Artikel, die in die Zeitungen lanciert werden, diesen Zweck nicht erfüllen, ist klar; ebensowenig würden es Publikationen im Reichsanzeiger thun. Öffentliche Anschläge würden in den größern Städten nicht ungelesen bleiben, aber doch nur flüchtig beachtet werden, für das Land wären sie gar nicht anwendbar. Was aber jeder liest, der sich auch nur oberflächlich um Politik bekümmert, ist seine Zeitung. Die Zeitungen sind deswegen der Regierung — um diesen kurzen und verständlichen Ausdruck beizubehalten — zugänglich zu machen, und darum scheint mir ein Gesetz etwa in folgender Fassung erforderlich zu sein:

1. Der Reichskanzler hat dafür zu sorgen, daß amtliche Darlegungen über Politik allen im Deutschen Reich erscheinenden Zeitungen von Zeit zu Zeit, mindestens jeden zweiten Monat, zugestellt werden.

2. Alle im Deutschen Reich erscheinenden Zeitungen sind verpflichtet, die ihnen amtlich zugestellten Darlegungen über Politik an leitender Stelle mit Bezeichnung ihres amtlichen Charakters zum Abdruck zu bringen, mindestens am ersten Sonntag jedes zweiten Monats, höchstens viermal im Monat.

3. Die Darlegungen dürfen den Raum einer halben Seite der Zeitungen nicht überschreiten. Sie sind nach Bedarf in drei oder vier Fassungen je nach Größe und Leserkreis der Zeitungen herzustellen.

4. Die in nicht deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen sind verpflichtet, außer dem deutschen Text eine Übersetzung in ihrer Sprache zu geben, für deren Richtigkeit sie verantwortlich sind.

5. Übertretungen werden mit Geldstrafe gebüßt, deren unterste Grenze der dreihundertste Teil des nach dem Abonnementspreis und nach der Stärke der Auflage ermittelten Einkommens eines Quartals der Zeitung, mindestens aber 20 Mark, deren oberste Grenze der zehnte Teil des Einkommens eines Quartals ist.

Entstellende Übersetzungen werden mit einer Geldstrafe von 10 Mark bis zum zehnten Teil des Quartaleinkommens gebüßt. —

Natürlich kommt es auf die Fassung und die Bestimmungen im einzelnen hier nicht an, das ist Frage der Praxis und der Zweckmäßigkeit. Daß die fremdsprachigen Zeitungen die Übersetzung beifügen, scheint mir notwendig; ebenso würde ich es für richtig halten, wenn in diesen Zeitungen allen politischen Artikeln die deutsche Übersetzung beigefügt werden müßte. Die Strafe scheint mir erstens nur Geldstrafe sein zu dürfen, für die der Eigentümer der Zeitung aufzukommen hätte. Ich halte es für verfehlt, bei Preßvergehn — wie bei mehreren andern — Gefängnisstrafe anzuwenden. Die Geldstrafen sind wirksamer, und sie schaffen keine Märtyrer, wozu sich sonst ja sogar ganz harmlose Sitzredakteure leicht stempeln lassen. Zweitens müssen sich die Geldstrafen, damit sie richtig wirken, nach dem Einkommen des Schuldigen richten, dürfen also nicht absolut bestimmt werden.

Ich glaube nicht, daß sich gegen ein derartiges Gesetz etwas einwenden ließe. Es ist nach meiner Meinung wenigstens ein Unsinn, zu verlangen, daß die Regierung die Parteien gewähren läßt in dem Sinne, daß sie nicht falsche Ansichten berichtigt und ihre eignen An- und Absichten für jedermann darlegt. Im Gegenteil ist das ihre Pflicht. Niemand wird dabei erwarten, daß sie Geheimnisse ausplaudert oder sich voreilig bindet. An Stoff wird es nicht fehlen; die Abfassung ist ja nicht leicht, aber dafür werden sich geeignete Kräfte finden.

Die Parteien andrerseits können gegen den Vorschlag nicht auftreten. Sie würden damit erklären, daß sie nicht wollen oder Furcht davor haben, daß die Regierung direkt zu den Parteimitgliedern spricht. Wenn nun auch that-

sächlich alles mögliche darin geleistet wird, die Maßregeln und Absichten der Regierung nur in der aus Parteirücksichten zurechtgemachten Form an die Wähler gelangen zu lassen, so ist es doch wohl ausgeschlossen, daß jemand das ausspricht. Wenn ein solcher offizieller Artikel gedruckt dasteht, dann bleibt es ja allen Parteien unbenommen, in gründlichster Weise Kritik zu üben.

Endlich, die Zeitungen können nicht behaupten, daß ihnen durch den Abdruck zu viel zugemutet würde; soviel Raum, wie dadurch erfordert würde, können alle erübrigen.

Ob die Maßregel helfen wird, vor allem auch helfen wird in dem Grundübel, der Auffassung von einem Kampf zwischen Regierung und Volk, ob es von der Presse auch heißen wird: *ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται*, wer will das sagen? Allzu optimistisch wird man nicht sein dürfen, aber man darf die Hoffnung auf Besserung auch nicht aufgeben. Jedenfalls würden die offiziellen Kundgebungen im politischen Leben sofort eine sehr bedeutende Rolle spielen, was sich durch die regelmäßige Wiederkehr nicht abschwächen, sondern noch verstärken würde. Verdorben wird dadurch nichts, denn schlimmer, als es jetzt ist, kann es nicht werden. Wenn ein solches Gesetz, wie ich gezeigt zu haben glaube, eine Konsequenz des allgemeinen Wahlrechts ist, wenn es einer Forderung entspricht, zu der das Volk berechtigt ist, und eine Pflicht der Regierung darstellt, dann ist es richtig, es zu geben. Das Volk, das mit dem allgemeinen Wahlrecht für mündig erklärt ist, würde auch durch diese Darlegungen der Regierung als mündig behandelt und mehr als bisher in den Stand gesetzt werden, sich der Vormundschaft einseitiger Parteiauffassungen zu entziehn.

Rud. Bartels

Ruskin

Die Verlagshandlung von Eugen Diederichs in Leipzig, der wir manches wichtige ausländische Buch in guter Übersetzung verdanken, hat nun auch John Ruskins Werke herauszugeben angefangen mit zwei Bänden, einem Hauptwerke aus seiner frühern Zeit (Die sieben Leuchter der Baukunst, übersetzt von Wilhelm Schoelermann) und drei zu einem Bande vereinigten Vorträgen (Sesam und Lilien, übersetzt von Hedwig Jahn); andre werden folgen. Der Druck ist sehr schön, bequem zu lesende Antiqua, die Ausstattung würdig und geschmackvoll. Sollen die keineswegs leicht genießbaren Sachen dieses ganz eigentümlichen Ästhetikers deutschen Lesern nützen, so müssen sie sich zunächst gegen die Eindrücke der überschwenglichen Anpreisung, mit der man ja alles Fremde uns

angenehm zu machen sucht, einigermaßen sicher stellen. Man hat z. B. bei uns lesen können, dieser wundervolle Engländer gehöre zu den wenigen, die die Kunst mit dem Herzen in sich aufgenommen und mit dem Blicke des Künstlers gesehen hätten. Als ob das die andern etwa mit den Kinnbacken oder mit den Augen des Austernessers gethan hätten, und als ob überhaupt irgend jemand in unsern Tagen mit einiger Aussicht, gehört zu werden, seinen Mitmenschen über Kunst etwas sagen könnte, der nicht ein wenig mit dem Herzen bei seiner Sache wäre und sich nicht auch bemühte, künstlerisch zu fühlen. Wenn wir Ruskin als lebendige Persönlichkeit zu verstehn suchen, wozu uns der Übersetzer des ersten Bandes auffordert, so scheint uns in seiner Entwicklung außer diesem Herzen für die Kunst noch etwas andres wichtig gewesen zu sein. Neben Carlyle galt er für den besten Popularschriftsteller, den nachdrücklichsten und glänzendsten talker, und er selbst klagte sich an, einst in jungen Jahren der „schönen" Rede zu viel nachgegeben zu haben; später wurde er strenger, ernster und sachlicher. Einst habe er, so meint er später, seine Erfolge der Fähigkeit, farbige Wolken und den blauen Himmel zu schildern, zu verdanken gehabt; jetzt möchte er lieber Eindruck machen mit ernsten Schilderungen von Wolken andrer Art, z. B. von der lichten Wolke, von der geschrieben stehe: Was ist euer Leben? ein Dampf ist es usw. Drei litterarische Geister früherer Zeitalter nennt er, denen er sich am meisten verwandt fühle: in allen ernsten Dingen dem Guido Guinicelli (dem bolognesischen Verbannten, der das Thema von der Liebe und ihrem Wert für das Herz des edeln Mannes mit zuerst behandelt hat, und den Dante seinen Vater nennt), in den zufälligen Stimmungen dem größten englischen Humoristen, dem Dechanten von St. Patricks, Swift, und in der allgemeinen Art, sich über Menschen und Dinge auszudrücken — Marmontel. Manchem von uns wird diese Mischung vielleicht nicht sehr zuträglich vorkommen (wie man von einem etwas komplizierten Gericht zu sagen pflegt); ganz gewiß aber wird keiner, der von Marmontel etwas gelesen hat, die Erinnerung an einen Mann von tiefen oder seltnen Gedanken behalten haben. Also der Drang nach Äußerung und der rhetorische Trieb, den Carlyle bisweilen feierlich verflucht hat, waren seinem jungen Freunde Ruskin mächtige Erreger, und zu der bildenden Kunst, von der Carlyle nichts zu wissen verlangte, führten ihn früh seine Beschäftigung mit den Werken des Landschafters Turner und seine Beziehungen zu den englischen Präraffaeliten, deren Bilder in das Leben einzuführen er eine Zeit lang als seine Hauptaufgabe ansah. Viel später erklärte er dann diese Bemühungen für ziemlich vergeblich — recht bescheiden offenbar, denn eine Landschaft von William Turner aus dessen besserer Zeit (vor dem Verfall seit 1845) wird doch in England wohl immer noch wie eine Art Heiligtum betrachtet, und Dante Gabriele Rossetti und Burne Jones haben ja längst ihren Siegeszug über den Kontinent angetreten —, und heute denken wir uns Ruskin hauptsächlich als den Missionsprediger für einfache und zweckmäßige Architektur, den Theoretiker und geistigen Miturheber des behaglich eingerichteten, äußerlich

schmucklos langstieligen, modernen englischen Wohnhauses, oder auch als den Gotiker, dem das klassische Altertum ebenso wenig gilt wie Carlyle, und dem die von antiken Formen infizierte Renaissance beinahe verhaßt ist. Schon seit 1877, also noch vor Carlyles Tode (1881) war er krank und verhältnismäßig früh ein alter Mann geworden; erst voriges Jahr ist er in seinem achtzigsten Jahre gestorben.

Ohne Frage ist Ruskin ein ungewöhnlich eindrucksvoller Schriftsteller oder besser gesagt Schriftredner, denn seine Worte wirken immer wie gesprochen, besonders seit er sich vieles von der Carlylischen Ausdrucksweise mit ihren Antithesen und temperamentvollen Anreden zu eigen gemacht hat, und seit er sich so lebendig überredend an die tiefern, allgemein menschlichen Empfindungen seiner Leser zu wenden versteht. Zahlreiche Sätze könnte genau ebenso Carlyle geschrieben haben. „Ich glaube, die einzig entscheidende Frage bei allem Ornament ist einfach diese: War es mit Vergnügen und Genuß gemacht, war der Bildhauer glücklich, als er daran meißelte? Es mag die denkbar schwerste Arbeit sein, um so härter, weil so viel Genuß dabei war; aber sie muß auch glücklich und glühend und gläubig gewesen sein, sonst wird sie nicht leben." Ein andres Beispiel aus derselben Schrift, den Sieben Leuchtern der Baukunst: „Ich glaube, alle Künste werden leiden, bis die Architektur die Führung übernimmt, und (dies glaube ich nicht, sondern verkündige es so zuversichtlich, wie ich für die Notwendigkeit der Sicherheit der menschlichen Gesellschaft und einer gesetzmäßigen, kraftvollen Regierung eintrete) unsre Architektur wird leiden und im Staube daniederliegen, bis wir dem Grundsatz gesunder Vernunft mannhaft gehorchen und ein allgemein giltiges System der Formen und des Stils überall aufstellen und durchführen. Man wird sagen, dies sei unmöglich. Das mag sein, und ich fürchte, es ist so. Ich habe nichts mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu thun, ich kenne und behaupte nur die Notwendigkeit desselben. Wenn das unmöglich ist, so ist auch englische Kunst unmöglich. Geben wir sie nur sofort auf." Die umständliche Ausführung eines Sinnes, der sich sehr viel kürzer ausdrücken ließe, gehört zu den Eigenschaften des Stils nicht nur Carlyles und Ruskins, sondern der englischen abhandelnden Prosa überhaupt; wir Deutschen sind sie nicht gewohnt, aber wir lassen sie uns gefallen, weil sie geschickt angewandt als Kunstmittel den Eindruck einer vollkommnen Plausibilität zu Wege bringt.

Erschwerend aber für die Aufnahme von Ruskins Abhandlungsweise sind zwei Eigentümlichkeiten von ihm. Wenn er ältere Schriften, wie z. B. diese Sieben Leuchter der Baukunst, neu herausgegeben hat, so hat er sie nicht etwa nach dem Stande seiner inzwischen geänderten Ansichten verändert, sondern das nicht mehr Geltende ist mit einer Warnungstafel versehen und daneben noch vermerkt, an welchen Stellen andrer mittlerweile erschienenen Schriften der Leser das Richtige finden könne. Da nun gerade seine grundlegenden Hauptwerke, außer den Sieben Leuchtern noch die drei Bände „Steine von Venedig" (1851 bis 1853) und die fünf Bände „Moderne Maler" (1843 bis 1860),

sehr vieles enthalten, was er später verworfen hat, so bedürfte es eigentlich zum erfolgreichen Studium seiner Kunstlehre einer Art Konkordanz, einer nach Gattungen und Gegenständen geordneten Übersicht seiner Meinungen und Widersprüche, während die Lektüre eines einzelnen dieser ältern Bücher eher verwirrend wirken kann. So rechtfertigt sich der ansprechende Versuch einer Gedankenauslese, den schon vor längerer Zeit Jakob Feis in einer Anzahl kleiner bei Heitz in Straßburg erschienener Bände gemacht hat. Er ist noch sehr der Vervollkommnung fähig, aber das zweite Bändchen der „Wege zur Kunst" giebt doch schon eine recht nützliche und auch lesbare Zergliederung der gewiß höchst geistvollen und tief empfundnen, aber auch entsetzlich einseitigen und von Verkehrtheiten aller Art erfüllten „Steine von Venedig." Denn das andre Übel bei Ruskin ist die Willkürlichkeit seiner Maßstäbe. Klaren, schönen und unwidersprechlichen Hauptsätzen stehn die wunderlichsten Einzelanwendungen gegenüber. Lesen wir z. B. diesen Band über die Sieben Leuchter der Baukunst, der wesentlich von den Bedingungen des Ornaments, von seiner natürlichen Grundlage und seiner aus dem Unverstand hervorgehenden falschen und massenhaften Anwendung handelt, so haben wir da einen Teil der Grundsätze, die etwas später auch Semper in seinem „Stil" (seit 1860) entwickelt hat, nur ist die Darlegung viel angenehmer und unterhaltender. Es kann nichts amüsanteres geben als Ruskin über den Mißbrauch der Dekoration an Firmenschildern reden zu hören, die man nur lesen will und weiter nichts, oder über die Verschwendung von Ornamenten an Bahnhöfen, wo man nur Abschied nimmt, an Geschäftsbauten, wo man bloß Pakete abgiebt: die Eisenbahn verwandelt die Menschen in ein lebendes Paket; verlangt nicht von ihm, daß er etwas bewundern soll. Oder man lese die Paragraphen über heraldische Dekoration (multiplizierte Königswappen), über Schnörkelschrift und Spruchbänder (es ist ein thörichtes Scheinopfer an die Schönheit, das unlesbar zu machen, dessen einzige Daseinsberechtigung in seiner Verständlichkeit liegt), die dann aber in den nach Jahren hinzugesetzten Anmerkungen derartig eingeschränkt werden, daß man auf die Herausschälung des Giltigen einen Preis ausschreiben könnte. „Was noch gutes in diesem erbärmlichen Wortschwall enthalten ist, heißt es an einer spätern Stelle, mögen sich die Leute, die es verlangen, herausholen; mir scheint es ziemlich zwecklos, denn die einzige Kunst, die in England übrig geblieben und zur Blüte gelangt ist, ist die der Zettelankleber!" Was er von dieser Kunst, die wir ja auch inzwischen in Deutschland kennen gelernt haben, dächte, hätten wir doch recht gern erfahren.

Daß nun der Gotiker Ruskin in der Anwendung seiner Methoden und in seiner Richtung so ziemlich das Gegenteil von Semper ist, versteht sich von selbst, er ist aber auch der einseitigere, denn Sempers Blick reicht über sein Hauptgebiet, die Renaissance, hinaus, während Ruskin jenseits und diesseits der Gotik da, wo das Altertum und die Renaissance anfangen, nicht mehr klar sieht. Daher rührt seine Abneigung gegen das Nackte und gegen alle

Guirlanden und Festons, gegen die Zierformen der antiken Architektur und die Aufgaben der Draperie in der Plastik und der Malerei. Aber auch in Dürers Stecherkunst und Bildnismalerei kann er sich nicht finden, und während ihm die deutsche Gotik eine Verfallskunst ist wie die spanische, geht er den ärgsten Verschnörkelungen der italienischen (z. B. am Dom von Ferrara) liebevoll nach und erklärt sie uns für ebenso viel organisch gewachsene Schönheiten. Wir zweifeln, ob viele Leser mit ihm die gotischen Zierformen auf den beigegebnen Tafeln analysieren werden; sollten es aber einige thun, so würden sie nicht nur häufig andrer Meinung sein, sondern auch seine ganze Analyse manchmal merkwürdig souverän finden müssen. Wenn, wie der Übersetzer sagt, Ruskin uns Deutschen zwar kein Erzieher, wie den Engländern, aber ein Anreger sein kann, so meinen wir doch, daß ein Ruskin ohne kontrollierende Anmerkungen den meisten deutschen Lesern ein Besitz von zweifelhaftem Nutzen sein wird. Zum mindesten hätten offenbare Unrichtigkeiten verbessert werden müssen. Beispielsweise gehört der Palast Riccardi in Florenz nicht Michelangelo, sondern Michelozzo (was ein kleiner Unterschied ist!), und die Fenster seines Untergeschosses haben auch keine viereckigen Stürze, sondern Dreiecksgiebel, und außerdem sind sie in Rundbogen eingelassen, die als „Exponenten der Kraft" wichtiger sind als die Fensterbedachungen. Der Casa d'oro Seite 365 und das Parthenon Seite 402 sollten in einer deutschen Übersetzung ebenso wenig vorkommen, wie Seite 345 die unübersetzte und ganz überflüssige Redeblüte: Aristoteles che die legge, obendrein noch mit dem ausgelassenen Accent (diè).

„Sesam und Lilien" sind eine leichtere Lektüre. In Sesam wird von dem Werte der Bücher und von Volksbibliotheken gehandelt, in den Lilien besonders schön von Frauenbildung, ihrem innersten Wesen und ihren Grenzen. Es ist nicht nötig, daß die Frau diese oder jene Wissenschaft kennen lernt, aber sie soll an sorgfältiges Nachdenken gewöhnt werden und wenigstens einen Pfad wissenschaftlicher Arbeit bis an die Schwelle des bittern Thals der Demütigung verfolgen können, in das nur die tapfersten und weisesten Männer hinabsteigen, die dort wie Kinder an einem endlosen Ufer Kiesel sammeln. Eine Frau vermag ihrem Gatten durch das, was sie weiß, und mag es noch so wenig sein, immer zu helfen; aber durch das, was sie nur halb oder falsch versteht, kann sie ihn nur quälen. Gute Romane können verständig gelesen einen ernsten Nutzen haben, denn sie sind Abhandlungen über die menschliche Natur in ihren Grundelementen. Aber da sie von Frauen selten mit dem nötigen Ernste gelesen werden, so steigern sie gewöhnlich nur das Mitleid einer gütigen Leserin oder auch die Bitterkeit einer boshaften, denn jede entnimmt einem Romane Nahrung für ihre eignen Anlagen. Glänzend und zugleich tief ist der dritte Vortrag: „Das Geheimnis des Lebens und seiner Künste." Er ist wie die zwei ersten in Dublin, also vor Irländern, die in vielen Dingen andrer Meinung sind als ihre englischen Gebieter, gehalten, und er zeigt so recht, was Ruskin mit dem Worte vermag; wer davon eine Vorstellung haben

möchte, sollte ihn sich und andern vorlesen. Feis im ersten Bändchen seiner „Wege zur Kunst“ giebt ihn mit einigen Abkürzungen ebenfalls, und zwar richtig an einer wichtigen Stelle, die die Übersetzerin des Diederichschen Verlags falsch verstanden hat: „Die Thatsache, daß überhaupt über Kunst gesprochen wird, beweist, daß es schlecht gethan wird oder nicht gethan werden kann.“ O nein, sie beweist vielmehr, daß dann mit der Kunst selbst etwas nicht in Ordnung ist, daß sie schlecht oder überhaupt nicht gepflegt wird. Denn der echte Maler spricht nicht viel von seinen Dingen, und der Vogel stellt keine Theorien über die Erbauung seines Nestes auf, noch prahlt er damit, wenn es fertig ist. — Nun ist aber der Redner doch von seinem Publikum eingeladen, über Kunst zu sprechen. Wenn er ihnen jetzt sagte, Gustav Dorés Kunst sei schlecht und grauenhaft, würden sie ihm glauben und Doré deshalb weniger verehren? Wenn er dagegen zu ihnen von Mondschein und Frühlingsblumen spräche, von Raffaels Madonnen und Correggios Engeln, und was sie sonst noch gern hören möchten, dann könnte er ihnen, so alt er ist, noch eine Weise auf der Harfe spielen, nach der sie tanzen würden, aber keiner würde dadurch besser oder weiser werden. So kommt er auf sein eigentliches Thema, den Zweck der Künste und ihre Lehre für das Leben, und spricht wundervoll von den Pflichten des Wohlthuns und den falschen Ansprüchen der „Stellung,“ die weit über das wirkliche Bedürfnis und den verständlichen Egoismus des Einzelnen hinausgehn, von Menschen, die sich immer in ihren Reden bereit erklären, ihr Kreuz auf sich zu nehmen, als ob das Schlimme am Kreuz in seinem Gewicht läge, und es nur ein Ding zum Tragen wäre, von Jünglingen, die man gebildet nennt, weil man sie springen, rudern und einen Ball mit einem Schläger treffen gelehrt hat, was auch uns heute einigermaßen angeht. Dieser Hauptteil von den notwendigen Werken des Lebens ist nur kurz; Ruskin hat an andern Stellen viel ausführlicher davon gesprochen. In diesem Vortrag geht ihm eine lange, wohl noch schönere Einleitung voraus, worin verschiedne Klassen von Menschen um ihre Meinung über das Jenseits und den Zweck unsers Lebens befragt werden, die Weisen, die Dichter und zuletzt auch die „Praktischen.“ Über diese giebt er einmal einen Traum gehabt zu haben vor. Eine Menge Kinder sind in ein schönes Schloß geladen, wo sie essen und trinken, in Zimmern und Gärten spielen, dann aber in Streit geraten und schließlich den größten Teil dieser Herrlichkeiten zu ihrem eignen Kummer und Verdruß zerstören. So ziehn auch einige die blanken Nägel, mit denen die Möbel beschlagen sind, heraus, andre folgen ihnen, und als einer der „ganz praktischen“ Jungen erklärt hat, es komme an diesem Nachmittag nur darauf an, wieviel Nägel jemand habe, und alles andre, womit man sich vergnügen könne, habe keinen andern Wert, als daß man dafür Messingnägel eintauschen könnte, da machen sich alle an das Herausziehn der Nägel, und obwohl sie wissen, daß keiner auch nur einen einzigen Messingknopf mitnehmen darf, zanken und prügeln sie sich um die Nägel: Wer hat die meisten? Ehe ich nicht so viele habe wie du, kann ich unmöglich in

Frieden nach Hause gehn. Und von dem Lärm erwacht der Träumende und denkt: Wie konnte ich so verkehrt von Kindern träumen, denn so etwas thun doch nur Männer.

Man sieht wohl, hier sind Carlylische Gedankengänge, aber Ruskins Stil ist ganz anders: als ein schlanker Segler durchschneidet er die Gedankenflut, während Carlyles Worte wie schwerbeladnes Fuhrwerk über einen Knüppeldamm rollen. Aber diese Art öffentlicher Vorträge und gemeinverständlicher Schriften, in denen geistig hoch stehende Männer Menschen aller Art erbauen und zu sich emporheben (nicht bloß über ihr Fach belehren oder anmutig unterhalten), haben leider nur die Engländer. Bei uns glaubt jeder, der ein Urteil über etwas Gehörtes abgeben soll, seinen Ruf erst mit der Wendung sicherstellen zu müssen: Etwas neues war es ja nicht, aber —, und hat dabei keinen Schimmer von Gefühl dafür, wie einfältig und ungebildet das gesprochen ist.

A. P.

Antiochia

Die asiatische Türkei ist dreimal so groß wie das Deutsche Reich. Sie umfaßt unter anderm das alte Babylonien, Syrien und Kleinasien. Die Herrlichkeiten Babylons feiern alle alten Schriftsteller einschließlich der biblischen Propheten, und sein materieller Wohlstand erklärt sich leicht aus der mehrfach bezeugten Thatsache, daß der gartenmäßig gepflegte Boden zweihundertfältige Frucht brachte. Das ist das zwanzigfache dessen, was bei uns der rationellste Betrieb auf dem besten Boden erzeugt; das 1000 Quadratmeilen große Ländchen hätte also ungefähr 80 Millionen Menschen zu ernähren vermocht. In Syrien und an der Küste Kleinasiens lag Stadt an Stadt, und Gegenden, durch die man jetzt nicht reisen kann, ohne seinem Kamel Wasserschläuche aufgeladen zu haben, waren mit Landhäusern besät, denen weder die Weinkelter noch die Wasserleitung und Badeeinrichtung fehlten. Dieses ganze große Land hat heute nur siebzehn und eine halbe Million Einwohner und enthält nicht mehr als sechs Städte von 100000 Einwohnern und darüber; die größte, Smyrna, hat 200000. Die größte Stadt des römischen Asiens, Antiochien, schätzt Friedländer auf 800000 bis 1000000 Einwohner (das heutige Antakije hat 24000), hat aber an Umfang die Reichshauptstadt wahrscheinlich übertroffen, weil es geräumig angelegt war, und seine Häuser nicht über drei Stockwerke hinausgingen, während die im Altertum berüchtigten römischen Mietkasernen sieben bis acht Stockwerke hatten. Von dieser Stadt nun haben wir eine so lebendige und ausführliche Beschreibung, wie von keiner andern alten Stadt.*) Wir verdanken sie dem Rhetor Libanius, den die Verehrer Ibsens als Lehrer Julians**) und die

*) Die antiquarische Beschreibung griechischer Städte, die Pausanias giebt, ist freilich viel ausführlicher und genauer in topographischer Beziehung; er nennt und beschreibt alle Gebäude und Kunstwerke, aber das Leben dieser Städte schildert er nicht.

**) Weder in Konstantinopel noch in Athen ist er das gewesen, sondern in Nikomedien, und nur in der Weise, daß Julian Niederschriften seiner Vorträge kaufte, diese zu besuchen wagte er nicht.

Theologen als den Lehrer des Kirchenvaters Chrysostomus kennen. Libanius ist einer der letzten und ein sehr achtbarer Vertreter des Munizipalpatriotismus, der in der antiken Welt ursprünglich die einzige Form des Patriotismus war und es zum zweitenmal wurde, nachdem Rom alle Königreiche und Republiken verschlungen, und der Cäsarismus der Beteiligung der Reichsbürger an der Reichsverwaltung ein Ende gemacht hatte. Libanius gab in jungen Jahren seine ihm von Konstantius übertragne ehrenvolle Stellung in Konstantinopel auf, um sich seiner Vaterstadt Antiochia zu widmen, der er bis an sein Lebensende treu blieb als eifriger, kluger und oft erfolgreicher Berater in allen Bedrängnissen und als unermüdlicher Jugenderzieher. Die rhetorische Phrase handhabt Libanius freilich mit unübertroffner Virtuosität, aber er übertrifft alle seine konkurrierenden Zeitgenossen dadurch, daß in solchen Reden, die er nicht als Muster für Schülerübungen ansieht, seine schönen Sätze keine leeren Phrasen, sondern ernsthaft und ehrlich gemeint sind. So ist es ohne Zweifel sein voller Ernst, wenn er in der langen Lobrede auf seine Vaterstadt sagt, der Gegenstand übersteige seine Kraft, aber er hoffe Verzeihung für die Unzulänglichkeit seiner Worte; ein Fremder würde ja den Gegenstand ablehnen können, wenn er sich ihm nicht gewachsen fühle; er aber, der hier schon über so viele Dinge öffentliche Vorträge gehalten habe, komme sich vor wie ein Sohn, der unter den Augen der Mutter alle Welt preise und nur die Mutter vergesse. Er fühle sich also verpflichtet, endlich einmal seine Vaterstadt zu preisen. Wäre er ein reicher Mann, so könnte er ja durch Choregie oder ähnliche Leistungen seine Dankesschuld gegen sie abtragen (seine Vorfahren und Oheime hatten mit solchen „Liturgien" ihr Vermögen erschöpft), so aber habe er nichts als seine Redekunst, womit er der Stadt dienen könne. Da es, so viel wir wissen, keine deutsche Übersetzung dieses „Antiochikos" des Libanius giebt und auch keinen Auszug daraus, so wird es die Leser nicht verdrießen, wenn wir ihnen das merkwürdige Stadtbild im verkleinerten Maßstabe überliefern — ohne Anspruch auf archäologische Genauigkeit; denn was z. B. den Plan der Stadt anlangt, so sagt der Herausgeber der Reden des Libanius (Reiske) in einer seiner Bemerkungen, je mehr Mühe sich der Redner gebe, genau zu sein, desto undeutlicher werde die Sache.

Auf Lage und Boden, so beginnt Libanius, beruht das Wohl der Stadt; die sind also die Hauptsache, wie für das Schiff der Kiel. Nicht selten preist man eine Stadt als den Mittelpunkt des Erdkreises. Aber in der Mitte kann doch eben nur eine liegen. Und ein Vorzug wäre diese Lage nur dann, wenn sie die Herrschaft über die andern Städte sicherte. Auch das felsige Delphi wird an Fruchtbarkeit von andern Gegenden, wie von Ägypten, übertroffen. Auf diesen Vorzug der Lage verzichten wir gern, wenn unser Land nur schön ist. Und dessen dürfen wir uns wahrlich rühmen. Haben doch viele Könige darum Krieg geführt, und schon der bloße Name unsrer Stadt erfüllt jeden, der ihn nennen hört, mit Lust, gleich einem Traum, der dem Schlafenden das Bild schöner Gärten vorzaubert. Andern versagt ihr Land diese Gaben, während es jene gewährt, oder es bietet zwar alle Arten von Gaben, peinigt aber durch das Übermaß der den Jahreszeiten eigentümlichen Plagen, oder verschont zwar auch damit, verleidet aber durch Wassermangel alle übrigen Vorzüge. Uns aber sind alle Vorzüge zugleich beschert: ein fruchtbarer Boden, Wasserreichtum und das glücklichste Klima. Auf mäßiger Höhe über dem Meere wohnend, haben wir einen weichen, tiefen, für Saat und Pflanzung gleich geeigneten Boden. Höher sind bei uns die Bäume und die Halme, reichlicher die Früchte als anderwärts, und über die Fülle unsers Pflanzenwuchses geht die Schönheit. Nichts fehlt bei uns von allem Guten, das man sich wünschen kann. Üppig schwärmt Dionysos, nach allen Seiten hin versenden wir die Gabe der Athene (das Öl), und die blonde Demeter liebt unser Land mehr als Sizilien

(die Kornkammer Roms). Berge haben wir auf der einen, Ebenen auf der andern Seite, und nicht pflügt der Bauer unsrer Bergabhänge schlechtern Boden als der in der Ebene. Was anderwärts nur im Flachland wächst, das gedeiht auch auf unsern Hügeln, und was man sonst nur auf Bergen findet, das bringt unsre Ebene auch hervor: oben wie unten siehst du bei uns im Schatten der Bäume Saaten grünen und blühen; zudem liefern uns die nahen Berge Hausteine und Bauholz wie Brennholz. Unsre größern und kleinern Flüsse, von denen die einen das ganze Jahr, die andern nur im Winter Wasser haben, sind gar nicht zu zählen. Von diesen entspringen einige im Gebirge, andre in der Ebene; einige ergießen sich in einander, andre in den See, andre ins Meer. Jede Jahreszeit hält sich in ihren Grenzen, indem weder der Winter dem Frühling seinen Anteil raubt, noch der Sommer sich bis in den Winter ausdehnt, und kein Übermaß von Hitze oder Kälte schadet der Gesundheit. Regen fällt in hinlänglicher Menge, die Saaten und die Menschen zu erquicken. So bringt jede Jahreszeit Erfreuliches, und mit Freuden sehen wir auch dem nächsten Wechsel entgegen. Anderwärts findet man immer die Jahreszeit, in der man gerade lebt, am unerträglichsten und sieht doch der bevorstehenden mit Bangen entgegen. Wir finden immer die gegenwärtige Jahreszeit am angenehmsten und erwarten von der nächsten nicht weniger Angenehmes. So wandeln wir durch das Jahr, wie ein Wandrer auf schönen Spaziergängen durch eine anmutige Gegend. Auch in Beziehung auf das Meer können wir uns nicht beklagen. Weit entfernt davon und unmittelbar daran zu leben, das hat beides seine Nachteile. Die Bewohner von Hafenstädten werden durch Sturmfluten geschreckt, durch den Anblick von Schiffbrüchen geängstigt und zum Seehandel genötigt, der sie mit schlechtem Gesindel und Lastern überschwemmt. Wir wohnen 120 Stadien davon entfernt, die ein rüstiger Fußgänger in einem Vormittag zurücklegen kann; so genießen wir die Früchte des Meeres, ohne unter seinen Übeln zu leiden.

Vom Lande geht Libanius zu den Menschen über. Hier entfaltet nun sozusagen die Schattenseite der damaligen Rhetorik: Mangel an positivem Wissen und historischer Kritik, ihre schönste Finsternis. Da uns Otfried Müllers Antiquitates Antiochenses nicht zugänglich sind, so wissen wir nicht, ob wirklich in alter Zeit an der Stelle des spätern Antiochia eine griechische Kolonie Jone gestanden hat, deren fabelhafte Gründungsgeschichte Libanius ohne eine Spur von Zweifeln erzählt, und wie weit er dann in der historischen Zeit bei der Wahrheit bleibt. Nur zwei Anekdoten wollen wir erwähnen, von denen die eine für das Altertum im allgemeinen, die andre für die „Wissenschaft" der Zeit, zu deren hervorragendsten Vertretern Libanius gehörte, charakteristisch ist. Alexander sei nach der Schlacht bei Issus an den Ort des spätern Antiochia gekommen, habe aus einer der dortigen Quellen getrunken und ihr den Namen Olympias gegeben, weil ihn, wie er zu den Umstehenden sagte, der liebliche Geschmack an die Mutterbrust erinnerte. Und Seleukus Nikator, der im Jahre 301 die Stadt gründete (die erste Stadt; es kamen dann noch drei Gründungen hinzu,*) sodaß eine Tetrapolis daraus wurde), sei auf der Jagd zu dem Lorbeerbaum gekommen, in den sich Daphne aus Furcht vor der drohenden Umarmung des Apollo verwandelt haben soll. Dort habe sein Roß mit dem Hufe eine goldne Pfeilspitze aus dem Boden gescharrt, die den eingravierten Namen Phöbus gezeigt habe. Damit sei die Wahrheit des Mythus bewiesen; offenbar habe Apollo, aus Verdruß darüber, daß ihm die schöne Beute

*) Eine vorher gegründete „Antigoneia" ging in Antiochia auf. Die Stadt wird nach Friedländer auch in chinesischen Reiseberichten beschrieben; einer davon erzählt, es habe dort eine künstliche Vorrichtung zur Meldung der zwölf Tagesstunden gegeben durch das Herabfallen je einer goldnen Kugel.

entgangen war, dort seine Pfeile weggeworfen. Seleukus aber habe den Ort dem Gotte geweiht, und so sei dort die vielbesungne Vorstadt Daphne entstanden. Der Zweck des historischen Rückblicks ist, nachzuweisen, daß Antiochia eine griechische Stadt, und daß ihr von allen Seiten edelstes Griechenblut zugeflossen sei. Libanius, von Geschlecht vielleicht ein syro-mazedonischer Mischling, war ein so fanatischer Grieche, daß er es verschmähte, die Amtssprache des römischen Reiches zu lernen und sich die vielen lateinischen Briefe, die er bekam, übersetzen lassen mußte, daß er die hohen römischen Beamten, mit denen er verkehrte, nie mit ihrem wirklichen Titel wie Comes Orientis, sondern mit irgend einem willkürlich gewählten griechischen Worte wie Archon erwähnte und die Kaiser, auch in der direkten Anrede, nie anders als Basileus nannte. Und er schließt seinen Rückblick mit dem Lobspruch: so hätten denn durch alle Geschlechtsfolgen die Söhne immer das Erbe der Väter übernommen, Gerechtigkeit gegen einander geübt, den Göttern gezollt, was Recht ist, und ihren Lebensunterhalt vom Acker gewinnend in aller Glückseligkeit gelebt; sie hätten, mitten im Barbarenlande, eine Hellenenstadt, hellenische Sitte rein gewahrt, ähnlich wie die Sage vom Alpheios gehe, daß er vom Peloponnes durch das Meer nach Sizilien ströme, ohne sein Wasser mit dem des Meeres zu vermischen. Von hier aus hätten die Seleuciden ganz Vorderasien mit Griechenstädten übersät, sodaß sich Antiochia einer größern Anzahl von Kolonien rühmen dürfe als Athen oder Milet. Die Römer dann hätten die Stadt ihrer Würde als Metropole von Asien nicht beraubt.

Zum gegenwärtigen Zustand übergehend, sagt Libanius: Laßt uns nun sehen, ob die Bürgerschaft auch, gleich einem Musikstück, zu einer schönen Harmonie geordnet sei. Da ist nun zunächst ihre Wurzel zu betrachten: der Rat (Decurionen hieß die Körperschaft in der römischen Amtssprache der Kaiserzeit). Seinen Mitgliedern ist von den Vätern her die Liebe zur Stadt eingepflanzt. Ihren Reichtum, den sie auf tadellose Weise erworben haben, verwenden sie zum Wohle der Stadt. Verarmung klug vermeidend, haben sie mehr Freude an Aufwendungen für das Gemeinwesen als andre am Erwerb, indem sie hoffen, daß ihnen das Schicksal ihre Opfer vergelten werde. Sie wetteifern aus angeborner Hochherzigkeit in der Ausstattung der Bäder und der Schauspiele und drängen sich zu den Liturgien, während anderwärts die Decurionen in der Drückebergerei wetteifern. Durch Weisheit und Redegewalt zeichnen sie sich so aus, daß die ganze Bule ein Sophistenchor zu sein scheint, und daß Lernbegierige in die Gerichtssitzungen laufen wie in eine Schule, um dort Stegreifreden der Parteien zu hören, die gediegner sind als manche ausgearbeiteten Vorträge. Und es herrscht allgemeine Redefreiheit, die Alten ärgern sich nicht, wenn auch die Jungen ihre Stimmen kräftig ertönen lassen. Nie artet die Herrschaft der Bule in Tyrannei aus; wie in allen Tugenden, so wetteifern die Mitglieder in der Gerechtigkeit. So haben die Besten die Führung, und die Masse folgt ihnen, wie ein wohleingeübter Chor dem geübtern Koryphäen. Jeder Mann im Volke hat Frau, Kinder und ein geordnetes Hauswesen, sodaß ihm Aufstände und Verwüstung, wie sie in Ägypten und in Italien häufig vorkommen, keine Freude machen. Und so nähert sich die Stadt durch ihre schöne Ordnung (Eurythmie) der Idealform des Lebens. Ihre Menschenliebe aber ist so groß, daß sie Fremden erweist, was anderwärts wohl auch Mitbürgern gegenüber unterlassen wird. Denn als vor einiger Zeit von auswärts Leute hierher gebracht wurden, um hingerichtet zu werden, bestürmte unser Volk das Gerichtshaus mit Bitten und Thränen und dämpfte den siedenden Zorn des Statthalters. Dabei ist dieses Volk mutig und tapfer im Kriege, wie viele von ihm abgelegte Proben beweisen. Auch die Gastfreiheit der Athener (die nach Libanius zu den Stammvätern der Antiochener gehören) hat unser Volk bewahrt. Wir nehmen freundlich alle Fremden auf. Die

einen kommen, um zu genießen, andre, um Handel zu treiben, wieder andre, um hier zu zeigen, was sie wissen und können, noch andre, um ihre Armut los zu werden. Wer zu uns übersiedelt, der verläßt nicht sein Vaterland, findet er doch Landsleute hier. Wie die Athener ehren wir die Fremden und ziehn zugleich Nutzen von ihnen. Magst du in der innern Stadt den Markt, die Hauptstraßen und die engen Gäßchen durchstreifen oder dich ans Ende der Stadt begeben, überall wimmelt es von Menschen. In die Vorstädte scheint sich der Menschenstrom zu ergießen, und doch wird die innere Stadt nicht leer. Anderwärts bedeutet Marktfülle eine bestimmte Tageszeit, bei uns ist der Markt den ganzen Tag voll. Wer das nicht kennt und in einen solchen lückenlosen Menschenstrom, etwa in der Nähe eines Thores, gerät, der glaubt, es werde draußen ein Fest gefeiert. Unangenehm ist dieses Gewimmel nur für solche, die Eile haben, denn schnell vorwärts zu kommen ist unmöglich. Wer diese Menge sieht, ohne die Fruchtbarkeit unsers Bodens zu kennen, dem muß Besorgnis wegen der Ernährung solcher Menschenmassen aufsteigen; wer dagegen diese kennt und von jener nichts weiß, der wundert sich, wie all diese Fruchtfülle verzehrt werden könne; so sind die Menschenmenge und die Natur des Bodens einander angepaßt. Deshalb haben wir nicht nötig, den Zeus Xenios durch Härte zu beleidigen, obwohl uns Rom das Beispiel giebt, das bei Lebensmittelmangel die Fremden ausweist. In der Zeit, wo zum Feldzuge gegen die Perser gerüstet wurde, hat Antiochia das ganze hier zusammengezogne Heer samt Troß, Pferden und Kamelen ernährt; jeder nahm die Soldaten freundlich wie Verwandte auf, und alle wurden satt. Auch der Kaiser liebt die Stadt und ruht behaglich in ihr wie in den Armen einer Geliebten. Ihr größter Vorzug aber ist die Pflege der Weisheit. Aus Liebe zur Symmetrie scheint Hermes seinen Logossamen hier ausgestreut zu haben, ohne die Athener ihres Anteils zu berauben. Wie ehedem die Macht von Hellas zweigeteilt war, auf Sparta und Athen beruhend, so jetzt die Wissenschaft. Zwei Leuchten der Rhetorik stehn nun aufgerichtet: Athen für Europa, Antiochia für Asien. Schwärme von Jünglingen, zahlreicher als Bienenschwärme, strömen herbei und bringen mit ihrem erleuchteten Verstande ihren Heimatsorten das Heil zurück. Überallhin tragen unsre Schüler die Kunst der Rednerbühne und des Gerichtssaals; allen Städten liefern wir tüchtige Männer für die Verwaltung, die zwar mit leeren Händen, aber mit der Meisterschaftskrone geschmückt von hier fortgehn. Ihr aber bauet den Musen herrliche Tempel, der Gottheit zur Ehre, den Schülern als Lehrstätten, nützet selbst die Lehrer, die eure Mitbürger sind, neidet aber auch den Fremden nicht die Frucht, die sie von ihnen ziehn.

Endlich geht Libanius zur Beschreibung der Stadt über. In Anlage und Größe, sagt er, kommt ihr keine gleich. Von Osten nach Westen zieht sich eine mit Steinen gepflasterte, vollkommen ebene Straße, die so lang ist, daß es für einen Fußgänger beschwerlich sein würde, sie ganz zu durchwandern, und man deshalb besser thut, zu reiten. Zu beiden Seiten der offnen Fahrstraße laufen bedeckte Säulengänge für die Fußgänger. In der Mitte werden diese von andern Säulengängen durchschnitten, die von Süden nach Norden laufen. So hat der größte Teil der Einwohner einen der Säulengänge nahe, und die etwa entfernter wohnen, können bei Regenwetter trocken in einen gelangen, weil in allen Straßen die Häuser der einen Seite mit vorspringenden Regendächern versehen sind. So wird der Verkehr im Freien und die Geselligkeit zu keiner Jahreszeit unterbrochen; bei jedem Wetter wandeln und sitzen unsre Leute behaglich im Freien. Von den Häusern entsprechen die einen dem gegenwärtigen Glanze, während die aus frühern Zeiten stammenden von bescheidnem Aussehen sind und sich gleich weit entfernt halten von Prunk wie von Sklavenarmseligkeit. Der Süden der Stadt zieht sich bis auf die Berge hinauf, die für uns nichts Schreckliches haben, sondern nur Annehmlichkeiten: Quellen, Bäume, Blumengärten, Vogel-

stimmen und den Vollgenuß des Frühlings. Auf der Nordseite erstrecken sich die Gärten bis zum Ufer des Orontes. Auf einer Insel des Flusses liegt die Neustadt mit dem Kaiserpalast, der die herrlichste Aussicht gewährt und an Größe und Schönheit kaum von einem andern Gebäude übertroffen wird. Er enthält so viele Säle, Gemächer, Gänge und Hallen, daß auch ein mit der Örtlichkeit Vertrauter, von Thür zu Thür gehend, sich leicht darin verläuft. Fünf Brücken fesseln die neue Stadt an die alte, wie das Füllen an die Mutter. Außer den Säulengängen bieten die zahlreichen Bäder, Tempel, die Augen und Ohren ergötzenden Theater Versammlungsorte dar, die bei jedem Wetter benutzt werden können, obwohl es ganz schlechtes Wetter bei uns überhaupt nicht giebt, da uns Zeus weder Schnee, noch Hagel, noch Platzregen, noch Stürme schickt. Vielmehr weht bei uns nur der Zephyr das ganze Jahr, im Winter die Kälte mildernd, im Sommer kühlend. Er liebt, von Gott gesandt, unsre ganze Stadt, die so angelegt ist, daß sie ihn einläßt. Nicht etwa beglückt er nur die dreistöckigen Häuser der Reichen und weht über die niedrigen Wohnungen der Armen hinweg; nein, wie in einer Demokratie alle gleichen Anteil an den Gesetzen haben, so werden bei uns auch alle des Zephyrs teilhaftig, und kein Bürger kann seinen Nachbar anklagen, daß er ihm die Luft entzöge. Überall schlüpft unser Zephyr durch; des Sonnenstrahls wird wohl mancher durch ein überragendes Haus beraubt, jener aber läßt sich durch nichts den Zutritt versperren. Dem Gehenden hebt er das Gewand auf und umspielt ihm die Beine; dem Schlafenden bläht er die Bettdecke und kühlt ihm den Leib, sodaß man sich doppelt erquickt fühlt, durch den Schlaf und den Lufthauch.

Ununterbrochen wird in unsrer Stadt gebaut. Überall hört man die Stimmen der Aufseher, die die Arbeiter antreiben. Hier wird ein Grund gelegt, dort steht ein halbfertiger Bau, und schon wird der Rest des Bauplatzes für Gemüse umgegraben. In diesem Jahr noch wird der Neubau bezogen werden. Glückliche Bewohner, die wissen, daß, was die Dichter den verstorbnen Gerechten verheißen, hier bei uns schon den Lebenden beschieden ist! Ringsum liegen viele Dörfer, volkreicher als manche Stadt, die auch Handwerk treiben und auf Festversammlungen ihre Erzeugnisse austauschen. Für das, was ein jeder im Überfluß hat, findet er Käufer, von dem, was ihm fehlt, Verkäufer. Nur wenig bedürfen diese Landleute der Stadt, noch weniger eines Seehafens; glücklicher als Hafenbewohner, erwerben sie mit fröhlichem Lachen, was sie brauchen.

Zwischen der eigentlichen Stadt und den Dörfern liegen die Vorstädte, von denen wir drei haben [wie es scheint, hat es im Norden, jenseits der auf der Insel liegenden Neustadt, keine Vorstadt gegeben], deren jede eine ansehnliche Stadt für sich ist. Die innere Stadt hat ihr Leben nach außen ergossen, sodaß der Hinausfahrende draußen die Stadt sich in kleinerm Maßstabe wiederholen sieht, der Ankömmling durch die Vorstadt auf das, was ihn erwartet, vorbereitet wird. Über alle Beschreibung schön ist die westliche Vorstadt. Sobald man vor das Thor kommt, hat man zur Linken eine bunte Fülle von Gärten, anmutigen Versammlungsplätzen, reichliche Quellen, von Bäumen überschattete Häuser, großartige Badeanlagen, einen Wonneplatz, wie er der Aphrodite ziemt und ihrem Sohne, dem Bogenschützen. Beim Weiterschreiten hat man zu beiden Seiten Weinstöcke, Rasengärten, Gemüsepflanzungen, schöne Häuser, Gewässer. Und durch alle diese Herrlichkeiten hindurch gelangst du endlich zur Daphne, die schlechterdings nicht würdig beschrieben werden kann und niemals beschrieben werden wird, wenn nicht etwa der Gott selbst mit den Musen den Ort besingt. Bekommt man sie zu Gesicht, so kann man nicht anders, man muß jauchzen und hüpfen und mit den Händen klatschen; man beglückwünscht sich und fühlt sich von Wonne beschwingt. Das eine bezaubert, das andre überrascht, während dieses noch fesselt, zieht schon ein andres an, und

die unser Auge umfließende Mannigfaltigkeit macht, daß wir uns den Hals verrenken. Da haben wir den Apollotempel, dort den Zeustempel, hier das alle Augenlust darbietende olympische Stadion, dazu einen Wald hoher Cypressen, Schattenpfade, Chöre musizierender Vögel, lieblichen Lusthauch, süße Wohlgerüche, prächtige Gesellschaftsplätze, Blütenzweige, die in die Wohnungen hineinkriechen, von Bädern die angenehmste Auswahl! Wahrlich, ruft man unwillkürlich, der gedeckte Tisch Siziliens, die Gärten des Alkinoos, das Horn der Amalthea, ein Sybaritenschmaus! Und so heilkräftig ist dieser Ort, daß du schon nach kurzem Aufenthalt mit gesünderm Aussehen zurückkehrst. Wirst du bei der Ankunft gefragt, wo du dich nun am liebsten ergötzen möchtest, so gerätst du in Verlegenheit, denn ein jedes macht hier dem andern den Rang streitig. Sollte es wirklich vorkommen, daß die Götter den Himmel verlassen, dann weilen sie gewiß hier unter uns. Und die alles überragende Schönheit der Gegenstände gewährt nicht etwa deswegen, weil ihre Zahl klein wäre, nur einen kurzen Genuß, wie es sein würde, wenn man etwa fünf Villen, drei Bäder, sieben Gärten und dreihundert Cypressen zählte, sondern die Menge und Fülle wetteifert mit der Schönheit, sodaß sich die Stadt vor dieser Vorstadt schämen muß, und die Römer erklären, so etwas Schönes finde man nicht einmal in Galiläa! Das Allerschönste aber in der Daphne, ja in der ganzen Welt (lies nicht weiter, verehrter Studiosus Biermörder, wenn du bis hierher gelesen haben solltest!) sind nach meiner Ansicht die Quellen der Daphne. So etwas von Wasser in Ansehen und Geschmack bringt die Erde sonst nirgends hervor. Hier haben die Nymphen ihre Wohnstätte aufgeschlagen, hier quillt ihre reinste und lauterste Spende, von hier aus herrschen sie über die Wasser, wie die Könige von ihren Akropolen. Nicht am Berge Ida, glaube ich, haben sich die drei großen Göttinnen um den Preis der Schönheit beworben, sondern hier, nach einem Bade in diesem Wasser. Wer, der hier steht, das Wasser aus den Röhrenmündungen hervorbrechen und an beiden Mauern des Tempels (der über die Quelle gebaut war) entlang fließen sieht, würde nicht die Fülle bewundern, von der Schönheit getroffen werden, die Gottheit ehren! Wie sollte es ihm nicht Süßigkeit sein, dieses Wasser anzufühlen, noch süßer, hineinzutauchen, am süßesten, es zu trinken? So frisch, so durchsichtig, so lieblich, so freundlich dem Menschenleibe ist es.

Und Mutter Daphne behält es nicht für sich, sondern die ganze Stadt durchströmt es von Haus zu Haus. Das hat viel mühselige Arbeit, viel Gefahr, viel von der aus Menschenliebe entsprungnen Fürsorge unsrer Wohlthäter gekostet; indem die Antiochener dem Strom einen bedeckten Weg gebaut haben durch die Bergabhänge, hier den Hügel mit einem Hohlweg durchschneidend, dort an den Abhang eine Unterlage anmauernd, und wo Klüfte im Wege liegen, ihn über Brücken führend, machen sie die Stadt der Spende der Vorstädte teilhaftig. Diese Wasserversorgung ists, wodurch wir im Wettkampf der Städte gewißlich siegen; möchte uns eine in irgend etwas anderm übertreffen, darin müssen uns alle weichen. Die sich der Fülle rühmt, die besiegen wir durch die Schönheit, und die der Schönheit, die schlagen wir durch die Fülle unsers Wassers. Von den Volksbädern schüttet jedes das Maß eines Flusses aus, von den Privatbädern manches nicht viel weniger, und wer ein neues bauen will, den hält nicht die Besorgnis ab, es möchte ihm das Wasser fehlen. Jedes Stadtquartier ist mit Privatbädern geziert, die um so viel schöner sind, je mehr sie an Größe den öffentlichen nachstehn, und jedes Quartier will, eifersüchtig auf die andern, die schönsten haben. Und so viel Häuser, so viel giebts Quellen, ja genau gesprochen, mehr Quellen als Häuser, denn außer der Leitung für den Haushalt haben die Handwerker noch eine in der Werkstatt. Daher entsteht auch kein Zank um die öffentlichen Brunnen. Anderwärts will jedes zuerst schöpfen, und es kommt nicht selten zu Schlägereien. Bei uns fließen die

öffentlichen Brunnen bloß zur Schau, und so klar ist ihr Wasser, daß, wenn du den Eimer gefüllt hast, dein Auge, dich täuschend, ihn für leer hält. Man weiß nicht, soll man von unserm Wasser sagen, es stille oder es errege den Durst, so reizt es zum Trinken, und so erquickt es den Trinkenden.

In welcher Gegend unsrer Stadt einer auch wohnen mag, er rühmt sich, daß er am schönsten wohne. Die im Osten sagen, auf ihrer Seite komme der meiste Weizen herein, und ihre Quelle, die Alexanderquelle, habe das beste Wasser. Die im Westen preisen ihren Baumreichtum und die Reinheit der Luft und ihre unvergleichliche Nachbarschaft: die Daphne. Die auf den Bergen loben ihre noch bessere Luft, und daß sie fern vom Lärm des Geschäftslebens wohnen und die ganze Stadt überschauen. Die auf der Insel finden eben die Insellage am schönsten und erfreuen sich an der Pracht des Königspalastes, die in der Mitte endlich sitzen mitten in allen Annehmlichkeiten drin. Der Überfluß an allem Käuflichen aber ergießt sich überall hin, sodaß man sagen kann, die ganze Stadt sei ein einziger Markt. Jedermann hat alles, dessen er bedarf, zu seinen Füßen liegen; er braucht nur die Hand danach auszustrecken. Auch in den entlegensten Teilen der Stadt giebt es keine Straße, wo nicht für alles Nötige gesorgt wäre. Zum Notwendigen aber gesellt sich alles, was dem Komfort (τρυφή) dient, und das Schönste ist, daß unsre Stadt auch die Armen, wenn sie sich nur darum bemühen, mit so mancherlei Annehmlichkeiten erfreut. Mit Doppelreihen von Buden und Läden sind die Straßen versehen, und bewundrungswürdiger noch als die prachtvolle Auslage ist der ununterbrochne Gang des Geschäfts vom Morgen bis zum Abend. Wie ein Strom fließt es fort, und auch die Nacht macht ihm noch kein Ende. Wie bei den Äthiopiern auch des Nachts die Opfertische belegt werden, so bei uns die Verkaufsstätten, und der Reisende, der spät ankommt, fürchtet nicht, daß es ihm an einem Bade und einem leckern Mahle fehlen werde, er ist so gut versorgt, wie wenn er seinen Koch vorausgeschickt hätte. Alles hat man jederzeit zur Hand, auch nach Fischen braucht man nicht herumzulaufen, sondern nur dem Händler zu winken. Fische haben wir Festlandsbewohner nämlich so viel wie die Leute an der Küste. Diese fangen uns die Früchte des Meeres und bringen sie massenhaft in die Stadt. Und schön ist es, daß auch die Armen dieses Nahrungsmittel nicht entbehren; sie versorgt der See, die Reichen das Meer, und Flußfische ißt der Arme wie der Reiche. Fluß und See bringen uns aber auch die Früchte des Landes, sodaß die Zufuhr nicht auf Lasttiere beschränkt bleibt, die gar nicht hinreichen würden. Wo der See nicht hilft, bietet sich der Fluß als Träger dar, und dieser befördert die Waren sogar mitten in die Stadt. Schon vor dem Thor jedoch bieten die ankommenden Kähne ihre Waren an, sodaß sich die Frauen und Kinder der dort Wohnenden herausholen können, was sie für den Tag brauchen. Das Wasser des Sees nimmt der Orontes auf, und wenn dieser auf der Strecke bis zum Meere durch Felsen unfahrbar gemacht wird, so ist er doch auch da nicht unnütz; gerade die Stromschnellen eignen sich vortrefflich zum Holzflößen. Wahrlich, goldreicher als der Paktolus ist unser See; aus allen Ländern, von allen Inseln bringt er uns von allem Schönen, was sie haben, das Schönste. Und so gleicht denn unser Leben einem beständigen Feste. In der Größe und Pracht der Gebäude mag unsre Stadt von Konstantinopel übertroffen werden, durch Güte und Fülle des Wassers, durch ihr mildes Klima, durch die Liebenswürdigkeit (ἀστειότης, urbanitas) ihrer Bewohner, durch ihre Schulen besiegt sie alle andern Städte; ihr größter Ruhm aber besteht in der hellenischen Bildung (Ἑλληνικῇ παιδείᾳ καὶ λόγοις). Andre Städte sind entweder klein, oder wenn sie groß sind, ist das Leben darin unerfreulich, hier aber wohnt die Göttin, die den Eros geboren hat, und die gießt über unsre Großstadt die Anmut aus.

Diesem lichten Bilde haben tiefe Schatten nicht gefehlt, wie man aus andern Reden des Libanius gelegentlich erfährt, und daß den Bürgern der alten Welt das Leben gar so schön und leicht geworden ist, war ja wohl eine der Ursachen des Untergangs dieser Welt. Aber leben wollen auch wir, wenn auch nicht in einem beständigen Feste, und zum Leben gehört Brot. Eine wachsende Mänlerzahl aber bedarf einer wachsenden Brotmenge, und darum interessiert uns die üppige Fülle, die noch vor 1600 Jahren diese heute wüste Gegend beglückt hat; diese Gegend liegt uns bei dem heutigen Zustande der Verkehrsmittel vor der Thür. Daß die frühere Fruchtbarkeit in einem verheerten und lange verwahrlosten Lande nicht wieder hergestellt werden könne, glauben wir nicht. Nur das gute Klima ist ein an den Ort gebundnes Naturgeschenk, das dort, wo es nicht vorhanden ist, nicht erzeugt werden kann; Klimaverschlechterungen durch Waldverwüstung und Verbesserungen durch Anbau kommen vor, aber warmes und kaltes, Festlands- und Seeklima kann Menschenkunst nicht mit einander vertauschen. Der Acker- und Gartenboden dagegen ist ein Erzeugnis des menschlichen Fleißes. Den Sumpf, wie die babylonische Euphratniederung ursprünglich einer gewesen ist, verwandelt Entwässerung in den allerfruchtbarsten Äcker, und was sich aus Sand machen läßt, das zeigen die Fruchtgärten in der Umgebung märkischer Städte.

Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

1. Der selige Dr. Eckhardt

Drei- bis vierundfünfzig Jahre muß es ja nun her sein. Mein Vater war damals noch Major. Der Stab und zwei Schwadronen des Regiments, dem er angehörte, lagen in einem freundlichen Provinzstädtchen, auf dessen Marktplatze, gerade dem hochgiebligen alten Rathause gegenüber, wir mietweise das Haus eines verstorbnen Dr. med. Eckhardt bewohnten. Ein sonderbar angelegtes uraltes Gebäude, das wir erst später mit einem eignen Hause auf der Schulstraße vertauschen sollten. Von dem Hause am Markte sind mir nur das Erdgeschoß und der erste Stock erinnerlich; wenn es ein zweites Stockwerk gab, so stand es leer, denn ich weiß, daß außer uns niemand in dem alten, mir sehr unheimlichen Hause wohnte.

Vor meinen Eltern hatte es der bisherige, nun pensionierte Regimentskommandeur, ein Junggeselle, allein innegehabt. Um wieviel es für ihn zu groß gewesen war, bewies der Umstand, daß ihm ein geräumiges saalartiges Gemach auf dem äußersten linken Flügel des ersten Stocks zu nichts anderm als zur Aufbewahrung seiner auf türkenkopfartigen Gestellen prangenden Helme gedient hatte. Es hieß die Helmstube, und die Tapetenfarbe war, als ich es zuerst sah, tiefes gesättigtes Ultramarin, von dem sich in Abständen von vierzig zu vierzig Centimetern handtellergroße goldne Sterne abhoben. Ich bin seitdem weder in der Natur noch an Kunstprodukten einem gleich opaken und intensiven Blau begegnet. Als ich alt genug war, mir von Wallenstein und seinem Sternenzimmer erzählen zu lassen, wurde mir klar, daß die der Helmstubentapete zu Grunde liegende Idee auf ihn

zurückzuführen sei, und so oft von Wallenstein die Rede ist, drängt sich mir auch jetzt noch die Helmstube als Ort der Handlung auf.

Vor dem pensionierten Obersten, einem würdigen alten Herrn, der in der Nachbarschaft auf seinem Gute lebte und bisweilen nach der Stadt kam, verspürte ich gewaltigen Respekt: ein Gefühl, das beim Übergang von meinem Vater auf mich durch die geheimnisvolle Pracht der Helmstube nach erhöht worden war. Es beschäftigte mich sehr, aber ich hatte nie den Mut zu fragen, ob der Oberst auf seinem Gute für die pensionierten Helme eine besondre Helmstube habe, und ob auch sie tapeziert sei, wie die, die ich kurz vor ihrer Entweihung in vollem Glanze gesehen hatte: ultramarinblau mit goldnen Sternen.

Meine Eltern hatten ihr möglichstes gethan, die alten verräucherten und vergilbten Räume wohnlicher zu machen. Es war alles hell gestrichen und frisch tapeziert worden; den Zugang von der Thorfahrt nach der Wendeltreppe schmückte eine zur Abhaltung der Zugluft dienende Glaswand mit schwingender Doppelthür; die Helmstube, rosa und weiß tapeziert und in denselben Farben ausgestattet, hieß das Theezimmer. Vergebens! Der ungastliche, verbissene Eindruck, den die Wohnung machte, war nicht zu bannen gewesen. Er hatte seinen Grund in der Bauart des Hauses, dessen erster Eigentümer eine menschenfeindliche Vorliebe für enge dunkle Gänge und nach dunklere kleine Vorplätze gehabt zu haben schien und es — vielleicht grundsätzlich? — an den nötigen Verbindungsthüren zwischen unmittelbar nebeneinander liegenden Zimmern hatte fehlen lassen. Wo dagegen diese Verbindungsthüren vorhanden waren, vermißte man wieder den ebenso unentbehrlichen zweiten Ein- und Ausgang, mit andern Worten, man konnte da, wo der Architekt eine Enfilade hergestellt hatte, von mehreren nebeneinander liegenden Zimmern das hinterste auf keinem andern Wege erreichen, als indem man durch die davor liegenden durchging. So hatte meine Stube, die im Erdgeschosse gerade unter der Exhelmstube lag, keinen andern Zugang als durch einen Saal, wo man bisweilen den Diener oder die Ordonnanz, regelmäßig aber ein mixtum compositum von Cigarrenstummel- und Messingknöpfegeruch antraf, und durch ein zweites Zimmer, von dem es hieß, daß es für den zur Zeit noch nicht auf der Bildfläche erschienenen Hauslehrer bestimmt sei. Dafür waren in meiner Stube — eine Kinderstube gab es nicht, da ich das einzige Kind und acht Jahre alt war — der Eingang in den Keller, der Aufgang in eine Rumpelkammer und der Zugang zu einem langen schmalen, völlig dunkeln Gange, der im Hinterhase direkt ins Freie führte, und auf dem in einer Vertiefung der Mauer ein Skelett stand.

Dem verstorbnen Dr. Eckhardt sein Gerippe, hatte man mir gesagt, und ich hatte das, ohne mir weitern Aufschluß zu erbitten, so verstanden, daß ich die letzten Überbleibsel des verewigten oder, wie die in demselben Irrtum befangne Ordonnanz sagte, des krepierten Hauseigentümers vor mir zu haben glaubte. In einen Ameisenhaufen, meinte die Ordonnanz, werde man ihn gelegt haben: sie habe das bei sich auf dem Dorfe mit Vögeln und Mäusen probiert und sehr befriedigende Erfolge erzielt.

Das wäre ja ganz schön und ganz gut gewesen, aber etwas unheimlich war es mir doch, namentlich seitdem ich einer Unterredung beigewohnt hatte, in deren Verlauf Vogt, der Diener, und die sogenannte Kammerjungfer meiner Mutter die Vorzüge und Nachteile des besagten Ganges als Verkehrswegs eingehend besprochen hatten. Gerippe hatten nach Gustchens Ansicht die üble Gewohnheit, nachts ihren Posten zu verlassen und zu lustwandeln. Lieber als ja einem Gerippe in dem schmalen Gange zu begegnen, würde sie sonst etwas über sich ergehn lassen!

Das gefiel mir gar nicht; auch Vogt schien es nicht zu gefallen.

Es sind mir später, als ich auf der Universität in die Mannigfaltigkeit mensch-

licher Motive Einblick gethan hatte, Zweifel darüber beigekommen, ob die meinem und Vogts Mißvergnügen unterliegenden Beweggründe ganz dieselben waren, aber das gehört in das Bereich einer psychologischen Analyse, mit der meine schlichte Erzählung nichts zu schaffen hat.

Ich dachte damals so. Da ich nicht unten, sondern oben bei meinen Eltern schlief, so hätte mir, was das Gerippe auch immer nachts unternehmen mochte, ziemlich gleichgiltig sein können, wenn darauf Verlaß gewesen wäre, daß es auch wirklich Tag und Nacht zu unterscheiden wußte. Nun war es aber in dem Gange jederzeit stockfinster, und eine Uhr, die es hätte repetieren lassen können, trug das Gerippe nicht bei sich: wer stand mir dafür, daß es nicht eines schönen Tags, durch die herrschende Dunkelheit irregeleitet, Tag für Nacht nahm und seinen Spaziergang gegen Abend antrat, während ich noch unten war, in der Dämmerstunde, wo es mir ohnehin an der Kellertreppenfallthür und oben in der Rumpelkammer, deren Fenster nach der Stube gingen, nicht recht geheuer vorkam. Das Gerippe war eine sehr eklige Zugabe, darin war ich mit Vogt und Gustchen einverstanden.

Und dieses Einverständnis — entente cordiale, wie die Diplomaten sagen — war es denn auch, was dem Gerippe kurze Zeit darauf sein Standquartier kostete. Gustchen hatte meiner Mutter gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, daß mir die Angst vor dem Gerippe schaden könne; Vogt, der als vorzüglicher Pferdewärter bei meinem Vater einen Stein im Brette hatte, war bei diesem in ähnlicher Weise vorstellig geworden; ich selbst hatte dem Fasse den Boden ausgeschlagen, indem ich beim Einbruch der Dämmerung die Ordonnanz aus ihrer Cigarrenstummel- und Messingknöpfeatmosphäre zu mir hintergeholt und nicht eher wieder losgelassen hatte, als bis es für mich Abendessens- und Schlafengehnszeit geworden war. Während die Ordonnanz nicht auf ihrem Posten war, hatte der Nachfolger des Helmstubenobersten meinem Vater einen freundschaftlichen Besuch abstatten wollen und war — horribile dictu — nach einer Irrfahrt im Hauslabyrinth von der Köchin angemeldet worden.

Mein Vater war schmerzlich bewegt gewesen, und die Ordonnanz, der wegen ihres gutmütigen Gesichts und weil sie als Wende nicht ordentlich deutsch konnte, vieles durchging, hatte das aufziehende Gewitter dadurch abzulenken gesucht, daß sie den Verlauf der Sache haarklein erzählt hatte. Wie ich ihr mitgeteilt habe, daß ich mich fürchte. Wie sie mich gefragt habe, wovor? Wie ich geantwortet habe: Vor dem „Gerippig.“ Wie sie es nicht übers Herz habe bringen können, wieder wegzugehn und mich allein zu lassen. Wie sie unter meiner Leitung die Festung mit Soldaten in Bärmützen und roten Fracks zu bemannen gehabt habe, und wie endlich, während sie von dieser taktischen Leistung ganz in Anspruch genommen gewesen sei, statt des gefürchteten „Gerippigs“ der Herr Oberst gekommen sein müsse.

Aller Wahrscheinlichkeit nach mochten wir bei dieser Verhandlung wie auch sonst, wenn Synatschke oder mir das Messer an der Kehle saß, Hand in Hand vor dem väterlichen Tribunale gestanden und so an das Herz des ohnehin sehr zur Nachsicht geneigten Richters appelliert haben, denn das Gewitter hatte sich verzogen.

Nachdem Synatschke unter Hinweis auf die Eventualität einer sofortigen Rückkehr in die Reihen seiner Schwadron verständigt worden war, daß er unter keinerlei Umständen das vorderste Zimmer in Vogts Abwesenheit zu verlassen befugt sei, wurde noch an demselben Abend an die Eckhardtschen Erben geschrieben und ihnen die Bitte um möglichst beschleunigte Abholung des zur Hinterlassenschaft gehörigen osteologischen Schaustücks vorgetragen. Da sie sich hierzu nicht hatten bereit finden lassen und vielmehr gebeten hatten, man möge für die Beseitigung des Knochen-

manns, auf den sie keinerlei Anspruch machten, Sorge tragen, so wurde er Vogt und der Ordonnanz preisgegeben, die mit ihm machen sollten, was sie wollten, wenn man nur nichts wieder von ihm zu hören oder zu sehen bekomme. Eines Tags war er auch wirklich verschwunden, und Synatschke vertraute mir an, daß sie ihn für drei Thaler fünfzehn Groschen an den — Schinder verkauft hätten. Eine Porzellanpfeife mit dem Spruch: „Weintrinken macht fröhlich, aber Mädchenlieben macht selig," die mir Synatschke zeigte, war der erste Ankauf gewesen, den ihm sein Anteil an der Beute ermöglicht hatte.

Es kam mir — ich erinnere mich dessen recht wohl — lieblos vor, daß man mit den Überresten des Hauseigentümers in solcher Weise verfahren war, und ich gab Synatschke meine Bedenken zu verstehn. In der Absicht, mich zu beruhigen, versicherte er mir, daß es nicht der Doktor gewesen sein könnte, den sie verkauft hätten. Es sei überhaupt leider kein Mannsen gewesen, für das sie anstatt drei Thaler fünfzehn Groschen vier Thaler erhalten haben würden, sondern ein Weibsen. Die Frau Doktorin konnte es nicht gewesen sein, denn Dr. Eckhardt war nicht verheiratet gewesen: wen hatte man also eigentlich verkauft? Das öffnete den unheimlichsten Vermutungen Thür und Thor, und ich fing an, mich vor dem verschwundnen Gerippe erst recht zu fürchten; schon die Stelle, wo es gestanden hatte, war mir unheimlich. Ob es Gustchen auch so ging, kann ich nicht sagen — vielleicht hätte Vogt Auskunft geben können.

2. Der neue Bonnrich

Neben meinen Eltern, die himmlische Geduld mit mir hatten und mich andern Händen nur anvertrauten, wenn es ihre dienstlichen oder geselligen Verpflichtungen durchaus erheischten, ließen sich auch Vogt, Synatschke, Gustchen und die Köchin meine Beaufsichtigung angelegen sein.

Man hatte es gerade um jene Zeit mit einem Interregnum zu thun: eine ältere Kammerzofe meiner Mutter, die sich mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit dem Kindermuhmenamte unterzogen gehabt hatte, war, um sich zu verheiraten, in ihre Heimat zurückgekehrt, und der Hauslehrer, für den in der mittlern Parterrestube des linken Flügels Quartier bereit stand, war noch nicht da.

Der Umstand, daß mir der Aufenthalt in der Diener- und Jungfernstube, im Stall und in der Küche untersagt war, machte es nötig, daß sich der Aufsichtführende zu mir in die Stube oder in den Garten setzte, wenn er nicht mit mir spazieren ging oder mich im Hofe vor zu halsbrecherischen equilibristischen Übungen auf herumliegenden Baubalken zu bewahren bemüht war. Da jeder dabei doch auch seinen sonstigen Obliegenheiten nachzukommen hatte, so gab es für mich von Zeit zu Zeit unbewachte Augenblicke, die ich — ohne eigentlich wild und eine richtige Range zu sein — regelmäßig dazu benutzte, mich aus dem Staube zu machen und die unerwartetsten Dinge zu thun. Wenn ich kein Unheil anstiftete und keinen Unfall erlitt, knüpfte ich Bekanntschaften an, denn der leichtfertigen Unvorsichtigkeit, die mich blind für die Gefahr machte, kam die Vertrauenseligkeit gleich, mit der ich mich heute einem alten Hökenweib, morgen dem hausierenden Pöklingsmann oder der Schildwache vor dem Hause des Obersten für Freud und Leid mit Leib und Seele anschloß.

Ich fürchte, ich war in dieser Beziehung für die, denen meine Beaufsichtigung oblag, ein schrecklicher Junge. Einen Heuhupfer zu beaufsichtigen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach leichter und weniger aussichtslos gewesen. So oft ich mir das etwas verblaßte Bild jener Tage zurückzurufen suche, fällt es mir jedesmal von neuem schwer, zu begreifen, wie ich es bei der mir von allen Seiten zu teil werdenden Aufsicht möglich machen konnte, immerfort auf eigne Faust Dinge zu

unternehmen, die entweder Katastrophen herbeiführen mußten oder wenigstens — ich habe hierbei namentlich die gemachten Bekanntschaften im Auge — den Wünschen meiner Eltern schnurstracks entgegenliefen.

Wie das Leben des Apostel Paulus, dem ich sonst leider nicht ähnelte, war auch das meine damals eine Reihenfolge von Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande. Kaum war ich aus dem Floßgraben gezogen worden, lag ich im Schwanenteich. Eine Kopfwunde, die ich mir durch einen Treppensturz zugezogen hatte, war noch nicht geheilt, und schon war das linke Bein durch den Fall von einer Leiter verstaucht. Wenn ich mich nicht bei Gelegenheit eines unerlaubten Küchenbesuchs verbrüht oder in der Speisekammer durch das zu hastige, weil fraudulöse Verschlingen einer saftgeschwollnen Essigpflaume dem Erstickungstode nahegebracht hatte, war es im Hof der große Schleifstein, der mir zu einer thalergroßen Schürfung verhalf. Heugabeln, Sägen, Hammer, Zangen und Bohrer schienen nur da zu sein, mich zu verwunden; Quetschungen zwischen Thür und Angel mit obligater Blutblase wechselten mit blauen, allmählich ins Grüne und Gelbe übergehenden Augen und allerhand Deformationen und Anschwellungen des Nasensattels ab; Brauschen wurden längst nicht mehr mit dem Messer plattgedrückt, sie waren gäng und gäbe wie das tägliche Brot.

Es hätte erstaunlich scheinen können, daß kein Plättbrett umstürzen und kein Bügeleisen vom Sims fallen konnte, ohne mich zu treffen, wenn ich nicht in jedem einzelnen Falle die Katastrophe durch die überraschendsten Manöver herbeizuführen verstanden gehabt hätte. Was andre Kinder paarweis führen, Fausthandschuhe, Müffchen, Gummigaloschen, kannte ich nur in der Einzahl, dagegen mußten mir zwei Schnupftücher mitgegeben werden, damit ich mit einem wieder nach Hause kam.

Täglich wurde ich vermißt und an den unwahrscheinlichsten Orten wiedergefunden: in der Garküche, beim Obersten, dem Kinder ein Greuel waren, in Auktionslokalen, auf der Hauptwache, im Seminar, in Kirchen und Schulen, während des Jahrmarkts in einer Waffelkuchenbude, deren Besuch den Unteroffizieren und Mannschaften durch Regimentsbefehl bei Strafe untersagt war; während des Vogelschießens im Schießstand; immer unter der Obhut des einen oder des andern, der mich bei sich behalten hatte, wie es die Soldaten so gern mit zugelaufnen Hunden thun, und der mich mit dem ehrenvollen Zeugnisse wieder auslieferte, daß ich ganz artig gewesen sei.

Um die Leute herum zu sein und ihnen zuzusehen, war alles, was ich begehrte; zu reden brauchten sie wenig, wenn sie mich nur dabehielten. Wir hatten befreundete Familien in der Stadt, wo es Kinder gab: bei denen erschien ich mit der Meldung, ich könne bis um fünf dableiben, und wenn mir dann gesagt wurde, nun sei es fünf Uhr, lief ich in einem Trabe auf dem nächsten Wege zurück nach Hause.

Wäre ich wild und eine richtige Range gewesen, würde man auf seiner Hut gewesen sein. Da ich nicht bis drei zählen konnte und um den Finger zu wickeln war, ließ man sich immer wieder einschläfern, und — weg war ich. Mein Freund Synatschke hatte die Sache sehr richtig bezeichnet. Zum Floh versieht man sich des Sprungs, hatte er gesagt, nicht zur Wanze. Das hatte ich ihm sehr übel genommen, und nur der Vorschlag, sich gleich auf dem Flecke anspannen zu lassen und „wildes Pferd" zu sein, hatte mich versöhnen können. Wildes Pferd machte ihm so leicht keiner nach. Kutscher zu sein, wenn er wildes Pferd war, war der Himmel auf Erden. Er schnaubte, wieherte, zäumte sich bei, schlug aus, drängte, scheute, kurbettierte, setzte in wilder Jagd über alle Bauhölzer und ging schließlich als vom Kutscher gebändigtes und dressiertes Kunstpferd spanischen Tritt.

Wenn sich die andern auch nicht so drastisch ausdrückten, so war man doch, glaube ich, ganz allgemein der Ansicht, daß es wegen der vielen Zeitversäumnis,

die das jedesmalige Wiedereinfangen des entsprungnen Heuhupfers verursachte, kein Unglück sei, wenn der Hauslehrer, für dessen Zimmer der Tapezier noch gestern einen großen, mit grüner Serge bespannten Wandschirm gebracht hatte, bald komme. Eines schönen Tags war er denn auch wirklich da: ein etwas fremdländisch aussehender junger Mann, der mir ganz gut gefallen haben würde, wenn ich auch nur ein Wort von dem, was er sagte, verstanden hätte. Mein Vater und meine Mutter konnten sich mit ihm verständigen, Vogt und Synatschke nicht. Vogt — ich weiß nicht warum? — machte ihn von der ersten Stunde an nicht und bezeichnete ihn, wenn wir unter vier Augen waren, als den Lockenkopf, die Wachspuppe, den Jesuiter. Er kam aus der französischen Schweiz, sprach kein Wort deutsch, erlag sofort unter den schrecklichsten Symptomen gänzlicher Entnervung und beunruhigender Thränenkrämpfe dem mal du pays und hatte handbreite, auf beiden Seiten an das Beinkleid angenähte Stege, über die Synatschke, der sie bisweilen zu wichsen hatte, meines Wissens nie hinweggekommen ist.

Da bei der uns befreundeten Wilkischen Familie eine französische Erzieherin war, von der man gemeiniglich als der Wilkischen Bonne sprach — sie zog den Titel Gouvernante vor und sagte uns das —, so wurde Monsieur Besse als mein Bonnrich bezeichnet, eine scherzhafte Ausdrucksweise, die nicht meinen Beifall hatte, da mir im Interesse meiner und seiner Würde, namentlich der meinen, Gouverneur besser gefiel.

Da saßen wir nun nebeneinander auf dem großen Tritt in unsrer Stube und weinten; er vor Sehnsucht nach seinen heimatlichen Bergen, ich ansteckungsweise und aus Kommiseration. Die ersten Tage deuchte mich der Flug der Stunden recht träge, bis es Mittag- und Abendbrotzeit wurde. Er war, glaube ich, ein seelensguter, weichherziger Mensch, aber das Wohlwollen, das er mir entgegentrug, war mir zu schwabblig, zu weibisch; er machte zu sehr ein an zärtliche Liebkosungen gewöhntes Kind aus mir, während ich, von Natur über eine gewisse Grenze lebhaften Interesses an jedem hinaus schwer zugänglich und innerlich völlig ungebändigt, wie ein älterer Junge behandelt zu werden Anspruch machte.

Ich kann mich nicht eines einzigen Falls erinnern, wo ich ihn heftig gesehen oder hart und unbillig gefunden hätte; überhaupt kann ich von ihm nur das Beste sagen, aber sonderbar, obwohl ich mich nach einiger Zeit mit ihm verständigen konnte, und obwohl er sich, außerhalb der wenigen Stunden, wo es sich um einen förmlichen Unterricht handelte, in gutmütigster, unverdrossenster Weise zu meinem Spielgenossen hergab, so war doch, glaube ich, sein moralischer und geistiger Einfluß auf mich null. Von einer Antipathie gegen ihn konnte bei mir um so weniger die Rede sein, als ich mich nicht erinnere, dieses Gefühl in meiner Jugend überhaupt irgend jemand gegenüber gekannt zu haben; ich habe bei ihm französische Fabeln auswendig und deutsche Geographie mit französischen Namen, Leipsic, Cologne, Mayence, Frankfort-sur-Mein gelernt, im übrigen ist er, was das Formen des nach völlig weichen Gemütsthons anlangte, in fast unheimlicher Weise spurlos an mir vorübergegangen. Wahrscheinlich traf dabei keinen von uns beiden eine Schuld: auch die Chemie zeigt uns unzählige Stoffe, die nicht aufeinander reagieren.

Um jedoch dem Gange der Dinge nicht vorzugreifen: da saßen wir also und weinten. Meine Eltern hatten mir gesagt, daß er sich nach seinen Bergen sehne, und Vogt hatte das als eine eines erwachsenen Menschen, der einen Cylinderhut trage, unwürdige Schwäche gebrandmarkt; er nannte ihn damals die Heulliese. Synatschke schien ihn eher zu verstehn, war minder hartherzig und meinte, das gute Essen werde ihm schon aufhelfen. Ich versuchte es deshalb, da ich ihn nicht mit Worten trösten und doch auch nicht den ganzen Tag mit ihm weinen konnte, mit dem, was Papa im Stall Extrafutter nannte.

Jette, bitte gieb mir ein kaltes Fleischklößchen. Ich hatte für kalte Fleischklößchen eine besondre Vorliebe; mein Vater und Synatschke auch. Sie waren in der Regel in der Speisekammer auf einer großen Bratenschüssel vorrätig, die ich auf dem Gewissen hatte, die aber durch einen hausierenden Slowaken, mit dem ich mich bei dieser Gelegenheit liiert hatte, wieder zusammengedrahtet worden war.

Ich habe den Speisekammerschlüssel nicht; ich habe ihn eben wieder „reingetragen."

Nun war noch der Küchenschrank, worin ich mitunter Fleischklößchen bemerkt hatte, die mir später auf der Ordonnanz ihrer „Brotbemme" wieder zu Gesicht gekommen waren. Für Fleischklößchen hatte ich ein so scharfes Auge, daß ich das Individuum sofort wieder erkannte, an allerlei kleinen Merkmalen, auf die zu achten der minder Eingeweihte unterlassen hätte. Die Form, bisweilen ein nicht ganz regelmäßiges Oval, die Farbe, die Pannierung, hie und da ein Muttermal, bisweilen etwas zuviel Feuer, bisweilen etwas zu wenig.

Mache, Jette, gieb mir eins von denen. Synatschke sah so wohlgenährt aus, er sehnte sich nicht nach seinen Bergen, und da er für Monsieur Besse von der guten Kost Besserung erwartete, so war es recht und billig, daß er ein Opfer brachte. Jette konnte ihm ja, wenn sie den Schlüssel hatte, Ersatz verschaffen.

Ich hatte das Fleischklößchen natürlich bekommen; vielleicht hatte ich Jetten auch einen Kuß dafür gegeben. Sie war, solange ich denken konnte, bei uns Köchin; tausend Küsse, die sie von mir bekommen hatte, reichten noch nicht; es waren uneigennützige dabei, und ich hatte, mit Recht oder Unrecht, den Eindruck, daß Synatschke das nicht weibisch finden würde, daß ich es also getrost thun könnte.

Nun galt es, unter einem passenden Vorwande von Vogt einen kleinen Teller zu bekommen, um das Fleischklößchen, das ich bis jetzt wie ein Portemonnaie in der Hand gehalten hatte, darauf zu legen. Das war meiner Überzeugung nach unerläßlich, aber nicht leicht. Porzellan- und Steingutware wurde mir grundsätzlich nicht anvertraut, man hätte das Geschirr lieber gleich aus dem Fenster aufs Pflaster werfen können, hielten doch selbst die blechernen und lackierten Frühstücks- und Halbabendkörbchen, deren ich mich bediente, nur wenig Monate stand. Die Sache machte sich indessen diesesmal leichter, als ich gedacht hatte; das Büffett stand offen, und ich hatte die Auswahl.

Der arme Monsieur Besse hatte zwar zu schluchzen aufgehört, als ich mich ihm mit dem „Extrafutter" näherte, aber er sah so trostlos vor sich hin, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Ich setzte ihm den Teller auf den Schoß und bemühte mich, ihm pantomimisch begreiflich zu machen, er möge essen, es werde ihm davon besser werden, Synatschke habe es gesagt.

Er schien mich nicht zu verstehn, keinen Hunger zu haben oder kein Freund von kalten Fleischklößchen zu sein. Er stellte den Teller neben sich, explizierte boulette, bœuf, chapelure, hacher, je hache, tu haches, il hache und holte mit einem Seufzer den Lafontaine aus der Tasche, worin wir — es war der zweite Tag nach seiner Ankunft — noch bei un corbeau sur un arbre perché waren.

Meine Mutter, voll Mitleid mit dem Märtyrertum, das sie ihm und mir nicht ersparen konnte, wenn die Sache rasch ins Geleis kommen sollte, hatte vorgearbeitet und mir die Fabel deutsch erzählt. Ich wußte also, worum es sich handelte, und wie es zu den Worten tenait dans son bec un fromage kam, konnte ich der Versuchung nicht widerstehn, mich Monsieur Besse gegenüber wie ein Vogel hinzukauzen und dabei das für ihn bestimmte Fleischklößchen in den Mund zu nehmen, natürlich um damit den Käse zu figurieren.

Die Absicht, komisch zu sein oder das Fleischklößchen zu essen, hatte ich nicht, das bin ich noch heute eidlich zu erhärten bereit. Aber Monsieur Besse platzte

trotz seiner Melancholie heraus und gab für eine Weile das Weinen und Betrübtsein auf, und das Fleischklößchen, na, da ich es nun einmal im Munde gehabt hatte, schnabulierte ich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Beamtentum und katholische Kirche. In Nr. 34 der Grenzboten wird von dem Verfasser des Artikels über katholische Inferiorität nachzuweisen versucht, daß ein katholischer Beamter oft aus religiösen Gründen ungeeignet sei, die Staatsgesetze anzuwenden, da er bei seiner Amtsthätigkeit auch auf die Belehrungen im Beichtstuhl usw. angewiesen sei. Ich glaube als langjähriger Grenzbotenleser und als Katholik doch diesen Ausführungen, die mit der Praxis in Widerspruch stehn, widersprechen zu müssen. Schon im Sommer 1896 erschien in den Grenzboten ein sehr beachtenswerter Aufsatz, der ausführte, wie schwierig und selten es vorkomme, daß Protestanten einen tiefern und praktischen Blick für den Einfluß der katholischen Religion auf Denkungsweise und Lebensart ihrer Mitglieder haben. Dieser Schwierigkeit scheint auch der Verfasser des oben genannten Artikels nicht ganz entgangen zu sein. Er nimmt die extremsten Schriften klerikaler Verfasser heraus, aus diesen wieder sehr extreme Auffassungen, denen er dann wieder für das Staatswohl durchaus verderbliche Konsequenzen anreiht: Schriften, die für den gebildeten Katholiken, insbesondre den Beamten oder den Richter, auch wenn er z. B. Zentrumswähler ist, durchweg theoretisch, sicherlich aber praktisch bedeutungslos bleiben.

Da ist zuerst der böse Syllabus: man glaubt in protestantischen Kreisen kaum, wie bedeutungslos er praktisch für den gebildeten deutschen Katholiken ist. Das Volk kennt ihn nicht einmal dem Namen nach. Er ist so selten, daß es schwer ist, ihn gedruckt zu bekommen. In der kirchlichen Praxis, in Predigten aber im Beichtstuhl hört man ihn kaum nennen. Man kann ruhig sagen, daß er für den deutschen Katholiken ein totgebornes Kind geblieben ist und lediglich durch die politischen Ereignisse, die den Kirchenstaat beseitigt haben, und durch den preußischen Kulturkampf, dessen Gesetzgebung der Staat in der Hauptsache längst wieder aufgehoben hat, veranlaßt worden ist. Der Syllabus bezweckte auch gegen den damals herrschenden Materialismus und Darwinismus ein Gegengewicht zu schaffen, die beide ebenfalls als überwunden gelten können. Übrigens verhängt der Syllabus, soweit ich mich dessen aus dem Gedächtnisse zu erinnern vermag, kein Anathem, sondern enthält nur Warnungen vor verderblichen Lehren, was natürlich nicht ausschließt, daß einzelne Sätze, wie z. B. über die Unsterblichkeit der Seele, anderweit als Dogmen aufgestellt sind. Übrigens würde ein Protestant, der nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, doch auch wohl de facto kaum noch als Mitglied der Kirche von den protestantischen Geistlichen angesehen werden. Ein Dogma, wie der Verfasser anzunehmen scheint, daß Petrus in Rom gewesen sei, giebt es auch für den Katholiken nicht. Unrichtig ist auch die Ansicht, daß jede Lehre und Meinung des Papstes für den Katholiken im Gewissen verpflichtend sei. Es sollte doch bekannt sein, daß nur die feierlichen Aussprüche des Papstes ex cathedra in Sachen des Glaubens und der Moral verbindlich sind, und zu diesen gehört der Syllabus nicht. Ein solcher Ausspruch ist meines Wissens überhaupt von Leo XIII. noch nicht erfolgt. Wie milde sich das Kirchenregiment in der Praxis mit seinen eignen Theorien ab-

findet, hat sich noch neulich gezeigt, als die Leiche des ermordeten Königs von Italien mit den höchsten kirchlichen Ehren ohne Widerspruch des Papstes beigesetzt wurde, obgleich der König den „geraubten" Kirchenstaat besessen hatte. Ebenso wenig waren ihm im Leben die kirchlichen Sakramente und die Anstellung von Hofgeistlichen verweigert worden.

Der Lehmkuhlsche Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch wird gegen die Ansicht des Verfassers keine Rolle für den preußischen Richter, der katholisch ist, spielen und höchstens für die bei Jesuiten vorkommenden Ansichten ein Zeugnis ablegen. Das Buch ist auch von katholischen Juristen nicht gerade glänzend rezensiert worden. Jedenfalls ist es praktisch ausgeschlossen, daß katholische Richter das staatliche Ehescheidungsrecht anders handhaben als ihre evangelischen Kollegen, oder daß sie sich bei der Handhabung vorher Weisungen aus dem Beichtstuhl holen werden. Wenigstens für Westfalen, wo sehr viele katholische Richter wirken, und mir die Verhältnisse bekannt sind, kann ich das bestimmt behaupten, und auch sonst wird es nicht anders sein. Wenn die Kirche den theoretischen Satz, daß das Eherecht unter ihr stehe, formell nicht aufgegeben hat, so hat man das praktisch ebenso zu beurteilen, wie die formell nicht erfolgte Zurücknahme des Zinsenverbots oder die ebenfalls nicht erfolgte Zurücknahme der Verurteilung der Galileischen Lehren. Ebenso wenig hat man etwas davon gehört, daß die Ansichten der Denkschrift über die Parität in Preußen in der richterlichen oder sonstigen Praxis von irgend welcher Bedeutung wären, trotz des Aufhebens, das katholische Redakteure davon machen.

Daß es klerikale Handbücher giebt, die dem Staate das Besteuerungsrecht der Kleriker absprechen, ist wohl kurios und würde von den angeblich Eximierten höchstens belächelt werden. Der Titel der Handbücher ist in dem Artikel leider nicht genannt worden.

Wie schief das von den katholischen Beamten entworfne Bild ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß der Staat selbst keinerlei Bedenken trägt, sie anzustellen. Er würde das sicher nicht thun, wenn er irgend welche schlechten Erfahrungen gemacht hätte (der Streit um die Parität dreht sich vornehmlich um die Besetzung höherer Stellen durch Katholiken). Der Verfasser könnte ebenso gut erklären, daß die katholischen Fürsten Deutschlands ungeeignet zum Regieren in protestantischen Ländern seien, weil sie zur Beichte gehn und von dem ausländischen Priester mit Strafen im Diesseits und Jenseits bedroht werden, wenn sie sich seinen Meinungen nicht unterwerfen.

Der Schluß des Artikels in Nr. 35 stellt dann — ebenfalls theoretisch und auch wohl etwas einseitig — die Grundsätze aus alten und neuen Gesetzen auf, nach denen sich der Staat zur Kirche zu stellen habe. Sie enthalten im wesentlichen das, was Preußen durch die Kulturkampfgesetze anstrebte. Daß und weshalb diese Gesetze durchweg praktisch unhaltbar waren, weiß heute jeder. Die Grenzen zwischen den Machtsphären des Staates und des Priesteriums sind ja immer streitig gewesen, und Bismarck hat einmal hervorgehoben, daß sich schon bei der Ausfahrt der griechischen Flotte zum trojanischen Kriege die Priester den Anordnungen der Feldherren mit Erfolg widersetzten und die Fahrt lange verzögerten; er hat mit Recht diese Thatsache für einen Ausfluß dieses Streits erklärt.

Übrigens würde es nicht allzuschwer sein, auch aus der altpreußischen Zeit Gesetzesbestimmungen anzuführen, die den kirchlichen Anschauungen Rechnung tragen. Das preußische Landrecht bestimmte z. B., daß die Mönche und die Nonnen als bürgerlich tot angesehen werden sollten, entsprechend der kirchlichen Lehre, nach der sie durch ihre Gelübde der Welt abgestorben sind. Auch aus den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, nach denen Verträge oder Bedingungen, die das Ein-

gehn oder Nichteingehn einer Ehe betreffen, unsittlich sind, läßt sich keineswegs folgern, daß die staatlichen Gesetze den Cölibat für unsittlich erklären. Nur der Zwang dazu, nicht aber der freiwillig gewählte, ist nach Staats- und ebenso nach Kirchengesetzen unsittlich.

Sicher und selbstverständlich ist ja, daß jeder Staat aus dem einfachen Grunde der Selbsterhaltung zu bestimmen hat, welche Gesetze in seinem Bereich gelten sollen. Ebenso sicher und durch die praktische Erfahrung feststehend ist aber auch, daß der gläubige Katholik durch keinerlei bindende Vorschriften der Kirche daran gehindert ist, den Interessen und Zwecken des Staats in den durch seine Natur gegebnen Beziehungen zu dienen. Wenn dies nach den Ausführungen des Verfassers nicht der Fall zu sein scheint, so liegt das entweder daran, daß der Staat über die durch seine Natur gesteckten Grenzen hinausgreift, wie z. B. Österreich unter Joseph II., dem „Bruder Sakristan,“ wie ihn Friedrich der Große scherzweise nannte — oder aber es liegt daran, daß extreme Kirchentheoretiker, wie die Jesuiten, theologische Sätze oder Folgerungen aufstellen, die auch der gute Katholik ruhig beiseite setzen darf. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich von Zeit zu Zeit Staat und Kirche nicht um die Grenzen vertragen können, aber zu wirklichen dauernden Schädigungen wird das kaum führen, und wo eine Schädigung eingetreten ist, da ist es nicht auf das Konto der Kirche allein zu setzen, sondern anderweit auf faule Staatsverhältnisse, wie z. B. in den revolutionären südamerikanischen Republiken.

Mit dem gewiß richtigen Satze: Der Staat habe nur jeden singen und beten zu lassen, was er wolle, aber jeder könne nach seiner Façon selig werden, ist praktisch wenig gewonnen, wenn nicht zugleich außer Streit gestellt wird, was zum „Singen und Beten“ oder zum „Selig werden“ gehört. Und bei Religionen, die große Massen von Anhängern haben, ist es mit dem Singen, Beten und Seligwerden des Einzelnen nicht gethan; derartige Religionen werden immer zu festgegliederten organischen Kirchengemeinschaften führen müssen, die nach außen hin ihre Mitglieder zusammenhalten und sich mit dem Staate, der denselben Mitgliedern gegenübersteht, abzufinden haben. Das ist nicht bloß bei der katholischen Kirche der Fall, sondern ebenso gut bei der protestantischen, wenngleich es bei dieser ja viel leichter sein muß wegen des landesherrlichen Summepiskopats; aber auch hier kommen Kämpfe vor, z. B. wegen der Schule. Sicher aber ist, daß die Sache nicht einfach durch einseitige Dekrete der Staatsallmacht, die man ja nur zu gern anruft, geregelt werden kann. Das würde nicht einmal in Rußland möglich sein.

Die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat ist auf die Dauer nur möglich durch loyale Kompromisse. Alle Versuche des einen oder des andern Teils, dieses Verhältnis einseitig zu regeln, müssen zum Gegendruck und Kampf führen. Und dieses Kampfes wird man nach Jahren oder Jahrzehnten dann wieder überdrüssig und wird ihn wieder durch Kompromisse beendigen.

Den sonstigen Ausführungen in dem genannten Artikel über die sogenannte Inferiorität der Katholiken auf rein wissenschaftlichem oder dem künstlerischen Gebiete will ich im allgemeinen nicht widersprechen, glaube aber nicht, daß sie auch in technischer, industrieller oder kaufmännischer Beziehung vorhanden ist, wenigstens soweit die Verhältnisse in Rheinland und Westfalen in Betracht kommen. B.

Ein Chinese über die Missionen. Es wird soviel über die Missionare in China geschrieben und darüber, was die armen Kerle, die selbst dafür am meisten büßen müssen, alles angerichtet haben, daß man sich fast scheut, über Missionare zur Feder zu greifen. Aber Nova verlangen dieses. So haben wir in den Grenzboten 1900, Seite 242 (Rußland und Tibet) auf das Beispiel des christlichen Rußlands hingewiesen, das seinen eignen Unterthanen die Ausübung ihres tibe-

tischen Lamaismus erleichtert (wir finden in der Nation vom 22. Dezember einen Aufsatz von Hermann Brunnhofer: „Der weiße Zar und der Dalailama," der ähnliches berichtet) und gar nicht daran denkt, in fremden Ländern Christenmission zu treiben. Jetzt möchten wir aus einem Aufsatz in der Imperial and Asiatic Quarterly Review, den ein westlich gebildeter Chinese Taw-Sein-Ko, member of the Royal Asiatic Society, in diese gelehrte Zeitschrift über Missionary Troubles in China geschrieben hat, einiges anführen, was sich von den üblichen Ausführungen unterscheidet. — Taw-Sein-Ko sagt, daß er sowie viele andre Chinesen anerkenne, was die Missionare für Erziehung, Verbreitung der Errungenschaften des Westens, Hygiene und als ärztliche Helfer gethan haben. Aber die Missionare haben da, wo sie aufgetreten sind, zerstörend auf die alte Dorforganisation, die ehrwürdigen Gebräuche, die Handhabung der Justiz eingewirkt. So despotisch in der Theorie die chinesische Regierung sei, so demokratisch sei sie in der Praxis: geringe Steuern, wenig stehende Truppen, wenig Behörden und ein gewisses Selfgovernment. Das Dorf ist eine durch erwählte Älteste regierte administrative Einheit, die Bewohner sind aus demselben Clan, über ihre Streitigkeiten einigen sie sich untereinander leicht auf friedlichem Wege. Wie der Kaiser der „Sohn des Himmels" ist, die Beamten als seine Delegierten „Vater und Mutter des Volkes" heißen, so sind die Dorfpatriarchen Autoritäten als Repräsentanten der Beamten. Wo nun in den Dörfern Missionare aufgetreten und Chinesen zum Christentum übergetreten sind, hat diese fünftausendjährige Hierarchie vom Kaiser bis herunter zum Dorfältesten einen Stoß erhalten. Der Abfall von den heimischen Gebräuchen der Ahnenverehrung, die ja für die sämtlichen Dorfbewohner als Stammesgenossen die gleichen sind, wirkte verletzend, und auch das Geld spielte eine Rolle: die treugebliebnen Chinesen mußten die religiösen Feste und Prozessionen, die das ganze Leben der Dorfbewohner erfüllen, allein zahlen. Dazu überragten Kirchen, Schulen und Missionshäuser die Wohnungen der Lokalbehörden und der Dorfpatrizier. (Auch bei uns hat schon mancher protestantische deutsche Bürger Unannehmlichkeiten gehabt, wenn es ihm eingefallen ist, sich in einer durchaus katholischen Gegend niederzulassen und sich da ein Haus oder Schlößchen anzulegen: eingeworfne Fenster, Hetzerei aus dem Beichtstuhl, keine Dienstboten und am Schlusse nicht begraben.) Daß in Streitigkeiten mit ungläubigen Chinesen die Konvertierten den Missionar, dieser den Konsul, den Gesandten, das Kriegsschiff hinter sich haben, um ihre meistens schlechte Sache durchzuführen, ist oft genug schon betont worden. — Für einen großen Fehler erklärt ferner Taw-Sein-Ko, daß man den Missionaren erlaubt hat, sich im Innern isoliert in Dörfern niederzulassen. Da die Verbindungen überall so schlecht wie möglich sind, und die Bedingungen für den Schutz von Personen und Eigentum ganz unzulänglich, so ist es von vornherein klar, daß eigentlich das Gouvernement nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Die Missionare wissen ganz genau, daß die Zentralregierung in Peking nicht imstande ist, einzugreifen, wenn in Shantung oder Fukien das Volk gegen sie aufsteht, weil es die Gebräuche und Sitten der Väter nicht zerstört haben will. Sie sollen also an Plätzen bleiben, wo sie des Schutzes sicher sein können. Auf diese Weise hat aber auch die Zentralregierung in Peking ihre Autorität verloren: je mehr Schuldige geköpft, je mehr Strafgelder aus den schuldigen Gegenden herausgezogen wurden, desto häufiger wurden die Unruhen, desto mehr Fremde ohne Unterschied der Nationalität wurden getötet, und der Schluß war, daß die Regierung in Peking nicht mehr wußte, wo hinaus. Geradezu vernichtend für die einheimische Macht der chinesischen Regierung hat aber die durch kaiserliches Edikt bewirkte Übertragung von offiziellen Eigenschaften (official status) an Missionsstationen mit Geltung auch gegenüber Chinesen gewirkt. Engländer hätten diese

Wohlthat in eignem Interesse auch sofort zurückgewiesen. Der chinesische Autor hofft Gutes aus dem Übel und sieht eine Auferstehung Chinas nach der Boxerrebellion gleich der Ägyptens nach dem Aufstand Arabi Paschas, vorausgesetzt, daß die Forderungen der Mächte maßvoll sind und die Integrität des Reiches gewahrt bleibt. Das chinesische Volk werde für alle uneigennützigen Ratschläge dankbar sein und alle Reformen, die die Volkshygiene, den Fortschritt, den Handel betreffen, gern begrüßen. Die Missionare des Christentums sind bei dieser glücklichen Zukunft Chinas von Taw-Sein-Ko nicht erwähnt. M.

Huxleys Religion. Aus dem jetzt erschienenen hervorragenden Werke: The Life and Letters of Thomas Henry Huxley — das in England einen kolossalen buchhändlerischen Erfolg zu verzeichnen hat, indem die erste Auflage durch Vorausbestellungen erschöpft wurde, sodaß nach vierzehn Tagen ein zweiter Druck annonciert wurde, bei einem Preis von 30 Schilling! Wann werden die Deutschen lernen, Bücher zu kaufen? — möchten wir einige Aussprüche des großen englischen Naturforschers anführen, die ein schönes Licht auf das innere Leben, wir dürfen sagen „die Religion" des Mannes werfen, den das kirchliche England einen „Atheisten und unkirchlichen Spötter" genannt hatte. Unter dem Eindruck des Todes seines Erstgebornen schreibt der naturwissenschaftliche Denker an Charles Kingsley: „Als ich jüngst am Sarge meines kleinen Sohnes stand und mein Sinn wahrlich an andre Dinge dachte als an Disput, las der diensttthuende Geistliche als einen Teil der Liturgie die Worte: »Stehn die Toten nicht auf, so lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot.« (Es ist 1. Kor. 15, 33.) Ich kann gar nicht sagen, wie diese Worte mich kränkten. Paulus hatte nicht Weib und Kind, sonst müßte er gewußt haben, daß diese Alternative eine Blasphemie gegen das Beste und Edelste, was die Natur hat, in sich schließt. Was! Weil ich im Angesichte eines unersetzlichen Verlustes stehe, weil ich der Quelle, aus der die Ursache eines großen Glückes für mich geflossen ist, diese Ursache zurückgeben muß, wobei ich doch mein ganzes Leben lang den Segen, der daraus entsprungen ist und auch noch daraus entspringen wird, weiter fühlen werde: deswegen soll ich auf meine Manneswürde verzichten und wehklagend mich in Bestialität verkriechen? Carlyles Sartor Resartus ließ mich erkennen, daß ein tiefes religiöses Gefühl mit vollständiger Abwesenheit von Theologie vereinbar ist. Dazu kommt, daß die Wissenschaft und ihre Methoden mir einen Ruheplatz gaben, der von Autorität und Tradition unabhängig ist. Drittens hat die Liebe mir die Heiligkeit der menschlichen Natur offenbart und mir das Gefühl der Verantwortlichkeit tief eingeprägt. Wenn ich in diesem Augenblicke nicht ein abgenutztes, verkommnes, unfähiges Gerippe eines Mannes bin, wenn es mein Schicksal war oder sein wird, die Sache der Wissenschaft vorwärts zu bringen, wenn ich fühle, daß ich auch nur den Schatten eines Anspruchs auf die Liebe aller meiner Angehörigen habe, wenn in diesem schwersten Augenblicke, wo ich in das Grab meines Kindes hinuntersah, mein Leid ohne Bitterkeit und voll Demut war, so hatte dies seinen Grund darin, daß alle diese Umstände auf mich einwirkten und nicht, weil ich jemals einen Augenblick daran dachte, daß meine geringe Person für die Ewigkeit von dem Weltganzen, woher sie gekommen ist und wohin sie wieder gehn wird, unterschiedlich (distinct) sein könnte. Wohl kann ich Unrecht haben, und wenn, so weiß ich, daß ich dafür zu büßen haben werde. Aber ich kann nur mit Luther sagen: »Gott helfe mir, ich kann nicht anders.«" — Ein andermal schrieb Huxley an Romanes: „Ich habe den höchsten Respekt vor dem Christentum, das Jesus lehrt; doch herzlich wenig vor dem spätern Christentum. Die einzige Religion aber, die mein Innerstes ergreift, ist die Lehre der Propheten. Man möge sich erinnern, daß die höchste Stufe moralischen Strebens, die in der Geschichte nach-

gewiesen werden kann, durch ein paar Juden des Altertums erreicht worden ist: Micha, Jesaia und die andern. Sie haben nie an das gedacht und haben dem nicht Rechnung getragen, was aus ihnen nach ihrem Tode werden würde." — Endlich finden wir Huxleys Ausspruch, er wolle eine Religion gut und genügend für alle Menschen herstellen durch eine Auswahl aus den prophetischen Schriften, mit einem Zusatz aus den besten Stoikern, aus Spinoza und Goethe. — Mit seiner Vorliebe für den Prophetismus findet sich der englische Naturphilosoph mit modernen protestantischen Theologen zusammen: Carl Heinrich Cornills treffliche Vorträge über den israelitischen Prophetismus schließen fast mit identischen Worten wie die oben zitierten Huxleys, und auch Harnack sagt (über das Wesen des Christentums), daß das, was Jesus verkündete, auch bei den Propheten schon früher zu finden war, aber daß sie leider noch viel andres daneben hatten. M.

Schiller und Wilhelm von Humboldt. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt ist bekannt, die Ideengemeinschaft, in der sie gestanden haben, ist von den Litterarhistorikern gründlich gewürdigt, wohl auch der Einfluß, den Humboldt auf Schillers dichterische Entwicklung gehabt hat, getadelt worden. Humboldt verlegte seinen Wohnsitz nach Jena im Juni des Jahres 1794, um dem Dichter, der damals an der thüringischen Universität wirkte, nahe sein und mit ihm vertraulich verkehren zu können; er war ja auch ein Mann, der wie sein Freund „in Ideen" lebte. Schiller legte das Bekenntnis ab, daß ihm die Bekanntschaft mit Humboldt und seiner geistvollen Frau (geb. von Dacheröden, Tochter eines Regierungspräsidenten in Erfurt) unendlich angenehm und nützlich gewesen sei. Die philosophisch-ästhetische Krisis unsers großen Dichters wurde durch das Zusammenleben der beiden geistvollen Männer beschleunigt. Humboldt wurde durch Schiller mit Goethe befreundet, eine Bekanntschaft, die auch für die deutsche Litteratur folgenreich gewesen ist. Es ist wichtig, Humboldt selbst zu hören*): „Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1794 bis 1797. Vorher kannten wir uns wenig, nachher, wo ich mich meistenteils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltner.**) Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voran, wo er von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat." Diese Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, die Wilhelm von Humboldt vor seine Briefe gesetzt hat, ist vielleicht das trefflichste, was über Schiller gesagt worden ist.***)

Oft ist gerade über Schillers historische Arbeiten nicht ganz günstig geurteilt worden, sie haben aber neben manchen Mängeln doch auch große Vorzüge.†) Wilhelm von Humboldt trifft meiner Ansicht nach das Rechte, wenn er Seite 26 erzählt: „Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von einigen nur als Zu-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, Seite 3.

**) Seite 3 A. „Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Teil der Schillerschen an mich ist auf dem Landsitze (Tegel), wo ich dies schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen." Beides ist sehr zu bedauern.

***) Vergl. die neue von Professor Leitzmann besorgte Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1900.

†) Vergl. Überwegs schönes Buch über Schiller als Historiker.

fälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unleugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigentümlichkeit ebensowohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden." Die Unterhaltungen der beiden Männer bewegten sich in den höchsten Ideenkreisen, wie man aus der Charakterisierung dieser Unterhaltungen, die Humboldt giebt, ersehen kann: „Für das Gespräch war Schiller recht eigentlich geboren. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterhaltung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinern Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer bei ihm leicht anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltnen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch sich zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und der Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnden übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselseitigkeit des Gesprächs."

Man kann sich wohl denken, welchen Einfluß die Unterhaltungen Herders auf den jungen Goethe in Straßburg ausgeübt haben müssen. Goethe wußte wohl, was er Herder zu danken habe, und hat in dem Bewußtsein, was er ihm schuldig sei, die weniger guten Eigenschaften des bedeutenden Mannes gern ertragen. Sehr bezeichnend hat Goethe seinen Freund Herder „unbethulich" genannt. Schiller, fügt Humboldt hinzu, sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinn zu, er beherrschte dieses Streben und schwebte in vollkommner Freiheit über seinem Gegenstande usw. Oft mag in den Unterhaltungen der beiden trefflichen Männer von Geschichte und Poesie gesprochen worden sein. Nun schrieb Wilhelm von Humboldt eine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers, die in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1820 bis 1821, Berlin 1822, Seite 305 bis 323 erschienen und auch im ersten Bande der gesammelten Werke Wilhelm von Humboldts (Berlin, 1841) Seite 1 bis 25 abgedruckt ist.

Joh. Gust. Droysen schreibt in seinem ausgezeichneten Büchlein: Grundriß der Historik, Leipzig, 1868, Seite 6: „In den Untersuchungen Wilhelm von Humboldts fand ich diejenigen Gedanken, die, so schien es mir, den Weg (zur Geschichtschreibung) erschlossen, er schien mir ein Bacon für die Geschichtswissenschaften. Von einem philosophischen System Humboldts mag nicht zu sprechen sein, aber was der antike Ausdruck dem höchsten Historiker zuschreibt, ἡ σύνεσις πολιτικὴ καὶ ἡ δύναμις ἑρμηνευτική, besaß er in merkwürdiger Harmonie; in seinem Denken und Forschen, sowie in der großartigen Welterfahrung eines thätigen Lebens ergab sich ihm eine Weltanschauung, welche in der starken und durchgebildeten Empfindung

des Ethischen ihren Schwerpunkt hat. Den praktischen und idealen Bildungen des Menschengeschlechts, namentlich den Sprachen nachgehend, erkannte er die »geistig sinnliche Natur« desselben und die im Geben und Empfangen weiter zeugende Kraft ihres Ausdrucks — die beiden Momente, in denen die sittliche Welt, in immer neuen Polarisationen immer neue elektrische Strömungen erzeugend, gestaltend sich bewegt und bewegend gestaltet." Ohne Frage hat der geistvolle Droysen Recht, wenn er die Abhandlung Wilhelm von Humboldts, der, wie Aug. Boeckh sagt, ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit war, in treffenden Worten preist.

Schon manche Gelehrten, wie Georg Weber in den Grenzboten 1886 Nr. 6, haben ihre Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung mitgeteilt, auch Gervinus in seiner Historik. Wegele, der Würzburger Geschichtsprofessor, sagt in seinem tüchtigen Werke „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" auf Seite 1071: „Die Abhandlung Humboldts ist vielleicht das genialste und treffendste, was seit Lucian*) über diese Frage vorgetragen worden ist." Damit sind wir völlig einverstanden! Nun ist es aber von großem Interesse zu hören, daß die Hauptgedanken des geistvollen Aufsatzes den Unterhaltungen Wilhelm von Humboldts mit Schiller ihren Ursprung verdanken, denn Humboldt schreibt in einem Briefe vom 18. März 1822 an Goethe: „Ich hätte Ihnen schon längst danken wollen, verehrtester Freund, für Ihre gütigen und freundschaftlichen Zeilen vom 24. Dezember vorigen Jahres, allein es war immer unterblieben. Jetzt thue ich es, indem ich Ihnen eine neue Arbeit (über die Aufgabe des Geschichtschreibers) schicke, die Ihnen sonst nicht zu Gesichte kommen möchte. Es wird Ihnen vielleicht als eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr ähnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Übereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunst zu oft und will von außen zusammensetzen und so, daß die Idee des Ganzen erst nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erscheint. Was ich über die historische Wahrheit**)

*) Wir haben eine andre Meinung über Lucians Abhandlung: Wie soll man Geschichte schreiben? Diese früher viel bewunderte Schrift des witzigen Samosaten (geb. 125 v. Chr.) wurde veranlaßt durch den im Jahre 165 v. Chr. beendeten Krieg der Römer mit den Parthern und richtet sich gegen die unberufnen Geschichtschreiber, die diesen Krieg nach Art des Herodot oder Thukydides zu schreiben unternahmen, sie enthält nichts, was sich über die alltäglichsten Gemeinplätze erhebe, und findet deshalb heute eine kühlere Beurteilung als ehedem. Vergl. Christs Geschichte der griechischen Litteratur, erste Ausgabe 1889, Seite 546 f. Außerdem sehe man H. Ulricis Charakteristik der antiken Historiographie, Berlin, 1833, Seite 300. Dionysius (ep. ad Pomponium III 21 ed. Krüger) nennt die Werke des Herodot und Thukydides Poesien und meint überhaupt, die Geschichte müsse etwas Poetisches haben. Nach seiner Ansicht hat nur Herodot diesen Gesetzen (die für die historische Kunst die Poetik gab) genügt, während Thukydides dagegen gesündigt hat. H. Ulrici hatte Wilhelm von Humboldt ein Exemplar dieses Buchs geschickt, darauf bezieht sich ein von M. Carriere in der Allgemeinen Zeitung Nr. 87 den 16. Oktober 1891 mitgeteilter Brief.

**) Für die Leser, die sich noch weiter über die Aufgabe der Geschichtschreibung orientieren wollen, führe ich an: Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft von M. Ritter, Historische Zeitschrift von H. von Sybel, 1. Heft, 1885, über Thukydides, Aristoteles Politik, über Polybius, über römische Geschichtschreibung, über antike Geschichtsforschung. H. Ulmann über wissenschaftliche Geschichtsdarstellung in Sybels Zeitschrift, 1. Heft, 1885, Seite 42. R. Bode: Max Duncker, ein Gedenkblatt, Berlin, 1887. Trefflich sind die geschichtsphilosophischen Gedanken in den Grenzboten Nr. 26, 1891. Drei Bonner Historiker: Niebuhr, Dahlmann, Loebell, Rektoratsrede, Sybels Historische Zeitschrift, 18. Band, 1867, Seite 283. Th. Mommsen, Rektoratsrede. Neues Reich Nr. 46, 1874. Pflug-Hartung, Über Geschichtschreibung und Forschung,

und die buchstäbliche Treue der Erzählung sage, wünsche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben sich viel mit naturgeschichtlichen Erscheinungen beschäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen, die Thatsachen rein und treu darzustellen. Sie wissen daher am besten, was es heißt, die Erscheinung rein aufzunehmen, und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Teilen derselben sie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden habe, und schloß: und doch muß der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals paradox, und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abhandlung großenteils ihr Entstehen. Aber verzeihen Sie, daß ich lang werde. Nur weiß ich, daß auch Sie gern an den erinnert werden, mit dem wir beide so viele Tage in heiterm und wechselsweise belehrendem Gespräch verlebten, der für alles Regsamkeit besaß und alles aus eignem großen Geiste beurteilte und gestaltete. Diese Zeiten bleiben immer meine schönsten Erinnerungen."

Es geht auch aus diesem Briefe hervor, daß diese drei Männer durch ein inniges Freundschaftsverhältnis verbunden waren.

Halle a. S. G. Lothholz

Eine eudämonistische Weltansicht. Julius Duboc hat sich in seinem „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre" (siehe Grenzboten von 1893, 4. Band S. 391) die Aufgabe gestellt: „den Eudämonismus klar und scharf vom Utilitarismus zu trennen und ihn dadurch haltbar zu machen, den kategorischen Imperativ auf die Lust zu gründen, Kant festzuhalten, aber ihn berichtigend zu erneuern." Die Lösung der Aufgabe ist dem Verfasser unsers Erachtens gelungen. In einem jüngst erschienenen kleinen Buche: Die Lust als sozialethisches Entwicklungsprinzip, ein Beitrag zur Ethik der Geschichte (Leipzig, Otto Wigand, 1900) vollendet er seinen Versuch, indem er zeigt, daß bei allem Mißlingen im einzelnen das Streben der Menschheit im ganzen erfolgreich sei oder wenigstens Erfolg verspreche. Die Glückslehre, meint er, sei der einzige feste Punkt, von wo aus die geschichtliche Entwicklung der Menschheit abgeleitet werden könne. Alle metaphysischen Sätze und religiösen Dogmen seien hypothetisch und darum ungewiß, unumstößlich gewiß dagegen sei es, daß der Mensch bei allem, was er verrichtet, nie im Widerspruch mit seinen Trieben handeln könne, und daß das, was er verrichtet, eben die Kultur und den Inhalt der Geschichte ausmache. Auf Seite 180 bis 186 faßt er seinen Entwurf einer eudämonistischen Geschichtsphilosophie in einer Reihe von Sätzen zusammen, die wir abgekürzt wiedergeben wollen. Der einzelne Mensch ist das Produkt der Wechselwirkung zwischen der ursprünglichen menschlichen Anlage und seiner Umgebung. Jene würde, wenn sie allein wirken könnte, nur Vollmenschen hervorbringen. Unter der Einwirkung ungünstiger äußerer Einflüsse entstehn jedoch Mißbildungen, Fehlmenschen. Bei der großen Zahl solcher Fehlmenschen (zu denen alle niedern Rassen gehören) müssen Zustände, Verhältnisse und Einrichtungen herauskommen, die den Auffassungen und Bestrebungen dieser unvollkommnen Menschen entsprechen. Erlangten solche Einrichtungen die Alleinherrschaft, so wäre damit das Streben nach Glück vereitelt; aber eben dieses widersetzt sich jenen Einrichtungen, und so wird aus Strömung und Gegenströmung die Weltgeschichte, die wesentlich

Allgemeine Zeitung, 24. Oktober 1888. Max Duncker in den Preußischen Jahrbüchern, August 1854, Seite 134 f. Noch erwähne ich, daß in dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts und Schillers viel Stoff zur Erklärung der Dichtungen Schillers gegeben ist.

Kulturgeschichte ist. Der Vollmensch ist gesund, und im Zustande der Gesundheit finden seine Triebe, findet sein Glückbedürfnis Befriedigung. Der Fehlmensch muß, um glücklich werden zu können, sein Verhalten ändern. Leidet er an unheilbaren leiblichen, intellektuellen oder sittlichen Mängeln, so ist ihm die Änderung nicht möglich, die Menschheit dagegen, der „ununterbrochne Mensch," kann ihr Verhalten, ihre Einrichtungen ändern und wird es thun. „Sie ist der Fehlmensch, der durch keinen irreparabeln Defekt daran gehindert ist. Indem sie ihr Verhalten ändert, ändert sie die gesamten Verhältnisse des Kulturlebens." Die Änderung besteht darin, daß sie alle Vergewaltigungen beseitigt, deren hauptsächlichste in der Gegenwart sind: das Kriegswesen, das Privateigentum in der vom Staate geschützten Form und die unbeschränkte Konkurrenz. Alle weltgeschichtlichen Unternehmungen sind nichts als „Anspannungen der Seelenmuskeln im Menschheitsorganismus, um zum Ziel der Entfaltung zu gelangen." Die Entfaltung auf dem sittlich-geistigen Gebiete hat den ethischen Fortschritt im Gefolge, der sich als Wachstum in Gerechtigkeit und Wohlwollen äußert. Die Rassen von geringem Wert werden als Hindernis der Entwicklung entweder zu Grunde gehn oder an die zweite Stelle gedrängt werden. „Es ist das immerhin noch etwas andres, als was der »Sozialaristokrat« [Alexander Tille] meint, wenn er von einem Hinausarbeiten der minderwertigen Rassen aus ihrem Besitz durch die vorzüglichern Rassen spricht. In diesem absichtlich und nachdrücklich betriebnen Vorgehn würde nichts mehr von der Schonung und dem Wohlwollen enthalten sein, das von unserm Standpunkt aus selbst den minderwertigen Rassen gegenüber nicht aus den Augen gesetzt werden dürfte." Es gehe mit der Menschheit aber nicht allein vorwärts in intellektueller und technischer Beziehung, sondern auch aufwärts. Zur Aufwärtsbewegung rechnet er besonders „die Zunahme an Gerechtigkeitssinn im gegenseitigen Verhalten der Menschen unter einander und ihren engern Aneinanderschluß auf Grund einer Zunahme des Altruismus. Ich habe eine solche Aufwärtsbewegung nicht aus einer in der Luft schwebenden Weltauffassung gefolgert, sondern sie aus der menschlichen Natur abzuleiten und durch Thatsachen zu stützen versucht. Naturphilosophischer Deutungsversuche oder Auslegungen will ich mich enthalten. Das verschleierte Bild von Sais werden wir doch nicht zu enthüllen vermögen. Ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen je gelungen und wird auch keinem gelingen, lautet ein Ausspruch Herders. Genug, daß sich uns im Weltvorgang eine Lebensstörungen überwindende Macht zu bezeugen scheint." Von dem Begriff der Aufwärtsbewegung schließt Duboc das Streben nach einer jenseitigen Vollendung nicht unbedingt aus, und er widmet dem Okkultismus, der eine Brücke ins Jenseits zu schlagen versucht, ein eignes Kapitel. Wir halten, wie seine Ethik, so auch seine Geschichtsphilosophie für richtig in den Grundzügen, gestehn aber, daß wir von den Aussichten der Menschheit im Jenseits, ohne dem Okkultismus zu huldigen, etwas zuversichtlicher, von denen im Diesseits etwas weniger zuversichtlich denken als er. Im einzelnen sagt er viel Schönes über Konfessionskämpfe, Judenfrage und andre aktuelle Gegenstände. Für die Erkenntnistheorie wichtig ist seine Bemerkung auf Seite 44, daß Humes Einwürfe gegen die Kausalität freilich unwiderleglich seien, wenn man die Sache bloß mit dem Verstande betrachtet, daß uns aber das thatsächliche Vorhandensein von Ursache und Wirkung durch die Empfindung gewiß werde. Wenn der Schutzmann den entlaufenden Spitzbuben packt, so sagt ihm sein Muskelgefühl in Verbindung mit dem Augenschein, daß sein Handgriff die Ursache, und das Stehnbleiben des Spitzbuben die Wirkung ist. Dagegen können alle Philosophen und Sophisten nicht aufkommen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Aus der Zeit des werdenden Bismarcks

1

Wenn im Jahre 1866 jemand gesagt hätte, es würde eine Zeit kommen, wo Bismarcks Familienkorrespondenz ein begehrter Verlagsartikel sein würde, hätte man ihn für toll erklärt. Auch unter seinen preußischen Freunden hielt niemand eine solche Wendung für möglich; wer aber in Sachsen oder in Süddeutschland für den verhaßten Berliner Ministerpräsidenten ein gutes Wort äußerte, der lief damit moralisch und körperlich Gefahr. Das Beispiel Heinrich von Treitschkes ist bekannt genug; andern ists noch schlimmer gegangen. Bismarck und der Gottseibeiuns waren ein und dasselbe. Junge Menschen, die das bezweifelten, wurden von sonst liebevollen Onkeln und Hausfreunden mit dem Stock bedroht, und sogar Pastorenfrauen, die die Milde und die Menschenliebe selbst waren, kündigten alte Gönnerverhältnisse. Es war doch eine merkwürdige Zeit, in der vernünftige Graubärte den ganzen Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, und was sonst zur deutschen Kultur gehört, ruhig aufgeben wollten, wenn um diesen Preis Schkeuditz wieder an Sachsen gebracht und das „räuberische Preußen“ gedemütigt werden konnte!

Wenn nun heute Bismarck fast die Stellung eines Nationalheiligen einnimmt, so hat das seine große Politik nicht allein gethan. Lieben lernte das Volk den Kanzler von dem Augenblick an, wo es dem Menschen in ihm näher trat, wo Hesekiel in seiner Biographie die ersten Bismarckbriefe brachte, wo Busch das Buch über „Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich“ veröffentlichte. Seitdem sind die Reden, die Tischgespräche des großen Staatsmanns gesammelt worden, er selbst hat das Stück Geschichte, das er erlebt und beherrscht hat, regelrecht zu beschreiben versucht, zahlreiche Eckermanns mehren noch tagtäglich die schon sehr stattliche Bismarcklitteratur. Von ihr werden die Briefe Bismarcks noch in Jahrtausenden Hauptstücke der Weltlitteratur bleiben, wie sie bis jetzt die Hauptträger seiner Popularität

gewesen sind. Denn diesen Briefen läßt sich nur wenig an die Seite setzen. Außer daß sie einen intimen Einblick in die Zeitgeschichte und in die Natur eines der gewaltigsten Männer des neunzehnten Jahrhunderts gewähren, sind sie auch Kunstwerke köstlichster Art, Augenblicksbilder von höchster Ursprünglichkeit und Frische.

Freuen wir uns deshalb, daß uns Weihnachten eine neue Folge von Bismarckbriefen beschert hat! Es sind Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin,*) von seinem Sohne Herbert in einem stattlichen Bande von sechshundert Seiten herausgegeben. Wir haben über diese neue Sammlung gehört und gelesen, sie enthalte nichts Neues. Das ist allerdings für einen großen Teil der Zeit, über die sich die Briefe erstrecken, richtig: vom Antritt in Frankfurt bis zum Ende in Friedrichsruh. Da ist ein Sechstel der Briefe — achtzig und etliche von 506 Nummern — schon durch Hesekiel und Kohl mehr oder weniger vollständig veröffentlicht worden; die andern sind Doubletten, freilich durch ihren besondern Schliff sehr wertvolle. Auch wird mancher Leser enttäuscht sein, daß der neue Band so wenig aus den Zeiten mitteilt, die in Bismarcks Leben als die bedeutendsten erscheinen. 1866 ist mit sechs Briefen vertreten, die ganze Korrespondenz aus dem französischen Kriege ist bis auf zwei Stück verschwunden. Die Periode des Exils im Sachsenwalde weist gar nur ein kurzes Telegramm aus dem Jahre 1892 auf. Aber trotzdem ist das oben angeführte Urteil irrig. Für die Jahre von 1846 bis 1851 geben die 180 Briefe, die Bismarck damals an seine Braut und Gattin gerichtet hat, ganz neue Aufschlüsse über politische Vorgänge und Verhältnisse, insbesondre über Bismarcks Wesen, Entwicklung und seine Bedeutung für das öffentliche Leben Preußens.

Die politische Ausbeute gipfelt in dem Nachweis, daß Bismarcks Berufung auf den Frankfurter Gesandtenposten auf Grund hervorragender staatsmännischer Leistungen erfolgte. Auch die Biographen des Fürsten haben bei diesem Ereignisse immer noch mit einem genialen und geglückten Einfall Friedrich Wilhelms IV. gerechnet. Nach den neuen Briefen ist diese Rechnung falsch, sie buchen genau, was Bismarck in seiner Stellung als Abgeordneter und Deichhauptmann für sein Vaterland gethan und geleistet hat. Das ist weit mehr, als wir bisher auf Grund der veröffentlichten Reden, Parlamentsberichte und der Denkwürdigkeiten Mitbeteiligter annahmen. In der Blütezeit der unverantwortlichen Ratgeberei war Bismarck der wichtigste Geheimminister, noch einflußreicher als Leopold von Gerlach, weil geschickter und nüchterner. In den großen Krisen der äußern Politik war er das antiromantische Gegengewicht zu Radowitz und seiner Partei; in den innern Fragen stand er an der konservativen Wage, hielt die Königstreuen bald von Gewaltstreichen und Ausschreitungen, bald von Trägheit zurück, bald schürte, bald dämpfte er ihren Eifer.

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1900.

Die Briefe beginnen mit dem Dezember 1846, die Politik setzt erst im April des folgenden Jahres ein mit Schilderungen, die die kommunistisch erregte Stimmung anschaulich belegen, unter der schon der Vereinigte Landtag ins Leben trat. „In Köslin — schreibt Bismarck auf der Rückkehr vom Brautbesuch — war Aufruhr, noch nach zwölf die Straßen so gedrängt voll, daß wir sie mit Mühe und nur unter dem Schutz einer Abteilung der einbeorderten Landwehr passierten. Bäcker und Schlachter geplündert, drei Häuser von Kornhändlern ruiniert, Scheibenklirren usw. Ich wäre gern dageblieben.“ Am 2. Mai lautet es ähnlich: „Am Freitag abend kam ich nach Angermünde und mußte auch dort länger, als ich wollte, bleiben, um meine Schwester während der Abwesenheit Arnims zu schützen, da man stündlich den Ausbruch eines Aufstands besorgte, der indes bis zu meines Schwagers Rückkehr nur in einzelnen Ausbrüchen alter Weiber erfolgte.“ Wenig Tage darauf (Berlin, 8. Mai 1847) tritt Bismarck in die Aktion ein und teilt dies der Braut in einem Briefe mit, dessen Hauptstelle ihn zwischen Lust und Unlust zum politischen Beruf schwankend, zugleich aber auch das Ansehen zeigt, das er im engern Kreise schon genoß. Sie lautet:

Teuerste, einzig geliebte Juanita! better half of myself!

Ich möchte meinen Brief mit jeder möglichen Anrede beginnen, durch die ich Dich günstig für mich stimmen kann, denn ich bedarf Deiner Verzeihung sehr; ich will Dich nicht raten lassen weshalb, damit Du Dir nichts schlimmeres denkst, als daß ich zum Landtag einberufen bin und es angenommen habe. . . . . Höre zu meiner Entschuldigung, wie dies gekommen ist. Einer unsrer Abgeordneten, Brauchitsch, ist so erkrankt, daß er den Verhandlungen nicht mehr beiwohnen kann; ich bin der nächste zu seiner Vertretung, hätte es aber ablehnen können, dann wäre der folgende Stellvertreter einberufen. Nun haben indessen die Magdeburger Stände, als unter den sechs Stellvertreterposten der erste vakant wurde, anstatt, wie es sonst üblich ist, den zweiten usw. jeden eine Stelle vorrücken zu lassen und den sechsten neu zu wählen, ausnahmsweise mich, der ich ganz neu in der Provinz und noch gar nicht einmal Stellvertreter war, sofort zum ersten von den sechs gewählt. Sie wurden hierzu teils dadurch bestimmt, daß sie zu mir ein ganz besondres Vertrauen hatten, teils dadurch, daß der zweite, der zum ersten hätte aufrücken müssen, für unfähig gehalten wurde. Dieser würde nun jetzt eintreten, wenn ich ablehnte. Die Stände haben außerdem alles Mögliche versucht, um mich anstatt des Oberpräsidenten in den Landtag zu bringen. Auch ist Brauchitsch selbst, der sich schon in der Genesung befand, mit besondrer Rücksicht darauf ausgetreten, daß ich sein Stellvertreter würde, und auch die andern Abgeordneten haben ihm deshalb zugeredet und meine Einberufung ausdrücklich gewünscht. Ich schreibe Dir dies alles, um Dir klar zu machen, daß ich den Ruf nicht ablehnen kann, ohne die Magdeburger Stände zu beleidigen. Sei meine starke Johanna usw.

Worauf sich aber das Ansehen des jungen Bismarcks unter seinen Standesgenossen gründete, das ergeben die Berichte aus seiner Thätigkeit als Gerichtsherr und Deichhauptmann in Schönhausen:

Heute vormittag — heißt es z. B am 11. März 1847 — hatte ich eine sonderliche Freude, indem ich zwischen 41 übermütigen Bauern, von denen jeder einzelne erbitterten Haß gegen die andern 40 hegte und gern 30 Thaler ausgab,

wenn er den andern dadurch um 10 bringen konnte, einen Vergleich zu stande gebracht habe. Mein Vorgänger hatte diese Sache über vier Jahre lang hingeschleppt und wahrscheinlich als melkende Kuh benutzt, um bald vom einen bald vom andern Geschenke zu nehmen, unzählige Termine waren gehalten, zum Teil so tumultuarische, daß es nicht ohne Thätlichkeiten abging, und die Leute verklagten und verbissen sich bei allen möglichen Behörden. Nach vierstündiger Arbeit, bei der ich mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit und klotziger Grobheit wechselte und selbst einigemal in effektiven Zorn geriet, hatte ich sie zusammen.

Ähnliche Fälle aus Bismarcks „Stromtid" legen die Briefe an die Braut noch zahlreich vor. Bei schwierigen Vergleichen, Käufen, Übergaben, Verhandlungen griff er durch wie ein Kadi und scheute auch nicht eine kleine oder größere Schroffheit. In Kniephof macht er einmal (13. Juni 1847) einem ganz verworrnen Handel dadurch ein schnelles Ende, daß er gegen den Advokaten, von dem die Schwierigkeiten ausgingen, „einen hämischen Prozeßjäger," so grob wird — „ohne daß ich ihm gerade zu einer Injurienklage Gelegenheit gegeben hätte," wird bemerkt —, daß er sofort aus dem Zimmer ging und abreiste. Menschenkenntnis, Energie und Abneigung gegen entbehrliche Formalitäten waren die Hauptmittel, durch die ihm mehr gelang als andern. Wo er mitthat, setzte er die ganze Person ein. Das sieht man namentlich aus seiner Führung der Deichgeschäfte, die uns bisher noch nirgends so anschaulich erzählt worden ist als in diesen neuen Briefen. Wenn das Eis ins Laufen kam, blieb Bismarck ganze Nächte durch zu Pferde und in nassen Kleidern. Das Schonen war ihm fremd. Diese Deichbriefe wird man nicht bloß wegen des Lichts, das sie auf Bismarcks Charakter in der Entwicklungszeit werfen, besonders gern lesen, sondern auch wegen der meisterlichen Naturschilderungen, die sie enthalten. Kein Poet kann das majestätische Schauspiel des Eisgangs eines großen Stroms schöner beschreiben. Von vornherein ist sich Bismarck bei seiner Führung der Geschäfte des Gegensatzes zu den Bureaukraten bewußt. Er hat sie auch in seiner Kanzlerzeit nicht geschont, aber alle spätern Bosheiten sind Freundlichkeiten gegen die Gesinnung, die er in den Schönhausener Jahren gegen Beamtentum und papierne Verwaltung hegt. Mild spricht er sich über die Sache in der Fortsetzung des zuletzt zitierten Briefes aus:

Es ist an und für sich kein Gegenstand, ob einige Bauern sich zanken oder Friede halten, aber der Vorfall hat mir wieder gezeigt, daß ernste Freude an einem öffentlichen Amte nur da zu erwarten ist, wo man in einem Kreise wirkt, den man übersieht und mit den regierten Leuten selbst in Berührung kommt oder bleibt. Als Präsident oder Minister kommt man nicht mit Menschen, sondern nur mit Papier und Tinte in Berührung. Man schickt seine Verfügungen in die Welt, und während man meint, mit dem Abarbeiten der vorliegenden Akten seine Pflicht redlich zu erfüllen, richtet man mit dem toten Buchstaben, der unverstanden und unbiegsam zwischen Menschen geworfen wird, die man nicht kennt, häufig mehr Unheil und Streit an, als die ganzen Vorteile unsers Regierungswesens aufwiegen können.

Zahllose andre Stellen zeigen ihn aber in einer völlig feindseligen Stimmung gegen die gewerbmäßigen Regierungsleute. Es scheint ihm ganz zweifellos,

daß solch ein Mensch in seiner Persönlichkeit gefährdet ist. Am ausführlichsten spricht er sich darüber in einem der Braut abschriftlich mitgeteilten Schreiben aus, das einer Cousine auseinandersetzt, warum er den Dienst in Aachen aufgiebt und Landwirt wird. In einem Briefe aus dem März 1848 schreibt er, er habe in der Kammer eine Rede gehalten ohne weitern Zweck, nur um sich von den „feilen Bureaukraten, die ihren Mantel mit verächtlicher Schamlosigkeit nach dem Winde drehn," zu unterscheiden.

Der oben mitgeteilte Brief vom 7. Mai 1847, durch den er sich der Braut als Abgeordneter vorführt, berichtet auch schon über seine Thätigkeit in der neuen Stellung. Es ging überall gleich an scharfes Arbeiten, wo Bismarck dabei war:

Am Donnerstag kam ich hierher und habe gestern und vorgestern sehr angreifende fast achtstündige Konferenzen mit Rathmann (wegen der Patrimonialgerichte) gehabt, bei deren zweiter uns Bülow ohnmächtig wurde und ich selbst vor Aufregung und Hunger Kopfschmerz bekam, dem ich bald durch ein gutes Diner mit Deinem Vater und Thadden ein Ende machte.

Zu einer hohen Meinung vom Parlament brachte er es auch als Neuling nicht. Seine ersten Eindrücke enthält der Brief vom 15. Mai 1847:

Die heutige Sitzung war recht langweilig, unendliches Schwatzen, Wiederholen, Breittreten, Zeit totschlagen; auch Solms war schwach im Vergleich mit früher. Es ist merkwürdig, wie viel Dreistigkeit im Auftreten die Redner im Verhältnis zu ihren Fähigkeiten zeigen, und mit welcher schamlosen Selbstgefälligkeit sie ihre nichtssagenden Redensarten einer so großen Versammlung aufzudrängen wagen.

Am 13. Juni schreibt er:

Übrigens wird doch in neunundneunzig Hundertteilen der Verhandlung, so pomphaft man sich anstellen mag, leeres Stroh gedroschen, und die Fälle, wo ich irgend ein Bedürfnis fühle zu sprechen, werden seltner.

Am 4. November:

Ich begreife nicht, daß sich immer noch Leute finden, die ganz artig von Anfang bis zu Ende auf den Tribünen sitzen und zuhören, wie erwachsene Menschen sich kindisch über Lappalien streiten, die im nächsten Sommer vergessen sein werden.

Der Landtag imponierte ihm so wenig als später der Bundestag, schon nach acht Wochen hatte er sich angewöhnt, in den Sitzungen seine Briefe zu besorgen: „Es schreibt sich hier recht hübsch, ich sitze in einer Säulenhalle des weißen Schlosses, das Geschwätz der Versammlung hinter mir, vor mir den Blick über den Lustgarten, das Museum, Zeughaus usw." — heißts Mitte Juni. Die Geringschätzung erstreckt sich über Gegner und Parteigenossen gleichmäßig, aber ganz natürlich beurteilt er die Gegner besonders streng:

Ich bin vom Morgen bis zum Abend — schreibt er am 26. Mai 1847 — gallsüchtig über die lügnerische, verleumderische Unredlichkeit der Opposition und über die eigenwillige, böswillige Absichtlichkeit, mit der sie sich jeden Gründen verschließt, und über die gedankenlose Oberflächlichkeit der Menge, bei der die gediegensten Argumente nicht wiegen gegen die banalen aufgeputzten Phrasen der rheinischen Weinreisendenpolitik.

Am 8. Juni fährt er fort:

Die Verhandlungen sind jetzt sehr ernst, indem durch die Opposition alles zur Parteifrage gemacht wird, auch die jetzige vorliegende Eisenbahnfrage.

Einen besondern Groll wirft er von Anfang an auf G. von Vincke. Einmal bricht er einen Brief schnell ab, weil er Vincke wegen seines „pöbelhaften Auftretens" gegen einen Regierungskommissar „beißen" müsse. Ihn, mit dem er fortwährend in Deputationen zusammentraf, nahm er aber doch ernster und würdigte ihn schließlich eines Duells. Den Präsidenten Unruh nennt er (November 1848) kurzweg einen Lügner. Gleichwohl war er persönlich auch bei seinen Gegnern beliebt. Wir wissen das aus Zeugnissen damaliger liberaler Abgeordneter. Seiner Frau schreibt er, daß er sich durch seine Reden viele Freunde und Feinde erworben habe, „die letztern außerhalb des Landtags." Unter den Konservativen steht er am intimsten mit Hans von Kleist (Retzow). Sie wohnen zusammen. Es muß ihm nach fünfundzwanzig Jahren weh gethan haben, diesen Mann auf der Deklarantenliste zu sehen. Politisch sind diese Landtagsbriefe deshalb wichtig, weil wir aus ihnen Bismarcks Ansichten über solche Tagesfragen erfahren, zu denen er sich nicht vom Rednerpulte her geäußert hat, und weil sie seine Reden oft ergänzen und berichtigen. Er selbst scheint in den Parlamentsberichten zuweilen seine Worte gemildert zu haben. Ein Beispiel hierfür bietet die bekannte Rede vom 17. Mai 1847, in der er die Erhebung Preußens im Jahre 1813 kritisierte. Nach Kreutzers Bismarckbiographie und andern gedruckten Quellen hat er da gesagt: Es hieße der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung des Volkes durch einen fremden Gewalthaber nicht hinreichend gewesen sei, sein Blut in Wallung zu bringen. Nach dem Brief an die Braut handelte es sich aber um einen sehr kecken und rücksichtslosen Angriff gegen eine mit Stolz gehegte Tradition. Ihr schreibt er von einem Vorstoß gegen „die Eitelkeit" auch vieler eigner Parteigenossen. Insbesondre habe der Satz erbittert, daß jemand (das preußische Volk), der von einem andern (den Franzosen) so lange geprügelt wird, bis er sich wehrt, sich daraus kein Verdienst gegen einen dritten (den König) machen kann. Das klingt allerdings weit mehr bismarckisch als die offizielle Fassung der Rede. Im Innersten stand er nach den Briefen an die Braut und Frau namentlich in der Judenfrage und in der Geschwornenfrage zu den Liberalen und zur öffentlichen Meinung in einem viel schärfern Gegensatz, als er ihn öffentlich geäußert hat. Sein Antisemitismus war damals ein echter Rassenhaß. Aus der Verhandlung der „Judenheiratsfrage" läuft er weg auf den Wollmarkt, weil sie ihn persönlich nichts anging; er witzelt über die „sentimentalen Salbadereien," die für die Emanzipation der Juden vorgebracht werden, über den jüdischen Präsidenten, neben dem er in Erfurt als Schriftführer sitzen muß, über das Pech, das ihn im Postwagen immer mit „naß-pelzigriechenden Juden" zusammenbringt, im Hotel sogar einmal zu einer Kofferverwechslung mit einem Angehörigen dieses liebenswürdigen Stammes führt. Als er Geschworner wird,

ärgert er sich besonders darüber, daß er seine Freiheit wie ein Festungsarrestant versitzen soll, um „über diebische Bandjuden" richten zu helfen. Den Präsidenten des Gerichts notiert er als einen getauften Juden. Das Geschworneninstitut selbst dient ihm dazu, die Wertlosigkeit der „neuerrungnen Freiheit" zu beleuchten, und er bemüht sich eifrig, von „dem Geschwornenunwesen" loszukommen.

Was wir über die Revolution von 1848, über die Frankfurter, über Angebot und Ablehnung der Kaiserkrone, über die Dreikönigsunion und das Erfurter Parlament erfahren, steht in den Hauptzügen schon lange fest. Jedoch bereichern die Briefe das bekannte Bild mit vielen lebendigen Zügen und beweisen, daß Bismarck an dem Gang der Dinge, insbesondre an der Entwicklung der deutschen Frage einen starken Anteil gehabt hat. In den kritischen Märztagen war Bismarck zu Hause, hatte also keine Veranlassung, sich brieflich über die Ereignisse zu äußern. Der letzte Brief vorher ist aus dem Januar und ganz sorglos, der nächste nach den Barrikadenkämpfen vom 2. April meldet: „Berlin ist ruhig, Schlesien dagegen totaler Auflösung nahe." Die Gattin mag aber doch in großer Sorge gewesen sein, denn er schreibt ihr an einem Tage zwei Beruhigungsbriefe wegen der Sicherheit der landtäglichen, von 10000 Mann Bürgergarde geschützten Personen. Schon bei der Eröffnung des Landtags nahm Bismarck den Kampf gegen den aufständischen Geist auf und setzte es durch, daß in die Adresse an den König kein Wort von Mitleid und Sympathie für die gefallnen Volksmänner kam. Die Konservativen verzichteten dafür auf ihre Demonstration für die Truppen. Der Kompromiß scheint kein leichtes Werk gewesen zu sein. „Gerlach war zwei Tage hier — schreibt Bismarck am 3. April — und übte mit Thadden das Exekutorenamt an mir; ich habe mich aber nicht aus dem Geleise bringen lassen." An den Volksversammlungen, die er in diesen Tagen besuchte, fand er mehr Gefallen als an den Landtagsverhandlungen; er sprach darin über die polnische Frage in demselben Sinne, wie er sie bis an sein Ende behandelt hat. Im Laufe des Sommers tritt der Politiker hinter dem Familienvater zurück, sein erstes Kind wurde im August geboren. Der Schwiegermutter schreibt er aus Schönhausen: „Ich wechsle den ganzen Tag wie Schillers Johanniterritter zwischen Kämpfen und politischen Plänen am Schreibtisch und der Wärterschürze am Krankenbett." Als er dann im September wieder in Berlin eintrifft, überfällt ihn zunächst wieder einmal Ekel an aller Politik. „Das Herz eines Ehemanns und Vaters, wenigstens das meinige in diesen Verhältnissen, paßt nicht in das Treiben der Politik und Intrigue," sagt er am 23. September 1848. Aber bald ergreift ihn die Spannung, ob sich das Ministerium, dessen Rückgrat er unermüdlich zu steifen sucht, halten, und ob es noch einmal zum Blutvergießen kommen wird. „Ich hätte nicht gedacht, daß die Demokraten dreist genug sein würden, die Schlacht anzunehmen; aber ihr ganzes Auftreten deutet an, daß sie es wollen. Polen, Frankfurter Bummler, Freischärler, alles mögliche Gesindel ist wieder vorhanden. Sie rechnen auf den

Abfall der Truppen, wahrscheinlich durch die Reden einzelner unzufriedner Schwätzer unter den Soldaten dazu verleitet.“ Wenn die Sache losgeht, möchte er doch in der Nähe des Königs bleiben. „Dort kannst Du aber (ich sage mit einem Seitenblick »leider«) mit Sicherheit annehmen, daß keine Gefahr sein wird.“ Wir hören nun allmählich vom Rückfluten der Revolution, es kommen keine Emeuten mehr vor, man denkt an Auflösung der Bürgerwehr, die Arbeiter lassen König und Militär leben, endlich rückt Wrangel ein. Gerade in dieser Zeit scheint Bismarck am nachdrücklichsten eingegriffen zu haben. An einem Tag liest man: „Ich bin gestern den ganzen Tag in Staatsgeschäften abwesend gewesen,“ am andern: „Ich schreibe Dir um halb acht Uhr, fertig angezogen; Du kannst daraus abnehmen, welche außerordentliche Thätigkeit ich entwickle.“ Das Königtum hielt er für gerettet, die Hauptaufgabe war es jetzt, die Person des Königs selbst wieder aufzurichten. Tagtäglich ist er in Potsdam und berichtet mit besondrer Freude, wie dem König der Mut wiederkehrt. Namentlich die Bauerndeputationen, die dem Monarchen ihre Dienste anbieten, wirken sehr gut. Da bietet er dann die Frau mit auf, weitere her zu schicken und die Absendung von Adressen zu veranlassen. „Lieber sechs Adressen — schreibt er am 16. April —, jede mit einer, als eine mit sechsunddreißig Unterschriften, aber bald.“ Alles kommt ihm darauf an, dem König ein andres, richtigeres Bild von der Meinung des „Volks“ beizubringen. Endlich gelingt das, sogar über Bedarf. Im Februar des nächsten Jahres hat der Monarch ganz vergessen und möchte es auch andre vergessen machen, daß er vor noch nicht zwölf Monaten selbst links gestanden hatte. Er wird gegen die Schaukelmänner höchst ungnädig. Den Oberpräsidenten Patow fährt er bei der Brandenburger Domfeier ganz aus dem Stegreif an: „Herr, stehn Sie rechts, so stimmen Sie rechts, stehn Sie links, so stimmen Sie ins . . . Namen links, von meinen Dienern aber verlange ich, daß sie zu mir stehn, verstanden?“ Patow, fügt Bismarck hinzu, sah aus wie die Enten, wenns donnert. Diese Bemühungen und Erfolge konnten Bismarck bei den Demokraten nicht beliebter machen. Ein demokratischer Bauer erzählte ihm treuherzig, wenn der Name Bismarck in seinem Wahlkreise genannt werde, „so gehe einem ordentlich ein »Grusel« von oben runter, als wenn man gleich ein paar »altpreußische Fuchtelhiebe« übergezogen erhalten sollte.“ Alle Räubergeschichten, die die Demokraten über ihn ausheckten, belustigten ihn nur, seit er durch die Monarchenzusammenkunft in Teplitz jegliche neue Revolutionsgefahr beseitigt wußte. Dagegen freute er sich über jede Gelegenheit, die ihm die Zuneigung von Soldaten bewies. „Diese verstehn mich besser als diese Kammeramphibien, weil sie warmes Preußenblut im Leibe haben,“ schreibt er nach einer solchen Ovation in einem Gunglschen Konzert (21. September 1849).

Die deutsche Frage hatte ihn anfangs bekanntlich sehr wenig interessiert. Auch in einem Brief an seine Frau (28. August 1849) nennt er sie einmal une omelette, spottet über Mondscheinbetrachtungen sentimentaler Jünglinge, über Strohdreschen und äußert schon hier: „Die Frage wird in der Diplomatie

und im Felde entschieden." Zu schärferer Aufmerksamkeit veranlaßt sie ihn nur soweit, als sie „dem großen Betrüger" Radowitz zum Ränkespiel dient und die Gefahr einer Wiederkehr der Revolution in sich birgt. Hauptsächlich um hierüber auf dem Laufenden zu bleiben und Manteuffel gegen den Rivalen beizustehn, scheint er mit nach Erfurt gegangen zu sein. Er will an die Unionsangelegenheiten nicht einmal eine Rede wenden, Gerlach und Stahl müssen ihn erst auf seine Pflicht verweisen. Der patriotische Kern in Heinrich von Gagern läßt ihn — wie auch später — ganz kalt, er sieht in ihm nichts als eine „außer Dienst gutmütige Fleischmasse," der in den hohlsten Tönen des Resonanzbodens Predigten entströmen. So enthalten die Erfurter Briefe viel weniger Politik als Wirtschaftsmitteilungen und Berichte über Stillleben im Thüringer Walde, darunter eine wunderschöne Schilderung einer Auerhahnjagd.

Auf die öffentlichen Dinge wird Bismarck erst wieder aufmerksam, als die Regierung die Richtung auf Olmütz einschlägt. Hier sieht er sofort sehr scharf. Bei der ersten Nachricht von den Beschlüssen gegen Kassel schreibt er (Schönhausen, 7. Oktober 1850): „Mit Hessen werden wir uns furchtbar blamieren." Er war der Meinung, daß die hessische und auch die holsteinische Sache für Preußen und namentlich für die konservative Partei nicht das Interesse habe, „daß es deshalb lohnte, Menschen, und gar Soldaten zu opfern." Darum trat er entschieden für Manteuffel und für den Frieden ein, auch gegen den König und gegen den Prinzen von Preußen. Dieser, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., tritt bei dieser Gelegenheit zum erstenmal aus dem Interessenkreis der Briefe deutlicher hervor. Seine „Kriegshitze" scheint Bismarck damals sehr heiße Tage gemacht zu haben. „Alle Beschäftigung und Intrigue aus dem Jahre 1848 ist nichts gegen diese Tage," schreibt er am 22. Mai 1850. Auch wenn er nichts ausdrückliches darüber äußerte, würde man seine außerordentliche Erregung daran merken, daß er eine Woche lang heute meldet, der Friede, morgen der Krieg ist sicher, heute die Pferde fürs Feld herberuft, morgen wieder abbestellt. Sein Urteil über den Streitfall ändert sich aber trotzdem nicht: der Krieg, sagt er immer wieder, wäre jetzt ein vollständiger Unsinn, es handle sich im wesentlichen nur um militärische Etikettenfragen, die man nur zu Gunsten eines Ministeriums Vincke auf die Spitze treiben würde. Und darum der Tod von Hunderttausenden und die Verwüstung Europas! Es blieb Frieden, und Bismarck nahm daran ein Verdienst in Anspruch. Diplomaten und Minister — schreibt er der Gattin — haben an mir einen bequemen und unoffiziellen Vermittler gehabt, durch den es sich leichter unterhandeln ließ. „Dank dem Herrn — heißt es am 7. Dezember 1850 — mit mir, der uns Frieden schenkt und auch meine geringe Arbeit nicht ohne seinen Segen gelassen hat." Dem König hatte diese diplomatische Probe genügt. Seine Verwendung an einer wichtigern öffentlichen Stelle schwindet jetzt nicht mehr von der Tagesordnung. Zunächst soll er Ministerpräsident in Bernburg werden. Das zerschlägt sich. Dann denkt man an Landratsposten. Bismarck

erklärt, da wären nur drei möglich: Schönhausen, Kniephof, Reinfeld, alle andern wären ihm zu despektierlich. Da kommt die Frankfurter Vakanz. Das erste Wort von seiner Berufung fällt am 24. April 1851, zwei Tage später ist die Sache geordnet und sicher.

Damit schließt der politische Teil der Briefe, der Neues bringt. Von den spätern Auslassungen, die dieses Gebiet berühren, sind die wichtigsten die Berichte aus Petersburg über die Stimmung des dortigen Hofes während des italienischen Kriegs von 1859, namentlich das Urteil der Kaiserinwitwe über den Kaiser von Österreich. Es bleibt wohl besser hier in Ruhe.

Die Handelspolitik im Jahre 1901

(Schluß)

Im ersten Bande der von dem Verein für Sozialpolitik herausgegebnen Beiträge zur neusten Handelspolitik Deutschlands bespricht, wie schon erwähnt worden ist, Professor Dr. Ernst Francke, der Herausgeber der Sozialen Praxis, die „zollpolitischen Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts." Er vermeidet es dabei, für die bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen bestimmte praktische Vorschläge zu machen, und giebt sich auch keinen Illusionen hin über die Wahrscheinlichkeit der Erreichung des Ziels in absehbarer Zeit. Immerhin verfolgt der Aufsatz den Zweck, in den handelspolitischen Debatten der nächsten Zeit die zollpolitische Vereinigung Mitteleuropas wieder zur öffentlichen Diskussion, vielleicht gar in den Vordergrund zu stellen, ausdrücklich im Gegensatz zu der im Oktober 1900 von einem doch wohl gut unterrichteten Vertreter des preußischen Handelsministeriums in einer Versammlung von Industriellen ausgesprochnen Ansicht, daß eine Initiative der Reichsregierung auf diesem Gebiet in absehbarer Zeit wohl kaum ins Auge gefaßt werden würde, und es jedenfalls kaum ausführbar sei, die Vorbereitung der Handelsverträge mit dieser Frage zu verquicken.

Man wird eine historische Würdigung der im letzten Jahrzehnt in dieser Richtung kund gegebnen Wünsche für recht verdienstlich halten und auch der Meinung zustimmen müssen, daß unter Umständen einmal eine zollpolitische Defensivallianz Mitteleuropas gegen diesen oder jenen übermächtigen Störenfried nötig und dann auch möglich werden kann. Trotzdem wird man das Geltendmachen der Forderung namens der deutschen Wissenschaft zur Zeit und für die unmittelbar zur Lösung stehenden praktischen Aufgaben unsrer Handelspolitik für aussichtslos und deshalb für zwecklos halten, vielleicht sogar fürchten

können, daß dadurch die Verworrenheit der öffentlichen Meinung über das, was geschehn soll, noch gesteigert und der verantwortlichen Stelle die Schwierigkeiten, dem rechten Ziel auf dem rechten Wege zuzusteuern, noch erhöht werden. Daß der Verfasser das will, ist ganz ausgeschlossen. Daß aber die Verquickung der von ihm vertretnen Forderung mit der Vorbereitung der Handelsverträge thatsächlich diesen Erfolg haben wird, ist sehr wahrscheinlich, und die Gegner der Fortsetzung einer Handelsvertragspolitik im Sinne der friedlichen Ausdehnung unsrer Erwerbssphäre werden wohl bald dahinter kommen, daß Francke, wenn auch vielleicht unabsichtlich, ihnen einen Dienst geleistet hat.

Die wichtigste Erscheinung in der Geschichte der mitteleuropäischen Zollvereinigungsversuche im letzten Jahrzehnt ist natürlich auch nach Francke das „mitteleuropäische Handelsvertragssystem von 1892.“ Wer die von ihm mitgeteilten Auszüge aus den Reden im Reichstag bei der Beratung des grundlegenden Vertrags mit Österreich-Ungarn im Winter 1891/92 liest, der muß zugeben, daß unter den Argumenten für den Vertrag der Gedanke der mitteleuropäischen Zollkoalition eine ganz hervorragende Rolle spielte, schon unter scharfer Betonung des defensiven Zwecks gegen die heute als die „Weltreiche“ bezeichneten Länder. Vor allem sagte der Reichskanzler Caprivi selbst in der Eröffnungsrede im Dezember 1891 folgendes: „Es ist in der letzten Zeit eine weltgeschichtliche Erscheinung zum Bewußtsein der Völker gekommen, die ich hoch anschlage: das ist die Bildung großer Reiche, das Bestreben, sich gegen einander abzuschließen. . . . Wir haben es mit großen Staaten zu thun, die über kurz oder lang zur Rücksichtslosigkeit gegen andre neigen werden. Der Schauplatz der Weltgeschichte hat sich erweitert: damit sind die Proportionen andre geworden, und ein Staat, der als europäische Großmacht eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, kann, was seine materielle Kraft angeht, in absehbarer Zeit zu den Kleinstaaten gehören. Wollen nun die europäischen Staaten ihre Weltstellung aufrecht erhalten, so werden sie nach meinem Dafürhalten nicht umhin können, soweit sie wenigstens ihren sonstigen Anlagen nach dazu geeignet sind, eng aneinander sich anzuschließen. Es ist nicht unmöglich, daß die Zeit kommen wird, wo sie einsehen werden, daß sie klügeres zu thun haben werden, als sich gegenseitig das Blut auszusaugen, weil sie im wirtschaftlichen Kampfe um das Dasein genötigt sein werden, alle ihre Kräfte einzusetzen. . . . Man möge das für Zukunftsgedanken halten, so wird man soviel wenigstens zugeben, daß eine solche Entwicklung wahrscheinlich genug ist, um bei allen Schritten auf dem wirtschaftlichen Boden Berücksichtigung zu verdienen.“ In dieser Hinsicht böten die Verträge, die sich tief in die Bevölkerung einleben sollten, „eine gewisse Garantie für die Zukunft.“

Man sieht, um das gleich hier festzulegen: Caprivi ist eigentlich der Vater des Gedankens von den großen Reichen, die die Welt verschlingen, der heute als Reimport aus England bei uns die große Rolle spielt, obgleich Caprivi viel besser gesagt hatte, was Salisbury acht Jahre später dem britischen Parlament als abgrundtiefe Weisheit vorsetzte: daß die Starken immer stärker, die

Schwächern immer schwächer zu werden schienen. Caprivi ist damit auch der Vater des — von ihm freilich viel bescheidner und deshalb viel weniger anfechtbar ausgedrückten — Gedankens, den Schmoller zehn Jahre später in seiner Säkularbetrachtung als „ein ganz neues politisch-wirtschaftliches Staatensystem“ ex cathedra verkündete: „drei riesenhafte Eroberungsreiche, die mit ihrer Ländergier, ihrer See- und Landmacht, ihrem Handel, ihrem Export, ihrer expansiven Kraft alle andern kleinern Staaten herabzudrücken, ja sie zu vernichten, wirtschaftlich einzuschnüren, ihnen das Lebenslicht auszublasen drohen.“

Die Betonung des mitteleuropäischen Zusammenschlusses gegen die großen Friedenstörer hat vor zehn Jahren einen schönen parlamentarischen Erfolg gehabt. Aus allen Parteien ohne Ausnahme ertönten beifällige Erklärungen, die Stimmung für den österreichisch-ungarischen Vertrag und seine Anschlüsse war damit gemacht. Die Annahme erfolgte mit erdrückender Mehrheit. Und doch muß Francke als gewissenhafter Geschichtschreiber selbst zugeben: „Eine mitteleuropäische Handelsvereinigung stellen diese Verträge gewiß nicht dar. Und der Gang der spätern Ereignisse hat wohl auch Werner Sombart Recht gegeben, der kurz nach dem Abschlusse der Vereinbarungen die Ansicht bekämpfte, daß diese Handelsverträge auch nur einen Schritt auf der Bahn zu einer solchen Union wären, deren Verwirklichung er auch im Laufe der nächsten paar Jahrhunderte(!) für ausgeschlossen erachtete.“ Unsre Herren Nationalökonomen sind nun einmal im Prophezeien ganze Kerle! Aber nichtsdestoweniger: in den vom gesunden Menschenverstande gebotnen bescheidnen Grenzen hat vorläufig Sombart Recht behalten. Warum? Warum konnte sich das „mitteleuropäische Vertragssystem von 1892“ nicht zur zollpolitischen Defensivallianz gegen die „Weltreiche“ auswachsen? Man könnte einfach mit dem Wort des Kaisers antworten: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Das schon ist ein lapidarer Protest gegen die Fesselung der deutschen Handelspolitik an die Landnachbarn, vollends mit Ausschluß des „Weltreichs“ Rußland. Die ganze Seeinteressenlitteratur der ersten und der zweiten Flottenkampagne wäre leeres Stroh gewesen, hätte der Wahrheit ins Gesicht geschlagen, wenn die Rücksicht auf die friedliche, oder wir wollen lieber sagen: die natürliche Expansion unsrer Erwerbssphäre dem Reich nicht verböte, vorläufig den mitteleuropäischen Nachbarn zu liebe auch nur auf ein Tüpfelchen seiner Aktions- und Vertragsfreiheit gegenüber den „Weltreichen“ zu verzichten.

Die Geschichte lehrt, daß Caprivi den parlamentarischen Erfolg, den er im Dezember 1891 mit der Betonung der mitteleuropäischen Solidarität erzielte, sofort desavouieren mußte, nachdem das „mitteleuropäische Vertragssystem“ unter Dach war. Es ist thatsächlich nur eine Etappe auf dem Wege zum Handelsvertrag mit Rußland geworden. Francke sagt selbst: „Die Verflechtung der deutschen Nationalwirtschaft in die Weltwirtschaft wurde immer enger und vielfältiger, und neben die Pflege der mitteleuropäischen Handelsbeziehungen trat immer schärfer der Wettbewerb auf dem Weltmarkte, immer

stärker der Bezug von Nahrungs- und Genußmitteln, sowie von gewerblichen Rohstoffen aus den großen Weltreichen und ihren Kolonien und Dependenzen.... Durch die Handelsverträge zwischen Rußland und Deutschland, sowie zwischen Rußland und Österreich-Ungarn wurde der mitteleuropäische Bund absichtlich erweitert, zugleich aber seiner ursprünglichen Bedeutung beraubt."

Das kann als ein Fehler, als ein Unglück für Deutschland dargestellt werden, und es ist auch bekanntlich so dargestellt worden. Francke thut das nicht. Er erkennt an, daß der Erfolg des Vertrags mit Rußland den deutschen Interessen entsprochen habe. Er weist dabei ausdrücklich auf die vom „deutsch-russischen Verein" im April 1900 gefaßte Resolution hin: „daß bei einer etwaigen Kündigung des Vertrags sofort Verhandlungen aufgenommen werden zur Herbeiführung eines neuen, langfristigen Vertrags." In den deutschen Regierungskreisen ist der russische Vertrag offen als die Krönung der 1891/92 begonnenen handelspolitischen Aktion gefeiert worden. Auch Dr. Alfred Zimmermann sagt von ihm: „Es war das in Anbetracht der frühern Schwierigkeiten mit Rußland unverkennbar ein glänzender Triumph der deutschen Regierung. Der Weg, den Bismarck 1879 eingeschlagen, hatte zum Ziele geführt. Zum erstenmale hatte Rußland mit seiner Tradition, sich im Zolle niemand gegenüber zu binden, gebrochen und das System der zivilisierten Länder angenommen." Wie der Kaiser persönlich darüber dachte, ist bekannt; bekannt aber auch, wie um so ungestümer die Agrarier von einer „Schmach für Deutschland" redeten, weil das Reich „aus Furcht vor Rußland" Deutschlands Wohlfahrt preisgegeben habe. „Wir werden, so rief man damals, das handelsvertragsfreundliche System bekämpfen, ganz gleich, wie hoch die Stelle ist, die dafür eintritt!" Der Kampf ist jetzt mit frischen Kräften aufgenommen worden. Hier mag nur kurz darauf verwiesen werden, daß im schroffen Gegensatz zu Conrad, der in den „Beiträgen" des Vereins für Sozialpolitik dringend zur Pflege der Handelsbeziehungen gerade mit Rußland rät und darin mit der Masse der beteiligten Industriellen und Kaufleute und auch der Mehrheit unsrer Nationalökonomen in Übereinstimmung steht, in denselben „Beiträgen" ein Dr. Carl Ballod in der bekannten Manier der Berliner reaktionären jung-historischen Schule diese Handelsbeziehung als eigentlich für uns wie für Rußland wertlos hinstellt, um nur ja auch bei dieser Gelegenheit, freilich mit mancherlei Hinterthüren, den autarkischen Idealen bei uns wie im Ausland das Wort zu reden.

Unser Handel mit Rußland einerseits und Österreich-Ungarn andrerseits hat sich in neuerer Zeit wie folgt entwickelt. Es betrug die deutsche Einfuhr (in Millionen Mark) aus

	1899	1898	1897	1896	1895
Rußland	719,9	736,6	708,3	634,7	568,2
Österreich-Ungarn	730,4	661,2	600,3	578,0	525,4
und die Ausfuhr nach					
Rußland	437,3	440,5	372,0	364,1	220,9
Österreich-Ungarn	466,0	453,7	435,1	477,3	435,8

Daß sich die Ausfuhr nach Rußland im Vergleich mit der nach Österreich-Ungarn günstiger entwickelt hat, ist unbestreitbar. Die altbegründeten Handelsbeziehungen mit dem Donaureich sind trotz der Gunst der Jahre in der Ausfuhr nicht vorwärts gekommen, wenn Österreich-Ungarn auch mit dem steigenden Konsum Deutschlands an seinen Ausfuhrwaren recht zufrieden sein kann. Diesen Thatsachen kann man Prophezeiungen gegenüberstellen, optimistische und pessimistische. Daß die russische Industrie mit der Zeit erstarkt, ist sicher; aber ebenso, daß die österreichisch-ungarische schon weiter voran ist auf dem Wege, dem einheimischen Markt zu genügen. Dabei sind die innerpolitischen Zustände an der Donau wenig verlockend. Alles ist unsicher. Wir können da nur abwarten, Friede halten, so gut wie möglich; sie uns kommen lassen, was ihr eignes Interesse ihnen ersichtlich rät. In Rußland liegt die nahe Zukunft ziemlich klar da, die Ferne doch eigentlich noch ganz im Dunkel. Vorläufig können wir, wenn dem Hochschutzzoll durch einen Zollkrieg nicht zu Hilfe gekommen wird, noch auf ein gutes, wenn auch mühsames Geschäft rechnen. Die persönliche Kenntnis der Sprache, von Land und Leuten kommt unsern fleißigen Exporteuren vor der ganzen Konkurrenz noch sehr zu gute und verspricht auch für die Zukunft bei gehöriger Pflege Vorteil. Daß die agrarischen, auf den Export und in gewissem Grade auf den Freihandel gerichteten Interessen in Rußland über kurz oder lang wieder einmal mehr zur Geltung gelangen müssen, ist wohl sicher. Jedenfalls sollen wir Deutschen uns hüten, die russischen Autarkisten in ihren Ansichten und Plänen zu bestärken und das uns benachbarte, noch tief in den wirtschaftlichen Kinderschuhen steckende, unerschlossene, riesige, größte „Weltreich“ als quantité négligeable für unser Expansionsbedürfnis Mitteleuropa zu liebe preiszugeben. Gerade das Gegenteil ist nötig. Noch ist es Zeit, noch haben wir den Vorsprung nach mancher Richtung. Zähe, Schritt für Schritt, müssen unsre Kaufleute das Terrain erobern, überall festen Fuß fassen. Mit reichen Mitteln sollte der Staat die Bestrebungen, die darauf abzielen, fördern. Viel, sehr viel zu wenig geschieht für diese Zwecke.

Stellt sich der Abschluß des deutschen Handelsvertrags mit Rußland als eine sich aus weltwirtschaftlichen Bedürfnissen des Deutschen Reichs notwendig ergebende Negation der mitteleuropäischen Zollvereinigungsbestrebungen von 1891/92 dar, so tritt nach Franckes eigner Schilderung diese Notwendigkeit noch mehr in der Entwicklung unsrer Handelsbeziehungen zu Großbritannien — dem denkbar schroffsten Gegenteil vom russischen Weltreich — hervor. Der Verfasser mag hier zunächst selbst sprechen:

Seit 1865, sagt er, habe zwischen beiden Ländern ein Handelsvertrag mit Meistbegünstigung bestanden. Zu Anfang der 1890er Jahre habe Deutschland schon aus dem englischen Weltreich Rohstoffe, Halbfabrikate und fertige Waren im Werte von rund 810 Millionen bezogen und dorthin Erzeugnisse seines Bodens und seines Gewerbfleißes in Höhe von 740 Millionen ausgeführt. Nach dem Mutterlande allein seien davon 660 Millionen, nach Ost-

indien 31, nach Australien 23, nach Britisch-Nordamerika 16 Millionen gegangen. Dagegen habe Großbritannien nach Deutschland Produkte im Werte von 595 Millionen, Ostindien aber 133, Australien 52 Millionen geliefert. „Die Jahre 1892 bis 1894 standen bekanntlich unter dem Zeichen einer schweren geschäftlichen Depression. Als der wirtschaftliche Aufschwung einsetzte, nahm der Güteraustausch zwischen Deutschland und den britischen Ländern daran seinen vollgemessenen Anteil. Beide Reiche weisen im Geben und Nehmen von da ab eine stetig steigende Linie auf, die im Jahre 1899 bei der Einfuhr Deutschlands aus Großbritannien und den Kolonien die gewaltige Ziffer von rund 1200 Millionen, bei der Ausfuhr aus Deutschland rund 1 Milliarde erreicht hat." Also nahezu ein Viertel des gesamten Außenhandels Deutschlands machte der Warenaustausch zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien nebst Kolonien aus. Man brauche diese Zahlen nur zu nennen, und man würde ihre Bedeutung ermessen. Abgesehen von den englischen Kolonien sei Deutschland der beste Kunde Großbritanniens. Aber nicht minder — fügen wir hinzu — ist Großbritannien auch der beste Kunde Deutschlands. Es betrug aus und nach Großbritannien ohne seine Kolonien (in Millionen Mark):

Deutschlands	1899	1898	1897	1896	1895
Einfuhr . .	777,1	825,7	661,5	647,4	587,4
Ausfuhr . .	851,6	803,8	701,7	715,1	678,1

dagegen aus und nach den britischen Kolonien:

Einfuhr . .	425,7	363,6	340,8	305,6	301,4
Ausfuhr . .	146,1	137,0	105,9	110,6	87,9

Und diese entschieden günstige Entwicklung hat sich vollzogen in einer Periode fortgesetzter Emanzipation unsers Seehandels und unsrer Schiffahrt von Großbritannien, in einer Periode neidischer Nörgeleien, Hetzereien und chikanöser Versuche, unserm Handel zu schaden. „Ernstlich bedroht oder wirklich gefährdet haben diese Versuche die deutsche Einfuhr nach England und seinen Kolonien nicht," bemerkt Francke ausdrücklich. Aber — fügt er hinzu — ihre „symptomatische Bedeutung" sei doch nicht zu verkennen, und sie sei um so größer, als sie die Antwort sei auf die Zollherabsetzungen und Zollbindungen in den deutschen Handelsverträgen, die England kraft der Meistbegünstigung ohne Gegengabe zufielen. Auf was nicht die Herren kommen, wenn sie durchaus schwarz sehen wollen! Das freihändlerische England konnte natürlich keine Gegengabe leisten, wie man sie von den Vereinigten Staaten verlangen konnte, hätte verlangen sollen und in Zukunft wird verlangen müssen. Dieser Vorwurf gegen die Meistbegünstigung ist England gegenüber am wenigsten am Platze. Der Neid und die Chikane waren einfach die Antwort auf den „rapiden" Fortschritt unsrer „Seehandelsinteressen," die in den Flottendenkschriften laut genug gepriesen sind und unsre nationalökonomischen Prophetenschüler bis vor Jahresfrist veranlaßten, alles Ernstes davon zu reden und zu

schreiben, Deutschland sei prädestiniert und schicke sich schon an, die Erbschaft Großbritanniens als erste Seehandelsmacht anzutreten. Die einzige Thatsache, die verzeichnet werden kann, wenn man nach Beweisen des Übergangs Englands zur Absperrungspolitik sucht, ist und bleibt die Kündigung des Handelsvertrags mit Deutschland und Belgien. Sie war die Konsequenz interner Auseinandersetzungen im britischen Weltreich, eine notgedrungne Konzession an die Kolonien, vorläufig namentlich an Kanada. Und was ist ihr Effekt für uns bisher gewesen? Mit Großbritannien und zugleich für die große Mehrzahl seiner Kolonien ist der Vertrag auf unbestimmte Zeit verlängert, nach Kanada aber hat unsre Ausfuhr zugenommen, die Einfuhr von da ist unverändert geblieben. Eine „wenig freundliche Strömung" gegen uns ist schließlich alles, was Francke als gewissenhafter Geschichtschreiber in England festzustellen vermag. Was sollen da die Engländer über die „Strömung" bei uns sagen, die alles aufbietet, das Volk zum Bruch mit unserm besten Kunden zu hetzen, sogar wenn sie es dabei zugleich gegen den Kaiser aufhetzen müßte. Die Wissenschaft im Verein für Sozialpolitik hätte wahrhaftig eher Grund, den Leichtsinn, mit dem die Agrarier, d. h. die Mehrheitsparteien, unsre handelspolitischen Beziehungen zum britischen Reich behandeln, mit dem schärfsten Nachdruck unausgesetzt zu bekämpfen, statt ihm durch die pessimistische Prophezeiung: „auch England treibt dem Ideal vom geschlossenen Handelsstaat zu!" die fruchtbarste Förderung zu teil werden zu lassen. Francke berichtet — man weiß nicht recht, ob zustimmend oder bedauernd —, daß noch Ende Mai 1900 die Wichtigkeit guter Handelsbeziehungen mit Großbritannien vom Staatssekretär des Innern sehr nachdrücklich hervorgehoben worden sei, und daß die letzten handelspolitischen Aktionen des Reichs „denn auch die Verlängerung des Provisoriums mit Großbritannien »bis auf weiteres« und das Abkommen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 10. Juli 1900 waren, das der Reichsanzeiger als »Grundlage zu weiterer wirtschaftlicher Annäherung« bezeichnete." Aber die Vertreter der verbündeten Regierungen hätten sich wohl gehütet, Erinnerungen an die Zeiten von 1891/92, „wo die ökonomische Stärkung der politisch Alliierten und die mitteleuropäische Wirtschaftsgenossenschaft gepriesen worden war," wachzurufen. Wir glauben, daß Rußland und Großbritannien gegenüber die Regierungsvertreter nicht die geringste Veranlassung zu diesem Weckruf haben, und daß auch die deutsche nationalökonomische Wissenschaft im Verein für Sozialpolitik ihn besser unterlassen hätte.

Für die Zukunft, zumal für die spätere Zukunft der Expansion unsrer Erwerbssphäre kommen — von den deutschen Kolonien zunächst abgesehen — wesentlich in Betracht Gebiete nicht nur außerhalb Europas, sondern außerhalb des politischen Besitzes europäischer Kulturstaaten: die Levante, Ostasien, Südamerika.

Ohne die Bedeutung eines Zusammengehns mit Österreich-Ungarn und Italien im Osten des Mittelmeers zu unterschätzen, ist für uns doch auch dort der Einfluß Rußlands und Großbritanniens und die handelspolitische Ver-

ständigung mit ihnen vorläufig wichtiger als die Zollvertragssysteme Mitteleuropas. Möchte die Zukunft für den Dreibund und in ihm für Deutschland die Lage günstiger gestalten, die Häfen der Adria wieder zu dem machen, was sie gewesen sind und sein könnten im Handel zwischen Europa und dem Orient.

Und besonders ist das handelspolitische Einvernehmen mit Großbritannien und Rußland in Ostasien für uns wichtig. Bis jetzt haben die russischen Eroberungen unsern Handel noch so gut wie nicht berührt, ihm jedenfalls nicht geschadet. Was die chinesischen „Wirren" bringen werden, liegt noch im Dunkel. Aber das ist klar, daß bei allen Abenteuern, die wir im fernen Osten noch zu bestehn haben werden, eine Verständigung mit Großbritannien für absehbare Zeit von der allergrößten Bedeutung für uns sein wird. Trotz allem Neid, trotz aller „wenig freundlichen Strömungen" werden die Engländer im Kampf für die offne Thür der noch zu erschließenden Absatzgebiete noch lange unsre zuverlässigsten, vielleicht unsre einzigen Bundesgenossen sein — im eignen Interesse, wie sich von selbst versteht.

Und nun das Verhältnis zu Amerika. Die Vereinigten Staaten fangen an, der Hauptstörenfried der Welt, der Hauptfeind der europäischen Industrie- und Handelsstaaten und damit vor allem auch Deutschlands zu werden. Die „amerikanische Gefahr" wird nachgerade zum Zeichen, „in" dem sich unsre neue Handelspolitik gestaltet, sie ist das Hauptgespenst, mit dem unsre nationalökonomischen Magier und Propheten im Dienst ihres Ideals vom geschlossenen Handelsstaat arbeiten. Aber das Gespenst hat immerhin einen ganz handgreiflichen, wirklich gefährlichen Kern. Man wird es nicht beschwören, indem man ihn einfach bestreitet, wie die freihändlerischen Doktrinäre das thun. Damit steigern sie nur die suggestive Wirkung, die die Magier wollen. Erstens stehn den Vereinigten Staaten unstreitig in besonderm Maße natürliche Hilfsmittel und Vorteile zu Gebote, die sie — von aller Handels-, Zoll- und Expansionspolitik abgesehen — zu gefährlichen Konkurrenten machen. Erinnert sei hier nur an den noch immer vorwiegend auf Urproduktion, auch der landwirtschaftlichen, beruhenden gewaltigen und rasch anschwellenden Reichtum an Kapital, das Beschäftigung sucht und zu den weitaussehenden, kühnen Versuchen und Unternehmungen zur Verfügung steht. Die schnelle Entwicklung der Industrie ist schon deshalb nicht zu verwundern. Sie macht natürlich große Fortschritte auf dem heimischen Markt, versucht schon den Export nach den europäischen Industrieländern zu forcieren und macht ihnen in zunehmendem Maße auf den exotischen Märkten Konkurrenz. In einem solchen neuen Konkurrenten wird jeder Geschäftsmann eine Gefahr sehen, aber nur ein Dummkopf oder Schwächling wirft deshalb sofort die Büchse ins Korn und zieht sich auf die Hungerrente im Altenteil oder Spital zurück. Vorläufig haben wir, hat Europa dazu noch nicht den geringsten Grund, wie gerade die letzten Jahre beweisen. Trotz der „formidabeln" natürlichen Hilfsquellen und der „Weltmeisterschaft" in arbeitsparenden Maschinen, deren sich die Amerikaner rühmen, und trotz aller zoll-

politischen Chikanen hat sich unsre Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten erhalten. Sie betrug (in Millionen Mark):

1899	1898	1897	1896	1895
377,6	334,6	397,5	383,7	368,7

Freilich die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten hat sich weniger schön entwickelt:

1899	1898	1897	1896	1895
907,2	877,2	658,0	584,4	571,7

An dieser Zunahme haben die Fabrikate ihren Anteil gehabt, aber von einer Schädigung der deutschen Industrie auf dem deutschen Markt durch sie kann niemand, der bei gesundem Verstand ist, reden. Freilich mögen einzelne Fabrikanten, vielleicht auch einige Fabrikationszweige dem Reichsamt des Innern schon in den Ohren liegen mit beweglicher Bitte um Schutz der nationalen Arbeit. Aber man sollte es sich tausendmal überlegen, ehe man ihm nachgiebt. Es steht fest, daß die Erfolge amerikanischer Fabrikate auf dem deutschen Markt zum großen Teil in einer bessern technischen Leistung der amerikanischen Fabrikanten begründet sind, zu der sich auch unsre Industrie aufschwingen kann und deshalb aufschwingen muß. Mag eine spätere Zukunft vielleicht einmal Notstandzölle auch gegen amerikanische Industrieprodukte rechtfertigen, jetzt ist dazu weder ein Grund noch Aussicht da. Die Gefahr der Stagnation und Rückständigkeit in wichtigen Zweigen unsrer Industrie ist viel größer und ist viel näher als die amerikanische Gefahr für den deutschen Gewerbfleiß. Auch von einer ernsthaften Beeinträchtigung unsrer Ausfuhr nach andern Ländern durch die Industrie der Vereinigten Staaten kann vorläufig nicht geredet werden, weder in Europa, noch in Ostasien, noch im übrigen Amerika selbst. Freilich werden wir auch hier der amerikanischen Energie und Rührigkeit gegenüber scharf kämpfen, sehr viel vom Gegner lernen müssen. Und vor allem gilt es, den Wert des freien Kapitals für die Expansion, die wir brauchen, mehr zum Verständnis zu bringen. Das mag uns noch so sehr gegen den Strich gehn. Ohne Geld, viel Geld, das was riskieren kann, keine Weltpolitik.

So können wir in der „amerikanischen Gefahr," soweit sie in der besondern Leistungsfähigkeit der Industrie der Vereinigten Staaten besteht, noch keine Veranlassung für das Reich finden, durch zollpolitische Maßnahmen den Güteraustausch zwischen Deutschland und der Union zu stören und zu unterbinden, auch nicht der mitteleuropäischen Zollallianz zuliebe. Unsre gewinnbringende Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ist noch so groß, daß die Leiter der Handelspolitik guten Grund haben, ihren Verlust nicht deshalb auf die leichte Schulter zu nehmen, weil sie vielleicht in einer spätern Zukunft nicht mehr der Mühe wert sein könnte.

Näher liegt die „amerikanische Gefahr," soweit sie zweitens ins Gebiet der Handelspolitik fällt. Darin beruht auch wohl hauptsächlich das Berechtigte

des Alarmrufs dagegen und die wiederbelebte Anziehungskraft der Idee der mitteldeutschen Zollallianz. Die Kräftigung, die der extremen Absperrungspolitik durch die Wiederwahl Mac Kinleys zu teil geworden ist, zwingt uns, jedenfalls an kräftige Retorsionsmittel zu denken, und ganz von selbst drängt sich der Gedanke an gemeinsame Rüstungen und Operationen des ganzen industriellen Europas auf. Aber nicht Mitteleuropas allein. Gerade den Vereinigten Staaten gegenüber wäre der zollpolitische Machtzuwachs, den das Deutsche Reich durch die Allianz mit Österreich-Ungarn und Italien, sogar mit Anschluß der Schweiz, Belgiens, Hollands erlangen würde, klein, vollends ganz klein im Vergleich mit den Vorteilen des Einvernehmens mit England und Frankreich. Es will uns scheinen, daß, was Mitteleuropa im Zollkampf kann, auch Deutschland allein kann. Es ist nach Großbritannien bei weitem der beste Kunde der Union in der ganzen Welt, und die Aktionsfreiheit ist auch im Zollkampf viel wert. Wir denken dabei freilich an einen Zollkrieg, der in Jahr und Tag oder doch in zwei, drei Jahren zum Frieden führen soll, nicht an eine dauernde Aussperrung der Vereinigten Staaten vom deutschen Markt, wie sie die Agrarier wünschen. Für den Zollkrieg und die Rüstung zu ihm kommt in der praktischen Politik des Reichs jetzt und in den nächsten Jahren die mitteleuropäische Allianz überhaupt nicht in Betracht. Die verbündeten Regierungen haben Recht, wenn sie damit allein fertig zu werden sich vornehmen. Sie werden im Notfall vor den schärfsten Mitteln nicht zurückschrecken dürfen, die ihnen reichlich zu Gebote stehn. Das bisherige, mehr als unklare Meistbegünstigungsverhältnis kann auch ohne offizielle Kündigung kein Hindernis sein, denn die Amerikaner erkennen es schon lange nicht als solches an. Wir müssen jedenfalls verlangen, daß die Vereinigten Staaten jede ihnen eingeräumte Herabsetzung des neuen Generaltarifs mit einer von uns als vollwertig anerkannten Gegenleistung vergelten. Aber mit Recht werden es die verbündeten Regierungen andrerseits vorläufig für ihre Pflicht halten müssen, die Gewinnung einer „Grundlage zu weitrer wirtschaftlicher Annäherung" nicht aus dem Auge zu verlieren. Sie dürfen mit der Verwirklichung des „Ideals vom geschlossenen Handelsstaat" auch in der Union nicht als mit einer endgiltig feststehenden Thatsache rechnen, wie es unsre protektionistischen Doktrinäre in blinder Verliebtheit in ihr eignes Ideal thun und es ihnen raten. Sie werden auch im schärfsten Zollkampf nie vergessen dürfen, daß das Einlenken der Vereinigten Staaten in liberalere handelspolitische Bahnen gerade für uns vom höchsten Wert wäre, und daß dafür in der Union selbst eine sehr starke, leistungsfähige, intelligente und deutschfreundliche Minderheit den Kampf voller Hoffnung auf endlichen Erfolg energisch zu führen entschlossen ist. Daß die deutschen Autarkisten die Niederlage der liberalen Handelspolitiker überall wünschen, schon um Recht zu behalten in ihrer pessimistischen Eitelkeit, wundert uns nicht. Aber wenn praktische Staatsmänner sie sich zu Ratgebern wählten, so machten sie Böcke zu Gärtnern, Blinde zu Wegweisern.

Ein ganz besonders bedrohliches Aussehen gewinnt natürlich drittens die

„amerikanische Gefahr" durch den Imperialismus und Jingoismus. Wir unterschätzen diese Gefahr so wenig, daß wir in schwachen Stunden sogar von Herzen wünschen, die Bombe möchte recht bald platzen, und es möchte durch furchtbare Hiebe den großmäuligen Störenfrieden schleunigst die böse Luft für alle Zeiten ausgetrieben werden. Aber gut Ding will auch hier Weile haben. Betrunknen Leuten geht der Vernünftige zunächst aus dem Wege und hofft, daß sie nüchtern werden. Am wenigsten reizt er sie zu Wutausbrüchen. Er läßt sie schimpfen und renommieren, wenn sie ihm nur vom Halse bleiben. Wenn die Zeitungen neulich berichteten, daß jetzt, nach den glorreichen Siegen über Spanien, Germany the next! geflügeltes Wort in den Vereinigten Staaten sei, so konnte man darüber zunächst nur lachen, dann gegen den Bericht mißtrauisch werden und schließlich, wenn man ihm trauen wollte, einer Bewegung und Strömung, die solche Blüten treibt, nur ein kurzes Leben und wenig wirkliche Leistung voraussagen. Solche Tollheit macht die halb betrunknen Genossen schnell nüchtern und giebt den nüchtern Gebliebnen erst recht schnell Oberwasser. Eine wirklich ernste Gefahr liegt aber leider darin, daß eine ganze Gruppe „moderner" Geschichtsphilosophen, Völkerpsychologen, Nationalökonomen und dergl. sich dieser „Sensation" angenommen und den Imperialismus und Jingoismus ins „System" gebracht hat. Leider stellen wir Deutschen dazu ein beträchtliches und noch wachsendes Kontingent. Sie erklären die nationalegoistische Gewalthuberei für naturnotwendig, setzen sie überall voraus, verlangen sie überall und halten schließlich ein zweites Zeitalter der Völkerwandrung, diesesmal vorwiegend per Dampf und Dampfer, für unausbleiblich und bald bevorstehend. So reden sie sich selbst in eine Kriegsstimmung hinein, die in der Studierstube nichts schadet, die aber, je größer die Zahl der Schüler solcher Propheten unter den gebildeten Männern des praktischen Lebens, zumal den Leuten von der Presse und der Verwaltung wird, zur Gemeingefahr anschwellen kann. Mit persönlicher Kriegslust und Kriegstüchtigkeit hat das nichts zu thun; je nervöser, um so besser. Die Länder ohne allgemeine Wehrpflicht sind natürlich der allerbeste Nährboden, und wenn in diesen Ländern ein skrupelloses Großkapitalistentum die Herrschaft hat und über Krieg und Frieden entscheidet, so kann diese psychische Seuche unter Umständen zu furchtbaren Kriegskatastrophen führen, zu denen den spanisch-amerikanischen Krieg zu rechnen uns übrigens nicht einfällt, wohl aber die Schmach in Südafrika. Natürlich paßt diese Ansicht unsern Systematikern des Imperialismus nicht in den Kram, und sie predigen neuerdings, daß es nicht nur dynastische, sondern auch kapitalistische Kriege überhaupt nicht mehr giebt, nur Volkskriege. Das habe die „Begeistrung" der Londoner Arbeiter für den Krieg und namentlich beim Vorbeimarsch der Schlachtopfer für Transvaal und der zurückkehrenden „Helden" für ewige Zeiten unwiderruflich bewiesen. So wahr die europäischen und nordamerikanischen Arbeitermassen Kulturmenschen und nicht Wilde sind, so wahr ist diese Theorie von der natürlichen Volkstümlichkeit des Imperialismus ein hirnverbrannter Unsinn. Die Lehre von

der internationalen Friedensliebe und Friedensgarantie der Sozialdemokraten ist dagegen ein hehres Evangelium von lauterster Wahrhaftigkeit, dem jeder vernünftige Mensch den Sieg über den Imperialismus wünschen muß. Unsre Arbeiter sind nicht roh und nicht dumm genug zum Imperialismus.

Daß in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien, wo die allgemeine Wehrpflicht fehlt und es keine stehenden Landheere giebt, wohl aber das Großkapital in Krieg und Frieden spekuliert, der Imperialismus einmal, vielleicht sogar in naher Zukunft zu einem Weltkriege den Anstoß geben kann, ist nicht absolut ausgeschlossen. Dort werden sich auch die Massen immerhin leichter einmal durch Hetzereien und Treibereien aller Art für internationale Brutalitäten erwärmen lassen, so lange sie weit vom Schuß bleiben. Aber in Großbritannien sind die Erfahrungen in Transvaal denn doch auch für das Volk eine sehr ernste Lehre, die bei seinem im allgemeinen hohen politischen Bildungsstand nachhaltig wirken kann, vollends in den regierungsfähigen Kreisen. Gegen die imperialistische Kriegsgefahr internationale Abwehrmaßregeln zu verabreden, ist nicht Sache der Handelspolitik, sondern der Politik im engern Sinne. Unsre zollpolitischen Aufgaben der nächsten Zeit haben damit nichts zu thun, und die mitteleuropäische Zollallianz tritt dabei ganz zurück, dagegen dem Haupt- und Weltstörenfried, den Vereinigten Staaten gegenüber eine Verständigung mit Großbritannien um so mehr in den Vordergrund.

Wer die Grenzboten liest, weiß, daß wir von aller Vorliebe für die britische Politik und ihre jetzigen Repräsentanten sehr weit entfernt sind. Aber wir verkennen nicht, daß durch die ganze heutige Weltlage, durch gemeinsame Interessen wie Gefahren Deutschlands und Großbritanniens sehr wohl für einige Zeit eine gewisse Kooperation mit den Briten angezeigt sein kann. Rußland und Frankreich geben uns keinen Rückhalt, und draußen in der Weltpolitik überm Wasser versagen auch die Dreibundsgenossen bedenklich. Was uns die Expansionspolitik wie die Absperrungspolitik der Vereinigten Staaten Böses zufügen kann, davon ist Großbritannien, im Mutterland und in seinen Kolonien, ganz ebenso sehr, ja noch mehr und direkter bedroht. Man ist sich in der britischen Schiffahrts-, Handels- und Industriewelt dieser Gefahren schon lange bewußt, trotz allen Zurschautragens der angelsächsischen Blutsbrüderschaft. Die Leiter unsrer Politik aber, das dürfen wir doch annehmen, sind von blindem Vertrauen zu Albions Treue ganz gewiß nicht beherrscht. Sie wissen mehr und sehen klarer als wir alle. Erschweren wir ihnen das sauersüße Vergnügen der britischen Freundschaft nicht unnötig. Sie thun und ertragen, was sie müssen.

Der handelspolitische Kampf zu Hause wird immer schärfer von Woche zu Woche. Die einzelnen Phasen drängen sich in den Vordergrund des Interesses und wollen einzeln gewürdigt sein. Auch die Grenzboten werden sich dem nicht entziehn können. Vorläufig brechen wir hier ab mit dem ganz allgemeinen aber sehr ernst gemeinten Wunsche, daß die verantwortlichen Staats-

männer ihre Entscheidungen treffen werden im Sinne des Gesamtwohls und deshalb hochstehend über den Parteien, den wirtschaftlichen Sonderinteressen und — Gott seis geklagt, daß wir es sagen müssen — auch hoch über den Berlin beherrschenden Strömungen der modernen nationalökonomischen Wissenschaft. *β*

Die Verwirrung im deutschen Ruderkommando

Vom Navigationslehrer Jhnken

In einem der wichtigsten Dinge des Seeschiffahrtsbetriebs, im Ruderkommando, herrscht gegenwärtig eine starke Verwirrung. Statt eines einheitlichen Kommandos für das Steuern der Schiffe, wie wir es früher in unsrer Kriegs- und Handelsmarine in Übereinstimmung mit den Gebräuchen auf den Flotten andrer Nationen hatten, sind wir in den beiden letzten Jahrzehnten endlich dahin gelangt, drei ganz verschiedne und sich zum Teil direkt widersprechende Kommandos für Rudermanöver zu haben. Wo Einheit eine gebieterische Notwendigkeit wäre, um Sicherheit in dem Verkehr auf der hohen See zu erhalten, soweit sie auf den Meereswogen überhaupt erreichbar ist, ist eine Vielheit entstanden, die Tag für Tag Leben und Eigentum gefährdet. Und was fast das Schlimmste ist: nachgerade haben sich diese schlimmen Verhältnisse derart entwickelt, daß auch die Einsichtigen kaum noch glauben, es könnte in die heillos verfahrnen Zustände wieder Ordnung gebracht werden.

Wir haben erstens unsre alten Ruderkommandos: „Backbord!" und „Steuerbord!", die seit Jahrhunderten an Bord aller Schiffe in ausschließlichem Gebrauch sind. Man nennt sie jetzt das Handelskommando, weil es in der deutschen Handelsmarine nach wie vor weiter geführt und gebraucht wird. Zweitens haben wir das gerade entgegengesetzte Marinekommando, das lediglich auf deutschen Kriegsschiffen gilt. Es sind dieselben Worte „Backbord" und „Steuerbord," aber was in der Handelsflotte Backbord bedeutet, heißt in der Kriegsflotte „Steuerbord" und umgekehrt. Es ist in der That, wie der Altmeister der Steuermannskunst, der verstorbne Direktor der Navigationsschule in Bremen, Dr. Arthur Breusing, einmal ausrief, rein die verkehrte Welt! Zu diesen beiden Kommandos, die die Köpfe unsrer Seeleute schon genug verwirren, gesellt sich als drittes im Bunde noch das Kommando unsrer beiden riesigen Dampfergesellschaften, der Gesellschaften, die alle Reedereien der Welt durch die Zahl und Größe ihrer Schiffe aus dem Felde geschlagen haben, des Norddeutschen Lloyds und der Hamburg-Amerika-Linie. Diese Linien haben an Bord ihrer Schiffe, um, wie sie sagten, dem allgemeinen

Wirrwarr zu entrinnen, die Kommandos „Rechts" und „Links" eingeführt, Bezeichnungen, die aus gutem Grunde von den Seeleuten an Bord fast nie gebraucht werden.

Was das letzte anlangt, so werden einige Worte dies leicht erklären. Ganz abgesehen von der Ruderlage ist es an Bord, namentlich auf Segelschiffen, sehr häufig notwendig, die Ausführung einer seitlichen Bewegung zu befehlen. Man denke nur an die in dem Takelwerk arbeitenden Matrosen beim Segelbergen in schlechtem Wetter usw. Da kann der wachthabende Offizier, der meistens vor dem betreffenden Mast an Deck steht, seinen Untergebnen also das Gesicht zukehrt, nicht Bezeichnungen wie links und rechts zurufen; denn was für den Offizier links ist, ist für die Leute oben vielleicht rechts. Links und rechts eignen sich also im allgemeinen gar nicht für die Angabe von Richtungen auf See. Dafür hat man „Luv" und „Lee"; Luv ist die Wetterseite, die höher gelegne Seite des Schiffs, Lee die entgegengesetzte Seite. Hier entscheidet ohne Überlegung rein instinktiv und momentan das Gefühl irrtumlos, welche Seite die richtige ist. Diese Bezeichnungen sind aber nur anwendbar, wenn ein Schiff mit seitlichem Winde unter Segel ist; sonst bedient man sich der Ausdrücke „Steuerbord" und „Backbord"; Steuerbord ist die rechte Seite des Schiffs, Backbord ist die linke unter der Voraussetzung, daß der Blick nach dem Vorderteil des Schiffs gerichtet ist. Rechts und links wird sich immer mit dem jeweiligen Standort ändern, unverrückbar aber bleibt die Steuerbord- oder die Backbordseite des Schiffs.

Wenn man sich vor Augen hält, daß die richtige Ruderlage entscheidend für die Vermeidung einer Kollision ist, so wird es sofort jedem einleuchten, in welchen beängstigenden Zustand wir mit unsrer Gesamtmarine infolge dieses Wirrwarrs im Kommando hineingeraten sind. Bei der riesigen Schnelligkeit unsrer Schiffe entscheiden Sekunden oftmals über das Schicksal von Hunderten, ja von Tausenden. Ein kurzes Zögern in der Überlegung, ein Schwanken in der Vorstellung, eine momentane Verwirrung, eine falsche Drehung des Steuerruders, selbst wenn sie gleich darauf geändert wird — und das Unglück ist unfehlbar da.

Wie kam es nun, daß nicht das alte Kommando bestehn blieb? Die Entwicklung im Betriebe der Hochseeschiffahrt hat dahin geführt, immer größere und größere Schiffe in Fahrt zu setzen. Es ist ja richtig, daß schon manche alten Linienschiffe des sechzehnten Jahrhunderts Schiffe von bedeutendem Tonnengehalt waren. Wir erinnern nur an den Harry Grace â Dieu, der 1515 vom Stapel lief, und von dem ein Modell im Marinemuseum des Greenwicher Hospitals steht. Dieser Zweidecker hatte schon eine Tragfähigkeit von etwa 1500 Tonnen, er führte 26 größere Geschütze, und es war wohl das erste Schiff, das mit Kanonenpforten versehen war. Allein so große Schiffe gehörten zu den Seltenheiten, und erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts kamen die größern Seeschiffe mehr und mehr in Aufnahme. Mit dem Größerwerden der Schiffe stellte sich die Notwendigkeit heraus, statt der Ruderpinne, mit der

bisher die Schiffe gesteuert worden waren, seine Zuflucht zum Steuerrade zu nehmen, um die großen Schiffsruder und damit das Schiff selbst in der Gewalt zu behalten.

Mit diesem Steuerrade nun, das sich mehr und mehr einbürgerte und jetzt auf Seeschiffen fast ausschließlich in Gebrauch ist, kam eine große Schwierigkeit in das Kommando für die Ruderbewegung. Ganz folgerichtig hatten die alten Seemannsgeschlechter das Kommando „Backbord Ruder" und „Steuerbord Ruder" oder abgekürzt „Backbord" und „Steuerbord" eingeführt, wenn der Rudersmann die Bewegung nach Backbord oder Steuerbord ausführen sollte. Daß die Bewegung mit der Ruderpinne geschieht und nicht mit dem Ruderblatt, nicht mit dem eigentlichen Ruder, ist ja richtig. Das eigentliche Ruder hinten am Schiff geht jedesmal nach der entgegengesetzten Seite; aber deswegen kann man nicht, wie Dr. Breusing dies einmal in einer Broschüre*) über das Ruderkommando aussprach, von einer Verkehrtheit, einer Ungereimtheit sprechen, die in unsrer Handelsmarine Eingang gefunden habe. Wer das Seeleben aus eigner langjähriger Erfahrung kennt, wird über einen solchen Ausspruch nur lächeln können. Das Wesentliche ist, daß der Steuerer ein Kommando erhält, das er sinngemäß, rein instinktiv ausführen muß. Wenn der Matrose in dunkler Nacht halbverträumt am Ruder steht und plötzlich der Ruf gellt: „Backbord!" oder „Hart Backbord!" so muß er es ohne Überlegung im Gefühl haben, daß er sich mit der Ruderpinne nach Backbord zu bewegen, sie dahin zu drehn und zu drängen hat. Geht die Ruderpinne nach Backbord, so geht der Kopf des Schiffs nach Steuerbord, und umgekehrt. Für die Schiffe mit einem Steuerrade kam nun der Nachteil hinzu, daß das Rad immer nach der entgegengesetzten Seite gedreht werden mußte. Lautet der Befehl „Backbord!", so muß der Rudergänger (Rudersmann, Steuerer) sein Rad nach Steuerbord drehn, und umgekehrt.

Ich habe in lauen Passatnächten schon manchmal Versuche angestellt, ob dieser sinnwidrige Zustand, dieses dem Kommandoworte entgegengesetzte Handeln den Matrosen an Bord wohl in Fleisch und Blut übergegangen sei. In diesen Regionen, wo von einem Ausweichen andern Schiffen gegenüber häufig wochenlang gar nicht die Rede sein kann, wo die laue Luft, das leise Rauschen der Wellen, das rhythmische Schwanken und Wogen eine einschläfernde Wirkung auf junge Seeleute ausüben, stehn die Matrosen häufig halbverträumt am Rade. Auch der junge wachthabende Offizier hat trotz der größern Verantwortung, die auf ihm lastet, Mühe, frisch und geistig rege zu bleiben und die Ermüdung und Schläfrigkeit von sich fern zu halten. Ich habe in solchen Nächten zuweilen unerwartet und laut „Backbord" oder „Steuerbord" kommandiert. Die erste Bewegung des nichtsahnenden Steuerers war jedesmal ein leichtes Zusammenzucken und sofort anschließend eine Radbewegung genau nach dem Wortlaut des Kommandos. Dann ein Halt, ein Zögern, ein blitz-

*) Zur Frage des Ruderkommandos. Bremen, 1891.

schnelles Überlegen, und nun erst, also vielleicht nach ein paar Sekunden, wurde das Rad entschlossen nach der entgegengesetzten richtigen Seite gedreht. Aber die erste Bewegung war fast ausnahmlos die falsche; war Backbord befohlen, wurde nach Backbord gedreht, allerdings vielleicht nur eine oder zwei Speichen.

Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Katastrophe bei Folkestone im englischen Kanal, des Zusammenstoßes des Flaggschiffs „König Wilhelm" mit dem Panzerschiff „Großer Kurfürst," bei dem 269 deutsche Seeleute ihren Tod in den Wellen fanden! Es ist anzunehmen, daß der unglückliche, allerdings jahrhundertelange Zustand in der Gepflogenheit des Ruderkommandos, wie er soeben geschildert worden ist, an dem Unglück den Hauptteil der Schuld trägt; denn, auf amtliches Material gestützt, sagt Korvettenkapitän Tesdorpf*): „Angesichts der jetzt äußerst bedrohlichen Nähe des »Großen Kurfürst« wurden die Kommandos für das Ruder auf dem »König Wilhelm« nicht mehr mit der erforderlichen Präzision abgegeben; es entstand am Ruder eine verhängnisvolle Verwirrung." Daß man auch beim Marineoberkommando derselben Ansicht war, geht daraus hervor, daß durch Verordnung vom 1. Januar 1880 das alte Ruderkommando für die Kriegsmarine außer Kraft gesetzt und das sogenannte Marinekommando eingeführt wurde. Danach bezeichnen „Backbord" und „Steuerbord" die Richtungen, nach denen das Rad und der Schiffskopf gedreht werden soll; man nennt es auch das sinngemäße Kommando. Es hat sich, wie Kontreadmiral Aschenborn in der „Hansa" (Deutsche nautische Zeitschrift, 16. Dezember 1899, Hamburg) erklärt hat, durchaus bewährt.

Wir hatten nun zunächst zwei Ruderkommandos, das neue Marinekommando und das alte Handelskommando; aber die Vertreter der Kriegsmarine gaben sich der Hoffnung hin, auch die Handelsmarine zu der Maßnahme zu veranlassen, ihr altes Kommando fahren zu lassen und das neue in Gebrauch zu nehmen. Zu dem Ende wurden die verschiedensten Anstrengungen gemacht, man wirkte in der Fachpresse, in den einzelnen Fachvereinen und auch in den Verbandstagungen der nautischen und der Seeschiffervereine. Allein das Ergebnis war, daß sich erst am 20. November 1891 der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie zu einer Änderung verstanden, einer Änderung, die aber auch nicht das Marinekommando einführte, sondern, wie erwähnt, die Bezeichnungen „Links" und „Rechts" als Ruderkommandos. Diese Anordnung, die getroffen wurde, um der Einführung des Marinekommandos in der deutschen Gesamtmarine die Wege zu ebnen, brachte uns somit den an sich gewiß sehr entbehrlichen Luxus eines dreifachen Ruderkommandos. Auch von diesem Kommando behaupten die genannten beiden mächtigen Schiffahrtsgesellschaften, daß es sich durchaus bewährt hätte und der Einführung keinerlei Schwierigkeiten entgegenstünden. Der gesamte übrige Teil der deutschen Handelsmarine hat sich den vorgeschlagnen Änderungen gegenüber ablehnend verhalten

*) Geschichte der Kaiserlich deutschen Kriegsmarine von A. Tesdorpf. Kiel und Leipzig.

und führt das altüberlieferte Kommando, obwohl es sinnwidrig ist, nach wie vor im Gebrauch weiter.

Wenn bisher aus diesem allgemeinen Wirrwarr keine schweren Katastrophen entstanden sind, so ist das geradezu ein Wunder zu nennen. Man denke sich nur, daß sich der angehende Seemann zunächst die Ausdrücke „Steuerbord“ und „Backbord“ aneignen muß, und danach die sinnwidrigen Kommandos in der Handelsmarine. Nun kommt er zur Kriegsmarine, hier heißt es Umlernen; er muß das Sinnwidrige, das in Fleisch und Blut übergegangen ist, wieder über Bord werfen, muß das Gegenteil von dem thun, was er bisher zu thun gewohnt war. Aber die Dienstzeit auf unsrer Wehrflotte währt nicht ewig, bald kommt er zur Handelsfahrt zurück, und nun muß der junge Seemann wieder umlernen. Im nächsten Jahre kommt alsdann vielleicht eine Übung auf der Manöverflotte, dann geht das Umlernen von vorn an; oder aber er kommt auf ein Schiff mit dem „Links-“ und „Rechts“-kommando, und da heißt es sich mit Beseitigung alles bisher Erlernten und Eingeübten in ganz neue ungewöhnliche Verhältnisse finden. Wie gesagt, die Zustände scheinen dazu angethan, auch den gesündesten Kopf in Verwirrung zu bringen.

In der That sind wegen dieser Verhältnisse auch schon ein paar Fälle aus unsrer Kriegsmarine bekannt geworden, wo drohendes schweres Unglück nur mit knapper Not vermieden wurde. Notorisch sind im Kaiser Wilhelm-Kanal eine große Zahl von Unfällen, die ein Festkommen des Schiffs zur Folge hatten, lediglich durch diesen Wirrwarr im Ruderkommando verursacht worden. Ein Versehen bei der Abgabe und bei der Ausführung eines Kommandos ist unter diesen Verhältnissen häufig gar nicht zu vermeiden, und eine Gegenordre kann in einem engen Kanal die Sache nicht wieder gut machen. Unsrer Meinung nach sind auch schon weit größere Unfälle die Folge dieses heillosen Übelstandes gewesen, man hat sie nur nicht nachweisen können; denn das hält später sehr schwer, ist gewiß in den meisten Fällen geradezu unmöglich.

Fragt man nun nach den Gründen, weshalb die Handelsmarine die Einführung des sinngemäßen Marinekommandos, das unstreitige Vorteile bietet, abgelehnt hat und weiter ablehnt, so ist folgendes anzuführen. Die Schiffahrt ist international, und die Engländer besitzen mit ihren Kolonien nahezu dreiviertel des ganzen Schiffsbestandes der Welt. Aber die britische Gesamtmarine will von der Einführung eines neuen Ruderkommandos nichts wissen; sie hält unverrückbar am alten, das ihr in Fleisch und Blut übergegangen ist, fest. Und ebenso geht es den übrigen seefahrenden Nationen. Nun könnte man einwenden, was kümmern uns die übrigen, führen wir doch das Bessere ein. Aber darin würde ein Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse, unter denen die Handelsfahrt arbeitet, liegen. Man muß nämlich bedenken, daß die deutsche Handelsfahrt auf den Verkehr in ausländischen Häfen angewiesen ist, und daß überall im Auslande, wohin das deutsche Schiff auch seine vaterländischen Farben tragen mag, die Lotsen, die Hafenangestellten und die

Schleppdampfer, auf deren Thätigkeit der Seefahrer angewiesen ist, das alte Kommando führen. Es ist ja richtig, daß auch unsre Kriegsschiffe auf die Mitwirkung dieser Leute angewiesen sind, und daß daraus keine ernstlichen Gefahren trotz des verschiednen Kommandos entstanden sind. Aber wie himmelweit verschieden ist der Betrieb an Bord eines Handelsfahrers und eines Schiffs unsrer Wehrflotte. Hier die scharfe Disziplin und die nach Hunderten zählende Besatzung, die ein Überwachen des Manövers durch Vorgesetzte nach allen Richtungen hin ermöglicht; dort häufig eine Handvoll bunt zusammengewürfelter Leute, dürftig ausgebildet und knapp ausreichend, die schwierigen Manöver des Schiffs auszuführen. Da muß sich der Kapitän häufig auf den Einzelnen absolut verlassen können, weil alle Mann in Anspruch genommen sind, und an ein Überwachen der Ausführung eines Kommandos nicht zu denken ist. Dann denke man sich ferner, wie die Kauffahrer in zahllosen Fällen bei Nacht und Nebel und schwerem Wetter, sodaß die Wogen über die Mauern der Hafeneingänge hinwegbrechen, in die gefüllten Handelsdocks namentlich Englands und Frankreichs einlaufen müssen. Der Sturm heult im Takelwerk, die Wellen brausen, donnern und zischen mit ihren Kämmen, das Schiff rollt und schwankt von der einen Seite zur andern, Finsternis umhüllt das Schiff, nur nach vorn zu sieht man das verwirrende Lichtermeer der Dockanlagen, der Leitfeuer und der Signalmasten. Und dazu die gellenden Kommandoworte des Lotsen, die lauten Gegenrufe von mittschiffs nach vorn und hinten. Welch ein Getöse, welche Summe von sinnverwirrenden Eindrücken! Aber den Mann am Ruder sieht man nicht, man kann ihn nicht bewachen. Und wehe dem Schiff und der Besatzung, wenn er nur eine Speiche des Steuerrades nach der verkehrten Seite dreht! Wehe dem Fahrzeug, wenn der Lotse sich im Ruderkommando verspricht! Es wird unfehlbar an den Molen zerschellen, und Mann und Maus werden in der Brandung begraben.

Aber noch ein andres giebt es, was den Schiffen der deutschen Nährflotte verwehrt, ein andres Ruderkommando in Gebrauch zu nehmen als das, das im internationalen Schiffahrtsbetriebe giltig ist. Wie häufig muß nämlich der Mannschaftsbestand in fremden Häfen durch ausländische Matrosen ergänzt werden. Es gäbe zu den ernstesten Bedenken Anlaß, wenn diese Leute sofort nach der Einschiffung, die meistens kurz vor dem Auslaufen des Schiffs stattfindet, nach einem Ruderkommando steuern sollten, das dem gerade entgegengesetzt wäre, das sie bisher in ihrer ganzen seemännischen Laufbahn gehört und befolgt hätten. Und nicht allein um Ergänzung des Besatzungsstandes handelt es sich hierbei immer; nein, häufig besteht sogar die ganze Mannschaft außer den Offizieren aus Angehörigen fremder Nationen, und nicht selten, namentlich in der chinesischen Küstenfahrt, wird an Bord von deutschen Schiffen sogar englisch kommandiert.

Also es sind keine oberflächlichen Gründe, die die Handelsmarine für ihre Ablehnung des Marinekommandos ins Feld führt.

Es bleibt aber die Frage noch zu streifen: Aus welchem Grunde behält

die gesamte Weltschiffahrt das alte unzulängliche und sinnwidrige Kommando bei? Zweifellos aus dem Grunde, weil es noch so unendlich viel kleine Fahrzeuge giebt, die nur mit der Pinne steuern. Man denke nur an die Unzahl kleiner Fahrzeuge an den Küsten und auf See; man vergegenwärtige sich die Tausende von Fischereifahrzeugen. Außerdem werden alle Schiffsboote, fast alle Rennjachten und eine große Anzahl englischer Radschleppdampfer mit der Pinne gesteuert. Ja sogar manche größern Fährdampfer in England, die einen Dampfsteuerapparat haben, führen statt des Steuerrades eine Pinne. Da bei der Pinne bei dem Kommando „Backbord" der Schiffskopf nach Steuerbord ausweicht, so muß, wenn Übereinstimmung bleiben soll, dies auch bei dem Steuerrade zutreffen, d. h. das alte sinnwidrige Kommando muß bestehn bleiben. Um bei dem endlosen Hin- und Herfluten vom Handelsschiff zum Kriegsschiff und umgekehrt in der englischen Seefahrt diese Übereinstimmung zu wahren, deswegen behält die britische Gesamtmarine das alte Kommando bei trotz der Unzuträglichkeiten bei den radsteuernden Schiffen.

Sicherlich würde die deutsche Handelsmarine übrigens mit Freuden das rationelle Kommando unsrer Kriegsschiffe annehmen, wenn es gelänge, dieses Kommando international einzuführen. Obwohl nun die weitaus größte Summe des im Seeschiffahrtsbetriebe angelegten Kapitals auf radsteuernden Schiffen schwimmt, und demnach vor allem die Sicherheit eben dieser Schiffe in Frage kommt, die am besten durch unser Marinekommando gewährleistet werden dürfte, so wird es doch zweifellos noch auf lange hinaus ein frommer Wunsch bleiben, bevor an ein solches internationales Ruderkommando ernsthaft zu denken ist. Mag immerhin von unsrer Reichsregierung eine dahingehende Anregung gegeben werden, wir können nicht glauben, daß dadurch in absehbarer Zeit eine Änderung bewirkt wird.

Es giebt keinen bessern Ausweg, als daß die Marine ihr rationelles, sinngemäßes und an sich gutes Kommando wieder aufgiebt, daß sie zurückkehrt zu einem Kommando, wie es in der Weltschiffahrt in Gebrauch ist. Sollte die Marine zum alten Kommando zurückkehren, so würden die ungewöhnlichen Kommandos „Links" und „Rechts" und „hart Links" und „hart Rechts" der beiden mächtigsten deutschen Dampfergesellschaften von selbst wieder von der Bildfläche verschwinden, und kein Mensch würde ihnen eine Thräne nachweinen.

Sollten aber die Marinebehörden, die für die Wehrhaftigkeit unsers Vaterlands zur See die Verantwortung tragen, schließlich nach reiflicher Prüfung des Gegenstands es als unausführbar ansehen, wiederum einen Wechsel im Ruderkommando vorzunehmen, dann muß sich die Gesetzgebung ins Mittel legen, um Einheit zu schaffen, sofern der deutsche Schiffahrtsbetrieb aus eigner Initiative keinen Ausweg aus der Konfusion findet. Denn im zwanzigsten Jahrhundert darf kein Zustand fortdauern, der je länger je mehr beängstigend wird. Man mag sich kaum ausmalen, was werden soll, wenn eine unerwartete Mobilmachung der gesamten Wehrmacht zur See notwendig wird. In einem großen

Seekriege, der alle wehrfähigen Kräfte des Landes zum Dienst heranzieht, werden alle größern Handelsdampfer als Hilfskreuzer und zu Transportzwecken verwandt werden müssen. Wie soll es dann möglich sein, in einem der wichtigsten Zweige des Dienstes an Bord in kürzester Frist die absolut notwendige Einheit und Übereinstimmung zu erreichen, wenn die Köpfe infolge unglücklicher Verhältnisse durch drei verschiedne und sich widersprechende Ruderkommandos in Verwirrung gesetzt worden sind!

Carlyle

Zu Carlyle haben wir Deutschen ein ganz besondres Verhältnis, ein Verhältnis von persönlicher Zuneigung und Dankbarkeit. Er hat den alt gewordnen Goethe zuerst erkannt, verstanden und geliebt, als wir ihn noch nicht verstanden; er hat seine Landsleute schon früh in den zwanziger Jahren mit unserm Idealismus in Philosophie und Litteratur, mit Schiller, Jean Paul und den Romantikern nicht nur bekannt gemacht, sondern auch lange, ehe wir ein geeintes Reich bekamen, öffentlich verkündet, daß das Volk, dem der Faust gehöre, eine politische Zukunft habe und eines vorderſten Platzes im Rate der Völker und in der Reihe der Staaten sicher sei. Wie Fichte einst, als Preußen von Napoleon niedergeworfen wurde, voraussah, daß nur der wissenschaftliche Gedanke und ein durch Erkenntnis geläuterter und gerichteter Wille den Staat wieder aufrichten könnten, so hatte Carlyle das feste Vertrauen zu den Deutschen, daß ihr Denken und Dichten sich in absehbarer Zeit in politisches Handeln umsetzen würde, in Thaten, die zum Siege führen müßten, denn wenn dieser teutonische Geist, die in den Dichtern latente, noch chemisch gebundne Kraft — er liebte ja diese naturwissenschaftliche Bildersprache — einmal „frei“ würde, müßte er unwiderstehlich sein. Wie man weiß, war auch die Erfüllung seiner Prophezeiung zu erleben unserm Freunde noch beschieden, und als am Ende des deutsch-französischen Kriegs seine Landsleute nicht übel Lust zeigten, uns nach oft geübter Methode den Siegespreis zu zerdrücken, da schrieb er seinen berühmten Brief an die Times (im November 1870), worin er sie belehrte, wie einst Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche verloren gegangen, und daß es nun mit Recht zurückerworben worden sei. Vier Jahre später aber nahm er den preußischen Orden pour le mérite an, den einzigen, der für wirkliche Verdienste vergeben wurde, wie er sagte, während er den von Disraeli ihm angebotnen Hosenbandorden ablehnte, und zu seinem achtzigsten Geburtstage 1875 konnte ihn nur noch ein Brief Bismarcks erfreuen, des Mannes, durch den erfüllt worden war, was er selbst so lange und so sehnlich den Deutschen gewünscht hatte.

So sind Deutschland und Carlyle miteinander verbunden, und nächst Shakespeare sollte er uns von allen englischen Schriftstellern der liebste sein. Wir haben schon seit längerer Zeit Übersetzungen einzelner Carlylischer Werke von Neuberg und Thomas Fischer, die sozialpolitischen Schriften hat dann Professor Paul Hensel bei Vandenhoeck und Ruprecht herausgegeben, und von diesem ist kürzlich auch eine Biographie Carlyles in Frommanns Verlag in Stuttgart erschienen (Klassiker der Philosophie, Band XI). Wir haben früher in den Grenzboten über ein Buch etwa gleichen Umfangs berichtet, worin Professor von Schulze-Gaevernitz entsprechend seiner wissenschaftlichen Richtung Carlyle als Nationalökonomen behandelt hat (Geisteshelden von Anton Bettelheim, Band VI, zweite Auflage). In der Frommannschen Sammlung wird er nun als Philosoph gebucht. Einschachtelungen dieser Art haben immer ihr mißliches, und da Carlyle auch nach Hensels Meinung weder als Anhänger noch als Fortbildner eines bestimmten philosophischen Systems angesehen werden kann, so hätten wir ihn bei seiner persönlichen Bedeutung lieber unter eigner Flagge fahren sehen; immerhin ist Hensels Darstellung umfassender und in sich reicher als die von Schulze-Gaevernitz, ein gutes Buch mit vielen eignen Beobachtungen, wenn auch noch nicht „das" Buch über Carlyle. Die Anordnung ist gelungen, ein glücklicher Gedanke die synchronistische Tabelle über Lebensdaten und Schriften am Schluß. Am wenigsten hat uns das zweite Kapitel „Vorbedingungen und innere Kämpfe" zugesagt; es macht den Eindruck eines Kollegs und setzt wohlvorbereitete und scharf aufpassende Zuhörer voraus, wie denn überhaupt sich der Verfasser meistens die Freude versagt hat, um seiner Leser willen der Betrachtung strenge Luft durch allerlei gelegentliche Versüßungen, die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens, zu lindern. Gut ist der Hinweis auf das, was Carlyle den Brüdern Schlegel verdankt und ihrer noch lange nicht ausgenutzten, neuen Art der litterarischen Kritik, die in selbständigem Weiterdenken einem Litteraturwerk, z. B. Goethes Wilhelm Meister, seine Stelle im Ganzen des geistigen Lebens zu geben suchte und nicht bloß in angenehmer Sprache dem Publikum sagte, was es ungefähr selber dachte und fühlte; gut ist auch die Darlegung der Fäden, die Carlyle mit Fichte verbinden, dessen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" mit ihrer Verurteilung des ohnmächtig gegen den Glauben ankämpfenden Verstandes unmittelbar auf den Hauptsatz der Carlylischen Characteristics hinführen, daß die Herrschaft des Intellekts von einem gläubigen Zeitalter überwunden werden müsse; und geradezu musterhaft ist die Analyse des Sartor resartus. Wer sich die Mühe nimmt, in diesen wunderlich krausen und zugleich unendlich tiefsinnigen Roman einzudringen, hat eigentlich den ganzen Carlyle in seiner Lebensauffassung und in seiner Diktion mit allen ihren Arten und Unarten. Hensel nennt Fischers Übersetzung vorzüglich; uns scheint sie ein ziemlich vergebliches Stück Arbeit zu sein: keiner wird durch sie zu einer Vorstellung, geschweige zum Verständnis des Originals gelangen; der Sartor läßt sich in keine andre Sprache übersetzen, höchstens umschreiben und erklären. Wer ihn

kennen lernen will, lese des Verfassers viertes Kapitel und versuche es dann mit dem englischen Original.

Auch das demnächst in seiner Ausdrucksweise originellste Buch Carlyles, die Vorlesungen über Heroen und Heroenkult, verliert an Reiz sogar in einer recht guten Übersetzung, wie die von Neuberg ist (Berlin, Decker, dritte Auflage, 1898). Anders steht es mit den abhandelnden Werken bei ihrem starken sachlichen Gehalt; unter den von Hensel herausgegebnen lesen sich namentlich Past and Present und die Latter-day Pamphlets sehr gut. Eine Ehrenschuld, die wir Deutschen endlich einmal an Carlyle abzutragen hätten, wäre eine gute Übersetzung und zugleich Bearbeitung seines Friedrichs des Großen. Nächst der Französischen Revolution ist kein Buch von ihm so mit dem Herzen geschrieben. Er sah hier unter vielen genießenden oder bloß repräsentierenden Fürsten einen König, der ein Diener seines Staats sein wollte, und der ein kleines Volk durch seine Arbeit groß gemacht hat. Diese Erscheinung wollte er bis in ihre Anfänge hinauf verfolgen und den Nachgebornen anschaulich greifbar machen. Was wußten denn die Engländer seiner Zeit von Friedrich dem Großen? fragt Hensel. Schließen wir lieber gleich die Deutschen mit ein. Wie matt und farblos langweilig sind die populären Darstellungen, z. B. die Franz Kuglers, wenn man sie neben Carlyle hält. Die Geschichte und die Institutionen kannte man; das Persönliche, auf das es Carlyle immer ankommt, war verblaßt und verschwunden, oder es wäre es doch, wenn Adolf Menzel nicht gekommen wäre, bis auf eine Anzahl lebendig gebliebner Anekdoten vom alten Fritz. Der auffallendste Mangel, meint Hensel, ist auch hier (nämlich wie in der Französischen Revolution) das Fehlen aller archivalischen Studien. Das ist sehr schulmeisterlich geurteilt. Daß Carlyle ungehobnes Material bearbeiten konnte, hat er in seinem Cromwell oder in Past and Present gezeigt, aber das konnten auch andre, das kann heute jeder examinierte Historiker. Aber Carlyle kann mehr, und es scheint in der That, als ob dieses Mehr, was in seinem Friedrich dem Großen steckt, vielleicht allmählich in die allgemeine Kenntnis übergegangen, aber als sein Eigentum und Verdienst noch nicht hinlänglich anerkannt worden ist. Wann begegnet man eigentlich in unsrer wissenschaftlichen Litteratur über Friedrich den Großen dem Namen Carlyles? Ich habe seit Jahren danach gesucht und in jedem neuerschienenen Buch über Carlyle oder Friedrich den Großen etwas zu finden gehofft, aber vergeblich. Das einzige Erwähnenswerte sind einige Bemerkungen bei Reinhold Koser, die sich hauptsächlich auf die Zeichnung des in der That kostbaren Bildes von Friedrich Wilhelm I. beziehn. Frau Carlyle pflegte z. B. mit Stolz zu erzählen, daß nach ihres Mannes Büchern in den preußischen Kriegsschulen die Topographie der Friedericianischen Schlachten erläutert würde. Keiner wird das wörtlich nehmen, aber man möchte doch die Wissenden fragen, wie weit in ihren Kreisen in diesen oder in ähnlichen Dingen dem Biographen Friedrichs des Großen der Anspruch, etwas neues gefunden zu haben, zugestanden wird.

Eins ist sicherlich neu in seiner Schilderung Friedrichs des Großen, wenn

es auch für die bloß nach archivalischen Erhebungen schätzende Fachwissenschaft nicht in Betracht kommt: die Art, wie aus den Berichten der Augenzeugen und oft nur aus schnell empfangnen, vorüberfliegenden Eindrücken die lebendige Thatsache selbst gewonnen wird, manchmal nur — sagt er dann wohl — ein schwacher Schimmer von Wahrheit in dem Dunst von Lüge und überflüssigem Geschwätz, ein Splitterchen oder ein Wetterleuchten von der großen Realität, die Friedrich heißt. Carlyle bedient sich hier einer Methode, die unübertrefflich der von ihm hoch verehrte Samuel Johnson in seinem Leben Miltons angewandt hat, als er durch die getrübte Überlieferung zu dem wirklichen Menschen Milton durchdringen wollte. Unsre eigne Zeit ist mit jeder Vergangenheit durch eine Kette von lebendigen Gliedern verbunden; bringt man diese der Reihe nach von rückwärts hinauf zum Sprechen, und ist die Reihe nicht gar zu lang, so sehen wir allmählich gewissermaßen an Übergangsstationen vorbei bis zu dem gewünschten Punkte hin, und wir werden dann auch überzeugt, daß, was wir da sehen, der letzte für uns erreichbare Rest von der Sache selbst ist. Das Verfahren ist nicht kurz, aber was für Eindrücke erreicht Carlyle damit, z. B. in den letzten Kapiteln seiner Darstellung, wenn er uns den gealterten König zeigt bei den Paraden und Revuen, oder auf dem Ritt durch eine Straße von Berlin, oder wenn er seiner Schwester oder dem Prinzen Heinrich einen vorher angesagten Besuch macht. Auf diese Weise läßt er durch das ganze Werk hindurch Zeugnisse reden, die andern gegenüber, so scheint es, stumm geblieben waren oder sich doch nicht deutlich genug hatten vernehmen lassen. Oder ist das ein Irrtum? — Hensel meint, wie dankbar wir Deutschen Carlyle für diese Schilderungen wären, dafür zeugten „die in Tausenden von Exemplaren bei uns verbreiteten Übersetzungen.“ Ich kenne nur eine, die von Neuberg, sie ist zwar nicht schlecht, aber sehr der Verbesserung fähig, sie hat ferner nie eine zweite Auflage erlebt, und endlich giebt es jetzt sicherlich nur noch sehr wenig Menschen, die sie mehr als durchgeblättert haben. Es bedarf einer neuen Übersetzung mit stark gekürztem Texte, wobei vor allem beinahe die ganze Vorgeschichte bis auf Friedrich Wilhelm I. weggelassen werden könnte, dafür müßte aber der Leser erfahren, was in dieser Darstellung neu und wieviel von dem Neuen richtig ist. Diese Aufgabe geht natürlich über das Vermögen eines Übersetzers, sie fordert einen jungen Historiker, der die ganze Litteratur über Friedrich den Großen zu vergleichen hätte, und wir meinen, sie müßte dankbar sein. Wenn das aber eine Täuschung ist, und der deutsche Leser von Carlyle als Herold des großen Königs nichts weiß, noch etwas näheres zu wissen Verlangen trägt, so sollte man ihm lieber seinen Seelenzustand nicht noch durch Komplimente verschleiern.

Die Auserwählten, die hier auf Erden den andern die Wege zu höhern Zielen zeigen sollen, sind fast niemals Kinder des Glücks im gewöhnlichen Sinne. Wollen die Himmlischen von einem ihrer Lieblinge eine Göttliche Komödie geschrieben haben, so machen sie ihn nicht etwa zum wohlbestallten Bürgermeister von Florenz, sondern sie lassen ihn das harte Brot der Verbannung essen, damit er in die richtige, verzweifelte Seelenstimmung komme

und seine Arbeit finden möge, dann treiben sie ihn mit wohlgemeinten Streichen an, was immer wieder nötig ist, zu neuer Verzweiflung, und sind im stillen längst entschlossen, ihn nach und nach mit erlösendem Tode, aber durchaus nicht mit äußern Gütern zu bezahlen. Wenden wir diese echt Carlylische Betrachtung auf sein eignes Leben an, so blieb dieses zwar von schweren Schicksalsschlägen verschont, desto mehr aber war es erfüllt von Irrungen und Kümmernissen, die man aus seinen Werken nicht ahnt; man begreift es nicht, wie ein Schriftsteller, der auf den Höhen der Erkenntnis steht, entschlossen und sonnenklar, ein Wegweiser für viele, sich als Mensch unter die kleinen Dinge des Lebens beugt und mehr unter ihnen seufzt und ächzt, als vielleicht irgend jemand, bis sich ein Druck auf sein und seiner Gattin Leben legt wie eine weite dunkle Wolke, darunter sie wirkliches Ungemach von eingebildetem nicht mehr unterscheiden können. Das große Publikum hat hiervon erst nach Carlyles Tode (1881) erfahren durch das Tagebuch der längst (1866) verstorbnen Frau und den Briefwechsel beider Ehegatten, was alles dann von seinem Freunde, dem Historiker Froude, herausgegeben wurde und auch deutsch im Auszuge schon vor etwa fünfzehn Jahren bei Perthes erschienen ist.

Äußerlich war Carlyles Leben seit seiner Übersiedlung nach London ohne große Bewegung. Das kleine Haus in Chelsea, das er 1834 mit seiner Frau, einem aus der Heimat mitgebrachten Dienstboten und einem Vogel bezog, verließ er nicht wieder. Abschnitte bildeten, außer zwei kurzen Studienreisen nach Deutschland für das Leben Friedrichs des Großen, die regelmäßig wiederkehrenden Landaufenthalte, teils bei den Angehörigen in Schottland, teils bei reichen englischen Freunden und hochgestellten Gönnern. Die Ehe war kinderlos. Desto mehr kam auf die Naturen der beiden Gatten an. Wir bekommen den Eindruck, und Freunde des Hauses haben es geradezu ausgesprochen, daß wenn man sie auf ihre Begabung hin vergleichen wollte, man wohl in Zweifel sein konnte, wer von beiden der geistig bedeutendere Teil war. Trotzdem war sie nicht seine Mitarbeiterin. Sie klagt im Gegenteil, daß sie ihn außer bei den Mahlzeiten nicht sieht, daß er für sie nie da ist. Seine Werke, die ihn zum berühmten Manne machen, könnte sie auch schreiben; ihre Werke, die doch ihm erst die Ruhe und Stimmung zu seiner Arbeit geben müßten, erkenne keiner an. Sie war eine musterhafte Hausfrau mit einem bewundernswerten Talent „für die Details," wie einer ihrer Hausfreunde, der General Cavaignac, zu sagen pflegte, mit eigner Hand arbeitend bis zur Erschöpfung, sparsam alles überlegend, wie es die knapp zugeschnittnen Verhältnisse im Anfang der Ehe verlangten. Aber auch später, als es nicht mehr so nötig war, tritt dies Ökonomisieren in allen Einzelheiten des Hauswesens so sehr in den Vordergrund, daß man es wohl als eine Eigenschaft ihres Wesens, nicht bloß als Angewöhnung durch die Not ansehen darf, so sehr nimmt es ihre Gedanken in Anspruch. Aber sie übt auch einen großen Einfluß auf den Gatten. Keine Zeile wird gedruckt, die sie nicht gelesen hätte. Sie frohlockt über seine Er-

folge, wenn auch im Hintergrund die Empfindung laut wird, daß keiner daran denke, mit wieviel Sorge, Mühe und Verstimmung sie diese Erfolge habe ermöglichen helfen. Die Ehren sind für ihn, und sie ist nur seine Frau, wenn sie ihn, was selten genug vorkommt, in eine große Gesellschaft begleitet, nicht aber ein Wesen, das man um seiner selbst willen schätzt, während die geistreichen Gemahlinnen seiner Gönner, denen sie sich mindestens gewachsen fühlt, für ihn selbständige Anziehungspunkte sind. Hier treten schon bald nach der Übersiedlung in die Hauptstadt Züge von Eifersucht hervor, die später das beste Glück der Ehe, das gegenseitige Vertrauen, ernstlich gefährden sollten.

Eine Äußerlichkeit, die uns früh begegnet, sind die getrennten Reiseaufenthalte: als ob sie beide regelmäßig einem Leben zeitweise entrinnen müßten, das sie sich doch selbst schufen, und das, wenn es nicht wohlthuend war, anders zu gestalten bis zu einem gewissen Grade in ihrer Hand lag. Seine Hypochondrie war grenzenlos. Er forderte alle erdenkbaren Rücksichten auf seine kleinen Leiden. Er wollte ungestört arbeiten, sie mußte ihm Ruhe schaffen vor allen Störenfrieden, Menschen und Tieren, womöglich den Elementen selbst. Als sie einst auf dem schottischen Bauernhofe lebten, machten sie noch gemeinsame Spazierfahrten. Hier in London reitet oder läuft er stundenlang allein, wenn die Arbeit es ihm erlaubt, und die Rücksicht auf seine Gesundheit es so will, denn seine Einbildung vergrößert seine Leiden ins ungeheure, und während er mit Seelenangst in allen körperlichen Verstimmungen sich ernste Lebensgefährdungen ausmalt, überlebt er doch die zarter angelegte Frau, für deren Kräfte er keine Grenzen anzuerkennen scheint, schließlich noch um volle fünfzehn Jahre. Wenn also Carlyle immer mehr für sich lebte (nur abends nach dem Thee blieb er im Zimmer seiner Frau, blies den Dampf seiner Cigarre in das Kaminfeuer und monologisierte), so waltete Frau Carlyle gleichfalls allein ihres Hauswesens mit der erfolgreichen Sorgfalt für „die Details," die aus einer Holzbank und einer von Motten angefressenen, verschossenen Wollgardine ein ihrer Auffassung nach bequemes Sofa oder aus einem Speisekammervorrat von zwei Kartoffeln und einer Lerche ein Diner für einen plötzlich eingebrochnen vornehmen Fremdling herzustellen verstand. Oder sie saß in dem Zimmerchen, das sie ihren Salon nannte, und empfing Besuche, die sie auf diese Weise von ihrem arbeitenden Gatten fern hielt, Besuche sehr verschiedner Art, vom einfachsten namenlosen Verehrer des berühmten Mannes, der weit aus Frankreich oder Amerika hergereist war und nun doch wenigstens seine Gattin zu sehen bekam, bis zu einem erlauchten Vertreter der hohen einheimischen Gesellschaftskreise. Diese Visiten gestalteten sich, wenn die Persönlichkeiten danach waren, durch Zahl und Dauer zu förmlichen kleinen Gesellschaften, in denen die geistvolle Frau mit königlichem Anstand herrschte und für den Mangel an größerer Geselligkeit einigen Ersatz fand. Carlyles Lebensgewohnheiten machten dergleichen immer schwerer. Im Anfange des Londoner Lebens sahen die Ehegatten noch gelegentlich einen kleinern Kreis mit bescheidner Bewirtung bei sich. Ein einziges mal, so erzählt Carlyle später mit

köstlich wehmütigem Humor, ein einziges mal, als Frau Carlyles Mutter zum Besuch bei ihnen war, veranstalteten Mutter und Tochter eine stilvolle Soiree, die mit kleinen Familienszenen begann und dann eine größere Verstimmung als dauerndes Andenken zurückließ. Der kleine Verkehr wurde fortgesetzt, bis des Hausherrn Tagesordnung ihn zu sehr erschwerte. Carlyle selbst ging einzeln auch später noch in ganz große Gesellschaften vornehmer Häuser, die keine Erwiderung voraussetzten; selten begleitete ihn seine Frau, deren zarte Gesundheit diese Art Anstrengung neben den häuslichen Pflichten nicht erlaubte. Menschenverkehr, wenn er gelingt und wechselseitigen Ertrag giebt, ist gewiß das Schönste am Leben. Daß auch die höchstbegabten Naturen diese Anregung zu ihrem Schaden entbehren, zeigt die Art, wie beide Carlyles sich zu dieser Lebensfrage stellen. In ihren Briefen und Tagebuchnotizen sprechen sie sich mit Geringschätzung über die üblichen Arten des gesellschaftlichen Verkehrs aus. Aber das ist theoretisch. Ebensoviele Stellen lassen erkennen, wie wenig zufrieden sich doch im Grunde beide, deren Natur nach Mitteilung verlangte, bei der zunehmenden Abschließung ihres äußern Lebens fühlten. Er ließ sich immer mehr gehn in dem, was er fordern zu können glaubte. Sie wurde reizbar, scharf in ihren Äußerungen. Es kam hin und wieder zu ganz scharfen Zerwürfnissen. In solchen Lagen haben Menschen, namentlich Frauen, leider oft das Bedürfnis niederzuschreiben, was nach Möglichkeit vergessen werden sollte, und in einem solchen Augenblick warf einmal Frau Carlyle einen tief ergreifenden Rückblick auf ihr Leben von der Zeit an, wo der glänzend begabte weltförmige Irving ihrer begehrte und lange auf ihr Jawort wartete, bis sie sich endlich entschloß ihm zu entsagen und Carlyle die Hand reichte, „und ich war namenlos unglücklich," heißt es ganz zuletzt.

Durch die Veröffentlichung solcher Stellen mußten seine Verwandten tief verstimmt werden, denn nun schien es, als sei er, der tyrannische Mann, an ihrem vorzeitigen Tode mit schuld gewesen. Und doch hatte er selbst, als er ihren Briefwechsel ordnete und die ihm völlig neuen Tagebuchblätter durchsah, alle diese beredten Zeugnisse so vieler Kümmernis (vielleicht für eine spätere Herausgabe) mit kurzen Bemerkungen versehen und auch mit einem immer wiederkehrenden „Ach, ach!", Äußerungen der Liebe, die nun zu spät kamen. Wie seine Sonderbarkeiten auf sie gewirkt hatten, das wurde ihm erst da klar. Und viele davon hatte sie wiederum auch nicht getragen, wie sie sollte, und ganz gewiß war sie in der schnellen Schärfe ihres Ausdrucks nicht immer die richtige und wohlthuend wirkende Beurteilerin seiner Handlungen gewesen. „Die Sprache des Bösen" nennt er ihren Sarkasmus. Wie gut ist das zu verstehn!

Man möchte fast, man hätte es beinahe lieber, wenn es tiefergreifende innere Gegensätze gewesen wären, die diese zwei Menschen voneinander getrennt hätten. Aber es war anders, in allen großen Fragen waren sie eines Sinnes, und darin vertraute sie ihm als ihrem Führer, diese Einigkeit jedoch wirkte nicht weiter und schuf ihnen nicht den innern Frieden des Lebens, der an

hundert kleinen Dingen hängt und bei hundert ebenso kleinen Gelegenheiten Störung erfahren kann. Diese äußern Dinge lernten sie nie durch ihr Leben zu beherrschen und als das anzusehen, was sie schließlich doch nur sind, wie man es bei dem hohen Standpunkt und dem weiten Gesichtsfeld der beiden Menschen wohl hätte erwarten können. Denken wir an unsern Schiller, welcher Abstand! Frau Carlyle hatte gewußt und es mit veranlaßt, daß ihr Gatte dem schweren Beruf des amtlosen Mannes nachging, der um Geld schreibt. Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse, unter denen sie heirateten, so scheint es im voraus entschieden, daß diese zwei, wie sie immer persönlich geartet sein mochten, gar nicht zu einer vollen Gemeinschaft des Lebens kommen konnten. Sie war das einzige Kind eines sehr gebildeten und ziemlich wohlhabenden Mannes, der, als sie sich endlich entschloß, Carlyle, dem Lehrer ihrer Jugend, die Hand zu reichen, nicht mehr lebte und seine Tochter als alleinige Erbin seines nicht kleinen Grundbesitzes und sonstiger Einkünfte zurückgelassen hatte. Als sie Carlyles Frau wurde, gab sie vieles auf. Seine Angehörigen waren zwar fast alle in ihrer Art begabte Menschen, aber er entstammte doch kleinen, bäuerischen Verhältnissen, deren Spuren seine persönliche Sonderbarkeit möglichst konserviert hatte; er hatte keinen Beruf, auch keine feste Aussicht, die ihn zu ernähren versprach — nur sein Talent, das aber nichts weniger als liebenswürdig und in Bezug auf seine Verwertung einem unsicher angelegten Kapital vergleichbar war. Nur dieses Talent, verbunden mit einem mächtigen Wissensdrange, und der untadlige Charakter des ungelenken, viel ältern Mannes konnten das kluge, fein erzogne Mädchen anziehn. Alles andre an ihm und an ihr schien eher unverträglich miteinander zu sein, und das, worin sie einander ähnlich waren, die schnelle, scharfe Auffassung alles Unvollkommnen in der Welt, war begreiflicherweise nicht geeignet, harmonisch auf zwei miteinander lebende Menschen zu wirken. Was sie aufgab, sah sie, klug wie sie war, klar ein, und um nun ihrer Einsicht und dem Entschlusse einen deutlich sichtbaren Ausdruck zu geben, that sie einen unendlich thörichten Schritt, und er bestärkte sie darin. Oder glaubte er, zartfühlend wie er immer in Geldsachen war, schicklicherweise auch gegen bessere Einsicht vor den Leuten nicht anders handeln zu dürfen? Sie überwies vor ihrer Hochzeit durch einen gerichtlichen Akt ihre sämtlichen Einkünfte ihrer Mutter, zu der sie übrigens in einem mehr pflichtmäßigen, als auf wirklicher Herzensneigung ruhenden Verhältnis stand. Und während nun die ältere Dame sorgenlos und launenhaft ein für ihre Kinder wenig erfreuliches Dasein führte, sah sich Carlyle zur Bestreitung der Kosten seines neuen Hausstandes ganz auf den unsichern Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen, und beide Eheleute quälten sich im buchstäblichsten Sinne, bis die Mutter starb, Carlyle ein nicht nur berühmter, sondern auch wohlhabender Mann geworden war, er und seine Gattin aber unter dem Einfluß der alten Gewöhnung, zumal bei ihrem kleinlich-sparsamen Sinne, nicht mehr fähig waren, sich die behaglichern Lebensverhältnisse zu nutze zu machen. Hatte sie so über ihre Einkünfte verfügt, so wandte er seinerseits von

seinem knappen Verdienste gleich anfangs mancherlei seinen Angehörigen zu; so ließ er z. B. seinen jüngern Bruder ganz auf seine Kosten studieren. Sie mußte das geschehn lassen, aber es geschah unter Sorgen und Seufzen, denn Carlyles eigentümlicher Familiensinn hatte seine feste Richtung. Er liebte alle die Seinen nicht nur mit einer an Blindheit grenzenden Verehrung, er war sogar stolz auf seine Herkunft aus diesem äußerlich niedrigen, von körperlicher Arbeit, die er so hoch schätzte, erfüllten Lebenskreise, und er stellte dann wohl die, mit denen er früher dieses Leben geteilt hatte, seiner Frau als Muster hin. Und diese begegneten ihr, der feingebildeten und verwöhnten Frau, keineswegs immer mit der liebreichen Rücksicht, die der alte Vater ihr erwiesen hatte, einst als die junge Braut zuerst sein Haus betrat. Er ging damals in seine Kammer, vertauschte sein Arbeitskleid mit seinem Sonntagsstaat, und nun erst bewillkommte er das vornehme Mädchen mit einem Kuß. Frau Carlyle hat ihm das nie vergessen. Carlyles kluge, edle und fromme Mutter blieb der Familie bis in ihr hohes Alter erhalten, und der Sohn bewahrte ihr nicht nur die volle kindliche Liebe früherer Tage, er sah sie auch in allen Dingen als seine Beraterin an, der er schriftlich und mündlich vortrug, was ihn bewegte. Für den Leser des Carlylischen Briefwechsels hat dieses inhaltreiche Verhältnis etwas ungemein Rührendes, aber er wird doch die Empfindung haben, daß hier an der Stelle der Mutter manchmal die Frau hätte stehn sollen. Noch mehr! Carlyle verhehlte weder andern noch seiner Ehegattin selbst, daß das Ideal eines Weibes, wenn es auf Erden möglich gewesen wäre, sich für ihn nicht in der Genossin seines Lebenswegs, sondern in der einfachen Maurersfrau von Mainhill verkörpert haben würde. Frau Carlyle sah das alles mit voller Überlegung; sie trug es um seinetwillen und suchte seine Angehörigen zu lieben wie er, und wie es nur von einer außerordentlichen Frau verstanden werden kann. Und als ob das trennende Etwas in dieser Lebensgemeinschaft noch über das Leben hinaus seinen sichtbaren Ausdruck verlangte: er bestattete sie neben der alten Dorfkirche, in der sie und soviele ihrer Vorfahren getauft waren, zur Seite ihres Vaters, den sie so hoch verehrte, unter einem Stein, auf den er eine rührend einfache Grabschrift setzte; er selbst aber ruht seiner eignen Bestimmung gemäß nicht an ihrer Seite, sondern auf seinem Heimatskirchhof neben seinem Vater, mit dessen Tagewerk er das seine so oft verglich. Das Beste sei arbeiten, mit der Hand arbeiten, denn solches arbeiten sei Gottesdienst; weil er das aber nicht gekonnt habe und überhaupt keine Ader von einem praktischen Manne an sich habe, so müsse er, um doch auch nützlich zu sein, schriftstellern, und das wolle er nun so gut machen, wie er könne, besser wenigstens als die meisten andern. Dieses Arbeiten war ihm eine Last, die er nach seiner Auffassung für andre Menschen auf sich zu nehmen hatte, weil sie noch nicht gethan war, und die er trug unter Seufzen und Ächzen, denn jedes erscheinende Buch schloß eigentlich eine Periode des Leidens ab, die ihm hatte vorangehn müssen.

Wir sind etwas tief hineingeraten in die Intimitäten seines Privatdaseins,

die Hensel nach dem Plane seines Buches kurz abthun konnte. Er findet sie unerquicklich, was sie ja auch zum Teil sind, und nennt es elendes Geschwätz, wenn jemand hier nach Schuld und Glück fragen wollte; es gehe überhaupt nicht an, ein irgendwie bedeutendes Leben von dem Standpunkt aus zu betrachten, ob mehr oder weniger Glück darin vorhanden war. „Diese Frage war für Jane Welsh Carlyle wie für ihren Gatten im wesenlosen Scheine geblieben. Sie hatte etwas andres denn Glück vom Leben erwartet, als sie ihren Bund mit Carlyle schloß, und dieses andre, zu fühlen, daß sie Carlyle zur Ausbildung alles dessen verhelfen durfte, was die Natur in ihm angelegt hatte, das hatte ihr das Schicksal im Überschwang zu teil werden lassen. Sie hatte ein tapferes, heldenmütiges Leben geführt, die Menschen, die mit ihr zusammenkamen, besser und nicht schlechter gemacht, und ihr Lohn war ein Hinscheiden nach lange zweifelhaftem und endlich errungnem Siege.“ Das ist nicht nur sehr schön ausgedrückt, sondern auch hoch und edel gedacht, nur paßt es eher auf ihn als auf seine Gattin. Nicht als ob wir ihn für den bessern Teil erklären wollten, aber er hat diesen Verzicht auf das Glücklichsein so oft und so nachdrücklich ausgesprochen, daß er ihn für seine Person ohne Zweifel natürlich fand und mit diesem Rechnungsabschluß einverstanden sein müßte auch ohne den Anspruch auf einen Platz unter den Klassikern der Philosophie. Von Frau Carlyle ist dies nicht so gewiß; hier geben wir für sie unsre Stimme ab, das heißt zunächst Hensel, denn die meisten von uns werden wohl eher geneigt sein, das zu thun, was er für „nicht thunlich“ erklärt. Viele haben auch in Deutschland die Publikationen Froudes bedauert. Hensel stellt sich nicht zu diesen; er weiß, was sie wert sind, nicht nur für das Andenken einer Frau von seltner Begabung, sondern auch für die Erkenntnis Carlyles. Dieser tritt nun tiefer zu uns herunter, ein Mensch wie wir; er gewinnt dabei und verliert, aber die Abrechnung muß erst noch gemacht werden. Hensel hat eine Stelle, die wir im Auszug hierher setzen. Er habe Carlyles Lehre enger mit seinem Leben verbunden, weil er zu sehen glaubte, daß alle äußern Veränderungen in seinem Leben ihren Grund in einer innern Notwendigkeit gehabt hätten. Von einem merkwürdig feinen Instinkt geleitet, wußte Carlyle, welche Umgebung für seine Gedanken am förderlichsten sein würde, und so stellt sich sein Leben für mich umgekehrt dar, als wie es bei Froude erscheint. Bei ihm ist Carlyles Leben ein direktes Widerspiel seiner Philosophie: jede äußere Veränderung ist durch äußere, namentlich pekuniäre Umstände veranlaßt, Carlyle wird von den Dingen bestimmt. Alsdann würden seine Lehre, als deren Zentralpunkt wir die Spontaneität des moralischen Bewußtseins erkannt haben, und sein Leben in einem unauflöslichen Widerspruch stehn, Carlyle würde in dem elementarsten Zwiespalt, der die Einheit eines Alltagsmenschen stören kann, stecken geblieben sein usw. Mir scheint dagegen eine solche Einheit zwischen Leben und Lehre, wie wir sie gerade bei ihm finden, selten in dem Leben eines Mannes erreicht zu sein. Seine Schriften sind gar nichts andres als der objektiv gewordne Ausdruck seines Charakters.

Der Historiker und der Philosoph gehn hier so weit auseinander wie — sie müssen. Möglichst einfach und anspruchslos gesagt ist das, was wir selbst in Bezug auf Carlyle aus seiner Frau Memoiren gelernt zu haben meinen, erstens, daß seine Unsicherheit und Hilflosigkeit dem Leben gegenüber viel größer war, als wir sie uns gedacht hatten, zweitens, welchen ungeheuern, einen nie ermüdenden und sich täglich erneuenden Idealismus es voraussetzt, andre lehren und fördern zu wollen in Dingen, deren man selbst tagtäglich und jahraus jahrein nicht Herr werden kann, und endlich: hätten wir alle auch nur ein wenig davon in unsrer Weltanschauung, wir würden zwar die Welt nicht ändern und verbessern, was keine Weltanschauung kann, aber wir würden vieles anders sehen, uns über manches trösten und vielleicht auch einzelne Menschen in einzelnen Dingen besser machen. A. P.

Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

(Fortsetzung)

3. Frau Knorpeles, Schiemang und Fräulein Hermine

Synatschke hatte Recht gehabt. Monsieur Besse war nach einigen Tagen lebensfreudiger geworden, und ich hatte ihn mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiednen Kreise, worin ich durch Vogt und Synatschke oder auf eigne Hand Beziehungen hatte, bekannt machen können. Antratz bei hübschen Mädchen, an den ich von Vogt her gewöhnt war — er hatte zwar ausgesprochne O-Beine, war aber sonst von der rechten Art —, fehlte mir zwar auch mit Monsieur Besse nicht, aber von der Seite mehrerer andrer Personen, auf deren Urteil und Wohlwollen ich besondern Wert legte, war der Empfang ziemlich kühl. Wie die Herzogin von Friedland in den beiden Piccolomini von ihrer Aufnahme am kaiserlichen Hofe sagt: Würdig und voll Anstand war das Benehmen — aber an die Stelle huldreich vertraulicher Herablassung war feierliche Förmlichkeit getreten.

Nicht daß es von meiner Seite an empfehlenden und Interesse erweckenden Erklärungen gefehlt hätte. Sie sehen, Frau Knorpeles, er hat sehr schöne schwarze Locken, auf denen sein Hut weich und sicher ruht wie auf einem Polster, und die er täglich unzähligemale mit Kamm und Bürste in Ordnung bringen muß. Sie werden auch gehört haben, daß er französisch spricht, was ja auch die Sprache der Füchse, Raben, Grillen und Ameisen zu sein scheint, aber Frau Knorpeles, die mit Kommißbrot und einer Art stark gepfefferter Würstchen handelte, deren Bereitung sie grundsätzlich in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, reichte mir die Backpflaume, die ich als gebührenden Tribut von ihr erhob, ohne auf die schwarzen Locken oder das fremdländische Idiom einzugehn, und — intime gesellige Beziehungen zu ihr, von denen ich mir viel versprochen hatte, blieben auf diese Weise ein unerfüllter Traum.

Ich hatte erwartet, daß sie uns, wie sie dies bei meinem ersten Erscheinen

in ihrem Laden, aber seitdem nicht wieder gethan hatte, den Kasten mit dem gemischten Backobst zum sich selbst bedienen vorsetzen würde. Ein paar Worte der Anerkennung über die schwarzen Locken, die noch jetzt in meiner Erinnerung als ein nur durch ein seltnes Zusammenwirken von Natur und Kunst möglich gewordnes thing of beauty leben, wären — so schien es mir — doch am Platze gewesen, da unser Haushalt ihr die Servitut der Knochen und Fleischabfälle eingeräumt hatte, eine Gerechtsame, die sie allerdings im Hinblick auf den überaus empfindlichen Ruf ihrer „Reiterwürstchen" nur mit Vorsicht und unter dem Schleier der Nacht ausübte.

Auch Schiemang, Synatschkes Freund und Landsmann, mit dem ich Monsieur Besse bekannt machte, entsprach bei dieser einen Gelegenheit meinen Erwartungen nicht. Ich nannte ihn zwar nach du, obwohl mir Synatschke unter den heiligsten Beteuerungen versichert hatte, daß er achtzehn Kartoffelklöße „auf einen Niedersitz" zu essen befähigt sei, aber meine Freundschaft für ihn hatte doch einen Stich ins Ehrerbietige bekommen, weil ich nicht bloß wußte, daß er der beste Voltigeur der Garnison war, sondern mir auch eingeredet hatte, daß er bei einem von Vogt geschilderten Sprunge über ich weiß nicht wie viel quer nebeneinander aufgestellte Pferde auch die von Synatschke bezeugten achtzehn Klöße im Magen gehabt habe. So fabriziert die an Heldenthaten kein Genüge findende Volksseele das traditionelle Wunder. Der schwarzen Locken erwähnte ich ihm gegenüber nicht, denn ich wußte, daß sie weder Vogts noch Synatschkes Beifall hatten: aber es war Monsieur Besse von der Natur andres verliehn, das ihn einem Gymnasiarchen wie Schiemang empfehlen mußte. Na, kleener Major — mit diesen Worten begrüßte mich Schiemang —, haste dich gestern wieder emal uf de Nase gesetzt „anstatts" auf den — er bezeichnete die Stelle in zwar volkstümlicher, aber topographisch nicht mißzuverstehender Weise. Ich war im allgemeinen kein Freund derartiger Bemerkungen und sah es lieber, wenn Schürfungen und verschwollne Nasensättel als nicht vorhanden behandelt wurden; aber im gegenwärtigen Falle bot mir die Erwähnung der jüngsten Katastrophe eine willkommne Handhabe.

Ja, wenn ich wie Monsieur Besse Stelzen laufen könnte, sagte ich mit vorstellender Geste, einem freundlichen shake hands des Wenden und des Schweizers entgegensehend. Er „hupst" auf einer Stelze über drei aufeinander gelegte Balken weg und schwingt dabei die andre wie einen Speer. Er kann dirs vormachen, wenn du 's nächste mal kommst. — War das nicht deutlich? War es nicht eine warme Empfehlung, eine Reklame, wie sie kaum gewinnender und packender gedacht werden konnte? Aber es war, als hätte ich tauben Ohren gepredigt. Schiemang war offenbar durch Vogt und Synatschke ein Vorurteil gegen meinen Fremdling eingeflößt worden, denn er murmelte, ohne sich zu irgend welcher bewillkommnenden Demonstration zu verstehn, etwas von brotlosen Künsten, und Monsieur Besse schnitt jeden weitern Versuch, die Sache doch noch in Gang zu bringen, durch die Bemerkung ab, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehn — eine Konstatation, die sich durch mein ganzes damaliges Dasein zog wie der rote Faden durch die englische Marine: es war — der Himmel weiß, wie das zuging — immer spät und immer Zeit nach Hause oder zu Bett zu gehn. Auch mit dem Pöklingsmann und dem Briefträger Nr. 2 — Nr. 1 hörte schwer und zählte deshalb nicht zum intimern Bekanntenkreis — war es wie mit Schiemang und Frau Knarpeles: es bahnte sich zwischen ihnen und Monsieur Besse kein gemütliches Verhältnis an.

Wie ungleich erfreulicher ließen sich dagegen, wie ich schon angedeutet habe, die Sachen mit den jungen Mädchen an.

Ich war allerdings in dem gründlichen, mir erst viel später zum Bewußtsein gekommnen Irrtum befangen, daß mir von dem Ankratz, dessen belebende und

erhebende Wirkung ich verspürte, wenn ich in Vogts oder Monsieur Besses Begleitung war, gut und ohne Widerrede die eine Hälfte gelte. So sehr auch meine Begleiter durch diese ihnen natürlich unbekannte Anmaßung in ihrem Selbstgefühl verletzt gewesen sein würden, so bequem und zweckdienlich mußte ihnen auf der andern Seite meine durch dieses Mißverständnis veranlaßte Haltung erscheinen. Beobachtende Kritik oder gar kindische Spionage hatten sie von einem mit Leib und Seele in der Sache aufgehenden Teilnehmer nicht zu befürchten; ich hätte mich eher lebendig aufs Rad flechten lassen, als mich auch nur mit einer Silbe gegen das zu vergehn, was ich von meinem Standpunkte als kameradschaftliche Verschwiegenheitspflicht ansah.

Die Zeiten lagen hinter mir, wo ich während eines Aufenthalts in Weimar bei der Rückkehr von einem bis in die spätern Abendstunden ausgedehnten Spaziergange die geheimsten Kriegsoperationen meines Kindermädchens durch die freudige Meldung: Oberweimar wesen bin! verraten und damit zum sprachlosen Entsetzen des Tantenareopags in meinem und Lenens Gesicht eine Schattierung von Purpur erklärt hatte, die auf den ersten Blick als Symptom hochgradiger Scharlacherkrankung erkannt worden war.

Oberweimar — das sei für die, denen es unbekannt sein sollte, erklärend bemerkt — war ein zwar unverfängliches, mit Vorliebe von zweifarbigem Tuch besuchtes „Tanzvergnügen," das aber in erster Reihe und rot unterstrichen auf dem Fräulein Helene zur Nachachtung empfohlnen Index stand.

Es würde mir peinlich gewesen sein, wenn man mich „jetzt, wo ich groß war," an diese aus Naivität begangne Felonie erinnert hätte.

Ich wußte nun — und ich glaube, ich verdankte es Vogt —, was Diskretion hieß. Wenn wir, Vogt und ich, oder Monsieur Besse und ich, an einer jungen Dame Gefallen fanden und ihr gefielen, wenn wir es verstanden, uns durch anmutige Scherze und sonstige Unterhaltungsgaben bei ihr beliebt zu machen, wenn sie uns zulächelte, und wir ihr, wenn sie es gern sah, daß wir uns verweilten, und wir uns willig halten ließen, so konnte nur ein dummer vierjähriger Junge, wie ich es damals noch in Weimar gewesen war, albern und unerfahren genug sein, dritten gegenüber darauf anzuspielen, während doch der Reiz der Sache für mich lediglich in der ritterlich diskreten Auffassung einer Situation lag, bei der ich mit vielem Stolz und großer Befriedigung — das fünfte Rad am Wagen vorstellte.

Da war zum Beispiel das Töchterlein des Handschuhmachers gleich neben dem Niedersdorfer Thore. Irgend etwas für meine Eltern oder mich hatte er immer in Arbeit; er besorgte auch das Waschen der Militärhandschuhe, und mein und Vogts Verhältnis zu seiner Tochter — ich möchte wissen, ob sie wirklich so hübsch war, wie sie uns, oder vielleicht richtiger gesagt, mir vorkam? — war überaus anmutig. Sie pflegte uns, wenn wir uns mit schwerem Herzen aufmachten und schließlich doch wieder unsrer Wege gingen, bis an die Hausthür zu begleiten, und wenn sie dann Vogt noch einmal zurückrufen mußte, weil sie ihm noch etwas zu sagen vergessen hatte, so ging ich indes auf seinen Rat über die Gasse weg hinüber zum Sattler und sah mir in dessen Auslegefenster die kunstvollen Peitschen und die nach Harlekinsart aus bunten dreieckigen Lederstücken zusammengesetzten „Fackebälle" an, bis Vogt mich abrief und mir seine Geringschätzung des weiblichen Geschlechts durch die regelmäßig wiederkehrende Äußerung kundgab: in einem Punkte sei ein Frauenzimmer wie das andre; eine jede behalte das Wichtigste, was sie zu sagen habe, bis „zur letzt," und am liebsten sei es ihnen, wenn sie einem mit der Hauptsache noch bis auf die Straße nachlaufen müßten.

Bei der Handschuhmacherstochter, Fräulein Hermine, war es mir mit Monsieur Besse ganz besonders geglückt. Schon der Umstand, daß er überhaupt Handschuh

trug, gab ihm — rein geschäftlich gesprochen — einen Vorzug vor Vogt, der nur beim Servieren sogenannte Saucensauger trug, Erzeugnisse des Wirkstuhls, die an die Form der menschlichen Hand nur sehr von weitem durch den Umstand erinnerten, daß jedes einzelne Exemplar, der Fünfzahl der Finger entsprechend, mit fünf anscheinend für prähistorische Mammiseren berechneten Zitzenfutteralen versehen war. Auch daß Monsieur Besses Handschuhe von Ziegenleder und ausländischen Schnittes waren, trug dazu bei, ihm bei unserm ersten Besuch eine ehrenvolle Aufnahme zu sichern.

Im weitern Verlauf der Bekanntschaft mochten aber doch die Handschuhe nicht mehr die Hauptsache geblieben sein, denn wir schwammen, Monsieur Besse und ich, wenn wir Fräulein Hermine oder vielmehr deren Vater besuchten, in einem Meer von Wonne. Alles lächelte und strahlte, wenn wir kamen, und ich war durch die mitgenossene Anbetung bald so verwöhnt, daß mir eine kleine Freundin, die etwa zwei bis drei Jahre älter sein konnte als ich, in ihrer behaglichen Ruhe und Gelassenheit vergleichsweise kalt und gefühllos vorkam. Ja, ich bekenne, daß ich ihr gegenüber längere Zeit unter dem unheimlichen Eindruck gestanden habe, daß sie, die in Wahrheit ein reizendes, in jeder Beziehung hochbegabtes und warmherziges Kind war, infolge einer ihr — ich hätte nicht recht sagen können, wie und warum — zu teil gewordnen Fischnatur mehr auf den Umgang mit Nereidenkindern als mit Jungen meinesgleichen hingewiesen sei. Auch daran waren Vogt und Synatschke schuld. Da ich nämlich gehört hatte, wie sie sich über eine allerdings etwas teilnahmlos und verschlafen aussehende Kellnerin, die im Ratskeller uns gerade gegenüber die Honoratioren bediente, dahin geäußert hatten, daß sie Wasser anstatt Bluts in den Adern habe, so hatte ich auch bei meiner ausgezeichneten kleinen Freundin eine ebensolche mir höchst ungemütliche Anomalie annehmen zu müssen geglaubt.

Erst als sie sich eines Tags bei einem Spaziergange die niedliche kleine Hand an einem Brombeerschößling geritzt hatte, und ich statt der gefürchteten farben- und wärmelosen Flüssigkeit Tröpfchen von schönster Rubinfarbe hervorsickern sah, war ich zu meiner großen Beruhigung eines bessern belehrt worden.

Wie wenig sich schließlich Monsieur Besse zu unsrer Episode mit Fräulein Hermine Glück zu wünschen Ursache hatte, wie unbefriedigend, ja — um mich des Synatschkischen Ausdrucks zu bedienen — wie „kladrig“ sie für ihn endete, will ich kurz berichten. Ich werde mich dabei kaum auf meine eignen damaligen Wahrnehmungen beschränken können, denn das ist ja eben das Unglück mit den ihre Erlebnisse erzählenden achtjährigen Knaben, daß sie, um das in der Kindheit erlebte anschaulich und verständlich zu machen, den ersten Eindrücken allerhand später Gehörtes und in Erfahrung Gebrachtes beimischen müssen. Aber ich werde dabei nur der hauptsächlichsten Umstände kurz gedenken und namentlich da, wo ich mich auf Mitteilungen und Erläuterungen Synatschkes zu beziehn habe, mit vorsichtiger Auswahl zu Werke gehn. Das wird gut sein, denn ich fürchte, daß die Darstellungsweise meines wendischen Freundes, gegen die mir seinerzeit selbstverständlich keine Bedenken kommen konnten, zu graphisch, drastisch und naturalistisch war, als daß sie sich nicht in den Erlebnissen eines achtjährigen Knaben wie zu große Rosinen in einem zu kleinen Kuchen ausnehmen sollte.

Ich hatte eines Morgens zu bemerken geglaubt, daß das Gehn, Sitzen und Aufstehn Monsieur Besse Unbequemlichkeit verursachte, und erfuhr unter dem Siegel der Verschwiegenheit, nicht durch ihn, sondern durch Synatschke, daß er am Abend zuvor bei einem Renkontre im Garten des Handschuhmachers „ellig zugedeckt“ worden war. Fräulein Hermines Bruder, der Geselle ihres Vaters und ein Dritter, der ungenannt zu bleiben wünschte, hatten ihn „zugedeckt,“ und es mußte toll genug

hergegangen sein, denn die Kleider von Monsieur Besse, die Synatschke zum Schneider hatte schaffen müssen, hatten schrecklich ausgesehen. Der Dritte, der ungenannt zu bleiben wünschte, war, wie ich doch schließlich noch aus Synatschke herausbrachte, kein andrer gewesen als unser Vogt. Eifersucht, sagte Synatschke, was ich mir, in Ermanglung jeder Erfahrung auf dem dabei wirklich in Frage kommenden Gebiete, dahin zurecht legte, daß Vogt, der Säbelbeine hatte, natürlich auf Monsieur Besse um deswillen eifersüchtig sein müßte, daß dessen Beine gerade wären.

Dessen ungeachtet blieb für mich noch mancher dunkle Punkt bei der Sache.

Synatschke hatte die Vermutung ausgesprochen, Monsieur Besse müsse am ganzen Körper grün und blau sein. Wie kam es, daß weder er noch Vogt Spuren des bestandnen Kampfes im Gesicht oder an den Händen trugen? Ein Glück war das freilich, da auf diese Weise meine Eltern nichts von der Sache zu erfahren brauchten, aber wie war es zugegangen? Hatte er sich nicht gewehrt? Hatten die andern mit Vorbedacht nur dahin geschlagen, wo die grünen und blauen Flecke nicht an ihnen zu Verrätern werden konnten?

Warum hatte sich Fräulein Hermine nicht zwischen die Kämpfenden geworfen?

Was konnte Monsieur Besse veranlaßt haben, sich ohne mich und zu einer Zeit, wo solide Staatsbürger schon in ihren Betten lagen, in den Garten des Handschuhmachers zu begeben? Wenn sein Besuch, wie ich nicht glauben wollte, Fräulein Hermine gegolten hatte, warum hatte er nicht bis zum andern Morgen gewartet und mich mitgenommen? Ich hätte das sicherlich gethan und konnte in einem solchen Einzelbesuche unmöglich mir gegenüber ein wahrhaft kameradschaftliches und im eigentlichen Sinne des Worts loyales Vorgehn sehen!

Es stellte sich zu meinem lebhaften Mißvergnügen bald genug heraus, daß alle Beziehungen zwischen Monsieur Besse und der Handschuhmachersfamilie abgebrochen waren, sogar das Niedersdorfer Thor bei Gelegenheit des täglichen Spaziergangs zu passieren wurde streng vermieden. Und damit hatte auch für mich die ganze Handschuhmachersherrlichkeit ein Ende. Mit Vogt wollte ich nicht hingehn, weil mir das wie ein Übergang ins feindliche Lager ausgesehen hätte, und wenn ich allein kam, war von der frühern Begeisterung weder die mir vermeintlich zukommende Hälfte noch sonst der geringste Bruchteil zu spüren. Ich war sehr unglücklich:

> Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
> Dem Schäfer ist gar so weh!

Kaum acht Jahre alt, und schon um eine Illusion ärmer!

4. Henriette Klitsch

Henriette Klitsch, unsre Köchin, von der bei Gelegenheit des Synatschkischen Fleischklößchendepots die Rede gewesen ist, war eine geborne Böhmin. Klič bedeutet auf tschechisch Schlüssel. Nomen et omen habet, wie der Lateiner sagt. Entweder sie hatte den Schlüssel zur Speisekammer eben „wieder reingetragen" und brauchte ihn, oder sie hatte ihn verlegt und suchte ihn, oder sie hatte ihn, wenn der Zitronenauflauf zu steigen begann, in der Aufregung des psychologischen Moments verkehrt ins Schlüsselloch gezwängt, sodaß sie ihn weder umdrehn noch wieder herausziehn konnte: kurz es war immer etwas los mit dem unglücklichen Schlüssel, und ihre Existenz bei uns war eine fortwährende, nur durch periodisch wiederkehrende Kündigungsszenen unterbrochne, ich möchte sagen erheiterte Kličiade.

Sie verdient in diesen kleinen Aufzeichnungen ein besondres Kapitel für sich, weil sie nicht bloß eine geniale Kochkünstlerin, sondern auch physiologisch und psychologisch ein Phänomen war. Physiologisch, denn sie konnte weder den Geruch, noch den Anblick von Erdbeeren ertragen, ohne sofort Nesselfriesel zu bekommen; psychologisch, denn bei aller Brauchbarkeit und Herzensgüte war sie von einer an Dampfkesselexplosionen erinnernden Heftigkeit, der der Ausdruck, sie hätte gleich aus der Haut fahren mögen, auf den Leib zugeschnitten schien.

Wenn bei meinen Eltern Gäste erwartet wurden, und etwas schief zu gehn drohte, weil das Feuer oder die Brat- und Backröhren nicht ihre Schuldigkeit thaten, würde ich lieber meinem Schutzpatron bei Bekämpfung des Lindwurms beigestanden, als mich in Vogts Begleitung in die Küche gewagt haben. Wer ihr unter solchen Umständen ungelegen kam, riskierte und erlebte in der That auch alles, was von den Zornausbrüchen der aufbrausenden Gemahlin des Sokrates berichtet wird. Synotschke verließ, solange das Gewitter tobte, grundsätzlich nicht den Stall, Vogt wand sich wie ein Ohrwurm, wenn ihn die Notwendigkeit in die Küche führte, und mein Vater war das einzige menschliche Wesen, das auch in solchen Augenblicken — wie der gefürchtete Bändiger im Löwenkäfig — vorübergehende Ruhe herzustellen vermochte.

Meine Mutter stand ihm zwar an Entschlossenheit nicht nach, und ich hatte, mit Recht oder Unrecht, den Eindruck, daß sie nicht bloß mit völliger Verachtung der Gefahr, sondern sogar mit einer gewissen genialen Freude am Getümmel zur Attacke anritt, aber es kam, wenn sie und nicht mein Vater eingriff, regelmäßig zu dem, was man bei der Attacke den Tourbillon nennt, und sie vermochte nach einem homerischen Wortgemetzel Jetten meist erst zum Schweigen zu bringen, wenn diese ihren letzten giftigsten Pfeil abgeschossen und meiner Mutter das Kündigungsdéfi vor die Füße geschleudert hatte.

Die Krisis war dann vorüber. Meine Mutter hatte zum Gott weiß wievielsten male erfahren und sich damit einverstanden erklärt, daß Henriette Klitsch am nächsten ersten in ihre Heimat zurückkehre, und — an den inmitten dieses Tornado wie durch ein Wunder der Vernichtung entgangnen Speisen war, wenn sie auf den Tisch kamen, nichts auszusetzen.

Das war — hinter den Kulissen — der Verlauf mehr als einer größern gastlichen Feier. Es blieb, wenn die Gäste ihrer Wege gegangen und die Gelées und Konfitüren unter meiner Beihilfe wieder in ihren Gläsern verwahrt worden waren, nur die angebotne und angenommne Kündigung übrig, mit der — die Gewohnheit stumpft ab — in ziemlich lässiger Weise wie mit einem Mehlhäuschen verfahren wurde, von dem es reihum immer wieder ein Stückchen abzuschneiden gilt, ohne daß der darin verborgne Ring auf den Teller fällt.

Jette war, sobald die letzte warme Schüssel die Küche in gelungner Form verlassen hatte, wieder zu sich gekommen und hätte gern zum Rückzug geblasen; meine Mutter, die den ihr vor die Füße geworfnen Handschuh nur der Form halber aufgehoben hatte, wußte ebenfalls, woran sie mit ihr war. Aber ohne weiteres ignoriert, was vielleicht das einfachste und bequemste gewesen wäre, konnte die Kündigung und die Art, wie sie geschehn war, nicht werden. Das wäre gegen das Prinzip gewesen.

Man ging also von beiden Seiten mit den versöhnlichsten Gefühlen ans Mehlhäuschenschneiden, bis Jette ein bis zwei Tage später, nach einem besonders gelungnen Gericht, mit dem sie meines Vaters vollsten Beifall geerntet hatte, sich mit einem beherzten Schnitt an den Ring machte und mit begütigenden Worten das zu beklagen sich anschickte, was sie noch so vielen Präzedenzfällen noch immer als eine „Übereilung“ zu bezeichnen den Mut hatte.

So war — was ich hier berichte, fällt in eine spätere Zeit — wohl zehn bis zwölf Jahre Kündigung und Versöhnung gespielt worden, als meine Mutter eines Tages meinem Vater vor dem Abendessen die Mitteilung machte, Jette habe sich mit einem Materialwarenhändler in ihrem Heimatorte verlobt und verlasse uns am Ende des Jahres, um sich zu verheiraten.

Diesesmal, wo es bittrer Ernst war, war das Kündigen ganz still und ohne Tourbillon vor sich gegangen. Mein Vater und meine Mutter waren der Ansicht, daß man sobald keine so brauchbare, treue und zuverlässige Person wiederbekommen werde. Die Tornados waren vergessen, und als sie schließlich am 31. Dezember ihrer Nachfolgerin Platz machte, war uns allen der Sylvesterabend verdorben. Synatschke, der nicht mehr Ordonnanz und in Vogts Stelle aufgerückt war, vertraute mir an, daß er sie auch geheiratet haben würde, „und wenn se angefangen hätte zu schpektakeln, hätt ich er eene neingelangt, daß er 's Maul von alleene stille gestanden hätte.“ Obwohl ich mir den Vorgang, wie ihn Synatschke schilderte, nicht recht deutlich vorstellen konnte, so erhöhte doch die Entschlossenheit, die er kundgab, meine Achtung vor ihm um ein beträchtliches.

Aus Jettens Heimatort trafen nach längerer Zeit große behäbige an mich adressierte Holzschachteln ein, die in bekannter Güte alle meine kleinen Leibnaschereien enthielten.

Wenn ich die Sendung mit Synatschke teilte — der Löwenanteil verblieb natürlich mir —, verfehlte er nie zu bemerken: Ich hätte se ooch geheirat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaftliche Schriften. Einen wichtigen Beitrag zur Lösung einer unsrer brennendsten Fragen liefert der Gerichtsassessor Dr. Georg Salomonsohn in dem Buche: *Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.* Ein Beitrag zu den Entwürfen eines Reichsgesetzes betreffend die Sicherung der Bauforderungen und eines preußischen Ausführungsgesetzes. (Berlin, Carl Heymann, 1900.) Der Verfasser hat das Material in der Bibliothek der Association of the Bar of the City of New York gesammelt. Das Hauptergebnis seiner auf einem gelehrten juristischen Unterbau ruhenden gründlichen Forschung ist, daß sich überall ein in den verschiednen Staaten verschieden ausgebildetes Pfandrecht für die Baugläubiger, Mechanics' Lien genannt, durchgesetzt hat, das der deutschen Hypothek ähnlich ist und gute Wirkung thut. Wo z. B. ein Geldinstitut die Baugelder liefert, wird nach der ersten Ratenzahlung jede weitere von dem Nachweis abhängig gemacht, daß der Unternehmer die bis dahin aufgelaufnen Ansprüche der Materialienlieferanten, Handwerker und Arbeiter befriedigt hat. Der Verfasser würde den Wert seiner mühsamen Arbeit erhöhen, wenn er die Hauptergebnisse in einer kleinen Broschüre zusammenstellen wollte, denn das ganze Buch, so wie es ist, durchzustudieren werden die wenigsten unsrer Herren Gesetzgeber in der Lage sein. Hinweise auf die betreffenden Seiten des Buches müßten dem zu Hilfe kommen, der sich über den einen oder den andern Punkt genauer unterrichten will. Und das Motto aus Roosevelts American Ideals mag er auch auf die Broschüre setzen: Something can be done by good laws; more

can be done by honest administration of the laws; but most of all can be done by upholding the true doctrine of self-reliance, self-help and self-mastery.

Ein vielumstrittnes und sehr schwieriges Gebiet der Steuerpolitik untersucht Dr. D. Feitelberg: Die Einkommenbesteuerung nicht physischer (juristischer) Personen. (Jena, Gustav Fischer, 1900.) Juristen, meint er, seien geneigt, die Steuerpflicht solcher „Personen" schon durch den Umstand für erwiesen zu erachten, daß sie eben „Personen" seien; aber diese sogenannte Persönlichkeit falle durchaus nicht mit der Steuerpflicht zusammen, vielmehr hätten beide Begriffe gar nichts miteinander zu schaffen. Eine Einzelperson z. B. bleibe steuerpflichtig, wenn sie auch ihre Rechtsfähigkeit, also den juristischen Personencharakter verloren habe. Der Verfasser beweist, daß fiskalische und kommunale Erwerbsanstalten steuerpflichtig sind, Aktiengesellschaften aber, sofern die Aktieninhaber ihr Dividendeneinkommen versteuern, nur mit dem Teile des Ertrags ihrer Unternehmungen, der nicht als Dividende verteilt, sondern für den Reservefonds und zu Abschreibungen verwandt wird; werde das volle Einkommen der Aktionäre und der volle Ertrag der Gesellschaft versteuert, so bedeute das eine ungerechte Doppelbesteuerung. Als besten Modus schlägt Feitelberg vor, die Steuer von der Gesellschaft zu erheben, also den ganzen Ertrag einschließlich der Dividenden zu besteuern, dann aber das Dividendeneinkommen der Aktionäre zwar bei der Einschätzung anzusetzen, bei der Berechnung der wirklich zu zahlenden Steuer aber abzuziehn. Konsumvereine haben dann Steuern zu zahlen, wenn sie auch an Nichtmitglieder verkaufen, weil sie dann einen steuerpflichtigen Geschäftsgewinn machen; verkaufen sie dagegen nur an Mitglieder, so erzielen diese keinen Geschäftsgewinn, sondern nur eine Ersparnis an Haushaltungskosten, die selbstverständlich nicht als steuerpflichtige Einkommenerhöhung angesehen werden kann. Bedenklich erscheint es uns, wenn der Verfasser Seite 16 nur das „frei werdende," d. h. den notwendigen Bedarf übersteigende Einkommen für steuerpflichtig erklärt; wie viel Personen mit weniger als 10000 Mark Einkommen werden zugeben, daß sie überhaupt „freies" Einkommen haben?

Dr. Julius Wilhelm geht in seiner Schrift: Frachtporto (Wien, bei Manz, 1900) von den beiden Wahrheiten aus, daß jedermann um so reicher ist, je mehr er Geld einnimmt, und je wohlfeiler er lebt, und daß jede Verkehrserleichterung, da sie die Waren und die Leistungen verbilligt, die zweite Reichtumsquelle verstärkt. Er ist der Ansicht, daß die ungeheure Kraft der Reichtumsvermehrung, die in der heutigen Verkehrstechnik liegt, für die große Masse zur Zeit noch ungenutzt bleibt, und er will nun „ein Zukunftsbild des Verkehrs entwerfen, wie es die logische Entwicklung unsrer Produktionsbedingungen erfordert." Es gehört dazu, außer der Beseitigung der Zollschranken, vorzugsweise die Ausdehnung der beim Postverkehr üblichen Grundsätze der Gebührenbemessung auf alle Transportleistungen und die Verschmelzung aller Verkehrsanstalten zu einem Institut, wobei es gleichgiltig ist, ob die Post in der Bahn aufgeht oder die Bahnverwaltung übernimmt. Der Verfasser benutzt u. a. die im Grenzbotenverlag erschienene „prächtige Studie": Zur Reform des Paketportos in Deutschland und Österreich-Ungarn.

Dr. Walther von Altrock, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Zentralstelle der preußischen Landwirtschaftskammern, bestätigt durch die statistischen Angaben seiner Schrift: Der ländliche Personalkredit in der Provinz Brandenburg (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900) die heute in Fachkreisen kaum noch bestrittne Erkenntnis, daß sich die Darlehnskassenvereine nach Raiffeisenschem System für die bäuerliche Bevölkerung besser eignen als die Schulze-Delitzschischen Vorschußvereine, daß sie höchst segensreich wirken, und daß die Zukunft unsers Bauernstandes zu einem guten Teil auf der allgemeinen Verbreitung dieser

Genossenschaften, von der man überall und auch in der Provinz Brandenburg noch weit entfernt ist, beruht. — Die gleitende Zollskala scheint das natürlichste Mittel zu sein, um die Getreidepreise auf einer mittlern Höhe zu erhalten und vor starken Schwankungen zu bewahren. Trotzdem ist sie von der Wissenschaft so gut wie aufgegeben und wird auch von Praktikern kaum noch gefordert. Dr. Max Grabein beweist nun in seiner Broschüre: Die deutschen Getreidezölle der Zukunft (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900), daß die Umstände, die früher in England und anderswo die Versuche, den Zoll den Preisschwankungen anzupassen, haben verunglücken lassen, bei der heutigen Verkehrstechnik nicht mehr vorhanden sind, und zeigt, wie eine solche Verzollung eingerichtet werden könne.

Von einer sehr viel höhern Warte aus überschaut der phantasievolle Dr. Gustav Ruhland, Professor der politischen Ökonomie in Freiburg in der Schweiz, die Agrarnöte und die Welt, die er aus Liebe zur Landwirtschaft unermüdlich durchreist. In einer Schrift, die sensationell wirken dürfte, wenn sie nicht schon so gewirkt hat: Die internationale landwirtschaftliche Konkurrenz ein kapitalistisches Problem (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901), weist er nach, daß es nicht die Landwirte des Auslands sind, die eine so verderbliche Konkurrenz verschuldet haben, sondern die Großkapitalisten, die durch Anlegung von Eisenbahnen und Riesenfarmen immer ein Land nach dem andern erschlossen haben, zuerst Nordamerika, dann Argentinien; und nun drohe der deutschen Landwirtschaft die allerfurchtbarste Gefahr von Kleinasien und Babylonien her; denn der Boden dieser Länder, deren zweites im Altertum bekanntlich durch die wunderbarste Fruchtbarkeit berühmt war, könne doch unmöglich verloren sein, und gerade dahin würden jetzt von den bösen Großbanken Bahnen gebaut. Um diesem Unfug ein Ende zu machen und dem noch drohenden Unheil vorzubeugen, soll die Deutsche Reichsbank den Abfluß der deutschen Kapitalien ins Ausland hindern und sie in die Äcker und Ställe der deutschen Landwirte leiten. Die Kritik der von Ruhland vorgeschlagnen Bankreform überlassen wir den Bankgelehrten und beschränken uns auf eine Bemerkung. Wir sind jederzeit mit Vergnügen bereit, von allen Bank- und Börsenmenschen so schlecht wie möglich zu denken. Aber wenn wir hören, daß ihnen die Förderung des Getreidebaus auf bisher unkultiviertem Boden und die Erschließung fruchtbarer Länder als ihre ärgste Schandthat angerechnet wird, so müssen wir immer wieder in den Ruf ausbrechen: In was für einer wunderlichen Welt leben wir doch, wo zuströmender Reichtum für das größte Unglück gehalten und ein mit der ehemals gepriesenen Gottesgabe großer Fruchtbarkeit begnadigter Erdenwinkel gleich einem Pestloch gefürchtet wird! Einen Satz, den Ruhland seinen Ausführungen als Grundsatz vorausschickt, vermögen wir ohne alle Bankgelehrsamkeit umzustoßen: ein auch nur oberflächlicher Vergleich der Kulturvölker zeige: „Wie die Höhe der Getreidepreise direkt proportional ist der Höhe der kulturellen Entwicklung.“ Ein auch nur oberflächlicher Vergleich zeigt bekanntlich das Gegenteil. Die fortschreitende Kultur, womit hier doch jedenfalls die technische Kultur gemeint ist, kann auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gerade so wie auf die gewerblichen nicht anders als verbilligend wirken. Was verteuernd wirkt, das ist nicht die fortschreitende Technik, sondern die fortschreitende Volkszahl bei gleichbleibender Bodenfläche. Der verteuernden Ursache hält die verbilligende, eben die sich vervollkommnende Technik, eine Zeit lang das Gleichgewicht, und kann sie das nicht mehr, wie in England zur Zeit der Aufhebung der Getreidezölle, so muß eben durch fremde Einfuhr der erhungernden Bevölkerung das Leben wieder möglich gemacht werden. Und so wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Daß die in den letzten Jahrzehnten betriebne Art der Erschließung unkultivierter Länder ideal wäre, wollen auch wir nicht behaupten; die ältere Art, wo nicht Großkapitalisten Riesen-

farmen errichteten, sondern Bauern das Land nach und nach besiedelten, würden wir vorziehn.

Der den Grenzbotenlesern wohl bekannte Staatsmann **Theodor von Bernhardi** wird von Dr. **Fritz Demuth** in einer Broschüre (F. Th. v. Bernhardi. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie des neunzehnten Jahrhunderts. Jena, Gustav Fischer, 1900) als Nationalökonom ersten Ranges gepriesen. Niedergelegt hat Bernhardi seine ökonomischen Anschauungen in einem 1849 zu St. Petersburg erschienenen (und schon aus diesem Grunde in Deutschland unbekannt gebliebnen) Werke: Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und für kleines Grundeigentum angeführt werden. Als warmer Menschenfreund und von idealer Auffassung der Aufgaben von Staat und Gesellschaft erfüllt, bekämpft Bernhardi die kalten kaufmännischen Rechner der englischen Schule, namentlich Adam Smith und Ricardo. Entschiedner Feind des Sozialismus, weist er dennoch nach, daß dieser den englischen Nationalökonomen gegenüber im Recht und eine unabweisbare Wirkung ihrer Lehren sei. Man erwartet, wenn man die ersten Ausführungen Bernhardis liest, daß er sich zu Friedrich List bekennen werde, das ist aber keineswegs der Fall. „Bernhardi ist Freihändler; er hält übergroßes Wachsen des Fabrikwesens und des Exporthandels und Verelendung der niedern Klassen für gleichzeitige Erscheinungen [soll heißen für Ursache und Wirkung]. Lists Tendenz [die auf Begünstigung der Industrie gerichtet ist] erschreckt ihn so sehr, daß er glaubt, eine wahnsinnig gewordne Wissenschaft zu hören."

Der **Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie** von Professor Dr. J. **Conrad** bedarf keiner Empfehlung; wir erwähnen ihn nur, um unsern Lesern zu melden, daß vom ersten Teil: Nationalökonomie, eine „dritte, wesentlich erweiterte Auflage" erschienen ist (bei Gustav Fischer in Jena, 1900).

Von der bei Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung: Aus Natur- und Geisteswelt liegen uns drei ins volkswirtschaftliche Gebiet schlagende Bändchen vor, die im Jahre 1900 erschienen sind: **Ernährung und Volksnahrungsmittel** von Dr. **Johannes Frentzel**, **Verkehrsentwicklung in Deutschland** von Professor Dr. **Walther Lotz** und **Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik** von Leo Bloch, Privatdozenten an der Universität Zürich. Sie erfüllen alle drei sehr gut ihren populärwissenschaftlichen Zweck, aus dem zweiten und dritten aber werden auch Fachmänner Belehrung schöpfen. Lotz behandelt natürlich u. a. die Eisenbahntariffrage und die Kanalfrage.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Alte und neue Weltpolitik

Festrede zum Geburtstage des Kaisers von Otto Kaemmel

Am 18. Januar waren dreißig Jahre verstrichen, seitdem im Spiegelsaale des stolzen Königsschlosses von Versailles, vor den Thoren des belagerten Paris, König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen, und damit das Deutsche Reich in modernen bundesstaatlichen Formen erneuert wurde, und zweihundert Jahre waren seit demselben Tage vergangen, da sich an der Grenze deutscher Erde, in Königsberg Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Königskrone auf das Haupt setzte, in stolzer Unabhängigkeit von jeder geistlichen und weltlichen Gewalt. Weit hinter uns liegen heute die Tage des Kampfes um die Grundlagen unsrer Gesamtverfassung, und was uns Ältern vor dreißig oder vierzig Jahren der Gegenstand erst heißer, zorniger Sehnsucht, dann höchster Freude war, das Deutsche Reich, das ist für das jüngere Geschlecht längst etwas Gewöhntes und Selbstverständliches geworden, und kaum denkt es noch daran, wieviel Arbeit und Mühe haben daran gesetzt werden, wieviel Blut und Thränen haben fließen müssen, ehe die Kaiserkrone geschmiedet war. Heute trägt sie schon das Haupt des dritten Kaisers, und seinen Geburtstag begehn wir heute zum zwölften mal. Und was ist unsre Gabe an diesem Tage? Was wir nicht nur heute sondern alle Tage dem Kaiser schenken sollen, und was er von seinem Volke fordern darf, das ist Vertrauen zu ihm und Verständnis seiner Art.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß beides, das Beste und Höchste, was ein Volk seinem Herrscher schenken kann, ihm heute noch nicht im vollen Maße zu teil geworden ist, ja daß es ihm auf mancher Seite geradezu verweigert wird. Eine oft genug kleinliche, sich an Nebendinge heftende, jeder Bescheidenheit entbehrende, auf mangelhafter Sachkenntnis beruhende und doch hochmütig absprechende Kritik macht sich in einem Teile unsrer Tagespresse breit und verwirrt die vielen Tausende von Lesern, die nicht imstande sind,

sich ein selbständiges Urteil über schwierige Fragen zu bilden. Für ältere Zeitgenossen hat das allerdings nichts Befremdliches. Sie kennen unser Volk genug, daß sie sich sagen können, seine oft geradezu unausstehliche Tadelsucht sei die Kehrseite unsers starken Einzelbewußtseins, also eines unsrer Vorzüge, und sie erinnern sich, allerdings ohne jede Freude, ja nicht ohne Beschämung, daran, wie lange Jahre Wilhelm I. und Bismarck verkannt, verhöhnt und leidenschaftlich bekämpft wurden, als sie an dem Werke schufen, das am 18. Januar 1871 in Versailles zu glorreicher Vollendung kam. Da die Menschen im allgemeinen nur von dem lernen, was sie erleben, von der Geschichte früherer Zeiten sehr wenig oder nichts, so ist diese Erfahrung für die meisten Deutschen von heute einfach nicht vorhanden, und das damalige Verhältnis wiederholt sich, nicht zu unserm Ruhme. Aber seien wir gerecht. Es giebt damals wie heute manche Dinge, die das Verständnis erschweren. Wir konnten uns das Deutsche Reich nicht denken ohne Fürst Bismarck, und wir erlebten es, daß er kaum zwei Jahre nach dem Tode seines geliebten „alten Herrn" entlassen wurde. Man sah darin damals ohne weiteres Undank und überspanntes Selbstgefühl eines jungen Monarchen; das war menschlich, aber falsch. Obwohl uns, die wir diese erschütternden Märztage des Jahres 1890 selbst tief erschüttert erlebt haben, ein unbefangnes wirklich historisches Urteil noch nicht möglich ist, auch die bisher veröffentlichten Aktenstücke noch nicht zu einem solchen hinreichen, so kann man doch — und mehr als ein Zeugnis von Männern spricht dafür, die den Dingen damals ganz nahe gestanden und zu den wärmsten Bewundrern des Fürsten Bismarck gehört haben — sich der Überzeugung nicht verschließen, daß sich hier eine Entscheidung von echter, weltgeschichtlicher Tragik vollzogen hat, der Zusammenstoß zweier gleich starker, von gleich starkem Selbstgefühl und Pflichtbewußtsein erfüllter Charaktere, der in einem wirklich monarchischen Staatswesen nicht anders enden konnte, als er geendet hat. Aber noch mehr. Wir erlebten es, daß auf den Großvater fast ohne Vermittlung der Enkel folgte, also gerade die Generation, die unter Wilhelm I. das neue Reich geschaffen hatte, auf dem Kaiserthrone ausfiel, und daß obendrein dieser Enkel von dem Großvater in seinem Charakter außerordentlich verschieden war. An Stelle eines ehrwürdigen Greises von einer alle andern weit überragenden Erfahrung, die fast über drei Menschenalter hinwegreichte, von einer imponierenden, schwer errungnen Autorität, von selbstbewußter, aber ruhig-gemessener Haltung, die sich niemals etwas vergab, jedem seinen Platz anwies und sich nur dann zum Reden herbeiließ, wenn und soweit es unbedingt erforderlich war, von schlichter, wesentlich militärischer, ganz und gar im altpreußischen Wesen wurzelnder Art, die sich erst nach schweren innern Kämpfen in die neuen deutschen Aufgaben hineinfand, trat ein junger Herr, der die deutschen Einheitskriege nur als Knabe erlebt hatte, in dem starken Selbstbewußtsein einer großen, ruhmvollen Dynastie und der ererbten Würde wie in dem lebendigen Pflichtgefühl dem Großvater ähnlich, aber noch ohne große Erfahrung, feurig, energisch, rasch entschlossen, von dem Drange erfüllt, was

ihn innerlich beschäftigt, offen und rückhaltlos auszusprechen und in die Kämpfe des Tages persönlich einzugreifen, sich überall ein selbständiges Urteil zu bilden, vielseitig gebildet, kunst- und prachtliebend, und so stolz er auf seine Märker ist, doch vor allem deutscher Kaiser. Wir hatten uns gewöhnt, in Kaiser Wilhelm I. das Ideal eines deutschen Kaisers zu sehen, und plötzlich trat uns diese so völlig anders geartete Persönlichkeit an derselben Stelle gegenüber. Kein Wunder, daß viele sich nicht in sie hineinzufinden wußten, also ihr auch nicht gerecht werden konnten und können. Aber die Pflicht derer, die Führer des Volks sein wollen, der Gebildeten, ist es trotzdem, diesen Charakter zu verstehn, den die Ausländer im ganzen viel besser würdigen als wir, vielleicht weil sie ihm ferner stehn. Denn Wilhelm II. ist heute kein Jüngling mehr, er ist ein Mann von fest ausgeprägter Art, und er ist Monarch. Wir dürfen nicht verlangen, daß er, der deutsche Kaiser und König von Preußen jeder populären Strömung nachgebe, wenn er nach Pflicht und Gewissen andrer Meinung ist. Wir haben doch in Deutschland Gott sei Dank die lebendige auf sich selbst ruhende Monarchie, nicht ihr parlamentarisches Zerrbild, und wir wollen sie uns mit Gottes Hilfe auch bewahren. Gemäß dieser Monarchie trägt der Kaiser nur vor Gott die Verantwortung. Er fühlt diese Verantwortung in ihrer vollen Wucht, darum will er nichts als das Beste seines Volks, und er strebt danach in heißem, leidenschaftlichem Drange, in der angestrengtesten Arbeit, die kein Ausspannen erlaubt, mit dem reinsten, redlichsten Willen, als des Staates erster Diener.

Mit klarem Blick hat er das Ziel erkannt, auf das die Nation hinstreben muß, wenn sie nicht verkümmern will: den Anteil an der Weltherrschaft der weißen Rasse. Die Zukunft wird es dereinst als eine weltgeschichtliche Fügung erkennen, daß in dem Augenblick, wo die Notwendigkeit einer deutschen Weltpolitik unabweislich hervortrat, ein junger Herrscher das Szepter führte, der, nicht befangen in den Traditionen kontinentaler Politik, mit freiem Blick die neue Lage erfaßte und trotz der verständnislosen oder ablehnenden Haltung weiter Volkskreise, unbeirrt durch alles Gerede von „uferlosen" Plänen und phantastischer „Romantik" danach handelte. Jetzt erkennen wir, daß das Ruhmesjahr 1870/71 nicht nur der Abschluß einer kampferfüllten Vergangenheit gewesen ist, sondern daß es uns auch das Thor geöffnet hat, wills Gott zu einer großen Zukunft. Unvergeßlich wird und soll uns die moderne Heroenzeit unsers Volks bleiben, aber wir sollen uns nicht selbstgefällig in ihrem Glanze spiegeln, sondern uns klar machen, daß wir damals nur das Selbstverständliche und Unentbehrliche, was ein Volk erst wirklich zur Nation macht, sehr spät, vielleicht zu spät errungen haben, ein nationales Staatswesen; daß wir erst seit dreißig Jahren in eine wirklich deutsche Politik eingetreten sind, und daß wir unter den Weltmächten noch keineswegs mit in der ersten Reihe stehn.

Aber wenn wir unter ihnen wenigstens unsern Platz genommen haben, „unsern Platz an der Sonne," wenn unsre „gepanzerte Faust" jetzt bis in den fernsten Osten reicht, so nehmen wir in modernen Formen und in neuem

Geiste nur das wieder in Anspruch, was jahrhundertelang der Ruhm und Stolz unsers Volks war. Denn schon einmal, auf seiner mittelalterlichen Höhe, ist Deutschland als Weltmacht aufgetreten. Und so mag es heute, am Geburtstage des Kaisers, am Platze sein, die alte und die neue Weltpolitik zu vergleichen.

Auf die Streitfrage über die Bedeutung der mittelalterlichen Kaiserpolitik für die politische Entwicklung Deutschlands einzugehn, ist hier nicht der Ort. Aber das muß hier wenigstens ausgesprochen werden, daß das abfällige Urteil, das Heinrich von Sybel über die Kaiserpolitik gefällt hat, kein objektiv historisches ist, sondern das Ergebnis einer über das Scheitern der nationalen Hoffnungen von 1848/49 tief verbitterten, pessimistisch gestimmten Zeit, die den politischen Niedergang der Nation aufs schmerzlichste empfand und nach seinen Ursachen suchte. Heute, wo diese Hoffnungen glänzend erfüllt sind, wo wir also den Stachel, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in uns bohrte, nicht mehr empfinden, heute können wir unbefangner über unsre Vergangenheit urteilen, und wir haben uns zugleich an einen weitern Gesichtskreis gewöhnt. Wenn unsre mittelalterlichen Kaiser nicht vermocht haben, ihr großes europäisches Zentralreich festzuhalten, so haben sie dasselbe Schicksal gehabt wie die Kreuzfahrerstaaten in Syrien und die Herrschaft der englischen Könige in Frankreich, Staatenbildungen, von denen schon am Ende des Mittelalters kaum eine Spur mehr übrig war. Die Gründe liegen in der lockern Struktur aller mittelalterlichen Staaten, für die Kaiserpolitik besonders noch an dem Grundfehler der deutschen Verfassung, an dem Mangel eines erblichen Königtums gegenüber erblich gewordnen Beamten und Vasallen, der wieder der Hauptsache nach auf der Kurzlebigkeit unsrer Königsgeschlechter und in der Wurzelhaftigkeit unsers hohen Adels beruht. So ist denn auch die Wendung zum Verderben nicht von der Herrschaft über Italien ausgegangen, sondern von den Thronkriegen nach dem Tode Heinrichs VI. 1197, die in Deutschland ihren Ausgang nahmen und Italien überhaupt wenig berührten. Die verhängnisvollsten Zugeständnisse an deutsche Landesherren hat in diesem Gedränge schon der Welfe Otto IV. gemacht; der vielgescholtne Hohenstaufe Friedrich II. hat sie später nur bestätigt und erweitert.

War die mittelalterliche Kaiserpolitik nach den Verhältnissen der Zeit ebenso berechtigt wie irgend eine andre Politik, die über die Grenzen der Heimat und des eignen Volkstums hinausführte, so walten doch zwischen ihr und der modernen deutschen Weltpolitik tiefe Gegensätze ob. Zunächst in den Zielen. Die deutsch-römischen Kaiser erstrebten durchaus keinen Nationalstaat, denn dieser Begriff war damals noch gar nicht vorhanden, weil es noch keine scharfgeschlossenen Nationalitäten gab; sie wollten die Wiederherstellung des karolingischen Reichs, das ihnen wieder als eine Erneuerung des weströmischen erschien, die politische Vereinigung der christlichen Kultur des ganzen Abendlandes, also praktisch die Vereinigung Mitteleuropas unter dem Kaisertum und damit zwar nicht gerade die Unterwerfung dieser Völker unter die

Deutschen, da von deren rechtlicher Überordnung über die andern Völker so wenig die Rede war, wie heute im russischen Reiche von einer Überordnung der Russen über die andern Stämme, wohl aber die Vormachtstellung des deutschen Reichs, den Vorrang für sich selbst vor allen andern Herrschern der abendländischen Christenheit, die ihre Vasallen waren oder doch sein sollten. Ihr Ideal war also nicht auf deutschem Boden erwachsen, sondern beruhte auf einer fremden Tradition.

Wie anders heute! Das heutige Deutschland hat auch an eine mächtige, ruhmvolle Tradition angeknüpft, eben an sein altes Kaisertum. Ja man wird sagen dürfen, daß die Notwendigkeit, das Reich zu erneuern, den breiten Volksschichten ohne diese Erinnerungen nicht so eingeleuchtet hätte, wie es geschehn ist; nur dieser Tradition verdanken wir den populären Kaisertitel, der zugleich der einzig mögliche war, nachdem sich die mächtigsten, die weltlichen Kurfürsten in Könige verwandelt hatten; nur auf dieser Erfahrung beruht die Erblichkeit der neuen Kaiserwürde und damit ihre unzertrennliche Verbindung mit dem mächtigsten deutschen Staate, Dinge, die noch 1848/49 auch von so edeln Patrioten wie L. Uhland heftig bestritten worden sind. Aber die Ziele des neuen Kaisertums sind nicht die des alten. Unsre mittelalterlichen Kaiser führten ihren Titel von Rom, unser jetziges Reichsoberhaupt nennt sich mit einer ganz neuen Titulatur schlechtweg Deutscher Kaiser. Damit ist der streng nationale Charakter des neuen Kaisertums klar und deutlich ausgedrückt, darin liegt ein bewußter und rückhaltloser Verzicht auf jede Herrschaft über andre Völker des europäischen Kreises. Ja das neue Deutschland wurde nur dadurch möglich, daß es auf Deutsch-Österreich verzichtete, nachdem schmerzliche Erfahrungen bewiesen hatten, daß seine Einfügung in einen deutschen Bundesstaat undenkbar war, und seitdem ist nicht der leiseste Versuch gemacht worden, mit Ansprüchen auf Österreich, Belgien, Holland und andre Gebiete deutscher oder verwandter Nationalität, die doch alle einst zum alten Reiche gehörten, hervorzutreten. Was eine ferne Zukunft bringen wird, wer kann das wissen? Aber durch feurige Reden und Wünsche wird sie nicht heraufbeschworen; nur das Bewußtsein des nationalen Zusammenhangs mit den Volksgenossen jenseits der Reichsgrenze zu pflegen und zu beleben kann unsre Aufgabe sein. Die Ziele unsrer neuen Weltpolitik liegen also nicht in Europa, sondern jenseits des Meeres; unsre Zukunft als Weltmacht liegt auf dem Wasser! Aber der Ausdruck „Weltmacht," „Weltreich" hat heute einen ganz andern Sinn als früher; ein modernes Weltreich hat nichts mehr von der Ausschließlichkeit, die früher diesem Begriffe anhaftete. Die antiken und die mittelalterlichen Weltreiche wollten alle innerhalb des Kulturkreises, den sie übersahen, allein herrschen. Darum ist dem gesamten Altertum eine Gesellschaft selbständig und gleichberechtigt nebeneinander stehender Staaten unbekannt; es hieß immer Amboß sein oder Hammer, bis der stärkste Staat sie alle beherrschte. Im Mittelalter standen sich auf demselben Boden der christlich-abendländische und der mohammedanisch-morgenländische Kulturkreis in grundsätzlicher Feindschaft

gegenüber; keiner erkannte die Berechtigung des andern an, jeder hätte den andern überwältigt, wenn er die Macht dazu gehabt hätte, und that es, soweit er konnte; es gab also thatsächlich und prinzipiell nur Waffenstillstände zwischen ihnen, nicht Friedensschlüsse. Wie anders heute! Keine moderne „Weltmacht," auch das stärkste und umfänglichste Reich, auch England und Rußland nicht, will und kann die Welt, d. h. jetzt wirklich den Erdball, für sich beherrschen; es kann sich nur um einen größern oder kleinern Anteil an der Erdoberfläche handeln, und es handelt sich dabei nicht nur um die politische Herrschaft über fremde Gebiete, sondern mindestens ebenso sehr oder noch mehr um den Anteil am Welthandel, an der Weltwirtschaft. Nur die Mächte, die außerhalb ihres heimischen Erdteils Kolonien in irgend welcher Form und Stützpunkte für ihre Schiffahrt haben, und deren Verkehr den Erdball umspannt, sind heute Weltmächte, und diese Mächte sind bis auf eine alle europäisch und europäischer Abkunft alle, denn die Herrschaft über die Welt gehört heute der weißen, genauer genommen der arischen Rasse und der von ihr vertretnen christlichen Kultur. So rasch hat sich diese Entwicklung vollzogen, daß schon heute, am Eingange des zwanzigsten Jahrhunderts, die Stellung auch der europäischen Mächte von ihrer Weltstellung und den Mitteln, sie zu behaupten, abhängt, daß die sechs alten europäischen Großmächte keineswegs mehr auf einer Linie stehn, daß vielmehr zwei von ihnen, Österreich und Italien, obwohl sie in Europa nicht einen Fußbreit Boden verloren haben, schon jetzt hinter die andern vier zurückgetreten sind. Deutschland in die Reihe dieser Weltmächte einzuführen und diese Stellung immer mehr zu sichern, das ist die Weltpolitik des modernen deutschen Kaisertums. Im letzten Augenblick, nach Jahrhunderten ungeheurer Versäumnisse, die niemals wieder gut gemacht werden können, hat sie eingesetzt mit der welthistorischen Depesche des Fürsten Bismarck vom 24. April 1884 an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Sie wollen amtlich erklären, daß Herr Lüderitz und seine Erwerbungen unter dem Schutze des Reichs stehn," und wir wissen jetzt, daß Deutschland ohne sie nach wenigen Jahrzehnten unter den Mächten ungefähr da gestanden haben würde, wo heute etwa Schweden, die nordische Größe des siebzehnten Jahrhunderts, unter den europäischen Staaten steht.

Zur deutschen Weltpolitik hat klare Erkenntnis und fester Wille geführt, aber keine Willkür, kein hochstrebender persönlicher Ehrgeiz. Aus solchen Motiven ging auch die Erwerbung und die Behauptung des römischen Kaisertums durch die deutschen Könige des Mittelalters keineswegs hervor, und sie war auch keine romantische Grille. Kaiser Otto der Große war ein nüchterner, besonnener Niedersachse, durchaus kein Romantiker. Der entscheidende Schritt des Jahres 961 war vor allem in der damaligen deutschen Verfassung begründet, die auf den Bischöfen und Reichsäbten als den obersten und zuverlässigsten Reichsbeamten beruhte, also ihre Sicherung nur in der Unterwerfung auch des Papsttums unter das Ernennungsrecht des deutschen Königs als des römischen Kaisers finden konnte. Unzertrennbar war damit die Herrschaft über

Italien verbunden. Gewiß lag eine Schwäche der Ottonischen Verfassung darin, daß sie sich auf Gewalten stützte, die nicht nur weltlicher, sondern vor allem geistlicher Art, also Mitglieder der römischen Weltkirche waren, und daß sie sich durch die Form der Krönung selbst zu einer gewissen Abhängigkeit von dem außerdeutschen Haupt dieser Weltkirche bekannte; aber bei der ganz unreifen Staatsgesinnung des deutschen Laienadels war eine andre Verfassung damals überhaupt nicht möglich; sie entsprach außerdem der damals allgemeinen engen Verbindung zwischen Kirche und Staat. Daß über hundert Jahre später Gregor VII. in überspanntem kirchlichem Idealismus dieses alte Verhältnis revolutionieren würde, konnte im zehnten Jahrhundert niemand voraussehen; auch nahm dieser Kampf erst durch den starrköpfigen Partikularismus deutscher Stämme und die Selbstsucht deutscher Fürsten einen gefährlichen Charakter an und hat auch gar nicht mit dem Siege des Papsttums, sondern vielmehr unter Friedrich Barbarossa mit dem Siege des Kaisertums, der Wiederherstellung der Ottonischen Reichsverfassung geendet.

Was unsre mittelalterlichen Kaiser zunächst aus innerpolitischen Motiven unternahmen, das geht bei unsrer modernen Weltpolitik vor allem aus wirtschaftlichen Gründen hervor und trägt einen rein weltlichen Charakter. Deutschland, die Heimat, ist uns zu klein, zu eng geworden; es kann seine wachsende Bevölkerung, die schon jetzt etwa fünfundfünfzig Millionen zählen wird, mit seinem Ackerbau und der frühern sehr bescheidnen Entwicklung seiner Industrie nicht mehr ernähren; es bedarf einer starken Ausfuhr, sicherer Absatzgebiete, massenhafter Rohstoffe, die es selbst nicht erzeugt, fester Stützpunkte draußen zum Schutze dieser Beziehungen; es ist mit Millionen Fäden in die Weltwirtschaft verflochten, mit Milliarden Mark an ihr beteiligt und darum so abhängig von ihr, daß jede Krisis in fernen Weltteilen sofort auf die Heimat zurückwirkt. Mag dieser Übergang vom Kontinentalstaat zum Weltstaat, von der Nationalwirtschaft zur Weltwirtschaft auch manche schwere Nachteile haben, mag er unsre Reibungsflächen vergrößern, unsre Angriffspunkte vermehren, das alles trifft auch bei andern Völkern in ähnlicher Lage zu und vermindert doch auch wieder die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße, weil es den Einsatz bei allen Nationen unermeßlich steigert. Vor allem aber: es ist uns gar keine Wahl geblieben; unsre Nation würde wirtschaftlich und politisch verkümmern ohne die Weltpolitik; sie ist für uns zum harten Zwang geworden. Von der Verschiedenheit der Gründe und Ziele hängt auch die Verschiedenheit der Mittel ab. Die Mittel der alten Kaiser waren rein militärisch-politischer, überwiegend kriegerischer Natur, denn in diesen Zeiten schwacher Staatsgewalt und noch viel schwächerer Staatsgesinnung konnte kein Herrscher anders gebieten als mit dem Schwerte in der Faust, wie denn auch jede politische Opposition sofort zu den Waffen griff. Was uns modernen Menschen unerträglich wäre, war dem Mittelalter selbstverständlich. Immer wieder führten die Kaiser ihre ritterlichen Aufgebote gegen Slawen, Dänen, Ungarn und Italiener, wie daheim gegen unbotmäßige Fürsten und Vasallen; weitaus die meisten dieser Kriegs-

züge sind nicht Eroberungskriege, sondern Maßregeln zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung der innern Ordnung. Und alle diese Feldzüge bis nach Süditalien, ja gelegentlich bis in den Orient wurden mit den unvollkommnen, schwerfälligen Mitteln eines geld- und verkehrsarmen Zeitalters der Naturalwirtschaft auf schlechten Landwegen geführt, unter Schwierigkeiten, deren Überwindung oft eine erstaunliche Leistungsfähigkeit voraussetzt, wenn man erwägt, was es noch heute bedeuten würde, Tausende schwerer Reiter über die Alpen bis nach Rom und Neapel oder gar die Donau hinunter nach Konstantinopel und Kleinasien zu führen! Auch unsre moderne Weltpolitik beruht auf dem Rückhalt einer festgefügten, gewaltigen Landmacht, aber ihr wirksamster Arm ist die Flotte, denn ihre Ziele liegen jenseits des Meeres. So überraschend freilich ist die Notwendigkeit einer starken Kriegsflotte zur Beherrschung des Meeres aufgestiegen, daß der jetzt vorhandne Bestand weit hinter dem Bedürfnis zurücksteht, und daß unsre Politik deshalb noch nicht frei genug ist, überall so stark auftreten zu können, wie es unser Interesse und unser gesteigertes Selbstgefühl verlangt. Und doch ist die Thätigkeit unsrer Kriegsmarine gar nicht vorwiegend militärisch, sondern meist vorbeugend und demonstrativ. Aller Orten, wo es notwendig ist, unsre Flagge zu zeigen, mit gepanzerter Faust bereit zu sein, wo deutsche Interessen zu schützen sind und Achtung vor ihnen einzuflößen, das ist ihre fortwährende Aufgabe. Sie erwächst aus der mehr wirtschaftlichen als politischen Art unsrer Ausbreitung über die Welt, und diese ist wiederum nur möglich für ein wirtschaftlich vollreifes, mit allen Mitteln einer hoch entwickelten Geld- und Kreditwirtschaft, einer großartigen Technik arbeitendes Volk.

So verschieden nun aber auch Mittel, Gründe und Ziele der modernen und der mittelalterlichen Weltpolitik, so nahe verwandt sind einander beide doch wieder in den Grundzügen. Beide male gab sie unsrer Nation die ihr nach ihrer geographischen Lage und ihren reichen Kräften gebührende Stellung in der Welt. Das Gebiet, das unser Volk in merkwürdigem Hin- und Herschieben in der Mitte des Weltteils eingenommen hat, liegt auf den Verbindungslinien zwischen Ost- und West-, Nord- und Südeuropa, zwischen den beiden nordeuropäischen Binnenmeeren und dem Mittelmeer, die beide die Bahn öffnen nach dem Ozean. So wurde Deutschland unter dem alten Kaisertum und zum großen Teil auch durch das Kaisertum die große Kulturmacht für den barbarischen Osten, die erobernd, bekehrend und kolonisierend in die slawischen Nachbarlande vordrang und sie bis an den finnischen Meerbusen und die Karpaten hin mit ihren kirchlichen und staatlichen Gründungen, mit ihren Städten und Dörfern bedeckte. Aber diese Kulturmacht wurde Deutschland nur, weil es mit dem romanischen Süden, mit dem Kreise der Mittelmeerkultur in den engsten Beziehungen stand, erst vornehmlich durch die Kirche, die durch Bonifatius von Rom ausgegangen war und in Rom ihren Mittelpunkt sah, dann auch durch das Kaisertum, das der ewigen Stadt seinen Titel entnahm. Ohne diese Verbindung hätte die deutsche Kirche niemals ihre im-

ponierende Wirksamkeit entfalten können, ohne sie war die Ottonische Renaissance mit ihrer deutschen Geschichtschreibung und Dichtung in lateinischem Gewande, ohne sie die glänzende Entfaltung der Kunst romanischen Stils seit dem elften Jahrhundert, die uns vor allem in großartigen Kirchen noch heute entgegentritt, unmöglich. Und weil Deutschland durch das Kaisertum in den Kreis der Mittelmeermächte eingetreten war, vermochte es an den Kreuzzügen, diesen mächtigen Vorstößen des christlichen Abendlands gegen das so lange siegreiche mohammedanische Morgenland, einen so hervorragenden Anteil zu nehmen, der die deutsche Ritterschaft bis nach Syrien und Kleinasien führte. In Verbindung damit brachten Heinrich VI. und Friedrich II. die mittelalterliche Weltpolitik auf ihren Höhepunkt, damals, als der Deutsche Ritterorden in Syrien entstand und unter seinem großen Hochmeister Hermann von Salza, dem Vertrauten Friedrichs II., in Syrien neben dem französischen Element auch dem deutschen erobernd und herrschend Bahn brach, während der gewaltige Hohenstaufe in denselben Jahren demselben Orden die Vollmacht zur Eroberung Preußens unter des Reichs schwarzem Adler gab, damals, als Friedrich II. selbst sich die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt setzte. Wahrhaftig, eine weltumspannende Politik! Und eine Politik von dauernden Folgen, obwohl das Kaisertum selbst, das sie leitete, bald danach der Selbstsucht der deutschen Fürsten und der Todfeindschaft des Papsttums unterlag. Ohne die ungeheure Erweiterung des Gesichtskreises, die sie herbeiführte, hätte die deutsche Ritterschaft nicht die glänzende Bildung und Litteratur entfaltet, die die erste große Blütezeit unsrer Dichtung hervorbrachte; und ohne die Weltpolitik hätte das deutsche Bürgertum nicht seinen mächtigen Aufschwung genommen. Denn als die Handelsherrschaft im Mittelmeer von Konstantinopel auf Venedig und andre italienische Städte überging, da trat Deutschland, bisher von den großen Welthandelsstraßen kaum berührt, in den Mittelpunkt des Welthandels; sein aufstrebendes Bürgertum bemächtigte sich rasch der großen Straßen von Italien her, und in reißend schneller Entwicklung vorwärtsstrebend verwandelte es die Grundlagen der deutschen Kultur. Mit dem Verfall des Kaisertums und seiner Weltpolitik ging auch die Größe der deutschen Ritterschaft samt ihrer feinen Bildung zu Grunde; denn sie hatte jetzt keine großen Aufgaben mehr, sie versank in ein kleinliches, zweckloses Treiben und wurde bald geradezu zum Landschaden der Nation.

Als seit dem fünfzehnten Jahrhundert die alten Welthandelsstraßen von der Ausbreitung der türkischen Macht verlegt wurden, als die westeuropäischen Länder in die Zentralstellung einrückten, weil der Welthandel ozeanisch wurde, und das zerrissene Deutschland sich unfähig erwies, einen Anteil daran zu gewinnen, da ging seine wirtschaftliche Blüte zugleich mit seiner alten Zentralstellung zu Grunde. Erst im neunzehnten Jahrhundert errang es wieder einen bescheidnen Anteil, aber erst als mit der Eröffnung des Suezkanals, mit der Überschienung der Alpen und dem Bau der Orientbahnen das Mittelmeer die alte Bedeutung wiedergewann, da rückte auch Deutschland

wieder in seine alte wirtschaftliche Zentralstellung ein, und künftig werden für Nord- und Westeuropa die kürzesten Verbindungslinien nach Ostasien und Indien durch Deutschland führen. Es war eine welthistorische Fügung, daß die Erneuerung unsers Reichs mit dieser entscheidenden Wendung ungefähr zusammentraf. Denn aller Unternehmungsgeist unsrer Kaufleute wäre vergeblich gewesen ohne den starken Schutz des Reichs. Schon haben wir Fuß gefaßt in Afrika, in Australien, in der Südsee, in China, deutsche Eisenbahnen erschließen die verödeten alten Kulturländer von Kleinasien und Mesopotamien, auf denselben Wegen, die einst die Kreuzheere zogen, brausen deutsche Lokomotiven. Ein deutscher Kaiser ist wieder in Jerusalem und Damaskus eingezogen, diesesmals als Freund der Mohammedaner und ihres Khalifen, und zum erstenmal ist Deutschland in China ebenbürtig neben die ältern Weltmächte getreten, ein glänzendes Zeugnis zugleich für die Leistungsfähigkeit unsrer Wehrmacht, die es zum erstenmal gewagt hat, ein Panzergeschwader und ein ganzes Armeekorps bis in den fernsten Osten zu senden und sich dort unter den Augen der ganzen Welt ruhmvoll bewährt. Noch stehn wir am Anfange; erst wenn unsre Flotte die ihr gebührende Stärke erhalten hat, wird sich unsre Weltpolitik frei entfalten können.

Hat die Weltpolitik des Kaisertums beidemal der Nation ihre Weltstellung gegeben, so wirkt sie beidemal auf die Nation auch einigend, zusammenschmiedend. Als sich das karolingische Reich auflöste, gab es auf dem Boden des heutigen Deutschlands nur vier oder fünf durch Mundart, Sitte und Recht scharf getrennte Stämme unter erblichen Herzögen. Auch das wegen seiner weisen Mäßigung viel gerühmte Königtum Heinrichs I. war doch nur ein Notbehelf, mehr ein Symbol der Einheit als eine nationale Staatsgewalt. Der damaligen Entwicklungsstufe und Gesinnung des Volks entsprach dieser Zustand unzweifelhaft, aber seine Fortdauer hätte die Entstehung einer deutschen Nation verhindert. Zu einer solchen wuchsen sie erst zusammen durch das Kaisertum, denn dieses zerschlug in kaum anderthalb Jahrhunderten diese erblichen Herzogtümer, die stärksten Hindernisse der nationalen Einheit, und stellte zugleich den deutschen Stämmen große gemeinsame Ziele, die nur durch gemeinsame Thätigkeit erreicht werden konnten, schärfte ihr Gesamtbewußtsein durch gemeinsame Kämpfe gegenüber den Nachbarvölkern. Daß die Nation, d. h. die damals führenden Stände, Geistlichkeit und Adel, hinter der Kaiserpolitik gestanden hat, ist gar keine Frage; wie wäre sie sonst möglich gewesen! Die Opposition gegen das Kaisertum entsprang nicht aus der Opposition gegen die Kaiserpolitik, sondern aus persönlichen, dynastischen und partikularistischen Gründen. Als die Kaiserpolitik aufhörte, gewannen diese Motive das Übergewicht, und die Nation zerfiel in zahllose kleine Gruppen, die in kleinlichen Händeln um kleinliche Ziele miteinander rangen und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit fast verloren. Dieser kleinliche Geist hat uns im sechzehnten Jahrhundert die so großartig beginnende Kirchenreformation verdorben, die Nation auch noch konfessionell gespalten und sie im Dreißigjährigen Kriege fast dem

Verderben überliefert. Ein großes nationales Ziel wurde ihr erst wieder gesteckt, als sich das alte, einst so ruhmvolle heilige römische Reich deutscher Nation ruhmlos aufgelöst hatte: erst die Befreiung von der Fremdherrschaft, dann die nationale Einheit. Als beide Ziele erreicht waren, da gab es für uns kein großes, einigendes, begeisterndes Ideal mehr, denn die nunmehr in den Vordergrund tretende innere Politik, namentlich die Sozialreform, regte die innern Gegensätze viel mehr auf, als daß sie sie versöhnt und ausgeglichen hätte, wirkte also mehr spaltend als einigend. Erst die Weltpolitik hat uns ein neues, großes Ziel gesteckt; möge es dazu wirken, die politisch geeinte Nation auch innerlich immer mehr zusammenzuschmieden!

Eine Schwäche unsers Volkstums liegt allerdings darin, daß zu großen politischen Leistungen fast immer ein Anstoß von oben, eine monarchische Leitung nötig gewesen ist. Der Eintritt in die mittelalterliche Weltpolitik ist die persönliche That Ottos I., der Entschluß zur modernen ist die persönliche That Wilhelms II. Nicht immer den Bedürfnissen, wohl aber der allgemeinen Erkenntnis der Bedürfnisse ist die monarchische Leitung gewöhnlich vorausgeeilt. Der Zollverein war das Werk des absoluten preußischen Königtums und ist in weiten Kreisen des Volks aufs leidenschaftlichste bekämpft worden; die Grundlagen des neuen Deutschen Reichs sind der einen Hälfte von der andern mit Waffengewalt aufgezwungen worden, sie sind durchaus nicht seine Schöpfung; es hat nur am Aufbau und Ausbau geholfen. Kurz, so Großes unser Volk im einzelnen und in jeder Kulturarbeit geleistet hat, im Großen sind wir meist sehr klein gewesen, und das politische Elend, aus dem wir uns so mühsam und so spät erhoben haben, das haben wir lediglich selbst verschuldet. Es ist nicht überall so. Die englische Verfassung und das britische Weltreich sind viel mehr die bewußte Schöpfung des englischen Volks als einzelner großer Männer, und die neue nordamerikanische Weltpolitik fließt aus dem Willen des Volks der Union, dem die Regierung nur folgt. Bei uns ist es fast immer umgekehrt gewesen, denn die Kehrseite unsers tief innerlichen, idealistisch gerichteten und selbständigen Volkscharakters sind Doktrinarismus, Rechthaberei und Sondertümelei; unsre politische Befähigung ist darum zu allen Zeiten sehr gering gewesen, oder genauer genommen, sie hat sich fast immer nur in einzelnen bedeutenden Männern gezeigt. Auf ihnen beruht unsre politische Größe. Das ist unser Stolz, aber auch unsre Schwäche. Denn die Zukunft einer Nation wird viel mehr durch eine gleichmäßige politische Tüchtigkeit als durch einzelne große Männer verbürgt. Das sagt warnend und besorgt der Nachkomme eines der größten Feldherren der Befreiungskriege, Graf York von Wartenburg, der im Dezember vorigen Jahres im fernen China als Vorkämpfer der neuen deutschen Politik seinen Tod gefunden hat.

Es ziemt sich wohl, an diesem festlichen Tage auch solche Stimmen zu hören, denn patriotische Feste fordern nicht nur zur Freude und zum Dank, sondern auch zu innrer Einkehr, zur Selbstprüfung auf. Danken wir heute Gott, daß an der Spitze unsers jungen Reichs ein Kaiser steht, der ist und

sein will, was er heißt; seien wir aber auch dessen jederzeit eingedenk, daß ein Volk nur durch sich selbst groß bleibt. Rüsten wir uns darum, jeder an seiner Stelle, zu treuer Mitarbeit an der Zukunft, damit das zwanzigste Jahrhundert, dessen Ende keiner von uns erleben wird, eine Zeit deutscher Größe werde, und diese Größe als eine fest begründete, wohlverdiente erscheine. Das walte Gott!

Aus der Zeit des werdenden Bismarcks

2

Als Bismarck für Frankfurt ernannt wird, erwartet man in den Briefen ein Wort der Freude oder wenigstens der Befriedigung. Nichts davon. Er spricht von einem Joch und bedauert, daß er nun die Hoffnung auf ein glückliches Stillleben mit Frau und Kindern aufgeben müsse. „Mir ist ganz weinerlich — heißts einmal —, wenn ich an dies plötzliche Umwerfen unsrer harmlosen Pläne denke.“ Auf noch viel größere Abneigung scheint aber die Wendung bei der Frau und der Schwiegermutter gestoßen zu sein. Da muß er beschwichtigen, erinnert daran, wie oft sie geklagt haben, daß man von oben her nichts aus ihm machte, versichert, daß er es nicht gesucht habe, und als das nichts hilft, erklärt er fest: es wäre feig, abzulehnen. Das Amt halte er für unfruchtbar und dornenvoll, aber seine Berufung und Kleists gleichzeitige Ernennung zum Oberpräsidenten seien ein öffentliches Pfand dafür, „daß die Regierung wirklich und gänzlich der Revolution abgesagt hat.“ Also wie bei seiner Stellung zur deutschen Frage, sogar bis zur Billigung von Olmütz leitet ihn auch bei der Übernahme des Gesandtenpostens sein konservativ-monarchisches Gefühl. Aber wenn er dieses dem Familienfrieden und dem Familienglück voranstellte, so hatte das einen tiefern Grund. Der kommt in dem Brief vom 3. Mai 1851 zum deutlichsten Vorschein in der schönen Stelle: „Ich wiederhole, ich habe mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht.“

Gottes Soldat! Erinnert das nicht an Luther in Worms? Jedenfalls giebt das Wort den besten Schlüssel zu Bismarcks streitbarem und unbeugsamem Charakter, zu der Entschlossenheit und Zähigkeit, aus der seine Erfolge entsprangen. Wir wissen auch aus Bismarcks öffentlichen Reden, wie er in schweren Kämpfen stand hielt, weil er sich als Werkzeug der Vorsehung ansah, wie er aus diesem Grunde seinem alten Kaiser über die ernstesten Verstimmungen hinweg die Treue hielt, und mehr als einmal finden wir in den bekannten

Briefen an Roon und die nähern Freunde das rührende: „Wie Gott will," wenn er vor Niedergeschlagenheit über verhängnisvollen Unverstand zusammenbricht. Aber wie stark der Glaubensgrund, auf dem Bismarck stand, wirklich war, und wie sehr er sein Schicksal und seine Bedeutung bestimmt hat, das erfahren wir zum erstenmal aus diesen neuen Briefen an die Braut und Gattin. Unbedenklich darf man darin den Hauptwert, jedenfalls den biographischen, dieser Veröffentlichung sehen.

Auch in seiner Religiosität ist Bismarck originell, sie ist echt aber zugleich frei. Ein eigentlicher Kirchenchrist war er nicht, und er wahrte sich jederzeit und überall auf diesem Gebiete die eigne Meinung. Er kritisiert seine Leibprediger: „Büchsel höre ich übrigens doch lieber wie Knaak — heißt es am 29. März 1851 —; letzterer ist mir zu aufgeregt; wenn ich ihn gehört oder gesprochen habe, so macht er mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken; ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wasser." Auf Zureden der Frau macht er immer wieder Versuche. Aber, schreibt er, „er überspannt mir die Saiten," er liebt ihn persönlich, wünscht, es gäbe mehr solche Zeloten, doch seine Anschauungen über Weltlichkeit und Sünde kann er nicht teilen. Büchsel ist dabei ebenso weit entfernt, ihn vollständig zu befriedigen, die mangelhafte Vorbereitung seiner Kanzelreden stößt ihn ab. Die feinern konfessionellen Unterschiede lassen Bismarck gleichgiltig, er besucht unionistischen, lutherischen, kalvinistischen Gottesdienst je nach Gelegenheit mit gleicher Andacht. Im Bekenntnis war Schleiermacher sein Ausgangspunkt; daß später Baur und die Tübinger Schule auf ihn Eindruck gemacht haben, ergiebt der Brief vom 4. März 1847 — der längste der Sammlung, sieben Druckseiten. In ihm erklärt er, daß er nicht alles annehmen könne, was in der Bibel steht, und geht dann auf eine Kritik der Apostel im allgemeinen und der Paulinerbriefe im besondern ein. So begegnet sich Bismarck in seiner Stellung zu Kirche und Christentum ausnahmsweise in vielen Punkten mit den Liberalen. Aber er war keineswegs ein Freigeist im Sinne Lessings und der Aufklärung. Ob er alle vorgeschriebnen Wunder geglaubt hat oder nicht, ergiebt sich ja nicht aus den Briefen; in der Hauptsache war er das Muster eines im Glauben wandelnden, durch und durch religiösen, demütigen Menschen, der sämtliche Güter der Erde nicht einen Deut höher schätzte, als sie wert sind, seine eignen Thaten und Gaben mit seinen Mängeln und Fehlern abmaß, das eine als Geschenk des Herrn, das andre als Buße und Prüfung hinnahm. Fest stand ihm Gottes Regiment über die Welt und jeden einzelnen Bewohner, fest Erbsünde und ewiges Leben. In der Bibel war er bewandert trotz einem Theologen, las täglich in ihr, am fleißigsten die Psalmen. Und wenn einmal Gedanken frommer Christen beim Genuß des heiligen Abendmahls gesammelt werden sollten, müßte entschieden Bismarcks Beitrag aus dem Brief vom 25. Februar 1851 mit hinein.

Aus den „Gedanken und Erinnerungen" wissen wir, daß Bismarck lange Zeit den Pantheisten, vielleicht den Atheisten nahe gestanden hat. Er selbst setzt den Anfang seiner Bekehrung um das Jahr 1842 und führt sie auf den erneuten Verkehr mit seinem alten Schulfreund Moritz von Blanckenburg zurück. Die Stelle, wo diese Wandlung erzählt wird, ist der die Sammlung eröffnende, aus dem Dezember 1846 stammende Brief, worin er bei Herrn von Puttkamer auf Reinfeld von einem Stettiner Hotel aus um die Hand der Tochter anhält. Es ist ein sonderbarer Werbebrief. Die Hergänge, wie er von Gott und dem Gebet abkam und endlich wieder dazu, beschäftigen den Schreiber so sehr, daß er sich über seine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf die Erwählte ganz kurz faßt: Der Schritt, den ich thue — sagt er —, spricht darüber lauter und beredter, als Worte vermögen. „Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet und dem Segen des Herrn."

Daß aber an der Vollendung dieser Bekehrung Bismarcks Braut und Frau einen großen Anteil gehabt hat, ist längst bekannt und wird durch die neuen Briefe von frischem und stärker bestätigt. Kein Geburtstag der Gattin, kein wichtiger Vorfall in seinem Leben, soweit es von den Briefen berührt wird, worin er nicht immer wieder schaudernd seiner heidnischen Zeit gedächte. Von allem Glück, das die Ehe gebracht hat, ist ihm das höchste, daß er durch die Frau wieder zu Gott gelangte. Wenn unter den Koseformeln, in deren Erfindung er unerschöpflich scheint, die Anrede „mein Engel," mia angela und better half of myself oder d. h. of ours verhältnismäßig oft wiederkehrt, so scheint uns das mehr als ein Scherz." Der Einfluß der Frau ging aber selbstverständlich weiter. Es galt an Bismarck zu erziehen. Das vulkanische Temperament, das ein Teil seiner Stärke war, hat ihm und seiner nähern Umgebung auch viel das Leben erschwert. Er geriet sogar gegen Freunde wie Gerlach in Wut und Zorn und war sich dieser Schwäche wohl bewußt. Besonders offen und reuig spricht er in einem Geburtstagsbrief an die Schwiegermutter (15. Oktober 1850) von seinem trotzigen Herzen, von den Ecken, die abzuschleifen sind, freut sich, daß er im Laufe der Zeit der Mutter mit immer weniger Krieg und immer mehr Frieden so nahe gerückt ist wie außer Johanna niemand, und bittet Gott, den jähen Zorn und die Unfreundlichkeit, die zufälliger Verdruß leicht in seinem äußern Wesen zu Tage treten läßt, bemeistern zu helfen und sein erlöstes Teil an ihm so zu kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschlägt. „Gott wird ja beistehn, daß er Herr im Hause bleibt, und der andre sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er da auch mitunter thut, als ob er der Wirt wäre."

Nun gehört zum Erziehen Klugheit. Die hatte die Fürstin, das sieht man hinreichend aus ihren Bildern. Das andre mußte die Liebe geben und die Gottesfurcht. Denn die Naturen der beiden Gatten ergänzten sich nicht.

Bismarck war stark cholerisch, die Braut war zum mindesten nicht von der blonden Frauenart. Aus dem reichlichen Material zur Charakteristik der Fürstin, das in diesen Briefen vorliegt, hebt sich, vielleicht eine Folge der polnischen Abstammung der Puttkamers, als Hauptzug leichte Erregbarkeit heraus. Schon daraus, daß Bismarck seine Braut sehr gern neckt, sieht man, daß sie zur Schelmerei neigte. Aber bedeutend stärker muß ein Hang zur Melancholie gewesen sein. Bismarck kämpft oft in Scherz und Ernst gegen ihren Mangel an Selbstvertrauen. Es überfallen sie allem Anscheine nach Zweifel, ob sie für diesen Mann gescheit genug sei, ob er nicht in jeder Beziehung eine bessere Wahl hätte thun können. Da sagt er einmal (7. März 1847), es sei beleidigend zu glauben, daß er, der zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, zuletzt mit beiden Händen nach einer „Butterblume" gegriffen habe, und schließt, wäre er jetzt bei ihr, würde er ihr zu Füßen fallen und ausrufen: Jeannette, ich liebe Dir! Io ti voglio ben assai, I love you, je t'adore, mon ange! So hat auch Bismarck seine Braut und Frau erzogen. Man muß es aber in den Briefen selbst nachlesen, mit welcher Zartheit der eiserne Mann seine Wünsche und Forderungen zum Ausdruck bringt. Auch wo er, wie in Krankheitsfällen, bei der Kinderbehandlung ganz andre Ansichten hat und sich ärgert, daß nicht danach gehandelt wird, nirgends die Spur eines unfreundlichen Worts. Nur in einem Fall wird er oft ungeduldig, wenn er lange auf Briefe warten muß; er verzehrt sich da vor Unruhe — aber Vorwürfe auch hier nicht!

So wurde denn durch das Verdienst beider Teile diese Ehe ein idealer Lebensbund. Die kleinsten Sorgen und Freuden des Paars stehn in diesen Briefen so gut wie die größten. Er klagt seiner Johanna, deren Namen er in sieben Sprachen, oft gleich hintereinander zu münzen liebt, wenn ihm die Haushälterin in Schönhausen die Wurstscheiben zu dünn schneidet, ihr schildert er jede Blume, die ihn am Wege freut, mit demselben Eifer, mit dem er sie über die Verwicklungen hoher und niedrer Politik aufklärt. Überall, vielleicht mit Ausnahme von Bankgeschäften und Finanzverhandlungen, folgt sie ihm mit Verständnis, prüfend und wägend, oft in Frauenart Männerarbeit zur Herzenssache machend. So ist sie bis ans Ende sein höchstes Glück gewesen, wie er ihr höchster Stolz, die Unbill, die seinen Lebensabend trübte, ihr tiefster Schmerz und ein unsühnbares Leid war. So haben sie noch viele gesehen in Jena an jenem Julisonntag, als der Gewaltige auf der Tribüne am Markt vor einer vieltausendköpfigen Corona von Studenten und bemoosten Häuptern die Quittung abgab für die „Uriasbriefe." Dicht hinter dem redenden Gatten saß sie, seine Hand mit der ihrigen öfters berührend, Taschentücher zum Abtrocknen des Gesichts reichend, heiter lachend, als das Zitat aus „Götz" kam, oder ein andrer Ausfall die Kommissarien und Zentrumsleute vernichtete, vorwiegend aber besorgt und mit den Augen zum Schlusse mahnend. Und er, der damals noch straff und blühend wie ein Gardehauptmann durch die Reihen

schritt, drei Jahre darauf ging er in gebeugter Gestalt pflichtmäßig den vorgeschriebnen Spaziergang durch den Park von Friedrichsruh dahin. Das war sieben Monate nach dem Tode der Gattin, mit der er eins gewesen war, wie es nur selten Eheleute sind. Blitzte auch im Tischgespräch noch häufig die alte Frische und Kraft ursprünglich auf, die Näherstehenden hatten wohl Recht, wenn sie behaupteten, jetzt seufze er wie Wagners müder Wotan nach dem Ende, und bereite durch Unfolgsamkeit den Ärzten schwere Stunden.

Das ist von dem menschlichen Ertrage der neuen Briefe der eine Teil. Von ihm kommt die Hälfte auf Rechnung der Fürstin und trägt die Grundsteine zu einem Denkmal für sie herbei. Es kann danach nur eine Frage der Zeit sein, daß auch ihre Briefe veröffentlicht werden, oder daß ihr eine ausführliche, aus authentischen Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung gewidmet wird. Die eignen Kinder werden vielleicht der Ausführung dieses Plans Widerstand leisten, weil die Fürstin sich in ihrer Schlichtheit gegen einen solchen Gedanken gesträubt hätte.

Der andre Teil ist wichtig für manche Fragen, die der Entwicklung von Bismarcks Ausnahmenatur gelten. Den Umfang und die Größe der ihm von der Natur in Gemüt und Geist gelegten Begabung zu erkennen, bedurfte es keiner neuen Briefe. Es ist aber ähnlich wie mit Sonnenaufgang und Untergang. Wir werden bis zum letzten Tage nicht müde, sie zu bewundern. So freut man sich auch bei der Begegnung mit einem großen Manne immer wieder der Zeichen seines innern Reichtums. Solche tragen die Briefe an die Braut und Gattin in jedem Stück hinzu. Sein Humor, sein Übermut spielt hier fast noch frischer wie in den Briefen an Schwester Malwine. Die Anekdoten, die Karikaturen aus der höhern Gesellschaft zusammengestellt, würden ein hübsches Heftchen für sich allein geben, die Schilderungen von Land und Leuten in Heimat und Fremde, die zum erstenmal hier vorgelegt worden, sind ein Schmuck unsrer Nationallitteratur, die Züge, die das Bild eines auch körperlichen Kraftmenschen vervollständigen, in ihrer Art einzig. Alle die Zeichen der Größe sind aber hier so natürlich verbunden mit Äußerungen der Schlichtheit und besonders mit Beweisen des guten Herzens. Man lese nur, wie er als Deichhauptmann einen Beamten, der sich bei der Besichtigung verspätet hat, vornimmt und dann die Entschuldigung hört: eben sei ihm der einzige Sohn gestorben, wie er sich in Erinnerungen an die Knabenzeit — Geburtstag der Mutter, das Plamannsche Institut usw. — vertieft. Bei den Betrachtungen über das Gerippe seines Reitpferdes „Kaleb" und an andern Stellen ist eine starke Neigung zur Sentimentalität gar nicht abzustreiten. Ja, er teilt mit dem gemeinen Mann auch den Aberglauben: das plötzliche Stehenbleiben einer alten Uhr kann ihn tief erschrecken und mit schlimmen Ahnungen erfüllen (23. Februar 1847). Eine besondre Klasse des gemeinen Mannes war bekanntlich der Bauer, und thatsächlich hat einer der zahlreichen Interviewer, die im Sommer 1890 in Friedrichsruh zugelassen wurden, den Einfall gehabt, das Thema Bismarck als Bauer durchzuführen.

Daß etwas Richtiges in diesem barocken Gedanken steckt, beweisen die neuen Briefe sehr stark. Seine Unabhängigkeit und Urwüchsigkeit verdankt Bismarck zum großen Teil dem Umstande, daß er die entscheidenden Entwicklungsjahre fern von der Großstadt verbrachte. Das Landleben war auf die Richtung seines Charakters und noch mehr seiner Bildung von demselben Einfluß, wie der religiöse Sinn seiner Frau auf die Weltanschauung, die ihn beseelte. Hier erwarb er sich die Freiheit von Moden jeder Art und das ungeheure Wissen auf erstaunlich vielen Gebieten. Unberührt von den Lockungen schaler Geselligkeit stellte er sich für seine freie Zeit ein geistiges Pensum, wie es nur wenige jemals bewältigt haben. Die frische Luft in Wald und Feld nahm den Tagesfragen, wenn sie bis Kniephof und Schönhausen kamen, alle künstliche Hitze und ließ ihn kühl und klar zum richtigen Maßstab greifen, wo die andern übertrieben und verkleinerten. Was Bismarck in den Jahren, wo er die väterlichen Güter wieder in die Höhe brachte, alles studiert hat, das erfahren wir in diesen neuen Briefen zum erstenmal. Die Naturwissenschaften sind darunter, die Chemie vor allem brauchte er für die Wirtschaft; zu seinem Vergnügen trieb er neue Sprachen. Nach Tisch ruht er sich immer mit einer Grammatik aus und freut sich, als er die Braut auch spanisch und polnisch begrüßen kann. Neben den Sprachen stand die Geschichte und — was viele frappieren wird — ein außergewöhnliches Quantum Poesie. Daß er unsre Klassiker und Shakespeare im Kopfe hatte, ist nichts neues. Aber der Braut teilt er Monate hindurch lange Gedichte und Auszüge aus englischen und französischen Dichtern mit. Byron liebt er, von Thomas Moore hat er eine geringe Meinung. Von den Deutschen bevorzugt er die Melancholiker, Lenau voran. Er hat auch Jean Paul gelesen, aber sein Hauptfach bleiben die reimenden Lyriker. Von da ists nicht weit zur Musik. Man hört zuweilen: Bismarck sei unmusikalisch gewesen. Dem widerspricht schon, daß er in Frankfurt, in Berlin, in Friedrichsruh gern Musiker zu sich einlud, nicht bloß der Fürstin zuliebe, die ja selbst vorzüglich Klavier spielte. Sondern er ging dabei nach seinem eignen Geschmack und hielt sich an das Phänomenale. Große Stimmen wie Karl Hill, Emil Scaria hörte er gern, von Instrumentalvirtuosen Joseph Joachim. In den von früher bekannten Briefen an die Gattin und die Schwester ist viel von Beethovenschen Sonaten die Rede. So auch hier. Daneben aber auch von Schubertschen Liedern, von ungarischer Musik, von Don Juan, von Morlachischen Messen, von musikalischen Herren und Damen in der Diplomatenwelt; mit Moll- und Durtonarten operiert er viel zur Verdeutlichung von Stimmungen. Daß er aber in der Musik ein Urteil hatte, durch das er manchen Fachmann beschämen könnte, bezeugen zwei merkwürdige Stellen. Die eine spricht sich für Beschränkung des Gemeindegesangs zu Gunsten guter Chormusik in der Kirche aus (10. September 1849), die andre schildert, wie Meyerbeer in einem Zimmer über Bismarck am Klavier „kranke, wütende Musik“ komponiert, immer je zehn oder zwölf Takte, die er fortwährend wiederholt und ändert (1857).

Auch die Lücken der geistigen Interessen, die in den Briefen hervortreten, sind charakteristisch für Bismarcks Anlage und für den Einfluß des Landlebens auf seine Entwicklung. Von Philosophie ist nicht viel die Rede, Spinoza, Feuerbach werden erwähnt, Hegel nennt er unverdaulich. Das litterarische Jungdeutschland schenkt er sich vollständig. Den bildenden Künsten hat er nur einmal, auf der Pariser Ausstellung, ein Stündchen gewidmet, sonst scheinen ihn weder in Wien, noch in Pest, Paris, Petersburg, Amsterdam die Museen gelockt zu haben. Er brauchte das nicht, den Bedarf an Plastischem hatte die Natur aus erster Hand bei ihm gedeckt. Wo er sich umsah, sogar wenn er in Meer und Fluß herumschwamm, faßten Auge und Kopf spielend leicht die schönsten Bilder.

Auch nicht einmal in den gröbsten Umrissen läßt sich der Inhalt der neuen Bismarckbriefe erschöpfen. Man könnte tagelang daraus erzählen und kommt nur zu dem Ergebnis: Wer etwas ähnliches wie eine kleine Hausbibliothek hat, der stelle sie hinein! Bei einer neuen Auflage bitten wir um ein Register.

Ruhm und Lebensdauer

Ein Mann, der keineswegs immer bereit war, die Gegenwart zu loben, W. H. Riehl, äußerte gelegentlich, es zeige sich bei der gegenwärtigen Generation ein erfreuliches Bedürfnis der Gerechtigkeit darin lebendig, daß man keinem sein Denkmal vorenthalten wolle, der eines solchen würdig sei. Vielleicht spricht in Wirklichkeit bei der Neigung zum Denkmalsetzen und Gedenktagfeiern doch noch andres mit als der edle Trieb, jedem das Seine zuzuerkennen; ebenso wie sich bei dem so reichlichen Interesse an den Lebensumständen und Charakterzügen der berühmten Menschen oft mit der edeln Wißbegierde die ganz unedle Neugierde verbindet. Dem gegenüber ist es eine äußerst harmlose Frage, die nicht allzu oft gethan zu werden scheint, und deren Beantwortung auch mit der Gerechtigkeit etwas zu thun hat, nämlich die Frage, welches Lebensmaß denn eigentlich den einzelnen, deren Lebensgabe uns so bedeutend ist, zugemessen wurde, in welcher Spanne Zeit sie das geleistet haben, was wir ihnen verdanken, ob sie sich ruhig entfalten und ausleben durften oder vor dem früh nahenden Verhängnis eilend und bebend zu schaffen hatten, was ihnen auf der Seele lag. Freilich, von einer Anzahl der Berühmtesten weiß man es ja sehr wohl, man kann seit seiner Schulzeit deren Lebensjahre aufzählen, bei andern könnte man sie leicht berechnen. Aber eine vielseitigere Zusammenstellung und Vergleichung kommt uns nicht gerade leicht in den Sinn. Vielleicht leiht man also das Ohr, wo eine solche Rechnung einmal versucht wird.

Beim studentischen Kommers kommt gewöhnlich eine Stunde, wo die jüngern Semester auf die ältern ihre Salamander reiben. Und wenn dann die Zahl der sogenannten akademischen Semester steigt, wird die Zahl der Zusammengehörigen immer geringer, und immer mehr scheinen die eigentlichen Repräsentanten doch aus einer jenseitigen Welt herüberzuschauen. Es wird nicht ebenso sein, wenn wir die Altersgenossen unter den Berühmten der Reihe nach vor unserm Blick vorbeiziehn lassen, aber wehmütige Empfindungen werden auch da mit einziehn, nur daß sie hier den Jünglingen gelten, nicht den Greisen. Mit diesen Greisen wollen wir hier beginnen, und die spärlichen jungen sollen den Beschluß machen; denn wie wenigen ist es zu teil geworden, daß sie als Jünglinge zu Reife und Ruhm gelangten!

Die Römer betrachteten, in ihrer alten Zeit wenigstens, neunzig Jahre als das volle Maß eines Menschenlebens. Dieses lebensstarke Bauernvolk machte große Ansprüche an die Natur; wie oft sie dort erfüllt wurden, wissen wir nicht. Die Zahl der Neunzigjährigen, die der einzelne von uns im Laufe seines Lebens persönlich kennen lernt, ist ganz gering. Und am häufigsten sind es Leute von geringer Geistesthätigkeit, von gleichmäßig still verlaufendem Leben. Die andern, die eine gewaltige Geistesarbeit leisten, wie wenig haben sie Aussicht, daß ihre Kraft so über das Maß hinaus aushalte! Gleichwohl sind unter den Berühmtesten deren gar nicht wenig, die ihr Leben auf neunzig Jahre gebracht haben und auf mehr als neunzig. Vielleicht ist es doch auch nicht so ganz Zufall: eine besondre Fülle von Lebens- und Leistungsdrang und ein besondres Maß von allgemeiner Lebenskraft stehn am Ende doch in verständlichem Zusammenhang. Alle überragt an Länge des Lebens der große französische Chemiker Chevreul, der von 1786 bis 1889 lebte und also ein Alter von hundertunddrei Jahren erreichte. Ihm kommt nahe der ehemals gefeierte französische Schriftsteller Fontenelle, dem bei seinem Tode im Jahre 1757 nur ein Monat an dem Lebensmaß von hundert Jahren fehlte. Der große griechische Redner Isokrates wäre vielleicht noch älter geworden, wenn er sich nicht im Jahre 338 v. Chr. G. nach der Schlacht bei Chäronea im Alter von achtundneunzig Jahren selbst den Tod gegeben hätte. Neunundneunzig Jahre ist auch Tizian alt geworden, der 1576 zu Venedig starb, und der also für dieses menschliche Erdenleben selbst so gut ausgestattet war, wie er Gestalten von üppigster Lebensfülle und Lebensfreude wieder und wieder gemalt hat. Diesen ungefähr Hundertjährigen gegenüber mögen denn die mit neunzig Jahren Verstorbnen schon fast als zeitig Geschiedne erscheinen. Drei gute deutsche Schriftstellernamen kommen uns da zugleich in den Sinn: Ernst Moritz Arndt und Leopold Ranke, die beide ins einundneunzigste Jahr gelangt sind, und Alexander von Humboldt, der neunzig fast vollendet hat. Und ihnen könnte man ja auch Moltke zurechnen, der unter die guten deutschen Schriftsteller so gewiß gehört wie unter die besten Heerführer, und der seinem Kaiser Wilhelm — dem fast voll einundneunzigjährig Geschiednen — an Lebensalter ganz nahe gekommen ist. Aus dem Altertum ist uns von Xenophon

wie von Sophokles berichtet, daß sie das Maß von neunzig erreichten. Von großen Künstlern ist auch Michelangelo fast neunzigjährig geworden; wenigstens neunundachtzig hat er erreicht, und auch bei ihm will uns ein Zusammenhang zwischen der ungeheuern Vollkraft seiner genialen Natur und der körperlichen Lebenskraft fühlbar werden.

Nicht wesentlich jünger ist 1867 Meister Ingres geschieden, nachdem er es auf siebenundachtzig Jahre gebracht hatte. Und achtundachtzig sogar sahen die Franzosen Xavier de Maistre, der Verfasser des reizenden Voyage autour de ma chambre, und Mignet, der Historiker der großen Revolution. Aber die Zahl der Leute, die das biblische Höchstmaß von achtzig Jahren erreicht und überschritten haben, darf im ganzen wirklich groß heißen. Ohne hier alle aufführen zu wollen, deren Namen bekannt genug sind, gedenken wir sicherlich zweier, die dasselbe Maß von vierundachtzig Jahren vollendet haben, nämlich Voltaires und Benjamin Franklins. Dieselbe Zeit ist unserm Peter von Cornelius vergönnt gewesen. Dreiundachtzig hat bekanntlich Bismarck überschritten, und genau so alt wie er ist der französische Dichter geworden, der in den Augen vieler seiner Landsleute und wohl in seinen eignen als der größte des Jahrhunderts galt, Victor Hugo. Ganz nahe kommen ihnen an Jahren der Maler Tintoretto († 1594 mit zweiundachtzig Jahren), unser liebenswürdiger Dichter Karl von Holtei und sein noch etwas älter gewordner Kunstgenoß und Gönner Wolfgang Goethe. Und ganz nahe kommen diesen auch Grillparzer und Pestalozzi (beide einundachtzigjährig) und mit ihnen gleich aus einem andern Jahrhundert Hans Sachs und Lucas Cranach und aus einem andern Jahrtausend der göttliche Plato. Aber das achtzigste Jahr wenigstens haben noch überschritten oder erreicht die Franzosen Saint Simon und Charles Rollin, Littré und Thiers, der englische Dichter Wordsworth, und von deutschen Dichtern Wieland, Tieck und Graf Schack, Julius Sturm, Klaus Groth und Theodor Fontane, von deutschen Philosophen Kant und Schelling. Sehr nahe an achtzig gelangten Klopstock, Gottfried Kinkel, Gustav Freytag und die Franzosen Le Sage und Chateaubriand. Auf achtundsiebzig brachten es A. W. von Schlegel, Jakob Grimm und Friedrich Rückert, nebst Heinrich Laube, ebenso wie Lamartine und der große Corneille in Frankreich und der grundgescheite Swift in England; auf etwa siebenundsiebzig Bossuet, Haydn und der jüngst verstorbne Max Müller. Genau in die Mitte der siebzig gelangten die zwei urgesunden Niederdeutschen J. H. Voß und Matthias Claudius, und ebenso die schwäbischen Freunde Uhland und Kerner und Karl Gerok in ihrem Gefolge, auch der benachbarte Gottfried Keller, und natürlich noch manche andre berühmte Leute: denn in dem Maße, wie die Lebensjahre zusammenschmelzen, können wir nicht mehr daran denken, sie alle aufzuzählen. Doch immer stehn wir ja noch auf schöner Höhe: zu denen mit fünfundsiebzig kämen verschiedne vierundsiebzigjährige, wie Händel, Lafontaine, oder Friedrich der Große, oder Gluck, oder W. H. Riehl — eine sehr ungleichartige Gruppe in der That! Aber bekanntlich gruppiert der Sensenmann überhaupt seltsam und

unterscheidet nicht lange, ja er wirft die Menschen noch in ganz andrer Mischung durcheinander. Und zuweilen ist doch auch sein Zögern Grausamkeit. Auch Hölderlin hat bis ins vierundsiebzigste Jahr gelebt, aber zwei Drittel dieser langen Bahn in Geistesnacht hindämmernd.

Und nun eine fernere Reihe von solchen, die das biblische Maß der siebzig überschritten oder doch fast erreicht haben: da sind Wilibald Alexis und C. F. Meyer, Görres und Roquette und Schopenhauer, Mörike und Th. Storm, Anastasius Grün und B. Auerbach und Matthisson, Paul Gerhardt und Albrecht von Haller, Fritz Stolberg und Eichendorff Altersgenossen, um hier nur bei deutschen Schriftstellern zu bleiben. Ein wenig hinter ihnen zurück bleiben W. von Humboldt, Geibel und Redwitz, die achtundsechzig Jahre alt wurden, Gottsched und Gutzkow mit siebenundsechzig, J. P. Hebel und Freiligrath — ebenso wie Milton, Montesquieu und Rousseau — mit sechsundsechzig, Sebastian Bach — gleich Hume und Bacon — mit fünfundsechzig. Immer muß das noch ein voll ausgelebtes Menschenleben heißen, denn es ist ja nur einer bescheidnen Minderzahl der Menschen dieses Alter zu vollenden vergönnt. Freilich, vom Greisenalter gar nichts mehr kosten zu sollen (denn es hat doch auch seinen Wohlgeschmack, wie nicht bloß Cicero und Jakob Grimm schön dargelegt haben, sondern auch zahllose Unberühmte ihnen nachfühlten), das bedeutet einen Abzug am Leben — so wenig es auch den jugendlichen Menschen auszumachen scheint, ob man nun bis zum sechzigsten oder fünfundsechzigsten Jahre weiter schleiche. Die Grenze des vollendeten sechzigsten Jahres haben wenigstens noch überschritten J. V. von Scheffel, Georg Ebers, und ein wenig weiter H. von Treitschke, gleichaltrig mit dem Philosophen Hegel und mit Walter Scott; etwas noch über zweiundsechzig hinaus gelangte auch Jean Paul und gelangte Luther; auch Aristoteles ist nicht älter geworden, und mit dreiundsechzig sind Rembrandt, Rubens, Fénelon, Melanchthon gestorben. Herder hat nur neunundfünfzig Jahre gesehen, ebenso wie Hamerling, wie Racine, wie Macaulay, und noch etwas weniger Dickens.

Als ein besonders kritisches Stadium für Männer muß das Alter um siebenundfünfzig erscheinen. Was hier dem einzelnen von uns die Erfahrung in seinem eignen Lebenskreise zeigt, spiegelt sich auch in der Geschichte der berühmten Menschen wieder. Als solche, die um diese Zeit erlegen sind, seien von allbekannten Namen angeführt: Dürer und Beethoven, Friedrich Schlegel, Gustav Schwab, Chamisso, Heine, Gibbon, Canning, Calvin. Es ist ja auch die Lebensgrenze unsers Kaisers Friedrichs III. geworden. Man kann immerhin sagen, daß die zu geistigem Schaffen berufnen Männer mit diesem Alter ihren vollen Sommer und auch Herbst gekostet haben; auf der Höhe der Mannesreife sind sie eine geraume Zeit hingeschritten, nach der engern römischen Lebensteilung haben sie den größten Teil des Mannesalters durchmessen dürfen, und gerade von Künstlern und Dichtern wird man nicht sagen können, daß sie da vorzeitig gestorben seien. Anders steht es schon mit den Zahlreichen, die an einer frühern, ebenfalls sehr kritischen Stelle der Lebensbahn

scheiden mußten, nämlich in dem Alter von zweiundfünfzig, das mehr als das andre vollkräftig erscheinende Männer rasch hinwegzuraffen pflegt. So ist denn dies auch die Lebensgrenze geworden für eine stattliche Reihe der ersten Namen: für Shakespeare, der, wenn nicht wirklich, so doch ungefähr an seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag gestorben ist, für Lessing, dem nur einige Wochen mehr beschieden waren, für Molière, der nicht einmal ganz dieses Maß erreichte, für Raphael Mengs und Fichte, für La Bruyère und Balzac, für Frau von Staël und Annette von Droste-Hülshoff, für Joseph II. und Napoleon I., und natürlich für zahlreiche andre, die wir nicht alle aufsuchen wollen. Auch Winckelmann wäre hier zu nennen, der freilich nicht natürlichem Tode, sondern schnödem Morde zum Opfer fiel. Etwas knapper noch wurden Hebbel und Anzengruber und Achim von Arnim von der Parze bedacht.

Und dann kommt die große Reihe derer, die das halbe Jahrhundert nicht vollenden durften, die als Männer auf der Höhe des Lebens, in den vierziger Jahren, hinweg mußten. Es ist nicht Zufall, daß unter ihnen verhältnismäßig viel Gestalten aus dem siebzehnten Jahrhundert sind: die Zeit des großen Elends für uns Deutsche scheint sich auch darin zu spiegeln, daß mehr Männer in mittlern Jahren sterben mußten als sonst. Zu Namen wie Gryphius und Lohenstein, die beide nur achtundvierzig Jahre erreichten, wären zahlreiche namentlich von geistlichen Liederdichtern zu fügen. Aber wenn wir den Blick weiter umhersenden, so tauchen da auf — es erheben sich gewissermaßen an ihrem Geistertische — die Gestalten von Lenau und Schubart und Seume, von E. T. A. Hoffmann und Bürger und Robert Schumann, von Alfred de Musset, Addison, Fielding, dem jüngern Pitt, Zwingli, und wenn wir noch etwas weiter hinabgehn (denn alle die Genannten haben es auf achtundvierzig, siebenundvierzig, sechsundvierzig Jahre gebracht), Oliver Goldsmith, der denselben Geburtstag wie Schiller hatte und auch dasselbe Lebensalter erreicht hat, $45^1/_2$ Jahre. Schiller schied ungefähr in dem Augenblicke, wo er nach altrömischer Anschauung anfing unter die Männer zu zählen, er hat der Erde fast nur als juvenis angehört, und seine unversiegliche innere Jugend wird hoffentlich auch unsern künftigen Geschlechtern helfen, innerliche Jugend zu bewahren. Aber klagen müssen wir um seinen frühen Tod, so oft wir seiner gedenken, denn nichts deutete auch nur von fern auf ein Versiegen seiner Kraft. Nur vierundvierzig Jahre hat Ewald von Kleist gelebt, der in der Schlacht bei Kunersdorf sein Ende fand, und dasselbe Maß war Immermann und Feuchtersleben beschieden, wie ehedem auch dem großen Spinoza, etwas weniger noch in unsrer Zeit dem liebenswürdigen Karl Stieler, und im Beginn der vierziger Jahre mußte einst Martin Opitz scheiden, wie auch sein herrlicher Zeitgenosse Anton van Dyck, und wie dessen älterer Kunstgenosse Andrea del Sarto, und wie der Komponist von Zampa, Herold. Correggio ist nur eben vierzig Jahre alt geworden.

Aber immer jüngere Gruppen erheben sich miteinander vor unsern wehmütigen Blicken: es kommen nun die, denen die Schwelle der vierzig zu betreten nicht erlaubt war, von edeln alten und neuen teuern Namen: Pascal

nebst Florian, Georg Forster und Platen, Weber und Chopin, der Franzose Henri Murger und Max Schneckenburger, und wenn es erlaubt ist, einen nicht geist- und thatenreichen, durch sein Leiden unsterblichen König hinzuzufügen: Ludwig XVI., der im Alter von neununddreißig zum Schafott hinaufstieg. Nicht neununddreißig hat Felix Mendelssohn-Bartholdy voll erreicht; siebenunddreißig wurde zur Grenzzahl für das Leben zweier der Höchstbegabten: für Raphael und Robert Burns (und übrigens auch, um wieder einen König mit großem Schicksal anzureihen, für Karl XII. von Schweden). Mit sechsunddreißig schon erlosch Byrons Stern, noch ein wenig früher (mit 35½) verstummten Mozarts unerschöpflich strömende Klänge, und in demselben Alter einst auch die starke Stimme Ulrichs von Hutten. So ist auch der edle Max von Schenkendorf nur vierunddreißig Jahre alt geworden (er starb genau an seinem Geburtstag), und in demselben Alter hat Heinrich von Kleist der Welt Valet gesagt. Der Sänger der Griechen- und der Müllerlieder, Wilhelm Müller, wurde, wie der Komponist der Norma, Bellini, nicht über dreiunddreißig Jahre alt, wie übrigens bekanntlich auch dem Welteroberer Alexander kein größeres Maß verliehen war; noch jünger ging der hochbegabte André Chénier in Paris dem Richtbeil entgegen, und in demselben Alter (mit zweiunddreißig) ist zu Wien Franz Schubert gestorben. Als Shelley bei Spezia verunglückte, war er eben dreißig Jahre alt, und nicht älter ist unser Paul Fleming geworden, Marlowe ist nur in das dreißigste Jahr gelangt.

Drei edle deutsche Dichter, die den Keim frühen Todes in der Brust trugen, mußten mit achtundzwanzig Jahren von hinnen scheiden, Novalis, Hölty und der Dichter der Bezauberten Rose, Ernst Schulze. Zu derselben Grenze ist auch der talentvolle Dichter aus einer nüchternen Zeit gelangt, von dem das Wort gesagt worden ist: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten," Joh. Christ. Günther († 1723). Den andern war es nicht durch eigne Schuld zerronnen, ihr schleichendes Verhängnis raffte sie hinweg; so in noch früherm Alter den Dichter des Lichtenstein und der Bremer Ratskellerphantasien, Wilhelm Hauff, der 1827 mit nicht ganz fünfundzwanzig Jahren starb. Bei solchem Tode fügt sich denn die Poesie des frühen Sterbens zu der, die die Seele des Dichters selbst erfüllte und verschönte. So ist ja auch Theodor Körners Jugendgestalt von doppeltem Lichtschein umflossen, sein jäher Tod im Gefecht mit kaum zweiundzwanzig Jahren hat ihm die Unsterblichkeit voller gesichert. Ein sehr ungleiches Paar ist es, das da zusammen durch die Erinnerung der nachwachsenden Geschlechter schreitet, ähnlich dem Sängerpaar in Uhlands schöner Ballade, „der Alte mit der Harfe" und „ihm kühn zur Seite der blühende Genoß," die beiden volkstümlichsten Freiheitssänger, Arndt und Körner. Jünger ist keiner unter denen gestorben, die einen allbekannten Dichter- oder Künstlernamen unter uns Deutschen tragen. Noch weit jünger freilich starb drüben in England der hochbegabte arme Thomas Chatterton, sich selbst vergiftend, um der elenden äußern Lebensnot zu entrinnen, im Alter von 17¾ Jahren (1770). Er wird trotz der knappen Lebensspanne unvergeßlich sein; aber vergessen sollte

man auch nicht die hochbegabte deutsch-russische Dichterin Elisabeth Kulmann, die, als sie 1825 im Alter von kaum 17½ Jahren — nicht viel glücklicher als der junge Chatterton — starb, poetische Werke von kaum begreiflicher Fülle (in mehr als einer Sprache) hinterließ.

Da sind wir nun gleichsam über einen Friedhof gewandelt und haben Grabsteine links und rechts gelesen, nicht von allerlei guten und mittelmäßigen Menschen, von denen die Liebe nun sagt, daß sie hier ruhen in Gott, sondern von solchen, die in dem erinnernden Bewußtsein der Menschheit ruhen. Wie das Maß ihres Ruhmes ungleich ist, so eben auch das Maß der Spanne Zeit, in der ihnen vergönnt war, Ruhm zu erarbeiten: erarbeiten wollen wir nur getrost sagen, denn auch die Hochbegabten haben doch ringen müssen, um etwas zu werden. Manche, die kurz zu leben hatten, würden sich in längerer Erdenfrist gewiß zu größern Höhen gehoben haben, andre haben wohl auch in beschränkter Lebenszeit doch der Welt ihr Vollmaß dargeboten.

Aber noch eins ist in der Welt der großen Geister ungleich, mindestens so ungleich wie die Lebensdauer der einzelnen, nämlich das Lebensalter, wo sie ihre ruhmwürdigste Leistung hervorbrachten, wo sie auf der Höhe ihrer Kraft angelangt sind. Das vergleichend zu überschauen, mag leicht interessanter erscheinen als der Rundblick über die Grenzen des Gesamtlebens. Der Ruhm manches Berühmten würde nur steigen, wenn man sich vor Augen hielte, in welchem Stadium des Lebens er begründet worden ist. Allgemein weiß man — namentlich von den großen Dichtern — dies und jenes: wie Schiller wenig über zwanzig Jahre alt die Räuber vollendete, oder Goethe ungefähr in demselben Alter den Götz, oder Klopstock mit vierundzwanzig Jahren die drei ersten Gesänge des Messias usw. Auch daß Lessings Nathan das Bekenntnis eines Fünfzigjährigen ist, und vielleicht, daß Kants Kritik der reinen Vernunft erst dem hoch in den Fünfzigern stehenden reifte, oder daß Schelling als noch nicht Zwanzigjähriger seine philosophischen Veröffentlichungen begann und in dem nächsten Jahrzehnt die Fülle seiner originalen Gedanken ausströmte: dergleichen behält sich leicht. Und so trat in der Zeit der Renaissance ein Picus von Mirandola — Philosoph und Theolog, Geschichtsforscher und Liebesdichter — mit dreiundzwanzig Jahren der ganzen gelehrten Welt seiner Zeit gegenüber; Melanchthon war wenig älter, als er mit seinen loci theologici die maßgebende Glaubenslehre des Luthertums aufbaute. Doch auch das bedeutend mächtigere Werk Calvins, die Institutio christianae religionis, ist von ihm als einem erst Siebenundzwanzigjährigen vollendet worden.

Wie blutjung waren manche der berühmtesten Feldherren, als sie ihre großen Schlachten gewannen! Mit zweiundzwanzig Jahren trug der Prinz von Condé seinen glänzenden Sieg bei Rocroi davon, mit vierundzwanzig gewann Don Juan d'Austria die Seeschlacht bei Lepanto, mit achtzehn Karl XII. nach vielen andern seinen großen Sieg bei Narwa; auch Hannibal hat fast alle seine großen Schlachten als ein Jüngling in den zwanziger Jahren gewonnen, von Alexander dem Großen und Napoleon zu schweigen. Doch ebenso wie Napoleon standen fast alle die berühmten Generale der französischen

Revolution, Hoche, Desaix usw., und ähnlich die berühmten Marschälle des Kaiserreichs im Alter unsrer Unterleutnants. Auch die Staatsmänner fehlen nicht, denen in ganz jungen Jahren, noch ehe sie eigentlich Männer heißen konnten, die gewaltige Verantwortung einer großen Landesregierung auferlegt wurde, und die nicht stümperhafter geblieben sind als die bekannten „Fünfziger, die die Welt regieren.“ In der That war dies ja das Lebensstadium, worin Richelieu oder Pombal oder Stein oder Bismarck ihre kraftvollste Thätigkeit übten; aber Pitt der Jüngere stand mit zweiundzwanzig Jahren an der Spitze des englischen Ministeriums, Moritz von Oranien wurde gar mit siebzehn Nachfolger seines großen Vaters. Und bei manchen Staatslenkern, denen es übel gelang mit dem ihnen obliegenden Werk, denkt man wohl nicht immer daran, wie wenig ihre Lebensjahre die Weisheit nahe legten, deren sie bedurft hätten.

Vielleicht zeigen alle diese glänzenden Beispiele nur, wie Großes im Menschen wohl geweckt werden kann durch große Gelegenheiten! In der That, der rechten Konstellation bedürfen auch die Naturen von so außerordentlicher Tüchtigkeit. Und sogar die, deren Leistung in natürlicher, freier Weise aus dem Innern hervordringt; die Dichter und Künstler, können eines guten Sterns, können der rechten Berührungen, der rechten Anregung oder auch Erschütterung nicht entbehren. Aber sicher erscheint es bei ihnen weniger wunderbar, wenn sie sich auf sehr verschiedner Altersstufe in gleich wertvoller Weise schöpferisch bewähren. Vielleicht ist eine Produktion wie die dramatische doch noch am ehesten an die Jahre der vollen männlichen Kraft gebunden; es ist wohl nicht Zufall, daß der praktische Shakespeare sich mit etwa achtundvierzig Jahren von der Bühne zurückzog, um in Stratford beschaulich hinzuleben: wie weitaus die meisten der wirkungsvollen Dramen der mittlern Periode der vollen Mannesreife entstammen, ließe sich leicht aus allen Litteraturen nachweisen, wenn es nicht zu natürlich wäre, sodaß es keinen Nachweis herausfordert. Doch auch diese Regel hat das Genie oft genug durchbrochen, und noch weniger ist die Herzenssprache der Lyrik irgend einem Lebensalter versagt. Nur ists eine verschiedne Art von Blüten, die da nacheinander im Garten sprießen, etwa in der Folge, wie sie in der Natur der Lauf des Jahres vom Frühling bis zum Herbste bringt.

Manche Verwundrung würde doch hier, wie bei andern Gebieten, den überkommen, der die thatsächliche Altersstufe des Schaffenden vergliche mit dem Wesen und dem Werte des Geschaffnen. Manche Zahl würde überraschen. Aber Zahlen gehäuft — müssen ermüden, und so sei die Geduld der Leser nicht weiter auf die Probe gestellt.

W. Münch

Zur neuen Kanalvorlage

Die neue Kanalvorlage, oder wie man sie offiziös nennt: „die wasserwirtschaftliche Vorlage"*) ist im preußischen Abgeordnetenhause in erster Lesung mit einer von vornherein zu erwartenden Reserve beraten und einer Kommission zur weitern Verarbeitung überwiesen worden. Wann und in welcher Gestalt sie aus den Kommissionsberatungen hervorgehn wird, darüber erlaubt die Plenarverhandlung so gut wie keine Schlüsse. Wenn auch selbstverständlich nach dem weitgehenden Entgegenkommen, zu dem sich die Krone den kanalgegnerischen Mehrheitsparteien gegenüber seit der Ablehnung der ersten Vorlage bereit gefunden hat, der Ton der Opposition etwas friedlicher und freundlicher war als 1899, so haben sich ihre Redner doch gehütet, auch nur den guten Willen zur Bewilligung der Hauptsache, des Mittellandkanals, irgendwie anzudeuten. Wir sind auch jetzt überzeugt, daß der Kanal doch gebaut wird, und es bestimmen uns dazu heute wie vor zwei Jahren die bisher unwiderlegten sachlichen Gründe, die die Staatsregierung schon damals ins Treffen geführt und jetzt nach eingehender Nachprüfung wiederholt hat, nicht aber irgend welche Veränderung in der Stellung der Parteien zu der Sache oder etwa gar die in der neuen Vorlage angewandte veränderte Taktik der Regierung.

Der Inhalt des neuen Gesetzentwurfs ist in der Hauptsache folgender: Die Gesamtsumme der Geldmittel, zu deren Aufwendung die Staatsregierung die Ermächtigung nachsucht, beläuft sich auf 389010700 Mark, während in der Kanalvorlage von 1898/99 nur 260784000 Mark verlangt wurden. Es werden also jetzt 128226700 Mark mehr gefordert. Dem Verwendungszweck nach zerfallen die Forderungen in zwei Gruppen, die scharf unterschieden werden müssen.

Die *erste Gruppe* betrifft die *Herstellung und Verbesserung von Wasserstraßen*, und zwar 1. des *Rhein-Elbekanals* mit 260784700 Mark; 2. des *Großschiffahrtswegs Berlin-Stettin* mit 41500000 Mark; 3. der *Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel* sowie der *Schiffahrtsstraße* der *Warthe* von der Mündung der Netze bis Posen mit 22631000 Mark; 4. des *Schiffahrtwegs zwischen Schlesien und dem Oder-Spreekanal* mit 4100000 Mark. Das sind zusammen 329015700 Mark, wovon die unter 1 geforderte Summe mit der Gesamtforderung der Kanalvorlage von

*) Sympher, Die wasserwirtschaftliche Vorlage. Berlin, Mittler und Sohn, 1901. Eine fast wörtliche Wiedergabe der amtlichen Drucksachen.

1898/99 zusammenfällt, sodaß also allein für diese erste Gruppe der Verwendungszwecke 68231000 Mark mehr als 1898/99 verlangt werden.

Die zweite Grupe betrifft die „Beteiligung des Staats" an folgenden Projekten der Landeskultur: 1. an der Verbesserung der Vorflut in der untern Oder bis zu 40989000 Mark; 2. an der Verbesserung der Vorfluts- und Schiffahrtsverhältnisse in der untern Havel bis zu 9670000 Mark; 3. an dem Ausbau der Spree bis zu 9336000 Mark; zusammen bis zu 59995000 Mark für die zweite Gruppe, wovon in der Kanalvorlage von 1898/99 noch nichts enthalten war.

In der Begründung erklärt die Staatsregierung ausdrücklich, daß die erneute Prüfung des am 19. August 1899 vom Abgeordnetenhause abgelehnten Projekts des Rhein-Elbekanals sie in der Überzeugung befestigt habe, daß dieser Kanal einem „dringenden Verkehrsbedürfnis" entspreche, und sie beantrage deshalb „in erster Linie" nochmals die Bewilligung der Mittel für ihn. Neuere Erwägungen — heißt es weiter — hätten ferner zu dem Ergebnis geführt, daß es sich empfehle, eine Reihe weiterer Projekte, die die Herstellung und den Ausbau von Kanälen und Flußläufen sowohl im Interesse der Schiffahrt als der Landeskultur bezwecken, in den Gesetzentwurf aufzunehmen. Die Staatsregierung könne dabei zwar den bei den frühern Beratungen von andrer Seite mehrfach eingenommnen Standpunkt nicht für richtig halten, daß die Schaffung eines neuen Verkehrswegs in einem Teile des Staatsgebiets nunmehr auch andre Teile berechtige, gleiche oder ähnliche Anlagen zu verlangen. Sie sei aber bereit, den dieserhalb ausgesprochnen Wünschen insoweit entgegen zu kommen, als sie nunmehr die von ihr an sich für sachlich berechtigt anerkannten, ohnehin seit längerer Zeit geplanten Projekte mit dem Rhein-Elbe-Kanalplan in einer Vorlage vereinige. Sie verfolge dabei den Grundgedanken, durch die Verbindung der natürlichen schiffbaren Ströme ein zusammenhängendes Wasserstraßennetz von großer Leistungsfähigkeit im Staate zu schaffen, wie es kein andres Land habe, und das in hohem Maße geeignet erscheine, im Verein mit dem schon vorhandnen und weiter auszubildenden Netz an Voll-, Neben- und Kleinbahnen sowie befestigten Straßen den wirksamsten Hebel für die Beförderung und Stützung aller Wirtschaftszweige sowie der Wehrkraft des Staats zu bilden.

Es ist natürlich leicht zu erklären und auch zu entschuldigen, daß die Regierung den Wunsch hatte, den Schein zu wahren, als ob sie nicht der Not gehorchend, nur dem eignen Trieb, sich zu der Erweiterung der 1899er Vorlage verstanden habe. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat denn auch in seiner Einführungsrede am 4. Februar die Bedeutung des neuen Entwurfs im Unterschiede von dem frühern dahin erläutert, daß er nicht etwa eine mit einigen kostspieligen Arabesken dekorierte Wiederholung der Kanalvorlage von 1898/99 darstelle, sondern ein „neues, umfassendes Programm für die nächsten fünfzehn Jahre," das die Verkehrs- und Landeskulturbedürfnisse aller Provinzen des Ostens und des Westens berücksichtige und nicht nur

die schwer empfundnen Mißstände in den einzelnen Flußgebieten durch die Beseitigung der Hochwassergefahr bekämpfen, sondern auch ein alle großen Flüsse verbindendes Wasserstraßennetz festlegen solle. Innerhalb dieses Programms soll der Regierung — wie die Begründung sagt — der Beginn und wohl auch das Tempo der Ausführung der einzelnen Projekte, für die sehr verschiedne Bauzeiten veranschlagt sind, überlassen bleiben.

Schon 1899 ist die Ausarbeitung eines solchen umfassenden Programms des Wasserstraßenbaus von den ausgesprochnen und grundsätzlichen Gegnern des Mittellandkanals verlangt worden, und die Kanalfreunde sahen darin wohl mit Recht die Absicht einer Verschleppung des vorgeschlagnen Einzelprojekts ad calendas graecas. Es kann schon deshalb bezweifelt werden, ob der jetzt von der Regierung eingeschlagne Weg taktisch klug ist und im Interesse einer schnellern Erledigung der Mittellandkanalfrage im Sinne der Regierung liegt. Denn der Zentrumsredner vom 4. Februar, Dr. am Zehnhoff, hatte vom Standpunkt der Opposition nicht so unrecht, wenn er einem solchen gesetzlich festzulegenden „umfassenden Programm" auch eine negative Bedeutung zulegte, d. h. daß damit alle andern Kanalprojekte, bis dieses Programm durchgeführt wäre, hinfällig würden. Die Forderung größtmöglicher Vollständigkeit für ein solches Programm kann in der That gar nicht zurückgewiesen werden, und die Regierung wird wohl damit zu rechnen haben, daß durch ihre neue Taktik das Verlangen nach Berücksichtigung eines weitern Dutzends von Kanalplänen an allen Ecken und Enden der Monarchie geradezu provoziert wird. Eine arge Verschleppung des Hauptinhalts der ganzen Vorlage würde damit sehr wahrscheinlich. Denn daß die bisherige Opposition, die 1899 selbst nach einem Programm verlangte, jetzt aus lauter Dankbarkeit für die Unterwerfung der Regierung unter diesen gar nicht ernst gemeinten Wunsch auf die Ausnützung der ihr jetzt angebotnen Handhaben verzichten werde, scheint doch wohl ausgeschlossen zu sein.

Dabei erkennt die Regierung selbst an, daß dieses angeblich umfassende Programm, das noch in diesem Jahre für fünfzehn, vielleicht auch mehr Jahre gesetzlich festgelegt werden soll, gar nicht „umfassend" in dem Sinne des heute schon von ihr anerkannten Bedürfnisses ist, vielmehr durch weitere Gesetzentwürfe in nächster Zeit ergänzt werden muß. Das gilt namentlich für die Verbesserung des Schiffahrtswegs zwischen Schlesien und dem Oder-Spreekanal, für den nur 4100000 Mark zur Ausführung von Vorarbeiten in diesem Gesetzentwurf beantragt werden. Dann aber auch in gewissem Sinne für den Masurischen Schiffahrtskanal, der nur vorläufig zurückgestellt zu sein scheint. Der Minister Thielen erklärte sogar am 4. Februar ausdrücklich, die Auffassung sei falsch, daß wir während der fünfzehn Jahre des Baus der projektierten Kanäle keine weitern Wasserstraßen würden bauen können, und erinnerte vor allem an die Kanalisation der Mosel und der Saar. Was bleibt da noch von dem so scharf hervorgehobnen Charakter des „neuen umfassenden Programms für die nächsten fünfzehn Jahre" übrig? Wird sie dafür ausgegeben, so muß man die Vorlage als ganz arges Flick- und Stückwerk und als noch

lange nicht spruchreif bezeichnen. Das thun wir aber nicht, denn wir sind uns einmal der ungeheuern, in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten bewußt, die ein solches gesetzlich festzulegendes Programm geradezu unmöglich machen und der Regierung gewiß am besten bekannt sind, und zweitens wird alles, was amtlich geschrieben und geredet wird, an der Thatsache nicht rütteln können, daß die Regierung in Wirklichkeit nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe zu diesem sogenannten „Programm“ gegriffen hat.

Diese Schwäche in der Position der Regierung wird nun aber vollends dadurch offenbar, daß in der Vorlage sachlich gar nicht zusammenhängende Projekte gewaltsam zusammengepackt worden sind. Wenn man bei dieser Taktik die Hoffnung gehegt hat, daß sich die Gegner des Mittellandkanals durch die Zusammenfassung von Vorschlägen, die für den agrarischen Appetit sehr verlockend sein mögen, aber mit den vorgeschlagnen Kanalprojekten nichts zu thun haben, bestimmen lassen würden, nur allein dieser papiernen Einheitlichkeit zuliebe auch für die ihnen unangenehmen Teile zu stimmen, so ist diese Hoffnung durch die Rede des Grafen zu Limburg-Stirum vom 4. Februar bedenklich erschüttert worden. Mit Recht hat er der Vorlage vorgeworfen, sie berühre ganz heterogene, nicht zusammengehörige Dinge, die auseinander gehalten werden müßten. Es wäre besser gewesen — meinte er ganz richtig —, dem Landtage eine Anzahl verschiedner Vorlagen zu machen. Die Kommission werde zu überlegen haben, ob man die Vorlage nicht noch nachträglich zerlegen solle. Er und seine Freunde wären übrigens entschlossen, den Mittellandkanal nicht zu bewilligen, sie würden aber in der Kommission die Vorschläge, d. h. die andern, wohlwollend prüfen „und das Beste behalten.“

Sieht man sich den Inhalt der Vorlage, wie er oben kurz angegeben ist, daraufhin an, so wird man den Rhein-Elbekanal, den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin und die Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel als ein in sich zusammenhängendes Kanalprojekt, das in ein und denselben Gesetzentwurf gehört, anerkennen müssen. Die 1898/99 vorgeschlagne Verbindung des Rheins mit der Elbe ist darin sehr zweckmäßig bis zur Oder und der Weichsel ausgedehnt worden. Unbeschadet der Wünsche nach einer noch weitern Ausdehnung dieser Wasserstraße nach Nordosten und Südwesten hätte man einen Gesetzentwurf wegen des Schiffahrtswegs zwischen Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel für sich vorlegen können und sollen. Die Erweiterung bis zur Oder und zur Weichsel wäre auch durchaus nicht eine sogenannte „Kompensation“ für den Rhein-Elbekanal in dem von der Regierung schon 1899 mit Recht entschieden zurückgewiesenen Sinne gewesen. Denn es handelt sich hier nicht um eine Beseitigung oder Entschädigung wirklicher oder eingebildeter Nachteile, die das Oder- und das Weichselgebiet infolge des Rhein-Elbekanals haben könnten, sondern nur um eine Verallgemeinerung der Vorteile des billigen Wassertransports für Massengüter zwischen dem Osten und dem Westen. Als eine solche Kompensation konnte man dagegen die Verbesserung des Schiffahrtsweges

zwischen Schlesien und Berlin bezeichnen. Sie ist eine Sache für sich, aber an sich ist sie gerechtfertigt, wenn auch ihre gesetzgeberische Verquickung mit dem Mittellandkanal falsch wäre. Sie ist deshalb zum Gegenstand einer besondern Gesetzesvorlage zu machen, nachdem die Vorarbeiten dazu hinreichend ausgeführt sein werden. So wird es ja nun auch in der Hauptsache kommen, da die schlesischen Kohlen- und Eisenproduzenten, wie man hört, vernünftig genug sein wollen, auf das irrationelle Verlangen zu verzichten, in demselben Gesetz mit dem Rhein-Elbe- oder jetzt: Rhein-Weichselkanal den Ausbau der Oder festgesetzt zu sehen. Logisch richtiger wäre es gewesen, auch die vier Millionen Kosten der Vorarbeiten für die Wasserstraße Schlesien-Berlin besonders zu beantragen, statt sie in die „wasserwirtschaftliche Vorlage" einzufügen. Aber das wird nur ein Schönheitsfehler bleiben, der nicht viel schadet.

Bemerkt sei übrigens schon hier, daß allein mit Ausnahme der Vorarbeiten für den Wasserweg Schlesien-Berlin die aufgezählten, im Schiffahrtsinteresse vorgeschlagnen Projekte, d. h. die erste Gruppe der oben gegebnen Übersicht über die geforderten Geldbeträge und ihre Verwendungszwecke, nach den Absichten und Voranschlägen der Regierung keinerlei Aufwendung von Staatsmitteln à fonds perdu voraussetzen, sondern daß sich bei ihnen die Baukosten durch die Einnahmen aus den Kanalabgaben mit 3 Prozent verzinsen und mit ½ Prozent jährlich amortisieren sollen, neben der vollen Deckung der Unterhaltungs- und Betriebskosten. Die in unsrer Übersicht nachgewiesenen Gesamtkosten des Rhein-Weichselkanals — also abzüglich der 4100000 Mark für die Vorarbeiten auf der Strecke Schlesien-Berlin rund 325000000 Mark — sollen sonach, wie die Regierung annimmt, eigentlich nur vorgeschossen werden, wobei die Interessenten aus eignen Mitteln die jährlichen Zinsen und Amortisationen mit zusammen 3½ Prozent für einen Anteil von 113000000 Mark im ganzen, das ist mehr als ein Drittel, von der Betriebseröffnung ab zu garantieren haben, neben der Garantie der Betriebs- und Unterhaltungskosten. Über die Rentabilität der projektierten Kanalbauten, wie die Regierung sie sich vorstellt, wird später noch etwas gesagt werden.

Etwas ganz andres sind die in der zweiten Gruppe unsrer Übersicht aufgeführten Kosten und Verwendungszwecke. Hier handelt es sich um Unternehmungen im „Landeskulturinteresse," d. h. wesentlich im Interesse der landwirtschaftlichen Grundbesitzer der in Betracht kommenden Gebiete. Die Staatsmittel, die dazu gefordert werden, sind im ganzen auf rund 60000000 Mark veranschlagt worden. Davon sollen nur 4000000 von den Interessenten verzinst und amortisiert, 56000000 aber vom Staat à fonds perdu gezahlt werden, wozu die landwirtschaftlichen Interessenten außerdem — d. h. außer den 4 Millionen, die sie verzinsen und amortisieren müssen — aus eignen Mitteln nur noch 8 Millionen zuschießen sollen, während der Nutzen, der den unmittelbar beteiligten Niederungsbewohnern und Wiesenbesitzern zufällt, allein an der untern Oder auf ein Kapital von 48 Millionen und an der Spree auf 15 Millionen Mark berechnet wird, wozu dann noch der Vorteil der

Havelanlieger kommt. Im ganzen kann der Gewinn der interessierten Grundbesitzer aus diesen im Interesse der Landeskultur zu machenden Aufwendungen wohl auf 70 Millionen Mark geschätzt werden. Die zweite Gruppe der Projekte stellt sich sonach als ein beträchtliches Geschenk an die beteiligten Landwirte auf Staatsunkosten dar. Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß nicht nur die Arbeiten in der untern Havel, bei denen es der Gesetzentwurf selbst ausspricht, sondern auch der Ausbau der Spree neben der im reinen Landeskulturinteresse liegenden Vorflutverbesserung auch in gewissem Grade den lokalen Schiffahrtsinteressen zu gute kommen. Soweit das der Fall ist, sieht die Vorlage von jeder Heranziehung der Anlieger ab, nur von dem Rest der Gesamtkosten sollen sie ein Fünftel tragen, was sich auf etwa 4 + 8 = 12 Millionen stellt. In der Regel wird der Anteil der Interessenten an den Kosten solcher Meliorationen auf ein Drittel festgesetzt.

Die hier in Betracht kommenden Schiffahrtsinteressen in der untern Havel und in der Spree haben aber mit den Schiffahrtsinteressen, denen die Wasserstraßenprojekte zur Verbindung von Rhein und Weichsel dienen, absolut nichts zu thun. Sie fallen bei den Projekten der zweiten Gruppe, die wesentlich die Landeskultur fördern, nur nebenher ab, wie andrerseits bei den Wasserstraßenbauten, die die erste Gruppe bilden, natürlich das landwirtschaftliche Interesse nebenher soweit als möglich gefördert werden soll, ohne daß der Wert dieser Förderung in Geld geschätzt ist, der sich aber hoffentlich auf viele Millionen belaufen wird. Unter keinen Umständen können diese Projekte von Vorflutverbesserung in Oder, Havel und Spree in irgend einem Sinne als „Kompensationen" des Mittellandkanals oder seiner Verlängerung bis zur Weichsel bezeichnet werden. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die landwirtschaftlichen Gelände, denen sie zu gute kommen, durch das große Wasserstraßenprojekt auch nur die geringste Benachteiligung oder Zurücksetzung erfahren könnten. Die drei Vorflutprojekte und die Kanalprojekte, die die Vorlage zusammen bringt, sind in der That, wie Graf Limburg-Stirum sagt, ganz heterogene Dinge. Daß im Laufe der Jahrzehnte oder Jahrhunderte durch irgendwelche Kanalbauten und im Interesse der Schiffahrt vorgenommne Flußregulierungen neben den viel wichtigern Naturereignissen die Vorflutverhältnisse in diesem oder jenem Stromgebiet in einer der Landwirtschaft nachteiligen Weise beeinflußt sein können, ist freilich nicht ausgeschlossen, das würde aber, auch wenn die Thatsache an sich für das Spreegebiet, die untere Havel und Oder nachweisbar wären, die jetzt vorgeschlagne Vorflutverbesserung noch immer in keinen Zusammenhang mit den vorgeschlagnen Wasserstraßenbauten bringen. Daß vielfach in landwirtschaftlichen Kreisen der preußischen Wasserbauverwaltung vorgeworfen worden ist, sie habe wiederholt in einseitiger Berücksichtigung der Schiffahrtsinteressen die Vorflutinteressen vernachlässigt, ist gleichfalls nicht zu leugnen. Aber der Nachweis ist für die in Rede stehenden Gebiete jedenfalls nicht erbracht, vielmehr die Berechtigung des Vorwurfs von der Regierung neuerdings entschieden bestritten worden (vergl. Sympher a. a. O.). Auch daraus ist also nicht

der Schein eines Grundes herzuleiten, der die Verquickung der drei Vorflutregulierungen mit der Kanalvorlage sachlich rechtfertigen könnte. Der Landwirtschaftsminister selbst hat in seiner Rede vom 5. Februar die gleichsam nur nebenher bei den Vorflutregulierungsprojekten abfallenden Arbeiten im Schiffsfahrtsinteresse als „Kompensation“ bezeichnet, den Vorflutregulierungsarbeiten an sich aber diesen Charakter abgesprochen. Trotzdem warnt er die Agrarier vor der Ablehnung der ganzen Vorlage, weil damit auch die Vorflutregulierungen in Frage gestellt würden. Thatsächlich hat aber die Regierung durch die Zusammenfassung der zweiten Gruppe mit den Wasserstraßen in einen Gesetzentwurf Dingen, die der agrarischen Mehrheit als begehrenswert erscheinen müssen, aber nichts mit den Wasserstraßen zu thun haben, wider die Natur der Sache künstlich den Charakter als Kompensationen beigelegt und sie, obgleich sie gegen die Berechtigung des Verlangens, wirkliche Kompensationen in den Gesetzentwurf aufzunehmen, scheinbar protestiert, dennoch zum integrierenden Bestandteil der Vorlage zu machen versucht. Damit giebt sie sich eine Blöße, von der sie wissen muß, daß die Opposition sie ausnutzen wird. Sie giebt nicht nur einfach dem Unverstand und dem Irrtum nach, sondern sie sucht ihn für sich taktisch auszubeuten, obwohl sie weiß, daß der Gegner das Spiel durchschaut. Sie setzt sich damit ihm gegenüber ins Unrecht. Sie versucht mit den Mehrheitsparteien zu spielen, aber nicht wie der Starke mit dem Schwachen, sondern bewußt- und eingestandnermaßen aus Schwäche. Das ist das grundfalsche System, in das unsre innere Politik hineingeraten ist, das System des Fortwurstelns mit allerhand taktischen Manövern und Listen, die immer gewagter und zugleich durchsichtiger und erfolgloser werden, das System, das das Vertrauen zur Krone im Volk zu schädigen droht, und mit dem deshalb gebrochen werden muß so bald und so gründlich als möglich. Es will einem nicht in den Kopf, daß man in den Regierungskreisen das Unschöne dieser Lage nicht empfinden sollte. Aber die Macht der Gewohnheit ist groß; man scheint sich auch in ein solches System einleben zu können, zumal da es schwer wird, Einzelnen die Schuld daran nachzuweisen, überhaupt nur zuzusprechen. Aber nur um so schlimmer ist es. Es hieße bei einer Besprechung der neuen Kanalvorlage eine ihrer bedeutsamsten Seiten unterschlagen, wollte man nicht nachdrücklich auf diesen ungeheuern Fehler hinweisen, auf dieses sprechendste Symptom des Grundübels, an dem unser ganzes innerpolitisches Leben krankt. Es hat gewiß einen guten Sinn, wenn gesagt wird, man solle die Vorlage nicht vom politischen Standpunkt aus beurteilen, sondern ihren sachlichen Inhalt rein sachlich prüfen. Es ist aber eine Lüge, sich so zu stellen, als ob die Politik in der Kanalfrage keine Rolle mehr spiele. Die Vorlage ist ganz und gar unter dem Bann einer in Grund und Boden verfahrnen, unwahrhaften, unhaltbaren Politik zusammengeflickt worden. Die dreitägigen Verhandlungen der ersten Lesung legen wieder einmal Zeugnis ab für die Wahrheit: Schwäche, die Geschenke macht und auf Dank spekuliert, ist der schlimmste politische Fehler!

Unter diesen Umständen, sollten wir meinen, müßte jeder patriotische, monarchisch gesinnte Mann im preußischen Landtage — und die bisher in Opposition stehenden Mehrheitsparteien gerade rühmen sich, nur aus solchen zu bestehn — es sich tausendmal überlegen, ob die Mehrheit auch jetzt wieder von ihrer parlamentarischen Stärke rücksichtslos Gebrauch machen, die Schwäche der Regierungsposition rücksichtslos ausnützen dürfe. Wer wirklich konservativ und monarchisch empfindet, darf sich der ernsthaften Selbstprüfung nicht mehr entziehn, inwieweit das Verhalten der konservativen Partei die Mitschuld trifft an dem Krankhaften unsrer Zustände, vor allem das Verhalten der Konservativen in der Kanalkampagne 1898/99. Es liegt uns nichts ferner, als behaupten zu wollen, daß nicht streng sachliche Erwägungen gut patriotische, treu monarchisch gesinnte Konservative zur Ablehnung des Mittellandkanals führen können und geführt haben. Sie waren dabei unsers Erachtens in Irrtümern befangen, aber sie hatten das Recht, ja die Pflicht zur Opposition. Aber wer nur mit einiger Unbefangenheit den Verlauf der Mittellandkanalfrage 1898/99 verfolgt hat, muß zugeben, daß im großen und ganzen die konservative Opposition damals wesentlich beherrscht wurde von politischen Parteirücksichten, die nicht in der Sache begründet waren. Das lehren die Einwände, mit denen man den sachmännischen Darlegungen der Regierungsvertreter entgegentrat, und ihre Begründung unwiderleglich. Man wollte nicht unbefangen, billig, wohlwollend auf die Anschauungen der Krone eingehn, sie nicht so prüfen. Manche halten diese Parteibefangenheit nun einmal für unzertrennlich vom politischen Leben, und die Parteidisziplin, die sogar das bessere Wissen unter dem Bann des Irrtums beugt, für eine politische Tugend. Aber niemals, meinen wir, darf sich der wirklich konservative Politiker weniger zu dieser Lehre bekennen als jetzt. Nur von der Emanzipation des politischen Gewissens der Einzelnen von der Parteidoktrin kann die Läuterung innerhalb der konservativen Kreise erreicht werden, die unerläßlich ist, wenn nicht über kurz oder lang die Fundamente unsers staatlichen Lebens, allen voran das monarchische, in ernste Gefahr kommen sollen.

Es ist in dieser Beziehung den konservativen Parteien der allerschwerste Vorwurf zu machen, gerade wegen ihrer grundsätzlichen, tendenziösen, unsachlichen Stellung zu der Kanalfrage. Sie haben es provoziert, daß man ihr Verhalten 1898/99 als beabsichtigte Kraftprobe des preußischen Junkertums gegen die preußische Krone bezeichnen konnte. Sollen sich diese Vorgänge etwa wiederholen? Kann ein wahrhaft konservativer Preuße ruhig zusehen, daß es so kommt? Könnte er einen Grund dafür oder auch nur eine Entschuldigung dafür finden in den taktischen Fehlern der Regierungsvertreter, die auch wir beklagen? Ganz gewiß nicht. Gerade weil die falsche, in ihrer Schwäche beruhende Taktik der Regierung in der breiten Masse der Bevölkerung nur zu leicht den Irrtum aufkommen läßt, daß die konservative Opposition sich in Wirklichkeit gegen den Willen des Königs richte, dem sich seine verantwortlichen Berater ohne volle eigne Überzeugung von der Notwendigkeit der Sache,

die sie vertreten, wohl oder übel fügen und gerecht zu werden versuchen müßten, so gut und so schlecht wie es gehe, gerade deshalb haben die Konservativen Veranlassung, die wiederholte Mittellandkanalvorlage jetzt einer sachlichen Prüfung zu unterziehn, sie auf keinen Fall von vornherein abzulehnen. Und wenn sie selbst etwa die Vorlage auf den persönlichen Wunsch, d. h. auf das persönliche pflichtmäßige Ermessen des Monarchen zurückführen zu sollen glauben, so haben sie als Konservative einfach die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich doppelt und dreifach zu bemühen, den sachlichen Gründen, die den Monarchen zur nochmaligen Vorlegung bestimmen, und die jetzt zum zweitenmal von dem sachverständigen Fachminister dargelegt worden sind, gerecht zu werden. Es ist schlechterdings unverträglich mit der Pflicht eines preußischen Konservativen, sich so zu verhalten, als wenn er solche Vorlagen als Ausflüsse persönlicher, momentaner Launen des Monarchen zu betrachten berechtigt sei. Wenn das konservative Männer thun, was soll man dann von den Sozialdemokraten erwarten? Wenn sich die Mitglieder der konservativen Parteien und die konservativ und monarchisch gesinnten Angehörigen der Zentrumsfraktion nur endlich einmal auf Herz und Nieren prüfen wollten, so würde diese grundsätzliche Opposition bald ein Ende haben. Sie würden mit Schrecken wahrnehmen, in welchem verhängnisvollen Fahrwasser sie treiben. Daß von den Rednern der Opposition sechs- oder siebenmal in der viertägigen ersten Lesung versichert worden ist, ihnen und ihren Freunden läge jeder grundsätzliche Widerspruch fern, will gar nichts bedeuten. Das ist immer gesagt worden, aber das Handeln hat die Reden immer Lügen gestraft. Der Minister von Miquel hatte nur zu sehr Recht, wenn er am 4. Februar den Herren sagte, man könnte glauben, daß sie in der Sache parti pris hätten und hinterher die Gründe dafür zusammensuchten, und er hat nur seine Pflicht gethan, wenn er sie bat, sich die politischen Konsequenzen eines solchen Verhaltens zu vergegenwärtigen. Das war keine Drohung; die hätte gar keinen Sinn mehr. Aber es ist eine ernste Mahnung zur Besinnung in dem Augenblick, wo die Herren geneigt scheinen, ihre parlamentarische Macht wieder in unverantwortlicher Weise zu mißbrauchen. Hoffentlich wird sie die gebührende Beachtung finden. Dann, aber auch nur dann werden die sachlichen Gründe, die für den Mittellandkanal sprechen, zur Geltung und wird die neue Kanalvorlage unter Dach kommen.

(Schluß folgt)

Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

(Schluß)

5. Wilkes, Mademoiselle Cavalet, der Spittel

Die Erzählung war an der Hand van Henriette Klitsch und Fräulein Hermine den Ereignissen vorausgeeilt. Sie kehrt zurück, um auch über andre Erlebnisse des achtjährigen Jungen und seines fremdzüngigen Mentars nach einiges nachzuhalen.

Die Beziehungen zu Frau Knarpeles, Schiemaug, dem Pöklingsmann und dem Briefträger waren meiner Privatinitiative entsprungen, und es ist mir, wie ich schan angedeutet zu haben glaube, zweifelhaft, ab deren Innigkeit, wenn sie meinen Eltern bekannt gewesen wäre, ihren unbedingten Beifall gehabt hätte. Aber es fehlte mir auch sonst in dem Städtchen nicht an Familien und Persönlichkeiten, die in meiner damaligen Existenz eine graße Rolle spielten, und denen denn auch mein und Mansieur Besses Besuch zu teil wurde, sabald dessen Heimweh in ein weniger akutes Stadium getreten war, und wir uns nur einigermaßen miteinander verständigen konnten.

Ich komme den Gefühlen meines Herzens nach, wenn ich die Überzeugung ausspreche, daß die sieben bis acht Familien, aus denen sich unser geselliger Kreis zusammensetzte, im ganzen und dadurch, daß sich ihre Anschauungen und Interessen in überaus glücklicher Weise gegenseitig ergänzten, für eine frahe, genußreiche und gesunde Entwicklung der in ihrer Mitte aufwachsenden Kinderschar die günstigsten Varbedingungen baten. Man war viel im Freien und genaß viel Freiheit; man wurde mit Lernen, schweren Pflichten und unbequemen Rücksichten nicht überbürdet; es gab immer etwas neues, die Phantasie und den Wissensdrang anregendes; van hahlen Ansprüchen und auf den blaßen Schein berechnetem Wesen war nicht die Rede, und wer gut und glücklich zu sein Anlage hatte, brauchte sich blaß gehn zu lassen.

Es ist begreiflich, daß die Erinnerungen, die man aus einer solchen Zeit ins spätere Lebensalter mit hinübernimmt, sehr rosenrot angehaucht sind. Leider haben sich inzwischen die Reihen derer, an deren freundlicher Gestalt das Auge, an deren Liebe und Wohlwollen das Herz des achtjährigen Knaben hing, schon sehr gelichtet. Die verhältnismäßig wenigen, die noch aus dieser Zeit stammen und sie aus meiner Schilderung wiedererkennen könnten, werden mir, denke ich, dafür Dank wissen, daß ich das in meiner Erinnerung schlummernde freundliche Bild nur umflort und in verschwimmenden Umrissen zur Erscheinung bringe. Nichts erfardert größere Vorsicht und zartere Behandlung als der Rückblick auf Beziehungen der Vergangenheit.

Frau Wilke war die Zentralsanne unsers Mikrakosmus. Feingebildet, nur für andre besorgt, von großer Herzensgüte und aufrichtiger Frömmigkeit stand sie trotz einer Körperkonstitutian, die viel Schonung erfardert hätte, unermüdlich einem großen, gewiß nicht leicht zu führenden Haushalte vor. Die Familie bewahnte un-

mittelbar vor einem der Thore das sogenannte Stadtgut, ein Grundstück, das außer einem ziemlich herrschaftlich angelegten Wohnhause auch Ställe, Scheunen und eine ganze Reihe andrer um einen sehr geräumigen Hof vereinigter Wirtschaftsräume enthielt. Auch gehörten Wiesen, ein Obstgarten und ein welliges, zum Teil mit Gestrüpp bewachsenes Terrain dazu, das die Vorsehung offenbar zum Räuberspielen bestimmt hatte, und das auch redlich dazu verwandt wurde.

Herr Wilke, ein höherer Verwaltungsbeamter, war zwar, glaube ich, mit meinem Vater nur weitläufig verwandt, aber da er einer Familie angehörte, die sich der Kindheit meines Vaters in liebevollster Weise angenommen hatte, so standen die beiden Herren einander sehr nahe. Auch eine verwitwete Dame, die mit ihrer Tochter und ihrem Sohne in dem Städtchen wohnte, gehörte zu derselben von meinem Vater bis hinaus zum entferntesten Seitensprossen mit besondrer Teilnahme und Verehrung angesehenen Verwandtschaft.

Herrn Wilkes Familie — es wohnte auch noch eine Schwester seiner Gemahlin, Tante Lottchen, mit im Haus — bestand aus drei Töchtern und einem Sohne. Dieser war einige Jahre älter als ich und hatte mich vom ersten Tage an in Liebe und Güte so vollkommen in die Tasche gesteckt, daß ich mich durchaus als seinen Trabanten fühlte und, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit einer erfolgreichen Rebellion gegen den mir körperlich und geistig überlegnen Führer, schon aus reiner Ergebenheit nicht an eine solche gedacht haben würde. Ich werde weiterhin Thatsachen anführen, woraus hervorgehn dürfte, wie gründlich er es verstanden hatte, mich unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und wie unerschütterlich der Respekt vor seinen Wünschen in meinem Innern festgeankert war.

Die Familie war stark musikalisch. Eine der Töchter, Fräulein Laura, war in dieser Richtung außergewöhnlich begabt. Auch mein kleiner Gebieter Bodo hat später, wie mir Kenner versichert haben, sehr schön Cello gespielt; damals war er noch in den Anfangsgründen befangen. Von seinem Herrn Vater, der ein überall gern gesehenes ganzes Original war, wußte man nicht, ob er leidenschaftlicher Violine oder Lomber spielte. Beides ohne besondres Glück, behaupteten seine Freunde. Ich möchte über diesen Punkt, auch was die Geige anlangt, nicht entscheiden. Nur das steht fest, daß ich Ströme von Thränen vergoß, so oft er, von Fräulein Laura auf dem Klavier begleitet, getragne Stücke, namentlich Kantilenen zum besten gab. Das spräche, sollte man denken, zu Gunsten des ausübenden Künstlers; freilich weiß man bei Kindern und Hunden nie recht, wie man in dieser Beziehung mit ihnen dran ist. Frau Wilke sah es nicht gern, wenn ich zuhörte. Für meine Nerven, ein mir damals völlig unverständlicher Begriff, sei das nicht gut, meinte sie, und die obenerwähnte mit Wilkes verwandte Dame, für deren Sohn ich ohne Gegenliebe zu finden ritterlich schwärmte, war, glaube ich, die erste, die das interessante Faktum konstatierte, daß meine Thränentropfen doppelt so groß waren als die andrer Kinder meines Alters.

Ich bin auf diesen Vorzug längst nicht mehr stolz und habe leider nie einen Barnum gefunden, der bereit gewesen wäre, mich dem sonst für Monstrositäten überaus empfänglichen Publikum auf seine Kosten und Gefahr zu produzieren.

Die gute Frau Grunzel amtierte, nachdem sie bei allen vier Kindern Aja gewesen war, als Köchin und sonstiges Faktotum. Mademoiselle Cavalet, in einem schwarzen mit ceriseraten Sammetblumen aufgeputzten Hut und einem blau und schwarz karrierten, ich hätte beinahe gesagt monumentalen Kragenmantel, war die Gouvernante. Ich war — offenbar irrigerweise — unter dem Eindrucke, daß sie ohne Gummigaloschen undenkbar sei; in der That spielte dieser zur Verhütung nasser Füße offenbar nützliche Artikel, der, wie man erfährt, auch dem nicht mehr unberühmten Kurtchen Giesicke viel zu schaffen gemacht haben soll, in unserm

Leben eine große Rolle. Ich hatte zwar für meine Person, das brauche ich wohl kaum erst zu erwähnen, immer nur entweder eine rechte oder eine linke an, ohne daß mich das Schicksal der in Verlust geratnen andern auch nur im geringsten beunruhigt oder überhaupt beschäftigt hätte, aber die zwischen Mademoiselle Cavalet und den jungen Willischen Damen oft sehr in die Länge gezognen Auseinandersetzungen darüber, ob die jemalige Beschaffenheit der Spazierwege die Anlegung von Galoschen erheische oder nicht, waren mir ganz besonders zuwider. Auch war mir die Erinnerung an eine der wenigen heroischen Thaten, deren ich mich rühmen konnte, durch die Beimischung des Galoschenelends vergällt. Ich hatte nämlich einen Rittmeistersjungen, der etwas kleiner war als ich und auf dem Eise in mindestens fußtiefen Schlamm eingebrochen war, mit eigner Lebensgefahr aus dieser unbequemen Situation gerettet: da er gebrüllt hatte, als wenn er am Spieße stäke, und ich ihn nach bewerkstelligter Lebensrettung unversehrt seiner Bonne in die Arme führen konnte, würden mir unvergänglicher Ruhm und die Ehren des Triumphs zugebilligt worden sein, wenn sich nicht sehr bald herausgestellt hätte, daß das Rettungswerk nur halb vollbracht worden war, und daß eine der beiden Galoschen — ich weiß merkwürdigerweise nicht mehr, ob es die rechte oder die linke war — fehlte. Ich glaube, die Bonne und mein junger Freund waren undankbar genug, anzudeuten, daß ich das Rettungswerk, wenn ich mich nicht besser darauf verstünde, überhaupt hätte bleiben lassen können. Monsieur Besse und Bodo Wilke trugen nie Galoschen: erkläre das, wer kann; aber Mademoiselle Cavalet immer. Die Bonne der beiden Rittmeistersjungen — mein Geretteter hatte noch einen ältern Bruder — war jedenfalls nicht „minderwertig," denn bei Rittmeisters war alles vom besten; aber ich erinnere mich ihrer nicht halb so genau wie der Mademoiselle Cavalet, die kühn und unternehmend wie ein Junge war, und die ich noch jetzt, wenn ich die alternden Augen schließe, mit dem junggebliebnen Auge der Erinnerung neben Monsieur Besse an der Spitze unsrer Kolonne einherschreiten sehe, hochgeschürzt wie Diana, wenn sie zum Pirschgang aufbrach, beides, Mantel und Kragen, verwogen im Winde flatternd, auf dem Haupte die roten Sammetblumen, an den Füßen, ja wer diese trotzigen, unerbittlichen, den Eindruck des aere perennius machenden Galoschen nicht gesehen hat, der kann sich auch von Mademoiselle Cavalet keinen rechten Begriff machen! Ebenso gut könnte man sich die Peterskirche ohne die Kuppel vorstellen.

Ob Mademoiselle Cavalet während des Unterricht so wohlwollend und nachsichtig war wie mein Monsieur Besse, will ich dahingestellt sein lassen; ich dächte, ich hätte mitunter Andeutungen gehört, auf Grund deren man das hätte in Zweifel ziehn können. Aber in den Freistunden und auf den Spaziergängen war sie sehr nett und trug wesentlich zur Erhöhung des Vergnügens bei.

Namentlich im Winter, wenn wir alle mit eisenbeschlagnen sogenannten Käsehitschen auszogen, um unweit des auf einer Anhöhe gelegnen Reitplatzes unzählige male den steilen Abhang hinunterzurasaunen, stellte sie ihren Mann. Es kam dabei auf haarscharfes Lenken an, wenn man nicht das rechte Gleis verfehlen und sich an einer Stelle, wo das Terrain für einen Kellereingang abgeböscht war, nach einem schrecklichen Salto mortale die Käsehitsche und alles mögliche andre verstauchen wollte. Statt auf der Käsehitsche zu sitzen, wählte man, um sich der Form des Pfeils möglichst zu nähern, für diese halsbrecherische Fahrt die horizontale Körperlage. Die Frage, ob die Situation in dieser Form für junge Damen geeignet sei, war ventiliert worden, und sie hatten es Mademoiselle Cavalet zu verdanken, daß sie in liberalem Sinne entschieden worden war. Wilkes hatten unter anderm auch eine Riesenkäsehitsche, den Bucentaur, auf dem man zu vieren fahren konnte. Natürlich beschleunigte in solchem Falle das größere Gewicht die Fahrt um ein

beträchtliches, und wenn die im rechten Winkel einbiegende Bahn ganz unter Eis lag, kam mir die Sache nicht immer recht geheuer vor. Aber wenn Mademoiselle Cavalet vorn war und, die galoschenbewaffneten Beine wie einen riesigen Schiffschnabel gerade vor sich hingestreckt, kutschierte, fühlte man sofort die fachverständige Leitung. Das waren schöne begeisternde Augenblicke, namentlich wenn man den zuhinterst sitzenden vierten während der Fahrt verlor und, selbst glücklich unten angekommen, ihn sich oben auf der spiegelglatten abschüssigen Bahn auf allen Vieren nach einer weniger gefährlichen Stelle hinüberarbeiten sah.

Da Monsieur Besse das Schlittschuhfahren, worin er Meister war, vorzog, so wurde in der Regel abgewechselt: den einen Tag zog man mit den Schlittschuhen aus, den andern mit den Schlitten. Auch Mademoiselle Cavalet fuhr Schlittschuh, selbstverständlich ohne sich von dem Kragenmantel, den roten Sammetblumen und den Galoschen auch nur für einen Augenblick zu trennen. Sie war auch hierbei eine höchst pittoreske Erscheinung und sank, wenn mitunter die Schlittschuhe und das Eis für ihre equilibristischen Fähigkeiten zu glatt gewesen waren, in ein blau- und schwarzkarriertes chaotisches Pelemele zusammen, aus dem immer zuerst die galoschierten Beine, dann, nach einem Weilchen, ein schwarzer Katzenmuff und endlich — ein Zeichen, daß das oberste wieder zu oberst war — die kirschroten Sammetblumen auftauchten. Wie sie es anfing, bei solchen Gelegenheiten nicht Hals und Beine zu brechen, ist mir rätselhaft: sie mußte äußerst solid gezimmert sein.

Ich kann mich nicht erinnern, daß Monsieur Besse beim Schlittschuhlaufen zu Falle gekommen wäre, denn auf dem Eise war er wirklich ein Virtuos. Ein Unfall andrer Art, der ihn beim Schlittschuhfahren betraf, hatte nichts mit seiner Geschicklichkeit zu thun und war vielmehr der Nachlässigkeit eines eidgenössischen Webers oder, was mir wahrscheinlicher ist, dem Zahne der Zeit zuzuschreiben. Kauermännchen ist, wie jedermann weiß, „wenn man“ rasch eine Strecke fährt und alsdann den genommnen Anlauf dazu benutzt, sich in kauernder Stellung auf den streng parallel gestellten Schlittschuhen ein möglichst langes Stück über die Eisfläche hintreiben zu lassen. Auch darin war Monsieur Besse Meister. Eines Tags — ich hatte ihm mit Bewundrung zugesehen, wie er mit raschen kurzen Schritten den gewaltigen Anlauf nahm — hatte er doch nicht sich, sondern der Haltbarkeit eines aus der Heimat mitgebrachten Beinkleids zu viel zugemutet. Die handbreiten angenähten Stege am einen Ende, die Hosenträgerknöpfe am andern hatten wohl stand gehalten, dagegen hatte es da, wo ein verzweifelter Widerstand am nötigsten gewesen wäre, an einem solchen leider gefehlt. Wir hatten beide sofort die Schlittschuhe abschnallen und, in unsre Überzieher gehüllt, nach Hause eilen müssen. Ein aufmerksamer Beobachter würde wenig Minuten nach unsrer Heimkehr gesehen haben, wie Synatschke, eine zusammengerollte Zivilhose unter dem Arm, über den Markt ging und in der Thür eines Hauses verschwand, über der in goldnen Lettern auf schwarzem Grunde zu lesen war: A. Enoch, Militär- und Zivilschneider.

Es ist mir leid, daß ich mich nicht auch selbst dem Leser auf dem Eise produzieren kann. Hoffnungslos ungeschickt, spinnenbeinig, infolge erlittner Schiffbrüche an allen in Frage kommenden Scharnierstellen schnee- und kotbedeckt, hochrot vor Entzücken, vor Anstrengung und Aufregung sprach- und atemlos, so schwankte, glitt, stolperte und stiefelte ich, eine mit grauem Krimmerpelz besetzte polnische Mütze von dunkelblauem Tuch auf dem Kopfe und tadellose Patentschlittschuhe, um die es schade war, an den Füßen, auf dem Eise herum. Ich hatte erfrorne, fledermausartig abstehende Ohren und bei völliger Verachtung der zivilisatorischen Mission des Schnupftuchs eine unerreichte Fertigkeit in reglementwidriger Behandlung der den Nasenkanälen unausgesetzt entströmenden krystallhellen Bäche. Mich ziehn, fahren oder von zwei Schlittschuhfahrern als „geschlachtetes Kalb“ tragen zu lassen war

ich jederzeit bereit, jederzeit auch von neuem überrascht, aber nicht entrüstet, wenn der Spaß, wie es die Regel war, damit endete, daß ich auf einem Schneehaufen lag, auf den mich die mit Jubel abziehenden größern Jungen sanft gebettet hatten. Ich war eben zu dumm, hieß es, man konnte mit mir anfangen, was man wollte.

Im Sommer vereinigte man sich gegen Abend zu größern Spaziergängen, meist nach dem sogenannten Spittel, einem alten der Stadt gehörenden Gebäude, in dessen Nachbarschaft man auf einem von Wald und Wiesen umgebnen Bauernhofe die aus Milch und Semmel oder Schwarzbrot bestehende Abendmahlzeit gemeinsam einnahm. Der Weg dahin führte auf anmutigen Fußpfaden etwas bergan durch einen üppigen Laubwald, den wir unterwegs nach Erdbeeren und später, in den Monaten Juli und August, nach Heidelbeeren abzusuchen pflegten. Auf dem Spittel nach ein- bis anderthalbstündiger Wanderung angelangt — für den gewöhnlichen Fußgänger betrug die Entfernung schwerlich mehr als eine halbe Stunde — schüttete man, wenn einem das gefiel, die gesammelten Heidelbeeren in seinen Milchteller und zerdrückte sie mit dem Löffel, um auf diese Weise die Milch lila zu färben und angeblich einen höhern Wohlgeschmack zu erzielen.

Ich erlebte natürlich auch bei dieser Operation sehr bald einen Unglücksfall. Ich hatte nämlich den Zinnlöffel, dessen ich mich zum Zerdrücken der Beeren bediente, und der dem Bauernhofe gehörte, mit so leidenschaftlichem Eifer gehandhabt, daß er zerbrochen war; das Schöpfende lag in der lila Sauce, ich saß sprachlos da, den verstümmelten Stiel in der Hand.

Monsieur Besse, der dem Bauer den Schaden zu vergüten gehabt hatte, war auf den Gedanken gekommen, mir die Sache als eine sehr ernste und unangenehme darzustellen, die meinem Vater großen Kummer verursachen werde, offenbar ohne sich davon Rechenschaft zu geben, welche Verheerung er damit in meinem Gemüte anrichtete. Ich war unter dem Eindrucke, daß mein Vater, um den erlittnen Schaden auszugleichen, eins seiner Pferde, Hippolyt oder Hektor oder gar die alte Grete, eine bejahrte Fuchsstute mit Stutzschwanz, zu verkaufen gezwungen sein werde, lag schlaflos oder von schrecklichen Träumen gepeinigt im Bett, verlor den Appetit und bekam Fieber, ohne daß der herbeigerufne Doktor Altmann trotz Auskultation und Zungenschau den Grund dieser beunruhigenden Erscheinungen zu ermitteln imstande gewesen wäre. Die Erinnyen hatten sich meiner jugendlichen Seele bemächtigt und marterten mich mit den schrecklichsten Gewissensqualen.

Die Sache war an einem Mittwoch geschehn; am Sonnabend wurde meinem Vater regelmäßig das kleine Buch vorgelegt, in das Monsieur Besse seine Verläge eintrug. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend hatte man typhöse Erscheinungen wahrzunehmen geglaubt, und als am Sonnabend früh das Buch auf dem Schreibtische meines Vaters lag, verfügte ich mich in den Stall, um von den Pferden Abschied zu nehmen: ein Verkauf aller vier, auch des mir allerdings weniger ans Herz gewachsenen Diener- und Packpferds war mir wahrscheinlich geworden.

Mein Vater hatte den schrecklichen Posten in Monsieur Besses Buch entweder überhaupt nicht gesehen oder keinen besondern Anteil daran genommen. Als ich das Buch einige Stunden später wieder in Monsieur Besses Händen und meinen Vater mit höchstem Gleichmut die Winden begießen sah, kehrten bei mir, wie bei dem beglückten Schäfer, Appetit und Schlaf mit einemmale zurück. Doktor Altmann, der einen rosenrot aussehenden, aber bitter schmeckenden Saft verschrieben hatte, rückte, wenn das möglich war, in dem Vertrauen meiner Mutter „noch einen rauf,“ und ich kam — hier scheint mir das psychologisch Interessante zu liegen — zu der Überzeugung, daß Monsieur Besse die einschlagenden Verhältnisse in seiner Eigenschaft als Ausländer und „Jesuiter“ — in dem letzten Punkte verdankte ich Vogt die nötigen Aufklärungen — falsch beurteilt habe. Ich hatte diese ganzen Seelen-

qualen auf meine eigne Hand durchgemacht, ohne weder meine Mutter noch Synatschke ins Vertrauen zu ziehn; meine Mutter, das wußte ich, würde sich wegen meines Vaters zu viel Kummer machen, wenn ich es ihr sagte, und Synatschke wegen — der Pferde.

6. Kolter und Weitzmann

Für Bodo Wilke war ich kein vollgiltiger Spielkamerad, zu jung und zu täppisch. Er zog Clemens, den schon erwähnten Sohn der im Orte lebenden, seiner Familie verwandten Dame vor. Clemens war ihm gewachsen. Ich habe seine Schienbeine, die er nach der eben aufgekommnen, wie es hieß englischen Mode nackt trug, nie ohne ehrenvolle, in Kämpfen und Wagnissen empfangne Wunden gesehen, und den bei Thermopylä gefallnen Leonidas habe ich mir bis nach Mittelsekunda unter seinen Zügen vorgestellt. Aber Clemens war oft nicht zu haben. In der Not frißt der Teufel Fliegen, und so nahm Bodo Wilke, wenn es nicht anders sein konnte, mit meiner Wenigkeit vorlieb.

Ich durfte ihm bei der Aufstellung der ihrer Zahl nach an die Scharen des Xerxes erinnernden Bleisoldaten und, was ich weniger mochte, bei deren Verquartierung in Holzschachteln und zwischen oval geschnittnen Stückchen Zeitungspapier behilflich sein. Es war mir auch vergönnt, mit einer Klappentrompete, deren Töne übrigens mehr an eine Mundharmonika erinnerten, an seiner Seite einherzurasen, wenn er als Generalissimus an der Spitze des städtischen Aufgebots erschien, dessen Unüberwindlichkeit hauptsächlich auf der Muskelkraft einiger hoffnungsvoller Fleischersöhne beruhte. Für das Räuberspiel war ich weder hahnebüchen noch findig genug; ich mußte mich deshalb oft dabei mit der moralisch unanfechtbaren, aber etwas eintönigen Rolle des gefangnen und gefesselt von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel transportierten Kaufmanns begnügen und konnte noch froh sein, wenn ich nicht, was mir besonders schmählich vorkam, eine geraubte Jungfrau vorzustellen hatte.

Zu meinem Unglück war die Seiltänzergesellschaft von Kolter und Weitzmann in der Stadt eingetroffen. Im Hofe des Stadtguts waren alsbald mit zauberhafter Geschwindigkeit nicht, wie man glauben könnte, in verjüngtem Maßstabe, sondern in natürlicher Größe Nachahmungen aller gymnastischen Gerätschaften aufgestellt worden, deren sich die Künstler bei ihren Vorstellungen auf der Schützenhauswiese bedienten. Bodo Wilke bestieg das Seil mit oder ohne Balancierstange, flog an einem drehbaren lotrechten Balken als „geflügelter Merkur“ im Kreise umher und sprang von einem außerordentlich komplizierten Gerüste, dessen Lauffläche aus zwei einander im stumpfen Winkel begegnenden Ebenen bestand, über alles und jedes, was der liebe Gott zu einem andern Gebrauch als zu dem des Darüberspringens geschaffen hatte.

Bodo Wilke sah es gern, wenn ich mich beteiligte, obgleich ich es vorgezogen hätte, mich bei diesen gymnastischen Spielen auf die Rolle des Zuschauers zu beschränken. Denn es ging nicht immer nach Wunsch. Es geschah mir leicht, daß ich beim Absprung vom Springgerüst, das mehr als mannshoch in die Lüfte ragte, den rechten Wuppdich, womit sich die Feder- und Schnellkraft verdoppeln sollte, verfehlte. Das Seil — von der Herstellung eines Turmseils hatte Gott sei Dank auf Frau Wilkes dringenden Wunsch definitiv Abstand genommen werden müssen — war noch immer ziemlich hoch, und am Drehbalken, der in eisernen Zapfen, die nie genug geschmiert werden konnten, ging, hatte meine Darstellung des fliegenden Merkurs immer etwas, das an ein flink im Kreise herumgedrehtes gebrauchtes Handtuch erinnerte und die Vorstellung des Übermenschlichen, Göttlichen, wie sie Herr Weitzmann, Kolters Schwiegersohn, mit unnachahmlicher Grazie und weißen Taubenflügeln an den Fußgelenken zu erwecken wußte, nicht recht aufkommen ließ.

Ich hatte mich einige Zeit mit Leistungen dritten und vierten Rangs so halbwegs durchlaviert und bin noch heutigestags zweifelhaft, ob ich nicht in der That berechtigt bin, das Prototyp der erst viel später in den Zirkussen berühmt gewordnen Auguste in mir zu sehen, als bedauerlicherweise ein Nachlassen der Schaulust und ein dadurch verursachter Rückgang der Tageseinnahme den alten Kolter, der damals im anmutigen Wechsel das Turmseil entweder mit einer riesenhaften Federkrone auf dem Haupte oder mit seiner Großmutter auf dem Rücken zu besteigen pflegte, zur Vornahme einer neuen Serie nie dagewesener, von den Königen von Schweden und Portugal mit Wohlgefallen beaugenscheinter Leistungen veranlaßte.

Der Rückschlag auf die Vorstellungen im Hofe des Stadtguts war ein unmittelbarer, für mich überaus beunruhigender gewesen. Es waren nebeneinander zwei Seile gespannt worden, auf denen Bodo Wilke unter meiner Mitwirkung ein pas de deux, das als Tirolienne bezeichnet war, einzuüben begann. Dann schleifte er als fliegender Merkur, sich mit der einen Hand an einer Eisenklammer festhaltend, an der andern ein Kind, das eine Pistole losschoß — das war ich, das Kind nämlich, nicht die Pistole —, mit schwindelerregender Schnelligkeit im Kreise herum, und zum Schluß führte er auf dem halbhohen Seile, das ich immer nur ungern und nach vielem Zureden bestieg, einen grand saut périlleux aus, das Haarsträubendste, was man sich denken kann, wenn man namentlich in Erwägung zieht, wie groß für die mitbeteiligten Nebenpersonen die Gefahr war, von der mit Bleienden versehenen Balancierstange des zum Sprung ansetzenden Künstlers niedergeschlagen zu werden.

Weitzmann waren vom Garnisonkommando für seinen Salto mortale sechzehn Reiter zur Verfügung gestellt worden, die ihre Karabiner über dem Seile kreuzten und in demselben Augenblicke abfeuerten, wo der Künstler leichtfüßig mit wohlberechnetem Sprunge über die sechzehn Mündungen hinwegsetzte. Bodo Wilke hatte die gekreuzten Karabiner durch ebenfalls gekreuzte Stelzen ersetzt, die von Mitgliedern des städtischen Aufgebots gehalten wurden, und es war, um den ohr- und markerschütternden Knall der sechzehn Karabiner nach Möglichkeit zu ersetzen, des längern und breitern verabredet worden, daß die Jungen auf mein Kommando im entscheidenden Augenblicke „Puff" brüllen sollten. Der szenische Effekt des Puff, bei dem sich namentlich die hoffnungsvollen und lungenkräftigen Fleischersöhne hervorthaten, war, wie mir Ohrenzeugen bestätigen werden, über jedes Lob erhaben, aber obwohl ich das von Bodo Wilke für mein Kommando zu gebende Signal mit gespanntester Aufmerksamkeit erlauerte und im Nu befolgte, kam es doch nie zum Sprung. Nachdem die schreckliche Balancierstange eine Zeit lang verderbendrohend über unsern Köpfen hin und her geschwebt hatte, gab uns Wilke jedesmal zu erkennen, daß wir zu zeitig „geschossen" hätten, und — so ungerecht ist die Welt — die Schuld kam allemal auf mich, weil ich zu zeitig kommandiert hätte.

Beim fliegenden Merkur war meine Rolle dankbarer, da ich nur acht zu geben hatte, daß meine Füße nicht während der raschen Umdrehung gegen den für zwei Fliegende zu engen äußern Rahmen geschleudert wurden, und daß der Schuß rechtzeitig auf dem eigentlichen Höhepunkte des Gelingens fiel, mit andern Worten ehe dem Götterboten die Kräfte ausgingen. Dafür war das pas de deux, die Tiralienne, um so schlimmer.

Wilke war der Tiroler, ich die Tirolerin; ich tanzte auf dem rechten Seil, er auf dem linken. Nachdem man sich durch einen verzweifelten Aufschwung auf die Seile gehißt und, mit anmutiger Nonchalance gegen zwei mit bunten Shawlen behängte Querstricke gelehnt, einige Augenblicke geruht hatte, reichte man sich gegen-

seitig beide Hände dergestalt, daß die vier Arme ein × bildeten. Ich hätte die Sache auch ebenso gern ohne das × ausgeführt, aber es war offenbar wesentlich zur Charakterisierung einer Tirolienne, eines Tanzes, der, so schien es, eine gegenseitige Hingabe auf Tod und Leben zu bedeuten hatte.

Die Musik machten wir selbst, indem wir sangen: dai, dai, dai, dai iti iti iti: das waren nur die ersten Takte, aber, wie die Sachen lagen, haben sie immer mehr als genügt. Bei jedem der drei dai mußte man, das Bein zierlich krümmend, wie wir es von den Weitzmannschen Kindern gesehen hatten, schalkhaft mit der Fußspitze vor sich hin auf das gespannte Seil tippen und bei daiitiitiiti halb springend drei äußerst graziöse Schritte vorwärts thun. Dem mit der Kunst des Seiltanzens vertrauten Leser brauche ich kaum erst bemerklich zu machen, daß diese Tanzfigur auf der Voraussetzung beruhte, daß man imstande war, sich auf dem rechten Fuße im Gleichgewichte zu erhalten, während man mit dem linken schalkhaft das Seil antippte; die drei graziösen sprungartigen Schritte waren dann ein Katzen . . . ich wollte sagen ein Leichtes, und da man, wenn man einmal soweit war, dasselbe Manöver nur zu wiederholen brauchte, indem man mit dem rechten Fuße antrat, so war das Ganze, wie Wilke sehr richtig sagte, ein Kinderspiel.

Zum Unglück hatte Bodo Wilke, der es doch hätte wissen können, eine zu hohe Meinung von meiner Balance und suchte sich, wenn er beim ersten dai aus dem Gleichgewicht kam, an mir zu erholen, eine um so gefährlichere Maßregel, als ich der leichtere von beiden war. Da ich, selbst unsicher, keinen als Gegengewicht dienenden Widerstand leisten konnte, so zog er mich gleich von vornherein zu sich hinüber. Dadurch wurde das zweite dai weniger schön und sicher als das erste, und wenn es zu den drei graziösen Schritten vorwärts kam, die die Weitzmannschen Kinder mit lächelnder Miene und bezauberndem Übermut ausführten, so brach bei uns der Gesang regelmäßig ab, man ließ sich mit eiligen, selbst für leidenschaftliches Sennervolk zu brüsken Gebärden gegenseitig los; und mit dem × verschwand auch das für seine Knochen besorgte Tirolerpärchen von beiden Seilen. Etwas Katzenartiges mußten wir doch beide haben, denn es lief allemal gut ab.

Es ist mir unklar, wo in solchen Augenblicken Monsieur Besse war, und wie er über die Sache dachte; ich glaube, er studierte mit Mademoiselle Cavalet Litteraturgeschichte oder dergleichen. Dagegen waren Vogt und Synatschke mit der Art, wie mein talentierter Freund mich zu halsbrecherischen Übungen anleitete, nicht einverstanden. Für Synatschke insbesondre hatte die Seiltänzerkunst im allgemeinen keinen Reiz, weil man, wie er nicht ganz unrichtig bemerkte, in diesem Berufe mit geistigen Getränken „zu sehr“ auf seiner Hut sein müsse. Bauernknechten und gemeinen Reitern — der Ausdruck war damals noch ganz unverfänglich — lag seiner Ansicht nach eine solche Verpflichtung nicht ob, wohl aber Livreedienern und Ordonnanzen, „weil man, wenn man sich einen gekauft hatte, zu leicht etwas kaput schmeißen konnte.“

Daß man auch im Rausche der Freude leicht etwas kaput schmeißen könne, sollte mir am Vorabend meines neunten Geburtstags, mit dem diese Aufzeichnungen notwendigerweise schließen, noch klar werden.

Man hatte mir für diese Vorfeier auf meinen dringenden Wunsch den unvergleichlichen Clemens geladen, der denn auch erschienen war, und während wir in meines Vaters Zimmer mit diesem um den großen runden Tisch saßen, seiner in bestem Gleichgewicht gehaltnen Gemütsart und der vortrefflichen Erziehung seiner Frau Mutter alle Ehre machte.

Der Tisch, wie ich beiläufig bemerken will, war von altväterischer, solider Beschaffenheit, aber von der besondern Art, deren runde Platte auf einem massigen Mittelfuß mittels eines Scharniers so angebracht ist, daß man sie, nachdem man

zuvor einen kleinen Riegel gelöst hat, umklappen und in lotrechte Lage bringen kann. Eine ausgezeichnete Vorrichtung, namentlich dann, wenn es sich darum handelt, einen solchen Tisch durch eine schmalere Thür zu transportieren. Nur muß freilich vorausgesetzt werden, daß der so wichtige kleine Riegel jedesmal wieder vorgeschoben wird, wenn man den Tisch an Ort und Stelle gebracht hat.

Das mochte an jenem Abend nicht geschehn sein. Als sich mein Vater entfernte, um bei einem Bekannten eine Partie Whist zu spielen, und ich meiner Freude darüber, daß man das Kalb nun austreiben könne, durch einen affenartigen Sprung auf den Tisch Ausdruck zu geben versuchte, klappte die Platte um. Die Lampe — man brannte damals noch Rüböl, das zur Herstellung großer dauerhafter Fettflecke ganz besonders geeignet ist — schoß in einer durch die Richtung und Stärke des erhaltnen Stoßes veranlaßten Kurve „mit samstigem Schirme" — so meine und Synatschkes Schilderung — durch den Raum und fiel mit so lautem Krach auf den Boden, daß mein Vater, der noch in der Hausflur war, rechtzeitig umkehren und unsre Freude teilen konnte. Ich habe seitdem immer gegen runde Tischplatten, deren Tragfähigkeit ich nicht zuvor untersucht hatte, einen begreiflichen Argwohn gehabt. Man sieht, ich war mit dem Schlusse meines achten Lebensjahres aus dem glücklichen Alter, das sich wenig Kopfzerbrechen macht, in das nächsthöhere, verantwortliche Stadium getreten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Giuseppe Verdi. Nicht jeder Musikus, der jahrzehntelang in der Leute Mund gewesen ist, verdient darum schon einen Nachruf. Aber wenn ein Künstler wie Verdi aus der Reihe der Lebenden scheidet, so ist das etwas andres, und zwar aus zwei Gründen: Einmal reicht die Bedeutung seines Wirkens über die seiner Werke weit hinaus, zum andern bietet die Geschichte seiner Entwicklung ein so schönes Bild von Reinheit und Größe des Charakters, daß sie nicht vergessen werden sollte, so lange sich noch die Menschheit für Menschen interessiert, und so lange unsre Erziehung mit großen Vorbildern rechnet.

Bei uns Deutschen hat es ziemlich lange gedauert, ehe wir etwas von Verdi hielten. Unsern musikalischen Zünftlern, die in seinen Opern weder das nötige Maß von Scholastik noch von billiger Modernität fanden, war er bis an die siebziger Jahre der Inbegriff der Trivialität. Erst die „Aida" führte zu einem Umschwung der Meinung, aber noch über das „Requiem" glaubte sich Hans von Bülow flegelhaft wegwerfend vernehmen lassen zu müssen. Seine Landsleute schätzten ihn von Anfang an höher ein, und nicht bloß wegen ihres schlechten Geschmacks, oder weil sie die Verdischen Werke weniger schlafmützenmäßig vorgeführt bekamen. Auch nicht bloß deshalb, weil der Name Verdi ihnen ermöglichte, unbestraft den italienischen Einheitsträumereien nachzuhängen. Bekanntlich riefen sie bis zur Einnahme von Rom: Viva Verdi und meinten: Viva Vittorio Emanuele, Re di Italia. Nein. Als nach dem Schweigen Bellinis, Donizettis, Rossinis die italienische Oper, der alte Stolz des Landes, dem Bankrott nahe war, da erkannten sie mit ihrer schnellen Intelligenz sofort, daß in diesem jungen Lombarden noch einmal eine Kraft erstanden war, die den italienischen Namen in der Fremde, wenn auch nicht mehr

in der durch zwei Jahrhunderte geübten Herrschaft, doch in Ehren erhalten könne. Und noch aus weitern Ursachen wurden ihnen die Verdischen Opern eine neue Quelle und ein Hort vaterländischer Hoffnungen. Alle seine ersten Opern hatten eine oder mehrere Nummern, die Heimat, Vaterland und Volk in gewaltigen Tönen feierten, ähnlich aber noch demonstrativer, als dies Richard Wagner bei uns den Landgrafen seines „Tannhäuser" und den König seines „Lohengrin" thun ließ. Die patriotische Bedeutung seiner Musik war damit aber nicht erschöpft. Sie hatte die Weichheit, Innigkeit, die Klarheit und Einfachheit, die der Vorzug aller italienischen Kunst, auch der bildenden, seit der Renaissance gewesen ist. Aber sie buhlte nicht wie die Opern seiner letzten Vorgänger, sondern ein Ton männlicher Kraft beseelte und durchzog sie, sie brachte Eisen und Stahl in das entnervte Gemütsleben, sie erhob, sie weckte, erfrischte und stärkte die besten Kräfte der Volksseele, die, die das Land brauchte. In ihr erfüllte die Musik ihren höchsten Beruf: Ideale zu verkünden und dafür zu erziehn, denn sie überzeugte die Nation, daß die Charakterelemente, die eine politische Zukunft verhießen, vorhanden seien.

Es bleibt ein Ruhm für die Italiener, daß sie sich an diese Seite von Verdis Kunst hielten und ihm darüber alle Roheit und Unreife, die sie umgab, verziehn. Das Ausland that das nicht; rein musikalisch, also beschränkt urteilend, fand es die Verdischen Opern bald zu sehr, bald zu wenig italienisch, gerade das Beste in ihnen, den Ernst und die Feierlichkeit, lehnte es ab und versöhnte sich erst mit ihnen, als Verdi in seiner mittlern Periode anfing, den großstädtischen Rouébedarf an Gassenhauern zu decken. Er selbst aber war ein viel zu naiver Künstler, als daß er sein bestes Teil mit eigner Kraft aus dem Sumpf hätte retten können. Unsäglich litt er unter dem Verfall der Operndichtung, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in allen Ländern von einer euphemistisch Romantik genannten Geisteskrankheit ergriffen war. Verdi warf sein Talent an die Zerrbilder des Rigoletto und der Traviata weg. An solchen nichtigen Texten erlahmte sein dramatischer Sinn, er begann Konversationsmusik zu machen wie Auber und haschte nach Musikeffekten wie Meyerbeer. Noch im Troubadour führt der Weg zum Herrlichsten, was die neue Oper besitzt — die Romanze, die Stretta des Manrico, die Zigeunerszenen, der Sterbechor mit der Totenglocke, das Wiegenlied, das Schußduett des Liebespaares —, durch einen Wust äußerlichen, sinnlosen Klingklangs. Da fand er mit der sforza del destino in Piave einen gesunden Dichter, und an seiner Hand erreichte er in „Aida" den Gipfel seiner Begabung und schuf eins der phantasievollsten, an Charakter und schöner Melodik reichsten Musikdramen, das es giebt, das auch jedes Land und ziemlich jede Partei gelten ließ.

Bis hierher geht in Verdis Leben die Geschichte des Talents, und nun beginnt die des außergewöhnlichen Charakters. An Ehren, an Gütern und an Jahren reich, reif für die Ruhe auf dem Lorbeer, beginnt er jetzt umzulernen und begiebt sich unbefangen in die Schule Richard Wagners. Das ist keine Kleinigkeit; nur wenig Musiker haben etwas ähnliches unternommen, einzelnen, wie Verdis Landsmann Piccini, der in seinen alten Tagen, weltberühmt sich zu Gluck bekehrte, ist es geglückt, den meisten, unter ihnen dem alten Haydn, als er sich Mozartsche Neuerungen anzueignen suchte, mißlungen. Verdi hat sich die Wagnersche Reform mit großer Kritik angesehen und eigentlich nur einen Hauptteil davon, die prinzipielle und reiche Verwendung des Orchesters zur Belebung der Darstellung, verwandt. Auch sind die Früchte seiner Paulusperiode, Othello und Falstaff, zwar geistreich, aber sie zeigen die Anstrengung und das Alter. Dennoch bedeuten sie eine große That. Italien ist durch sie für die Wagnerschen Ideen gewonnen und wird bei ihrer Handhabung im internationalen Strom ein gewichtiges Wort mitsprechen. So hat Verdi ein Bündnis italienischen und deutschen Geistes wesentlich gefördert und sich

geschichtliche Verdienste erworben, in seinem Charakter aber ein Beispiel gegeben, daß die Kunst ab und zu ihre berufsmäßigen Vertreter doch zu adeln vermag.

Schulprogramme. Die Grenzboten brachten seiner Zeit einen Aufsatz, der sich mit den „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ zu den Osterprogrammen unsrer höhern Schulen beschäftigte und vielseitiges Interesse fand. Die Unterrichtsverwaltung wies auf den Aufsatz hin und ordnete eine Umfrage an, welche Stellung die einzelnen Lehrerkollegien zu der angeregten Frage nähmen. Die Betrachtung dieser Angelegenheit führt nun ohne Zwang zu einer andern Erwägung, die nicht die den Programmen beigegebnen Abhandlungen betrifft, sondern die zu Ostern jedes Jahres herausgegebnen Jahresberichte der höhern Lehranstalten. Um gleich in medias res zu kommen, mag die Frage, deren Lösung die folgenden Zeilen anregen wollen, so formuliert werden: Erfüllen die Osterprogramme der höhern Lehranstalten in der bisher üblichen Form ihren Zweck?

Die Abteilungen der Programme sind gleichmäßig folgende: 1. Allgemeine Lehrverfassung der Anstalt; 2. Übersicht der Stundenverteilung unter die einzelnen Lehrer; 3. Übersicht über die während des abgelaufnen Schuljahrs erledigten Lehraufgaben; 4. Zusammenstellung der an der Anstalt eingeführten Lehrbücher; 5. Mitteilungen über wichtige Verfügungen der Behörden; 6. Chronik der Anstalt; 7. Statistische Mitteilungen über die Frequenz, die Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler, Verzeichnis der Abiturienten; 8. Bericht über die Vermehrung der Lehrer- und Schülerbibliothek und der Sammlungen; 9. Stiftungen, Stipendien, Unterstützungen und ähnliches; 10. Mitteilungen an Eltern und Pensionshalter.

Zu 1 bemerken wir: Die allgemeine Lehrverfassung enthält eine Übersicht über die einzelnen Lehrgegenstände und die für jeden bestimmte Stundenzahl. Sie ist im wesentlichen nichts als ein Abdruck der auf Seite 3 bis 8 der amtlichen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höhern Schulen“ (Wilhelm Hertz, Berlin, 1891) gegebnen Tabellen, und sogar die geringen Abweichungen über die Trennung von Klassen, über fakultativen Unterricht, Mehrstunden für das Deutsche und ähnliches sind in den Fußnoten, Zusätzen und Erläuterungen der amtlichen Pläne vorgesehen. Es ist nun nicht recht einzusehen, warum solche Bestimmungen, die durch amtliche Vorschriften unwandelbar festgelegt worden sind, in Tausenden von Exemplaren wiederholt werden, ganz abgesehen davon, daß gerade solche tabellenartigen Übersichten von Schülern und Eltern, für die doch das Programm besonders bestimmt ist, sicher überschlagen werden. Dieser erste Abschnitt des Jahresberichts könnte demnach ganz ohne Schaden wegbleiben.

Zu 2: Die Übersicht der Verteilung des Unterrichts unter die einzelnen Anstaltslehrer ist am Ende auch entbehrlich. Der Behörde ist vom Direktor am Jahresanfang, oder falls eine Änderung nötig war, zu Beginn des Winterhalbjahrs der Stundenplan zur Genehmigung eingereicht worden, sie ist also über die Vertretung der einzelnen Lehrfächer nicht im unklaren. Auch Eltern und Pensionshalter wissen es ganz genau, bei welchen Lehrern ihre Kinder und Pfleglinge Unterricht genießen. Man könnte also auch diesen Abschnitt, der oft zwei volle Druckseiten einnimmt, ohne Schaden entbehren oder doch sehr kürzen.

Zu 3: Vollends überflüssig aber erscheint die Übersicht über die erledigten Lehraufgaben. Auch sie sind im wesentlichen in den amtlichen Plänen enthalten, und es hat wenig Interesse für die Allgemeinheit, ob beispielsweise in II B in diesem Jahre Ciceros Rede De imperio Cn. Pompeii oder die Rede Pro Roscio Amerino gelesen worden ist. Die Mannigfaltigkeit der Auswahl der zu lesenden Schriftstellerabschnitte ist nicht so groß, daß nicht nach einigen Jahren eine Wiederholung stattfände. Die einzigen, die an der speziellen Stoffverteilung Interesse

haben, sind die Oberlehrer. Sonst liest diesen Abschnitt kein Mensch, die Behörde nicht, weil sie das alles schon weiß, die Eltern und die Schüler nicht, weil ihnen bekannt ist, daß in dem verflossenen Jahre das und das in der und der Klasse von dem und dem gelehrt worden ist. Daß unter den in dieser Abteilung aufgeführten Lehrgegenständen der Name des Lehrers genannt wird, ist überdies nur eine Wiederholung aus Abschnitt 2, wo ja die Verteilung des Unterrichts unter die einzelnen Lehrer übersichtlich tabellarisch zusammengestellt ist.

Zu 4: Statt der Zusammenstellung der an der Anstalt gebrauchten Lehrbücher würde es genügen, wenn unter Nummer 10 (Mitteilungen an Eltern und Pensionshalter) die Veränderungen auf diesem Gebiete angegeben würden.

Zu 5: In den angeführten Verfügungen der Behörden ist vieles enthalten, was aus den vorhergehenden Tabellen, der folgenden Chronik, der Aufzählung von Neuanschaffungen (Nr. 8), den Mitteilungen an die Eltern hervorgeht. Überhaupt macht man, je mehr man sich dem Ende der ganzen Druckschrift nähert, immer mehr die Entdeckung, daß sich vieles wiederholt. Das mag an einigen Beispielen erläutert werden. In einem mir vorliegenden Programm z. B. steht unter Nr. 5: Verfügung vom 9. Mai 1898: Oberlehrer N. erhält Urlaub vom .... bis ....

Unter Nr. 6 (Chronik) heißt es: Oberlehrer N. war genötigt, zu einer Kur in .... um einen .... wöchigen Urlaub vor den Sommerferien einzukommen, der .... noch um eine Woche verlängert werden mußte.

Verfügung vom 30. April 1898: Oberlehrer A. tritt an die Stelle von Oberlehrer B.

In der Chronik: Statt des .... Oberlehrers B. wurde Oberlehrer Dr. A. aus N. an die Anstalt berufen.

Verfügung vom 8. Februar 1899: Die Einführung des englischen Lehrbuchs von Tendering wird genehmigt.

Unter Nr. 4 war schon aufgeführt: 7) Englisch: Tendering, Kurzgefaßtes Lehrbuch. Unter Nr. 5: Empfohlen wurde Anschaffung von Gerke Suteminne. Unter Nr. 8 (Sammlungen): Amyntor, Gerke Suteminne.

Die Beispiele könnte man beliebig vermehren. Es mag aber an diesen genügen. Am häufigsten, das ergiebt schon die oberflächlichste Beobachtung, sind diese Wiederholungen da, wo es sich um Versetzungen von Lehrern und ihren Ersatz durch andre, um Überweisung von Kandidaten und Hilfslehrern zu Vertretungen, um Beurlaubungen und Erkrankungen einzelner Lehrer, um Geschenke für die Bibliotheken, um Einführung neuer Lehrbücher, Empfehlung von Jugendschriften handelt. Man fragt sich vergebens, warum in derselben Druckschrift dasselbe mindestens zweimal an verschiednen Stellen gesagt werden müsse. Hier ist eine starke Verkürzung nicht bloß möglich, sondern mit Rücksicht auf die Druckkosten und die Verminderung des ohnehin schon übermäßigen Schreibwerks geradezu geboten. Man wende nicht ein, daß aus einem einzelnen Programm entnommne Beispiele hierfür keine Beweiskraft hätten. Sie haben sie darum, weil eben alle Programme im wesentlichen nach demselben Schema angelegt und in derselben Weise verfaßt sind.

Zu 6: Die Chronik wiederholt, wie eben nachgewiesen worden ist, vieles, was schon vorher mitgeteilt war. Auf einiges mag jedoch noch aufmerksam gemacht werden. Was sollen zuerst die Lebensläufe der im Laufe des Berichtsjahres neu eingetretnen Oberlehrer? Für sie interessieren sich höchstens der Direktor und die Kollegen. Beide aber finden, was sie wissen wollen, der Direktor in den Personalbogen, die Kollegen im Kunzischen Kalender übersichtlich zusammengestellt. Von den Nachrichten über Erkrankungen, Beurlaubungen, Vertretungen, Überweisungen von Hilfslehrern und Kandidaten ist schon die Rede gewesen. Da prangt schön

stilisiert die Mitteilung, daß am 27. Januar der Geburtstag Seiner Majestät, am 2. September das Sedanfest, am 9. und 22. März, am 15. Juni und 18. Oktober die Gedenktage in der üblichen Weise begangen worden sind. Ist es aber nicht ganz selbstverständlich, daß das an preußischen Anstalten geschieht? Giebt es eine solche, an der das etwa nicht geschähe? Wo Schülerausflüge üblich sind, werden sie natürlich unternommen. Muß nun aber darum in der Chronik berichtet werden, daß die Prima unter Führung des Herrn Professors so und so da und dahin gewandert sei, das „in saftigem Grün eingebettete“ Städtchen besichtigt und nach „eingenommnem Mittagsmahl“ den „herrlichen Buchenwald bei prächtigstem Sonnenschein“ durchwandert habe? Man wird dabei vielfach an die Lokalnachrichten kleiner Provinzialblätter erinnert, die über den Ausflug irgend eines Vereins in den poetischsten Ausdrücken berichten. So etwas gehört doch nun und nimmermehr in ein ernsthaftes Schulprogramm. Die „Chronik“ ließe sich noch von mancher andern Seite aus betrachten. Aber das Angeführte wird wohl genügen zum Nachweis, daß auch sie um ein Bedeutendes gekürzt werden könnte.

Zu 7: Von allgemeinem Interesse und nicht geringer Bedeutung sind die statistischen Mitteilungen über Frequenz, über Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler, und die Übersicht über die Abiturienten. Alles das hat bleibenden Wert und ist von Interesse für die Allgemeinheit, ebenso wie die Aufzählung der Stiftungen, Freischulstellen, Stipendien und Unterstützungen. Diese Mitteilungen sind namentlich für solche Eltern von Wichtigkeit, die sich beizeiten um solche Unterstützungen bemühn wollen.

Zu 8: Für ganz entbehrlich muß man aber die Aufzählung der Neuanschaffungen für Bibliotheken und Sammlungen halten. Sie liest kein Mensch. Die Inventarienverzeichnisse führen alles auf, und dem Lehrer, der die Bibliothek benutzt, steht der weit übersichtlichere Katalog immer zur Verfügung, dem Schüler aber sollte überall ein durch kurze, auf Blätter gedruckte Nachträge leicht zu ergänzender Katalog der Schülerbibliothek gegeben werden. Geber, die aus Dankbarkeit oder Interesse für die Anstalt den Büchereien oder Sammlungen Zuwendungen gemacht haben, können sich mit dem Danke des Direktors in mündlicher oder schriftlicher Form begnügen. Wer nur schenkt, um seinen Namen im Programm mit schmeichelhaften Ausdrücken über seine Freigebigkeit gedruckt zu finden, sollte das Schenken lieber lassen.

Zu 10: Über die Notwendigkeit der Mitteilungen an Eltern und Pensionshalter kann man verschiedner Meinung sein. Wohl ist es wichtig, daß Erlasse wie der gegen Schülerverbindungen, gegen das frühzeitige und unbesonnene Führen von Schußwaffen zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, auch muß ein Vater, der nach den Osterferien seinen Sohn der Anstalt übergeben will, das Nähere über den Aufnahmetag, die Zeit der Aufnahmeprüfung erfahren, und darum kommt diesem letzten Teile des Programms eine größere Bedeutung zu als vielen andern. Andrerseits werden Erlasse von so allgemeiner Bedeutung, wie die oben angeführten, überall in der Presse mitgeteilt und besprochen, die Öffentlichkeit erhält also genaue Kenntnis davon; in kleinern Orten bedarf es nur der Anregung des Direktors bei der Schriftleitung des Lokalblattes, und der Wortlaut des Erlasses wird im lokalen Teile mit der größten Bereitwilligkeit abgedruckt, ja die wichtigsten Stellen durch fetten oder gesperrten Druck hervorgehoben. Die Ankündigungen über den Schulanfang und den Aufnahmetag werden sicherlich meistenteils in dem Anzeigenteile der Ortsblätter gedruckt, vielfach sogar wiederholt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Vater, der kein Programm erhalten hat, weil er keinen Sohn auf der Anstalt hat, die Kunde von dem Aufnahmetage usw. eher durch die Presse erhalten wird als durch ein Programm. Auch wird sich ein solcher Vater, der ein Kind anmelden

will, schon durch persönliche Nachfrage über das zu unterrichten suchen, was ihm in dieser Hinsicht zu wissen nötig ist. Die Bedeutung dieses letzten Programmabschnitts soll damit aber nicht geleugnet werden. Mahnungen, wie sie in den Erlassen über die Schülerverbindungen und den Gebrauch von Schußwaffen enthalten sind, wenden sich auf Grund schon gemachter Erfahrungen gerade an die Eltern von Schülern, die der Anstalt schon angehören, sowie namentlich an Pensionshalter, denen Anstaltszöglinge anvertraut sind. Beide aber lesen diesen letzten Abschnitt sicherlich. So mag er denn beibehalten werden.

Wenn wir nun zum Schlusse die eingangs gestellte Frage beantworten sollen, so ist das Ergebnis der vorhergehenden Ausführungen zunächst negativ und lautet: Die bisher übliche Form der Osterprogramme erfüllt ihren Zweck nicht. Aber als Positives ergibt sich zugleich ferner: Die Osterprogramme unsrer höhern Schulen können eine ganz bedeutende Verkürzung vertragen. Sie brauchen nur folgendes zu enthalten: 1. Ein kurzgehaltnes Verzeichnis der Lehrer mit kurzer Angabe ihres Ordinariats und sonstigen Unterrichts. 2. Von den Verfügungen der Behörden nur solche, die von allgemeiner Bedeutung sind und dem Elternhause und der Pension Pflichten einschärfen, deren Erfüllung unerläßlich ist. Nicht aufzunehmen sind solche Verfügungen, die sich auf Beurlaubung, Vertretung, Neuanstellung von Lehrern, Neuanschaffungen und Empfehlungen für die Bibliotheken und Sammlungen beziehn. 3. Die Chronik, aus der man aber alle Wiederholungen, alles Selbstverständliche und allgemein Bekannte, sowie Personalien der Lehrer weglassen müßte. 4. Die statistischen Nachrichten über die Frequenz der Anstalt, Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler; Übersicht der Abiturienten. 5. Mitteilungen über Freischulstellen, Stipendien, Unterstützungen. 6. Mitteilungen an Eltern und Pensionshalter in der bisherigen Weise, doch in möglichst knapper Form.

Bei einer solchen Vereinfachung der Programme würde erstens das Schreibwerk vermindert und sodann nicht wenig Geld erspart werden, das jetzt für die Druckkosten weitschweifiger Programme unnütz draufgeht. Die Ersparnisse aus dieser Vereinfachung könnten dann dem Etat für die Bibliotheken und Sammlungen zugewiesen werden, der meist nicht allzu reichlich bemessen ist und vielfach noch dadurch Verkürzungen erleidet, daß langatmige Lieferungswerke, die vor Zeiten bestellt worden sind, und die man eben nicht abbestellen kann, sowie der Wald von nutzlosen pädagogischen Zeitschriften von vornherein ein erkleckliches Sümmchen verschlingen.

Es wäre erfreulich und wünschenswert, wenn die Unterrichtsverwaltung dieser Frage, die nicht so weltentlegen ist, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, ihre Aufmerksamkeit zuwendete und die ganze Angelegenheit in wohlwollende Erwägung zöge. J. S.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Polenkämpfe

In wie heillose Verwirrung sind doch unsre sogenannten politischen Parteien, obere wie untere Götter, und in wie noch heillosere viele einstmals gesunde Verstandeskräfte durch diese Polenkämpfe geraten! Wahrlich, wenn man das alles hört und liest, was da heute in Reichstag, Regierung und Presse mit vollem Brustton vorgetragen wird, man könnte daran verzweifeln, daß wir Deutschen jemals über die politische Quinta hinauskommen werden. Da haben wir eine Regierung, die in Herrn Stablewski einen würdigen Generalissimus der Polenstreiter nach Posen-Gnesen gesetzt hat, die sich von ihm gefallen läßt, daß er offen seinen Klerus für deutsche Neigungen unter Strafe setzt, die aber andrerseits polnische Frauen und Lehrer dafür straft, daß sie polnischen Kindern polnischen Unterricht erteilen. Da haben wir einen Reichstag, der sich mit großer Mehrheit darüber entrüstet, daß die Reichspost polnisch geschriebne Adressen beanstandet; da haben wir eine Tagespresse, die laut in das Horn der Gerechtigkeit stößt, die fordert, daß man dem Polen sein Recht, sich seiner Muttersprache zu bedienen, nicht vorenthalte, denn die Post sei ein internationales Institut, das sich nicht in Politik mischen dürfe usw. Kann man sich denn etwas Ungereimteres vorstellen, als dieses Gepolter gegen ein paar Postbeamte, die ihrem Ärger über die polnischen Herausforderungen und Zergereien mit polnischen Adressen einmal Lauf gegeben haben? Wenn die Post ordnungs- und gesetzmäßig nach Möglichkeit auch fremde Sprachen gelten lassen soll, so muß es doch wohl der Postverwaltung überlassen werden, zu entscheiden, wo die Möglichkeit aufhört. Wenn der Postbeamte in Posen polnische Briefe zu befördern verpflichtet ist auf Grund des Gesetzes oder der Postordnung, so ist der Postbeamte in Westfalen ebenso dazu verpflichtet, solche Briefe mit polnischer Adresse abzuliefern, und fortan wird im ganzen Reich jeder Postbeamte soviel polnisch lernen müssen, daß er die polnischen Adressen leicht ins Deutsche übersetzen kann (z. B. Braclaw in Breslau, Gdansk in

Danzig, Poznan in Posen, Lwow in Lemberg, hrabowi S. in an den Grafen S., pann Andrzejewskiemu in Herrn Andrejewski), was übrigens auch dem polyglottesten Postgelehrten nicht ohne viel Zeitverlust gelingen wird; denn so leicht er eine Adresse in polnischer Sprache verstehn mag, so wird er, sobald ihm eine solche Adresse unter der Masse der deutschen aufstößt, auf sie weit mehr Zeit verbrauchen, als auf die deutschen Adressen. Und was den Polen recht ist, soll doch wohl z. B. den Litauern billig sein, die ja doch auch ihre „Landessprache" könnten zur Geltung bringen wollen. Im Weltpostvertrage, auf den man sich im Reichstage berufen hat, ist von der polnischen Sprache ebenso wenig die Rede, wie von der litauischen oder der wendischen; es steht auch weder dort noch anderswo geschrieben, daß man „Landessprachen" im Postverkehr anzuerkennen habe. Wenn die deutsche Post verpflichtet wäre, alle auf deutschem Boden vorkommenden Mundarten anzuerkennen, so läge es doch wohl am nächsten, daß z. B. ein bayrischer Postbeamter Adressen in mecklenburgischem Platt oder der holsteinische Postbeamte Adressen in schwäbischer Volkssprache anerkennen müßten; wenn sich aber alle Mecklenburger verabredeten, nur noch platt zu adressieren, oder die Schwaben nur schwäbisch, so würde man das, wiewohl es dem deutschen Beamten weit weniger lästig fiele als polnische Adressen, für einen Mißbrauch erklären, der besonders verwerflich deshalb wäre, weil jeder Mecklenburger und jeder Schwabe, oder doch fast jeder, soweit hochdeutsch versteht, daß er eine hochdeutsche Adresse verfassen kann. Ich vermute, Zentrum und Demokratie unsers heutigen Reichstags, von der Presse nicht zu reden, würden die schwäbelnden oder plattelnden Deutschen eines Unfugs zeihen und der Postverwaltung beispringen. Aber nun sind hier Polen und Katholiken statt Schwaben und Niedersachsen, und da ist es eine andre Sache: Plattdeutsch ist keine „Landessprache," wohl aber Polnisch und also auch Litauisch, und in unserm üblichen politischen Gefühlsdusel wird dann für den Fremden flugs die „Gerechtigkeit" angerufen, die man dem Landes- und Volksgenossen verweigert.

So viel ich weiß, steht im Weltpostkodex nicht zu lesen, welche Sprachen auf dem Gebiete seiner Wirksamkeit überall zulässig seien. Offenbar aber ist, daß im Weltverkehr vor allem die Weltsprachen — wenn man schon solche Kategorien annehmen soll — den Vorzug haben müssen. Deutsch, Französisch, Englisch sind für deutsches Postgebiet Weltsprachen, deren Kenntnis von der Postverwaltung gefordert werden muß. Der Postbeamte des Herrn Roeren, der kein polnisches „Hochwohlgeboren," wohl aber ein englisches right honorable gelten ließ, hatte vollkommen Recht, wenigstens im Prinzip, denn englisch ist Weltsprache, polnisch nicht, und die gesetzliche Möglichkeit, einen Brief an einen wełmożny oder najjasnejszi pan zu befördern, hört auf, wenn man in Posen gegen die Postverwaltung einen politischen Sturmlauf mit polnischen Adressen unternimmt. Die Postverwaltung hat nicht Politik getrieben, wie man behauptet hat, sondern sich gegen Politik gewehrt, indem sie sich gegen diesen polnischen Angriff wehrte. Russisch hat eine größere Bedeutung als polnisch für

Deutschland und die Welt, aber es ist nicht Weltsprache, und darum wird von unsern Postbeamten nicht verlangt, russische Korrespondenz zu verstehn. In Rußland leben mehr Polen als Deutsche, und dennoch versteht der Postbeamte in Moskau kein Polnisch, wohl aber Deutsch, obwohl er mehr nationales Bewußtsein hat als manche Leute bei uns, die von Patriotismus triefen, aber flugs mit den Polen gemeinsame Sache machen, wenn es gilt, der eignen Regierung etwas anzuhängen. Dieselben Leute, die heute die politische Herausforderung der Polen gutheißen, die eine höchst nutzlose, unkluge Agitation polnischer Hitzköpfe zu Gunsten eines wertlosen Scheins unterstützen, die in Reichstag und Presse nach Gerechtigkeit rufen zu Gunsten einer thörichten polnischen Demonstration: dieselben Leute regen sich kaum, wenn man den Polen die schlimmste Gewalt anthut, indem man ihnen ihre Sprache raubt in der Schule, ihre Nationalität in Haus und Familie. Wo versteckt sich denn die Gerechtigkeit, auf die man heute gegenüber der Postverwaltung pocht, wenn man den Polen das Recht raubt, ihre Kinder polnisch zu erziehn? Polnisch geschriebne Adressen auf Briefen sollen ein heiliges Recht des polnischen Stammes, sollen verbriefte „Landessprache“ sein; aber der Lehrer, die Dame aus der Gesellschaft, die sich erkühnen, polnische Kinder in der polnischen Sprache zu unterrichten, für die rührt sich das Gewissen der Herren wenig. Wie sollen die armen Polen denn lernen, polnische Adressen zu schreiben, wenn sie überhaupt nicht lernen dürfen, polnisch zu schreiben? Oder will man in den Schulen dafür sorgen, daß einstmals die polnischen Briefe von selbst aufhören? Ist man denn nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts noch immer nicht über den alten Aberglauben hinausgekommen, daß man durch Bildung allein den Polen zum Deutschen machen könne?

Es ist die Pflicht des Staats, in seinen nationalen Forderungen gegenüber den Polen nicht über das Maß staatlicher Notwendigkeit hinauszugehn. Notwendig ist es, in dem stetig wachsenden Verkehr der Post die Arbeit nicht durch polnische oder tschechische oder litauische Adressen erschweren zu lassen. Weil diese Stämme damit ihrem nationalen Selbstgefühl schmeicheln wollen, kann der Staat, das Reich nicht neben den drei Weltsprachen noch eine oder mehr andre Sprachen in seinen Betrieb aufnehmen. Darf man in Posen einen polnisch adressierten Brief auf die Post geben, so muß man ihn in Nürnberg auch von der Post empfangen können, und umgekehrt. Und wollte man das Polnische auch nur für polnisches Gebiet zulassen, wollte man zu dem Zweck ein eignes polnisch redendes oder lesendes Korps von Postbeamten halten, so entstünde wahrscheinlich alsbald der Streit darum, wo das polnische Postgebiet anfange, und wo es ende. Unsre Polen sind fast alle imstande, eine deutsche Adresse zu schreiben und sollen keine polnischen Adressen schreiben, weil das den Staat belasten und ihnen in keiner Weise nützen würde. Auf kindisches „etsch, etsch!“ und Gesichterschneiden sollte man bei uns nicht mit der ganzen Batterie politischer Geschütze in Reichstag und Presse antworten. Aber um so ernster sollte man sich dem zuwenden, was berechtigte Forderungen

der Polen sind, und was nicht über das Maß staatlicher Pflichten hinausgeht, die wir ihnen gegenüber haben.

Der Staat hat die oberste Leitung des Schulwesens, er hat die Pflicht, allen Angehörigen die Schule zugänglich zu machen. Als nationaler Staat hat er die Pflicht, diese Schule in nationalem Geiste zu leiten, vor allem in deutscher Sprache. Nun, im Posenschen hat der Staat diese Pflicht reichlich erfüllt, es fehlt nirgends an Schulen, besonders an Mittelschulen, und zwar deutschen. Man sucht nun in diese Schulen die Polen hineinzuzwingen. Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß man damit zwar keine Deutschen heranbilde, wohl aber erbitterte Polen, die mit der Waffe guter deutscher Bildung durch den Staat ausgerüstet sichs angelegen sein lassen, diese Waffe gegen den Staat, wenigstens gegen dessen Bestrebungen zu Gunsten der Stärkung des Deutschtums zu wenden. Nur Thoren können sich darüber wundern oder den Polen deswegen zürnen. Was erbittert, was den nationalen Widerspruch reizt, was das polnische Kind in deutscher Schule zum polnischen Eiferer erzieht, ist nicht das Deutsche oder der Deutsche in der Schule, sondern — neben der klerikalen und nationalpolnischen Hetzerei — der äußere Zwang zum Deutschtum. Der äußere Zwang ist überall das Feuer, das in Preußen wie anderwärts den nationalen Kessel heizt; ohne ihn mäßigt sich überall der auf bloß sozialem und wirtschaftlichem Boden geführte Kampf der Nationalitäten. Mit der Errichtung ausreichender deutscher Schulen auf polnischem Boden hat der deutsche Staat seine Pflicht auch gegenüber den Polen erfüllt: wollen die Polen die deutschen Schulen benutzen, gut, so mögen sie es thun; wollen sie es nicht, so mögen sie sehen, wie sie anders mit ihren Kindern fertig werden, so mögen sie auf ihre Kosten, wenn auch unter staatlicher Aufsicht, polnische Schulen gründen und erhalten. Mögen sie die Konkurrenz aufnehmen, mögen sie in polnischen Schulen nationale Hetzerei treiben — sie werden die Gegensätze nicht schärfer zuspitzen können, als es in der deutschen Schule geschieht, und sie werden bald finden, daß das praktische Leben von ihren Kindern nicht bloß Erlernung der deutschen Sprache, sondern Erlangung deutscher Bildung fordert, die sie allein in den Stand setzen kann, auf deutschem Boden vorwärts zu kommen. Welcher Pole wüßte denn nicht, daß er als Arzt, als Beamter, als Jurist, ja als Industrieller und Kaufmann nicht über den Bezirk von Inowrazlaw oder Posen hinaus käme, wenn er nicht in der Schule deutsche Bildung aufgenommen hätte? Wer in der Schule bloß mit Polnisch erzogen wäre, müßte auswandern, um eine freie Bahn des bürgerlichen Fortkommens zu finden, nach Galizien oder Kronpolen etwa, und wir würden ihm ja keine Hindernisse dabei in den Weg legen. Wird der Pole Soldat, ohne Deutsch zu verstehn, so behalte man ihn länger im Dienst (was gesetzlich zu regeln wäre), bis er sich das Nötige an Sprachkenntnis erworben hat.

Leider ist die Schule allmählich immer vollständiger zur Staatsanstalt geworden. Die Kindererziehung gehört eigentlich der Familie, nicht dem Staat.

Aber wie das soziale Leben immer mehr in staatliche Formen gezwängt, von staatlichen Zwecken bestimmt wird, so hat auch die Schule immer mehr ihren privaten Charakter zu Gunsten des öffentlichen aufgeben müssen, so ist sie aus der Sorge und Pflege der Eltern und Gemeinden in die Leitung von Beamten übergegangen. Der Beamte hat nun bekanntlich überall das Bedürfnis, jedem Mangel, den er auf dem Gebiet seines Amtskreises entdeckt, dadurch abzuhelfen, daß er sein Machtgebiet erweitert oder seine amtliche Gewalt verstärkt. So sind wir in manchem deutschen Staate, wie z. B. in Sachsen, schon dahin gelangt, daß sich der Staat für verpflichtet hält, nicht nur seine eignen Sachsenkinder, sondern auch alle andern innerhalb der Grenzen des Königreichs lebenden Kinder zu erziehn. Nichtsächsische, ja nicht einmal reichsangehörige Familien auch der höhern Stände, die in Dresden wohnen, werden polizeilich dazu angehalten, ihre Söhne und Töchter, sobald sie das sächsisch-schulpflichtige Alter erreicht haben, in eine öffentliche Schule zu schicken. Ein ganz erstaunlicher Drang nach Bethätigung, eine wunderbare Arbeitslust in diesem Sachsen! In Wirklichkeit die Krebskrankheit des Bureaukratismus neben deutscher Pedanterie. Und diese beiden Motive mögen denn auch lebendig werden, wenn in Posen der Staat wieder einmal eine „kraftvolle" Politik „ohne Schwanken" gegen die Polen in Szene zu setzen verspricht.

Freilich, eine kräftige und konsequente staatliche Handhabung der Verwaltung in den polnischen Gebieten thut längst not, nicht eine von leeren Doktrinen oder staatsfeindlichen Tendenzen beherrschte, wie sie sich gewisse Parteien bei uns wünschen. Denn wir stehn dort im Osten nicht nur einem in politischem Kampf sehr geübten Adel, einem uns an nationaler Festigkeit überlegnen Volk, sondern einer Kirche gegenüber, die für die polnisch-nationale Sache gerade so ficht, wie wenn die katholische Kirche mit ihr leben und sterben müßte. Das ist ein so geschlossenes, geübtes, kirchliches Beamtenheer, daß wir leider genötigt sind, ihm mit staatlichen Mitteln entgegen zu treten.

So wie die Dinge heute in Posen gehn, kommen wir sicher an einen Punkt, wo der Staat zu Ausnahmegesetzen gegen die Polen greifen wird. Vielleicht wäre es sogar besser, wenn das bald geschähe, ehe wir planlos und schwankend immer weiter treiben, bis die gegenseitige Erbitterung einen Grad wird erreicht haben, der gewaltsamere Maßregeln erfordern wird, als heute noch nötig sind. Der unkluge Übermut, der sich je länger je mehr bei den Polen zeigen wird, wenn sie sich einem solchen Reichstage wie dem vom 24. Januar d. J. gegenübersehen, könnte zu Ausschreitungen führen, die eine Suspension der Verfassung und einen Diktaturparagraphen zur Folge hätten. Wir haben sofort nach der Debatte im Reichstage gehört, wie man in Posen einen Sieg verkündete und ausbeutete. Die polnische „Landessprache" wurde gefordert. Etwa für den Schulgebrauch in Privatschulen? Nein, man will staatlich die Gleichberechtigung und wird demnächst die Herrschaft des Polnischen verlangen. Das liegt in der polnischen Art. Solche Forderungen, besonders die des polnischen Staates von 1771, sind sehr verständliche Äuße-

rungen eines starken Patriotismus; aber es ist sehr unklug, sie laut werden zu lassen, ja auch nur ernstlich solche Wünsche zu hegen. Posen wird nie zu einem freien polnischen Staat gehören, und die Landessprache wird dort die deutsche bleiben, wenigstens in den Gebieten des staatlichen Verkehrs. Dieser polnische Sieg mag vielen polnischen Damen einen patriotischen Genuß bereitet haben; ernsthafte Leute aber könnten sich sagen, daß es thöricht sei, seine Kräfte für Briefadressen zu vergeuden, während es doch Dinge von weit größerer Bedeutung und weit größerer Berechtigung giebt, um deren Verteidigung es sich heute für sie handelt. Aber der Pole scheint nun einmal politische Erfolge weniger ertragen zu können als Niederlagen und wird nicht bei den Briefadressen stehn bleiben. **E. v. d. Brüggen**

Zur neuen Kanalvorlage

(Schluß)

In scharfem Kontrast zu dem sich aus der ganzen Vorlage aufdrängenden Eindruck beispielloser Schwäche, in die die Regierung den agrarischen Mehrheitsparteien gegenüber geraten ist, steht die Stärke der sachlichen Gründe, die sowohl in der schriftlichen Begründung wie von den beteiligten Fachministern in der ersten Lesung vom 4. bis 7. Februar für die Anlage der Wasserstraße zwischen Rhein und Weichsel ins Treffen geführt worden sind. Wenn wir darauf jetzt noch etwas näher eingehn, so scheiden wir die mit der genannten Wasserstraße nicht zusammenhängenden drei dem Interesse der Landeskultur dienenden Projekte ganz aus. Es soll damit ihrer Berechtigung und Dringlichkeit nicht im geringsten zu nahe getreten werden. Sie sind besonders zu prüfen, besonders zu beschließen. Je eher ihr nur papierner Zusammenhang mit dem Rhein-Weichselkanal zerrissen wird, um so besser. Auch ihre Finanzierung ist ja nach der eignen Ansicht der Regierung besonders zu gestalten; nicht nur, daß der Staat hier die Kosten à fonds perdu zahlen soll, er soll sie auch aus den laufenden Einnahmen, nicht aus Anleihen decken. Ob es gerechtfertigt ist, die Interessenten in allen drei Fällen — untere Oder, untere Havel und Spree — nur mit einem Fünftel der Kosten, statt, wie es die Regel ist und nach den Erklärungen der Regierung auch die Regel bleiben soll, mit einem Drittel zu belasten, muß unter besondrer Prüfung der Einzelfälle entschieden werden. Es wäre vielleicht richtiger gewesen und wird für die Zukunft jedenfalls wieder als das praktischere betrachtet werden müssen, daß so große Vorflutregulierungen für einzelne, voneinander so ganz unabhängige Flußgebiete auch durch besondre einzelne Gesetze beschlossen werden.

Zu bemerken ist, daß in der viertägigen Plenarverhandlung die drei Vorflutregulierungen nur ganz nebenher berührt worden sind, freilich als „Rosinen im Kuchen," die man genießen will, auch wenn man die Hauptsache wegwirft. Daß sich die Staatsregierung in diesem Falle für die Ablehnung der Kanäle durch Zurückstellung der von ihr jetzt als nötig nachgewiesenen und hinreichend vorbereiteten Vorflutregulierungen rächen sollte, scheint uns ganz ausgeschlossen zu sein. Es wäre das ein non plus ultra von kleinlicher, chikanöser politischer Taktik. Auch daß dann etwa die bei diesen drei Projekten nebenher abfallenden Arbeiten im Interesse der Schiffahrt, wie der Landwirtschaftsminister meint, weil sie „Kompensationen" für den Rhein-Elbekanal wären, gestrichen werden sollten, ist nicht anzunehmen, das wäre erst recht kleinlich. Diese Vorteile für die lokale Schiffahrt sind in der That untrennbar mit den Vorflutregulierungen verbunden, und ihre abgesonderte Finanzierung ist, wie uns scheinen will, wohl mit deshalb versucht worden, weil man den Aufwand für die Landeskulturinteressen und damit auch den Zuschuß der beteiligten landwirtschaftlichen Interessenten möglichst niedrig berechnen will. Diese besondre Freigebigkeit entspricht nun einmal dem Zeichen, unter dem die ganze Vorlage zusammengeleimt ist, und es verlohnt sich nicht, sie besonders zu kritisieren. Die Mehrheit der Kommission und des Landtags wird auch sicher ohne weiteres Ja und Amen dazu sagen, vielleicht sogar noch etwas freigebiger sein wollen. Jedenfalls brauchen die Agrarier nicht zu fürchten, daß sie durch die Ablehnung des Rhein-Elbekanals die drei Vorflutprojekte zu Fall bringen.

Von den beiden neu vorgeschlagnen Ergänzungen der Kanalvorlage von 1898/99 ist die kostspieligste der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin, oder genauer: der Ersatz der bisherigen, nur für Fahrzeuge bis 170 Tonnen Ladefähigkeit eingerichteten Wasserverbindung von Berlin über Spandau nach Hohensaathen — wo der neue Kanal, an Stelle des Finowkanals tretend, in die offne Oder mündet, in der bis Stettin keine Neuanlagen nötig sind — durch einen Großschiffahrtsweg. Die ganze Strecke Berlin-Stettin soll für Schiffe bis 600 Tonnen Tragfähigkeit fahrbar werden. Die Gesamtkosten sind auf 42000000 Mark veranschlagt, wovon 500000 Mark auf Gelände kommen, das vom Forstfiskus herzugeben ist, sodaß sich der aus Anleihemitteln zu deckende Betrag um so viel verringert. Von den Kosten werden 14000000 Mark, also ein Drittel, durch die Interessenten von der Betriebseröffnung an mit 3 Prozent verzinst und vom sechzehnten Jahre nach der Betriebseröffnung an mit $^1/_2$ Prozent amortisiert, soweit die Einnahmen nach Deckung der Betriebs- und Unterhaltungskosten dazu nicht ausreichen. Ferner sind von ihnen die gesamten neuen Betriebs- und Unterhaltungskosten in Höhe von 645000 Mark jährlich zu garantieren. Die vom Staat zu zahlenden Zinsen würden zu 3 Prozent also 840000 Mark ausmachen, die ebenso wie die Tilgungsquote durch die Betriebseinnahmen wahrscheinlich werden gedeckt werden. In der Begründung wird besondres Gewicht darauf gelegt, Stettin vor dem Verfall zu schützen, der ihm als dem bisher bedeutendsten Seehafen des Staats aus der Kon-

kurrenz Lübecks und Hamburgs seit der Verbesserung ihrer Binnenschiffahrtswege droht. Nächstdem kommt die Bedeutung des billigen Verkehrswegs für Berlin in Betracht, aber, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Karte lehrt, handelt es sich zugleich um eine sehr viel bessere Verbindung der östlich von der Oder liegenden Landesteile mit dem Westen, mit Berlin, dem Elbgebiet usw. Auch die Interessen der Landeskultur werden durch die Neuanlagen nicht unbedeutend gefördert werden.

Für die Einnahmen der Eisenbahn Berlin-Stettin ist nach dem Urteil der zuständigen Behörden überhaupt kein Ausfall zu erwarten, da der seit fünfzig Jahren bestehende Bahnverkehr jetzt schon nicht sehr bedeutend und auf bestimmte, schnell zu befördernde Güter beschränkt ist, woran die Verbesserung des Wasserwegs nichts ändern würde. Ein Bedürfnis für die Eisenbahn ist dieses Projekt mithin nicht; sie wäre imstande, selbst einen weit größern Verkehr zu bewältigen, wenn sie ihn nur bekommen könnte. Dazu ist keine Aussicht; nur der wesentlich billigere Wassertransport kann nach Ansicht der Sachverständigen die im Interesse Stettins notwendige Steigerung des Verkehrs bewirken. Die Eisenbahnfrachten entsprechend zu verbilligen scheint nicht möglich zu sein. Die Bauzeit ist auf fünf Jahre veranschlagt. Dem Projekt Berlin-Spandau-Hohensaathen, oder der „Westlinie," die von der Regierung vorgeschlagen ist, war eine „Ostlinie" gegenüber gestellt worden, für die namentlich in agrarischen Kreisen Stimmung gemacht worden ist. Die Begründung weist unsers Erachtens mit Recht die Ostlinie schon wegen der weit schwierigern Terrainverhältnisse und der größern Kosten zurück.

Der vorgeschlagne Ausbau der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel wird 20400000 Mark kosten, wovon 1500000 Mark auf die Regulierung der freien Warthe kommen, zu deren Kosten die Interessenten nicht herangezogen werden sollen. Von dem Rest mit 18900000 Mark werden sie ein Drittel = 6300000 Mark mit 3 Prozent zu verzinsen und mit $^1/_2$ Prozent zu amortisieren haben, auch müssen sie die Betriebs- und Unterhaltungskosten mit 556000 Mark aus eignen Mitteln decken. Die Verzinsung mit 3 Prozent soll jedoch erst zehn Jahre nach der Betriebseröffnung eintreten, vorher in mäßigern Grenzen bleiben. Durch diese Bauten wird das Landeskulturinteresse im besondern sehr gefördert werden, aber auch an der Hebung der Schiffahrt hat die Landwirtschaft im allgemeinen das überwiegende Interesse. Die Landwirtschaftskammer Posen erkennt auch den Nutzen, den die Landwirtschaft von der bessern Wasserverbindung mit dem Westen haben wird, vollkommen an. Die Staatseisenbahn wird in der ersten Zeit des Betriebs hier mit einem Einnahmeausfall rechnen müssen, doch ist anzunehmen, daß der Nutzen des Projekts reichliche Schadloshaltung gewähren wird. Die Strecke wird für Schiffe mit 400 Tonnen Tragfähigkeit eingerichtet. Für die Seitenlinie nach Posen werden noch besonders 2231000 Mark gefordert, die der Staat allein tragen will. Die Bauzeit für das ganze Projekt Oder-Weichsel ist auf zehn Jahre angenommen. Von einer Notwendigkeit, die konkurrierenden Eisenbahnen durch den Wasserverkehr mehr zu entlasten, ist auch hier wohl nicht die Rede.

Weit treten diese beiden neu vorgeschlagnen Linien an Bedeutung, aber auch an Kostspieligkeit hinter dem alten Plan des Rhein-Elbekanals zurück, um den sich jetzt eigentlich ganz ebenso wie vor zwei Jahren der Streit dreht, wobei die Opposition hauptsächlich mit Einwänden im angeblichen Interesse der Staatsfinanzen Eindruck zu machen versucht. Wir werden deshalb hauptsächlich der fiskalischen Seite der Frage unsre Aufmerksamkeit schenken müssen. Gleichfalls wie vor zwei Jahren zerfällt das Projekt in drei Teile: 1. den „Dortmund-Rheinkanal“ mit einer Kostenforderung von 45298000 Mark; 2. verschiedne Ergänzungsbauten am „Dortmund-Emskanal“ mit 4067000 Mark; 3. den „Mittellandkanal“ — einschließlich einiger Zweiglinien und des preußischen Anteils an der Weserkanalisierung von Hameln bis Bremen — mit 211419700 Mark; zusammen also für den Rhein-Elbekanal mit einer Kostenforderung von 260784700 Mark. Zu den Ergänzungsbauten am Dortmund-Emskanal werden keine Beiträge von den Interessenten gefordert, weder für die Baukosten noch für das Plus der Unterhaltungs- und Betriebskosten. Von den Baukosten des Dortmund-Rheinkanals haben die Interessenten 15000000, zu denen des Mittellandkanals und den Zweiglinien einschließlich der Weserkanalisierung 78000000 von der Betriebseröffnung an mit 3 Prozent zu verzinsen und vom sechzehnten Jahre nach der Betriebseröffnung mit $^1/_2$ Prozent zu amortisieren. Im ganzen stellt sich der Anteil des Staats an den Baukosten des Rhein-Elbekanals auf 167635000 Mark und der Anteil der Interessenten auf 93149010. Von den im ganzen auf 2169100 Mark veranschlagten jährlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten soll der Staat nur 36000 Mark (Dortmund-Emskanal) auf seine Rechnung nehmen. Von den jährlich aufzubringenden Beträgen zur Verzinsung und Abschreibung der Baukosten — im ganzen 9127420 — tragen die Interessenten 3260250 und der Staat 5867170 Mark, sodaß sich die nach der Beendigung der Arbeiten aufzubringenden Gesamtkosten stellen: im ganzen auf 11296520, und zwar für den Staat auf 5903770, für die Interessenten auf 5392750 Mark.

Die Bauzeit für den Rhein-Elbekanal allein, die Zeit für die Bearbeitung der genauen Entwürfe mitgerechnet, wird in der Begründung auf acht Jahre geschätzt. Auf ein Baujahr würden danach $32^1/_2$ Millionen, einschließlich des später von den Interessenten zu verzinsenden und zu amortisierenden Betrags an Baukosten kommen, die der Staat vorzustrecken und dazu aus Anleihemitteln bereit zu stellen hätte. Für alle in die neue Vorlage hineingepackten Projekte zusammen wird eine Bauzeit von fünfzehn Jahren angenommen, und der Finanzminister berechnete danach am 4. Februar die jährlich bereit zu stellenden Kosten für alle Projekte auf 26 Millionen. Auf den Rhein-Elbekanal allein würden davon jährlich $17^1/_2$ Millionen kommen. Die Frage, ob Preußen fünfzehn Jahre lang seine Finanzen mit einer solchen Ausgabe belasten darf, hat der Finanzminister unsers Erachtens endgiltig folgendermaßen abgethan: „Wenn Sie erwägen, daß wir seit dem Jahre 1880, also seit einundzwanzig Jahren, jährlich allein für Sekundärbahnen 43,8 Millionen Mark aufgebracht

haben, ohne daß das unsern Kredit und unsre Finanzverhältnisse irgendwie schädlich berührt hätte, so können Sie unmöglich in einer allmählichen Aufbringung eines Kapitals in der bezeichneten Höhe eine Gefahr für unsern Staat erblicken; das kann, wie Sie mir zugeben werden, kein verständiger Mensch thun, der von unsern Verhältnissen einigermaßen Kenntnis hat." Dabei muß wohl beachtet werden, daß von einer Verzinsung bei einem Teile der zu Gunsten und auf Drängen gerade der ostelbischen Landwirtschaft gebauten Sekundärbahnen nicht die Rede ist, ja kaum die Betriebs- und Unterhaltungskosten herauskommen. Die Frage kann im Ernst gar nicht mehr aufgeworfen werden.

Um so ernster ist die Frage der Rentabilität des Rhein-Elbekanals zu nehmen und auch von der Staatsregierung und ihren Sachverständigen genommen worden. Grundsätzlich muß bei der Anlage von künstlichen Wasserstraßen auf Staatskosten außer der Deckung der Betriebs- und Unterhaltungskosten auf angemessene Verzinsung und Abschreibung der Anlagekosten durch Gebühren und durch Garantieleistung der Interessenten Bedacht genommen werden. Diese Fiskalität ist einfach ein Gebot der Gerechtigkeit, denn mag auch das, was man Gesamtinteresse nennt, nach menschlicher Voraussicht dabei noch so groß sein, so sind doch an diesem sogenannten Gesamtinteresse die einzelnen Staatssteuerträger in der Regel sehr ungleichmäßig beteiligt. Die bekannten „Verschiebungen" infolge der Umgestaltung wichtiger Verkehrswege, natürlich auch der Wasserwege, werden immer einzelne Kreise benachteiligen, wenn sie auch viel weitern Kreisen und damit dem Ganzen Vorteil bringen. Glaubt der Staat solche Verkehrswege nicht dem privaten Unternehmungsgeist und dem privaten Risiko überlassen zu dürfen, worin er ja zunächst Recht hat, so muß er sich um so ängstlicher davor hüten, in Liebhabereien zu verfallen und den liberalen Geschenkgeber zu spielen. Er soll deshalb womöglich überall auf seine Kosten zu kommen suchen. Aber nur nicht kleinlich, nur nicht von heut zu morgen und erst recht nicht ohne all und jedes Risiko. Er kann und soll unter Umständen Risiken eingehn, vor denen sich Privatunternehmungen scheuen. Wer das nicht will, der raubt der Verstaatlichung der Verkehrsmittel den besten Teil ihrer Berechtigung. Danach muß auch bei dem Rhein-Elbekanal verfahren werden und ist von der Staatsregierung in der Vorlage im vollsten Maße verfahren worden. Soweit wir zu erkennen vermögen, sogar noch weit vollkommner als bei dem Großschiffahrtswege Berlin-Stettin und der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel; von den drei Vorflutregulierungen gar nicht zu reden.

Die Betriebs- und Unterhaltungskosten sind, wie schon angegeben worden ist, bis zur veranschlagten Gesamthöhe von jährlich 2169100 Mark — abgesehen von 36000 Mark, die infolge der Ergänzungsbauten im Dortmund-Emskanal mehr als bisher erwartet werden — ganz von den Interessenten aus eignen Mitteln zu decken, soweit die Kanaleinnahmen dazu nicht ausreichen sollten. Der Anschlag ist von den kundigsten Sachverständigen des Staats und

zwar auf ziemlich fester Unterlage gemacht und wiederholt geprüft worden. Weder in der Kommission noch im Plenum des Abgeordnetenhauses wird daran gerüttelt werden können. Auch diese Frage also ist für jeden, der nicht prinzipiell und ganz unverständig Opposition machen will, abgethan.

Die Verzinsung und Abschreibung der Baukosten würde, wenn überhaupt keine Kanaleinnahmen und keine Deckung der Betriebs- und Unterhaltungskosten dazu verfügbar bleiben, den Staat jährlich höchstens mit 5867170 Mark belasten, während die Interessenten 3260250 Mark dafür aufbringen müssen. Das wäre das Risiko, das der Staat liefe, wenn sich der Kanal gar nicht rentierte; aber das ist, wie der Finanzminister mit Recht sagte, ein Risiko, das ein Staat wie Preußen eingehen kann. In der Begründung heißt es darüber ausdrücklich, daß sich voraussichtlich die Verhältnisse bei den als Neu- oder Umbauten geplanten Kanälen und kanalisierten Flüssen viel günstiger als bei den Vorflutregulierungen stellen würden. Bei den Kanälen sollten die Ausgaben möglichst vollständig durch Schiffahrtsabgaben gedeckt werden. Wie hoch die Einnahmen sein würden, lasse sich zwar nicht mit Bestimmtheit im voraus übersehen. Wenn die in den Ertragsberechnungen angenommnen Abgabensätze thatsächlich eingeführt werden sollten — worüber zur Zeit der Natur der Sache nach noch keine Entscheidung getroffen werden könne —, würde bei mäßiger Verkehrsschätzung später keine Zubuße mehr vom Staate nötig sein. Nach den aufgestellten sorgfältigen Ertragsberechnungen, für deren thatsächliches Eintreffen aber selbstverständlich die Staatsregierung keine Gewähr übernehmen könne, würde nämlich nach einer Reihe von Übergangsjahren, beim Rhein-Elbekanal etwa sechs, bei den östlichen Schiffahrtsstraßen etwa zwanzig Jahre, eine finanzielle Leistung des Staats für den Rhein-Elbekanal, für die Berlin-Hohensaathener Wasserstraße, sowie für die kanalisierte Netze, den Bromberger Kanal und die Unterbrahe nicht mehr erforderlich sein. — Der Rhein-Elbekanal wird also in dieser Beziehung weit günstiger beurteilt als die neu vorgeschlagnen Wasserstraßenprojekte.

Aber ist diese günstige Beurteilung der Rentabilität des Rhein-Elbekanals auch berechtigt? Um darauf zu antworten, können hier unmöglich die detaillierten Berechnungen der Regierung geprüft und mit ihren Unterlagen dem Leser vorgeführt werden. Wir wiederholen: sie sind von den besten Sachverständigen in Preußen aufgestellt und von den beiden unmittelbar verantwortlichen Ministern, dem Finanzminister und dem Minister der öffentlichen Arbeiten, denen niemand Leichtfertigkeit in fiskalischen Fragen zutraut, vertreten worden. Diesen, alle Gewähr sachmännischer Zuverlässigkeit bietenden Schätzungen der Regierung stehn bisher fast nur ganz vage, doktrinäre Behauptungen und willkürliche Annahmen der Opposition gegenüber, die zum Teil den Stempel ärgster Unsachlichkeit und Übertreibung an sich tragen, und die sich, was besonders mißtrauisch machen muß, untereinander schnurstracks widersprechen und einander aufheben. Während nämlich fortgesetzt ohne Beweis behauptet wird, daß die Kanäle mit den Eisenbahnen nicht mehr konkurrieren und deshalb nicht

rentieren könnten, wird ebenso, zum Teil von denselben Leuten, geltend gemacht, daß die vorgeschlagnen Kanäle den Eisenbahnen eine die Staatsfinanzen durch den Verfall der Eisenbahnüberschüsse ruinierende Konkurrenz machen werden. Es ist klar: rentieren die Kanäle durch die Gebühren für ihre Benutzung nicht, dann kann von einer Beeinträchtigung der Eisenbahneinnahmen nicht die Rede sein, dann würde aber auch der Rhein-Elbekanal so gut wie zwecklos gebaut. Geht aber der Güterverkehr in einem die Eisenbahnerträge nennenswert beeinträchtigenden Maße auf die Kanäle über, dann werden diese entsprechend rentieren. Würde der Wasserverkehr einen großen Teil der bisher auf den Staatseisenbahnen transportierten Güter an sich reißen, so könnten Kanäle vielleicht einmal Überschüsse für die Staatsfinanzen liefern, doch würden diese niemals als Äquivalent für die an den Eisenbahnen erlittnen Verluste betrachtet werden können, weil der Staat nicht daran denkt, auf den Kanälen das Geschäft des Frachtführers zu übernehmen wie auf den Eisenbahnen, die Schiffahrt, also auch der Gewinn aus ihr, vielmehr der Privatunternehmung überlassen bleibt. Thatsächlich stellt sich nach allen Berechnungen, Anschlägen und Vorgängen als sicher heraus, daß der Rhein-Elbekanal bei den zu Grunde gelegten Abgabesätzen einen ganz bedeutenden Teil des bisherigen Eisenbahngüterverkehrs an sich ziehn wird, und daß nach Ablauf einer gewissen Entwicklungszeit ein Rückgang des bis dahin erreichten Stands der Eisenbahnüberschüsse zu erwarten ist, der aber aller Voraussicht nach bei normalem Fortgang des Wirtschaftslebens bald wieder durch eine neue Steigerung des Eisenbahnverkehrs und der Eisenbahnüberschüsse neben steigendem Kanalverkehr und steigenden Kanaleinnahmen wett gemacht werden wird. Streng genommen steht auch die zur Verzinsung und Amortisation der Baukosten nötige Rentabilität des Rhein-Elbekanals gar nicht mehr in Frage, vielmehr fragt es sich eigentlich nur noch, wie hoch der infolge der Eröffnung des Kanals zeitweise zu erwartende Einnahmeausfall oder Minderüberschuß der Staatseisenbahnen veranschlagt werden muß; ob durch ihn die Staatsfinanzen ernstlich gefährdet werden können, und der Kanalbau zu einem zu kostspieligen und deshalb unwirtschaftlichen Experiment gestempelt wird. Es fragt sich dabei namentlich auch, ob die Eisenbahn, wie sie jetzt ist, der voraussichtlichen Steigerung des Verkehrsbedürfnisses entsprechen oder durch Neuanlagen und Betriebsveränderungen dazu in den Stand gesetzt werden kann, ohne daß die dafür aufzuwendenden Kosten bei gleichem Nutzeffekt die Kosten der Kanalanlage — einschließlich des durch den Kanalverkehr veranlaßten Minderüberschusses der Eisenbahnen — erreichen. Wäre das der Fall, so würde man zweckmäßiger den Kanalbau bleiben lassen.

Die Begründung der Gesamtvorlage sagt darüber, die Finanzen des Staats würden dadurch berührt, daß der Güterverkehr, soweit ihn die Eisenbahnen zur Zeit allein bewältigten, zum Teil auf die neuen oder umgebauten Schiffahrtswege übergehn würde. In welchem Maße dies der Fall sein würde, lasse sich nicht mit Sicherheit übersehen. Schätzungen darüber seien für die

einzelnen Teile der Gesetzesvorlage angestellt worden. Ganz allgemein könne aber schon jetzt bemerkt werden, daß der für den voll entwickelten Wasserverkehr berechnete Ausfall nicht schon in den ersten Jahren, sondern erst nach einer mehr oder weniger langen Entwicklungszeit eintreten werde, und daß der Ausfall an Roheinnahmen nur einen viel geringern Ausfall an Reineinnahmen zur Folge haben werde. Für den Rhein-Elbekanal rechnet die ihm besonders gewidmete Denkschrift damit, daß sich die Verschiebungen zu Ungunsten der Eisenbahnen verhältnismäßig bald geltend machen würden. Es handle sich hier vorwiegend um Güter, die in großen Massen von verhältnismäßig wenig Versendern aufgegeben würden, für die natürlich der Anreiz einer Frachtersparnis um so stärker wirke. Es liege deshalb auch die Annahme nahe, daß die westliche Kohlen- und Eisenindustrie die zehnjährige Zwischenzeit bis zur Kanaleröffnung nicht ungenützt vorübergehn lassen würde, sich für eine frühzeitige Ausnützung des neuen Wasserwegs vorzubereiten. Immerhin sei es schwierig, mit einiger Sicherheit den Zeitpunkt vorauszubestimmen, bis zu dem sich die völlige Abgabe des etwa im Jahre 1910 vorhandnen Eisenbahnverkehrs an den Kanal vollzogen haben werde. Nach einer schematisch und sozusagen rein theoretisch vorgenommnen Berechnung wird die vorübergehende Verminderung der Bruttoeinnahmen der preußischen Staatseisenbahn infolge der Kanaleröffnung als höchster Betrag für ein Jahr auf nicht weniger als 71 Millionen Mark, und die Verminderung der Überschüsse der Staatsbahnen, also sozusagen der Nettoausfall, auf 57 Millionen angenommen. Das ist eine sehr große Zahl, die einen in der That im ersten Augenblick vor den Kopf stoßen muß, aber doch auch beweist, daß sich die Staatsregierung über die Größe des Risikos nicht hat hinwegtäuschen wollen. Hat man wirklich auch nur für eine nicht allzulange Reihe von Jahren mit solchen riesigen Ausfällen der Eisenbahnüberschüsse zu rechnen, die natürlich durch Kanalüberschüsse nur zu einem kleinen Teil gedeckt werden würden, so bekommt die Sache denn doch ein viel ernsteres Gesicht, und man könnte dann wohl nicht mit Unrecht von Hunderten von Millionen reden, die außer den beträchtlichen Baugeldern noch in den Rhein-Elbekanal geworfen werden sollen.

Wie hat sich die Staatsregierung mit diesen theoretischen Berechnungen abgefunden? Wie liegt die Frage nach ihrer Erkenntnis in praxi? In der Kommission wird gerade darüber am eingehendsten verhandelt werden müssen, aber man kann nach allem, was schon vor der Öffentlichkeit darüber verhandelt ist, schon jetzt die Antwort dahin geben: Jedenfalls so, daß sich die Regierung nach pflichtmäßigem Ermessen für den Bau des Rhein-Elbekanals entscheiden mußte. Der Eisenbahnminister hat schon am ersten Verhandlungstage diese theoretische Rechnerei so gründlich desavouiert, daß man eigentlich nicht recht begreift, warum sie überhaupt aufgestellt und vollends mit dem eindrucksvollen Nimbus, der nun einmal solchen Zahlentabellen anhaftet, in der Begründung veröffentlicht worden ist. Er sagte wörtlich: „Wenn aber wirklich der schematisch ausgerechnete Minderüberschuß von 53 Millionen — so hoch hatte man

1898 den Ausfall für 1908 berechnet, jetzt ist man, wie gesagt, für 1910 gar auf 57 Millionen gekommen — aus seiner rechnerischen Papierexistenz sich in die Wirklichkeit übersetzen sollte, dann ist seine Existenzmöglichkeit überhaupt längst beseitigt; er ist dann längst überholt von den mit aller Sicherheit anzunehmenden gewaltigen Mehreinnahmen, die inzwischen die Eisenbahnverwaltung in der natürlichen Entwicklung der Dinge wird aufweisen können." Ja was soll denn die ganze Berechnung für 1910 bedeuten, wenn in ihr nicht die gewaltige Steigerung des Eisenbahnverkehrs und der Eisenbahneinnahmen so vollkommen als möglich berücksichtigt ist? Dann hätte man doch einfach falsch gerechnet, was der Minister wohl nicht hat sagen wollen. Richtig und allein wichtig für die Praxis ist, daß der Eisenbahnverkehr, mit dem der Rhein-Elbekanal in Konkurrenz treten soll, schon jetzt ganz riesig ist und bis zur Eröffnung des Kanals und vollends bis zum Eintritt seiner vollen Betriebsleistung so ungeheuer angewachsen sein wird, daß der Übergang eines Teils der bis dahin von der Eisenbahn beförderten Güter und damit natürlich auch eines Teils der Eisenbahneinnahmen auf den Kanal und die Kanalschiffahrt vom Eisenbahnfiskus als Notwendigkeit, als Wohlthat, ja als barer Gewinn empfunden werden wird. Das ist der springende Punkt. Der Eisenbahnminister, der Finanzminister, die ganze Staatsregierung hat sich überzeugen müssen, daß die Abgabe der für den Wassertransport geeigneten Gütermassen an den Rhein-Elbekanal nach zehn bis fünfzehn Jahren ein gar nicht mehr abzuweisendes Bedürfnis sein wird, wenn man nicht zum dauernden und dauernd zunehmenden Schaden der Staatsfinanzen die Eisenbahnen unter Aufwendung weit größerer Mittel, als der Kanalbau alles in allem erfordern kann, dermaßen erweitern und vervollkommnen will, daß sie ohne Hilfe des Kanals dem wachsenden Verkehrsbedürfnis entsprechen können. Schon bei der Begründung der Kanalvorlage von 1898/99 ist dem Nachweis des Bedürfnisses nach Entlastung der konkurrierenden Eisenbahnen durch den Rhein-Elbekanal das Hauptgewicht beigelegt worden. Die Begründung der neuen Kanalvorlage und die den Rhein-Elbekanal betreffende Denkschrift thun dies gleichfalls, und die mündlichen Erklärungen der beiden beteiligten Minister lassen an der Notwendigkeit gerade dieses Kanals aus den angegebnen fiskalischen Gründen — denn nur mit solchen haben wir es immer noch zu thun — für uns nicht den geringsten Zweifel übrig. Die ohne den Kanalbau unabweisbar notwendigen Neuanlagen an Eisenbahnen, Bahnhöfen und Betriebsmaterial würden Summen erfordern, gegen die die Kanalkosten weit zurückstehn. Das werden die Sachverständigen auch zahlenmäßig in der Kommission so weit nachweisen können, wie es ein vorsichtiger Wirtschafter verlangen muß. Schon der Ersatz der jetzt verwandten Güterwagen in Zwanzig- bis Dreißigtonnenwagen würde nach sachkundiger Schätzung einen Aufwand von 500 Millionen erfordern, also weit mehr, als das ganze vorgeschlagne Kanalnetz mit den mit ihm verkoppelten Vorflutregulierungen an Baukosten beansprucht.

Der Einwand, die gemeinsame staatliche Verwaltung der Eisenbahn und

des Kanals würde sich, um an die Kanalschiffahrt nicht allzuviel Frachten abgeben zu müssen, veranlaßt sehen, die Eisenbahntarife immer weiter herunterzusetzen und so vollends die Überschüsse preiszugeben, muß als haltlose Übertreibung bezeichnet werden. Dadurch, daß der Staat die Festsetzung der Kanalgebühren in der Hand hat, ist ihm denn doch eine hinreichend kräftige Waffe gegen eine übermäßige Konkurrenz der Schiffe gegeben. Angesichts des nie verstummenden Rufs nach Ermäßigung der Eisenbahnfrachten gerade von agrarischer Seite nimmt sich dieser Einwand wunderlich aus. Viel eher als das Gegenteil ist nach Eröffnung des Kanals die Klage über zu große Fiskalität der Verwaltung zu erwarten. Man sollte froh sein, durch die Kanalschiffer das bisherige Monopol der Eisenbahn wenigstens etwas zu mildern. Jedenfalls wird jeder unbefangne Politiker mit einigem volkswirtschaftlichem Verständnis nur wünschen können, daß die deutsche Binnenschiffahrt viel mehr als bisher durch die fortschreitende Technik zu größern Leistungen befähigt wird. Wenn man solche an den Haaren herbeigezognen fiskalischen Einwendungen immer wieder breittreten hört, dann muß man wirklich mit dem Finanzminister sagen: „Ihr habt vorher Partei genommen, und nachträglich sucht ihr nach Gründen!" oder mit dem Handelsminister die Nörgler fragen: „Wollen Sie denn noch fiskalischer sein als der Fiskus?" Es steht schon fest: von der fiskalischen Seite ist dem Rhein-Elbekanal nicht beizukommen; gerade fiskalisch ist er eine Notwendigkeit.

Aber die ganze fiskalische Frage ist doch im Ernst eine Nebensache im Vergleich mit der Bedeutung, die der vorgeschlagne Wasserstraßenbau für unser nationales Erwerbs- und Wirtschaftsleben überhaupt hat. Wir können hier nicht näher darauf eingehn. Die Sache ist in den letzten Jahren auch oft und gründlich genug in der Öffentlichkeit erörtert worden; auch die Grenzboten haben sich daran beteiligt. Ganz vorzüglich ist die kurze Zusammenfassung der vom Rhein-Elbekanal zu erwartenden Einflüsse auf das Erwerbsleben in der ihm gewidmeten amtlichen Denkschrift. Wir begnügen uns damit, hier folgende besonders lehrreiche Stelle daraus mitzuteilen. Um den Einfluß der geplanten Wasserbauten auf die zukünftigen Verkehrsverhältnisse zwischen dem Osten und dem Westen der Monarchie in einfacher aber überzeugender Weise klar zu machen, wird angeführt, daß die Verminderung der Frachtkosten für Versendungen aus dem westlichen Pommern nach dem Ruhrgebiet wahrscheinlich etwa denselben Erfolg haben wird, wie wenn Oderberg nicht weiter von Herne als jetzt von Hannover entfernt sei. Ebenso dürften die Versandkosten für Getreide und Holz von Bromberg nach Herne nicht höher sein als zur Zeit etwa mit der Eisenbahn nach Berlin, das Ruhrgebiet würde also dem Osten wirtschaftlich so nahe rücken wie jetzt Berlin. Die ostelbischen Landwirte müßten wahrhaftig — nur um mit ihrem Lieblingsminister Herrn von Miquel zu reden, brauchen wir den Ausdruck — „rechte Esel" sein, wenn sie den ungeheuern Vorteil, der ihnen daraus zuwächst, nicht endlich einsehen würden. Es ist sehr erfreulich, daß es sich gerade Herr von Miquel jetzt

ernstlich angelegen sein zu lassen scheint, seinen agrarischen Freunden darüber den Kopf zurechtzusetzen. Dieser ungeheure Vorteil für den landwirtschaftlichen Osten — an dem eher noch größern für den industriellen Westen zweifelt ohnedies niemand — steht so fest, daß die ganze Zollpolitik nicht daran rühren kann, und der Finanzminister gar nicht nötig gehabt hätte, die Opponenten durch die nochmalige Zusage höherer Getreidezölle für die Sache zu erwärmen. Dieser ungeheure Vorteil für die ostelbische Landwirtschaft wird zum Segen des ganzen Vaterlands fortdauern, vielleicht erst recht wirksam werden, wenn die Hochschutzzollära und die ganze heutige wirtschaftspolitische Reaktion längst vorbei sind.

Daß die Staatsregierung mit Recht die von der Opposition ausgespielte „Kompensationstheorie“ grundsätzlich abgelehnt hat, haben wir so sehr anerkannt, daß wir die in der Gesamtvorlage bethätigte Verletzung dieses Grundsatzes als bedauerliche Schwäche ansehen mußten. Es ist wirklich heller Unsinn zu verlangen, daß in einem Gesetz über die Anlegung eines neuen Verkehrswegs zugleich „Kompensationen“ für alle Verschiebungen festgesetzt werden, die infolge der Anlegung vielleicht da oder dort einzelne Kreise nachteilig berühren können, und geradezu absurd ist es, deshalb, weil durch die Sache einzelnen Kreisen Vorteile zuwachsen, für andre, die davon gar nicht berührt, also auch nicht benachteiligt werden, in demselben Gesetz Geschenke unter dem Namen von Kompensationen zu fordern. Da muß es heißen: Principiis obsta! Es ist klar, daß in Zeiten, wo die ganze Wirtschaftspolitik in ein extrem protektionistisches Fahrwasser geraten ist, der Staatssozialismus einseitig zur Geltung kommt, sich die Staatsgewalt der Kompensationstheorie und ihren Konsequenzen, auch den absurden, schwer wird entziehn können. Der moderne Protektionismus, der mit den Schlagworten „Schutz der Schwachen“ und „ausgleichende Gerechtigkeit“ arbeitet, hat es nicht so leicht, wie der alte Merkantilismus, der sich den Teufel um die Schwachen und um die Gerechtigkeit kümmerte, wenn nur Geld ins Land kam und keins hinaus ging. Das „System Miquel“ hat eigentlich keine Berechtigung, so radikal, wie es der Finanzminister am 4. Februar that, gegen die Berücksichtigung der Verschiebungen infolge neuer Verkehrswege, die der Staat anlegt und unterhält, zu protestieren. Nur in das Gesetz über den Rhein-Elbe- oder Rhein-Weichselkanal gehören diese sogenannten Kompensationen unter keinen Umständen hinein. Über die Maßnahmen zur Erhaltung der schlesischen Kohlen- und Eisenindustrie auf dem Berliner Markt ist schon das nötige gesagt. Vielleicht werden sich später auch solche im Interesse der Braunkohlenindustrie der Provinz Sachsen als wünschenswert erweisen. Vielleicht auch in Bezug auf die Emshäfen, namentlich Emden, worüber in den Grenzboten vor zwei Jahren mit eingehender Begründung ein sehr beruhigender Aufsatz veröffentlicht worden ist. Den Vorwurf, daß der Kanal die „Reichen reicher machen“ werde, hätte der Finanzminister nicht so tragisch zu nehmen brauchen, da er doch auch die Armen weniger arm machen wird, d. h. alle beide, die rheinische Industrie und die ostelbische Landwirt-

schaft davon Gewinn haben werden. Man sollte mit dem Abscheu vor dem Reicherwerden der Reichen nicht immerfort soviel Staat zu machen suchen, am wenigsten der Finanzminister. Er weiß doch recht gut, daß das unter Umständen auch seine sehr guten Seiten hat und der deutschen Weltpolitik zu gute kommt, zumal da, Gott sei Dank, die Armen nicht dadurch ärmer werden.

Von der militärischen Begründung der Vorlage wollen wir hier weiter nicht reden. Sie mag wohl berechtigt sein, steht aber an Gewicht sehr weit hinter der wirtschaftlichen zurück. Sie ist auch schließlich Sache des Reichs, auf dessen Interessen sonst in der Vorlage und den Debatten darüber gar kein Bezug genommen worden ist. Formell mit Recht; aber der dringende Wunsch muß doch ausgesprochen werden, daß der Rhein-Elbekanal von der preußischen Staatsregierung auch vom deutschen nationalen Standpunkte gewürdigt, nicht nur als ein partikularistisches preußisches Interesse behandelt werde. Wenn sich die Fiskalität der preußischen Verkehrsverwaltung in der Kanalpolitik dem deutschen „Ausland" gegenüber ebenso scharf und einseitig geltend machte wie in der Eisenbahnpolitik, so müßte das sehr beklagt werden. Von dem deutschen Wasserstraßennetz ist das preußische nur ein Teil, und als das soll es auch von Preußen aufgefaßt werden.

Wie es scheint, wird wieder einmal das Zentrum den Ausschlag geben, und es wird nicht gewillt sein, die angenehme Situation, die bestumworbne Partei zu sein, unnötig zu verkürzen. So eilig ist die Sache auch nicht, und wir sind ja an diesen Zustand schon so sehr gewöhnt, daß wir seine Jämmerlichkeit kaum noch empfinden. Da wird man sich auch noch darüber freuen können, wenn der preußische Staat und der preußische König den Rhein-Elbekanal der ultramontanen Gnade verdanken werden. Wir werden es schließlich selbst thun müssen, aber verdacht soll es einem nicht werden, wenn man über diese ganze Wirtschaft einmal fuchsteufelswild wird. *β*

Die Seeschlange des deutschen Ruderkommandos

Von Georg Wislicenus

An zopfiger Schildbürgerei fehlt es im deutschen Seefahrtsbetriebe wahrlich nicht, das hat Herr Ihnken in Nr. 6 sehr hübsch und anschaulich geschildert. Aber hat er Recht gethan, den Binnenländer mit dieser seemännischen Frage zu behelligen? Zwar ist Leipzig als Seestadt bekannter als Papenburg und hat wohl sicherlich auch mehr überseeische Interessen, als dieser Hafenplatz der kleinen Küstenfahrt; aber Leipzig ist auch der juristische Mittelpunkt Deutschlands, und da ist denn doch zu befürchten, das die Frage des Ruderkommandos auf

dem Wege von Papenburg nach Leipzig aus dem Regen in die Traufe kommen könnte. Das muß aber verhütet werden; den Seeleuten haben die dreierlei Ruderkommandos die Köpfe schon genügend wirr gemacht, um so nötiger ist es, daß die Herren Gesetzgeber klaren Einblick in die Sache bekommen. Herr Ihnken spricht für das alte Kommando, und er steht nicht allein mit seiner Ansicht. Aber es giebt auch eine ganze Reihe von sachverständigen Männern in Deutschland, die eine andre Lösung dieses gordischen Knotens erhoffen und anstreben, und zwar aus längst erwognen Gründen.

In deutschen seemännischen Kreisen wird nämlich über die Einführung eines vernünftigen Ruderkommandos schon seit 1875 beraten, oder eigentlich nur geschwatzt, denn die Sache ist seitdem nicht besser, sondern schlechter geworden. Als vor zwanzig Jahren der klarsehende Soldat und Leiter der deutschen Admiralität, Stosch, das „neue“ Kommando bei der Marine einführte, stieß er auf viel Widerspruch in den Kreisen der „hartgesottnen Männer der Salzwasserzunft,“ die bekanntlich in allem, was Neuerungen anlangt, die ultrakonservativsten Anschauungen haben. Aber auch im Reichsamt des Innern, das in den Kreisen der deutschen Reederei damals und auch noch später mit oder ohne Absicht als „die Reichsregierung“ bezeichnet wurde, fand man es „unthunlich, eine Änderung herbeizuführen,“ und dachte gar nicht daran, den Chef der Admiralität in seinen verständigen Bestrebungen zu unterstützen. So wurde der Zopf nur halb abgeschnitten; wie bei der Hydra aber wuchsen ihm zwei neue Zipfel, einer davon noch verwickelter als der alte. Wenn damals Bismarck einen tüchtigen seemännischen Berater gehabt hätte, würde man heute nicht mehr zu klagen brauchen. Aber leider ist der große Mann gerade in Seefahrtsdingen häufig recht mittelmäßig beraten worden, und zwar gewöhnlich nach der Melodie quieta non movere — laß den Zopf hängen! — Wir sind in seemännischen Fragen vielerlei Art noch kleinern Seestaaten gegenüber rückständig, weil Bismarck kein Interesse dafür gehabt hat, seiner Zeit die klägliche Kleinstaaterei im Seefahrtsbetrieb gründlich auszukehren; an Macht kann es ihm doch kaum gefehlt haben, um die einzelnen deutschen Seestaaten in ihren Seefahrtseinrichtungen unter einen Hut und in eine feste Hand zu bringen. Das zukünftige Gesetz für ein einheitliches Ruderkommando ist nur ein Pünktchen aus einem Berg von Aufgaben, die noch immer der Lösung harren. Man lese nur einmal heute, sechs Jahre nach ihrem Erscheinen, meine vielgeschmähte und doch nicht schlechte kleine Schrift „Schutz für unsre Seeleute!“ darüber nach, was alles noch ungeregelt ist.

Doch zurück zu unsrer endlosen dreischwänzigen Seeschlange: zunächst wird ihre Entstehungsgeschichte näher betrachtet werden müssen. Wie so manche andre Geschmacklosigkeit, z. B. der steife Cylinder und der alberne smoking dress, der scheußlicher als eine Kellnerjacke aussieht, stammt auch das verdrehte alte Ruderkommando aus Old England. Allerdings hat sich dieses Kommando im Laufe der Zeiten gewissermaßen selber verdreht. Der Unsinn liegt nur in dem zähen Festhalten an einer Gewohnheit, die sich überlebt hat. Von John Bull,

der im Zeitalter des Verkehrs und des metrischen Systems noch an seinen ururgroßmütterlichen Unzen, Pfunden, Zollen und Quentchen festhält, verlangt natürlich kein gebildeter Europäer, daß er seine Schildbürgerei einsähe. Aber wir Deutschen sind doch gewissermaßen auch Menschen, sogar denkende und manchmal ganz verständige, wie wir mit der Einführung des Metermaßes und einigen andern Dingen bewiesen haben. Rückständig sind wir doch nur in der einheitlichen Rechtschreibung, im Zonentarif der Bahnen, im Ruderkommando und einigen andern Kleinigkeiten.

Das alte Ruderkommando stammt vermutlich aus dem dreizehnten Jahrhundert; denn damals führte man die ersten am Hintersteven befestigten Ruder zum Steuern der Seeschiffe ein, die mit einer besondern wagerechten Handhabe, der Pinne, bewegt wurden. Bei dieser einfachen Einrichtung mußte nun allerdings die Pinne nach Backbord (der linken Schiffsseite) bewegt werden, wenn man den Kopf oder Bug des Fahrzeugs nach Steuerbord (der rechten Schiffsseite) bewegen wollte; das kann man ja heutzutage noch bequem an jedem Boot beobachten, und auch die Torfschiffer auf den Papenburger Kanälen steuern noch heute nur mit der Pinne. Auf den Seeschiffen ist aber die Pinne schon seit langer Zeit entweder überhaupt unter dem Oberdeck angebracht oder da durch Aufbauten unsichtbar gemacht und wird je nach Art und Größe des Schiffs durch sehr verschiedne Übertragungen und meist mit Hilfe besondrer Dampfruder bewegt; die Bewegung wird aber auf allen Seeschiffen durch ein senkrecht zur Kiellinie gestelltes Steuerrad bewirkt, dessen Achse in unbeweglichen Lagern ruht. Bei einem Dampfruder, wie es heutzutage die meisten Dampfer haben, handelt es sich nur darum, dem Steuerrad eine leichte Drehung zu geben, wodurch ein Schieber bewegt wird; je nach der Stellung des Schiebers dreht dann die Hilfsmaschine die unsichtbare Ruderpinne oder statt deren das auch gebräuchliche Ruderjoch so, wie es erforderlich ist. Für das Dampfruder genügt ein einziger Rudersmann, der hinter dem Rade steht und das Rad je nach Befehl rechtsherum oder linksherum dreht. Auf allen großen Seeschiffen ist die Einrichtung heutzutage so, daß beim Rechtsherumdrehen des Steuerrades dem Ruder eine solche Stellung zur Schiffsachse gegeben wird, daß der Kopf oder Bug des Schiffes seinen Kurs nach rechts hin ändern muß, d. h. daß das Schiff, wie man kurz sagt, nach rechts dreht, also nach Steuerbord, wie der seemännische Ausdruck lautet. Diese hier geschilderte Einrichtung ist nicht nur auf allen deutschen Schiffen, sondern überhaupt auf allen Seeschiffen der Erde zu finden, sie ist also international. Noch ein zweiter Brauch beim Steuern ist international, und zwar ein Brauch, den Ihnken gar nicht erwähnt, obgleich er meines Erachtens der Kernpunkt der ganzen Sache ist: das Ruderkommando wird von verständigen Kapitänen und Lotsen jedesmal von einem Winkzeichen mit dem Arme begleitet. Wenn das Schiff nach rechts drehen soll, winkt der Kommandierende mit ausgestrecktem rechtem Arme nach rechts; dieses Zeichen versteht jeder Seefahrer, und es ist auch in der dunkelsten Nacht sichtbar, weil der kommandierende Kapitän oder Schiffsoffizier immer in der

Nähe des Rudersmanns auf der Brücke steht. Die ganz altmodischen Schiffe, auf denen der Kommandierende das Ruder nicht in der nächsten Nähe hat, werden glücklicherweise immer seltner; auf solchen vorsintflutlichen Schiffen besteht aber überhaupt jederzeit die Gefahr, daß Mißverständnisse verhängnisvoll werden können, ganz gleichgiltig, welches Ruderkommando in Kraft ist. Wenn Ihnken sagt: „Den Mann am Ruder sieht man nicht, man kann ihn nicht bewachen," dann denkt er eben offenbar an solche faulen Zustände, wie sie auf seetüchtigen Schiffen heutzutage gar nicht mehr vorkommen dürfen. Der elende englische Kohlendampfer Crathie, der die Elbe in den Grund bohrte, das war ein solcher Kasten, wie er allerdings „von Rechts wegen" überhaupt nicht auf See fahren dürfte. Aber an solchen Mißgestalten ist überhaupt Hopfen und Malz verloren; da kann natürlich auch das beste Ruderkommando nichts bessern. Warum sagt Ihnken denn nicht: den Mann am Ruder muß man sehen und bewachen können? Nur von diesem Standpunkt aus läßt sich überhaupt über die Zweckmäßigkeit eines Ruderkommandos reden, um so mehr, als es bei einigem Verstand und gutem Willen sehr leicht auf jedem Schiffe durchführbar ist, dem Steuerrad eine solche Aufstellung zu geben, daß der Kommandierende auf der Brücke, sei er der Kapitän, Wachtoffizier oder Lotse, jede Drehung des Rades mit eignen Augen überwachen kann.

Also es wurde hier festgestellt, daß auf den Seeschiffen aller Flaggen das Winken des Kapitäns oder Lotsen mit dem rechten Arm nach rechts ein Rechtsdrehn des Steuerrads und darum auch ein Rechtsdrehn des Schiffs bewirkt. Es ist sehr wichtig, sich diesen internationalen Brauch fest ins Gedächtnis einzuprägen, weil er eigentlich schon vollkommen ausreicht, jedes Schiff dahin zu steuern, wo es hinfahren soll. Irgend ein unartikulierter Ausruf oder Pfiff genügt, den Rudersmann zur Beachtung der Winkzeichen anzurufen. Jeder Seemann weiß, daß auf Schiffen überhaupt viel mehr Winksignale als mündliche Kommandos gegeben werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie viel weniger mißverstanden werden. Ich habe sehr viele Kommandanten und Wachtoffiziere auf Kriegsschiffen gekannt, die nie anders als mit Winken die Kommandos an das Ruder gaben, und ich habe auch selbst immer diese Methode mit dem besten Erfolg angewandt. Thatsächlich spielt also das gesprochne Ruderkommando überhaupt eine Nebenrolle, während das international eingebürgerte Winken die Hauptsache beim Steuern ist. Aber trotzdem hat Ihnken durchaus Recht, wenn er dem allgemeinen Wirrwarr im mündlichen Ruderkommando ein Ende zu machen wünscht. Nur wählt er den verkehrten Ausweg, weil er der Engländer wegen die Flinte ins Korn wirft und der Marine anrät, „Griff zurück" zu machen, den alten Schlendrian wieder einzuführen, d. h. wieder „links um" zu kommandieren, wenn man „rechts um" meint.

Der geniale Assekuradeur und Reeder Dahlström (auch als eifriger Kanalförderer bekannt, weil er schon 1878 Vorarbeiten für den Nordostseekanal unternahm) hat bei der Beratung über die Abänderung des Ruderkommandos

im deutschen Nautischen Verein (am 10. November 1891) die Sache ins richtige Licht gesetzt, indem er sagte:

Um was handelt es sich eigentlich? Gewissermaßen um die Verbesserung eines Schönheitsfehlers, weiter ist es eigentlich nichts. Wir wollen das alte Ruderkommando ändern, mit dem man lange Jahre zufrieden war, weil es nicht hübsch ist, daß man das Gegenteil von dem kommandiert, was man haben will.

Gedroschnes Stroh noch einmal zu dreschen, ist nicht jedermanns Sache, deshalb greife ich auf eine alte Arbeit zurück. Vor zehn Jahren habe ich meinen Standpunkt zur Sache in der Schrift: „Ergebnisse der Internationalen Marinekonferenz in Washington" (Leipzig, 1891) mit folgendem dargelegt:

Die wichtige Frage des Ruderkommandos wurde auf der Konferenz von Goodrich zur Sprache gebracht, mußte jedoch unerörtert bleiben, da Hall ausführte, daß in England keine Aussicht vorhanden sei, sie in dem angeregten Sinne zu regeln. Von England stammt der mittelalterliche Brauch, der auch in der deutschen Handelsmarine noch besteht, „Backbord" zu kommandieren, wenn das Schiff seinen Bug nach Steuerbord wenden soll, weil hierbei die Ruderpinne nach Backbord gelegt werden muß. In Frankreich, Schweden und verschiednen Mittelmeerstaaten (nämlich Italien und Österreich-Ungarn), sowie in der deutschen Kriegsmarine wird logischerweise auf das Kommando „Backbord" das Ruder so gelegt, daß der Bug des Schiffs nach Backbord dreht. In Deutschland hat dies die ganz naturgemäße Folge, daß die Köpfe der Matrosen durch dieses Hin und Her verwirrt werden. Seit zehn Jahren (1891 geschrieben!) beschäftigen sich die deutschen nautischen Vereine mit dieser Frage und haben keinen stichhaltigen Grund gegen die Annahme des Kommandos im Sinne der Kriegsmarine vorbringen können. Immer wird der fremde Lotse ins Treffen geführt, durch den Mißverständnisse entstehn könnten. Wenn man nun bedenkt, daß der Lotse dem Mann am Ruder überhaupt kein Kommando geben soll, vielmehr dies stets dem Schiffsführer überlassen muß, so wird dieser Grund ebenso hinfällig wie alle andern. Weil nun heutzutage das Kommondo zum Ruderlegen fast stets — und international im gleichen Sinne — durch Winken mit der Hand (und zwar nach Backbord-Winken, wenn der Bug dorthin drehn soll) unterstützt wird, so ist um so weniger zu befürchten, daß die Beibehaltung der guten Seemannsausdrücke „Backbord" und „Steuerbord" in diesem entgegengesetzten Kommandosinne zu gefährlichern Irrtümern führen könne, als heutzutage durch die Verschiedenartigkeit im Kommando der deutschen Kriegs- und Handelsmarine. Jedem Mnemotechniker wird es geläufig sein, wie leicht ein derartiger Gegensatz sich dem Gedächtnis einprägt. Jedenfalls bedarf diese Frage dringend der Regelung für Deutschland, während nur sehr geringes Bedürfnis vorhanden ist, hierin eine internationale Einheitlichkeit herzustellen.

Mit diesen Ausführungen ist meines Erachtens die Frage schon erschöpfend behandelt; aber ich kenne meine Pappenheimer. Auch in den nautischen Kreisen der deutschen Handelsmarine, wie so vielfach in dieser unvollkommnen Welt verstehn es nur sehr wenig Menschen, eine Sache rein sachlich zu behandeln. Trotzdem daß ich seit nun zwölf Jahren im einzigen großen deutschen Handelshafen hauptsächlich für die Handelsmarine arbeite und durch meine Thätigkeit viele Beziehungen zu den Kapitänen der Handelsschiffahrt habe, wird man mich zur Marinepartei rechnen, sobald ich Ansichten ausspreche, die den Wortführern der Kauffahrteischiffahrt nicht genehm sind. Deshalb möchte ich, und zwar weniger zur Belehrung des Herrn Ihnken, als der von ihm „einseitig aufgeklärten" Grenzbotenleser doch auch einige Stimmen aus der Handelsmarine hier anführen, um der gräßlichen, aber immer noch lustig weiter

wachsenden Seeschlange vom Ruderkommando womöglich endgiltig den Garaus zu machen. Da ist zunächst die sehr gewichtige Stimme des seemännischen Inspektors unsrer ersten deutschen Dampfergesellschaft, des Norddeutschen Lloyds; dieser frühere Kapitän, Herr Leist, sagte auf dem nautischen Vereinstage im Jahre 1890:

Unsre jungen Seeleute, Matrosen, dienen drei Jahre auf der Marine ab. Das Marineruderkammanda geht ihnen sozusagen in Fleisch und Blut über, und wenn sie dann wieder auf den Handelsschiffen fahren, sind sie sehr leicht in der Lage, Irrtümer zu begehn. Kapitän Bussius hat mir var aierzehn Tagen zur Anzeige gebracht, er habe einen tüchtigen Menschen, Quartermaster (Unteraffizier), zu dem sage er: Backbordruder, um einem Schiffe auszuweichen; der Mann dreht Backbard nach dem Marinekommanda und sagt, wie er zurecht gewiesen wird: Mein Gatt, ich kann das immer nach nicht vergessen. — Je länger das Ruderkommanda auf der Marine im Gebrauch ist (damals schon zehn, jetzt schon einundzwanzig Jahre), und je mehr Leute wir aan der Marine auf unsre Handelsschiffe bekommen, die das Ruderkammando im Marinesinne auffassen, desto größer wird für uns die Gefahr, daß Kollisionen entstehn, die uns aiel Geld (und Menschenleben!) kosten können.

Ergänzend zu diesen Gründen bemerkte derselbe Herr im nächsten Jahre:

Es aerdient aber herv argehaben zu werden, daß aiele unsrer Offiziere (des Nardbeutschen Llayd) auch Reserveaffiziere der Marine sind, die sehr häufig abkammandiert werden, um ihre Dienstleistung auf der Marine abzuhalten. Für die wäre es immer mit großen Schwierigkeiten aerbunden, wenn sie jetzt auf drei bis sechs Manate in der Marine dienen müssen, dort das Kommanda der Marine üben und dann auf Kauffahrteischiffe zurückkammen, wa sie dasselbe Kommanda im entgegengesetzten Sinne haben.

Was die eingebildete Schwierigkeit mit dem Lotsen betrifft, so zeigt Inspektor Leist, daß der Lotse auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyds genau wie in der Marine nur als Ratgeber des Kapitäns da ist, und daß der Mann am Ruder sich immer nach den Anweisungen des Kapitäns richten muß. Und noch mehr, derselbe Herr Leist betont 1891 ausdrücklich, daß sich die Lotsen, auch die fremden für Southampton und Neuyork, sofort und ohne Zwang die Kommandos „rechts“ und „links“ angeeignet haben und sie gebrauchen, wenn sie die Schiffe in See bringen. Man darf doch nicht vergessen, daß die meisten Lotsen besonders intelligente Seeleute sind, die die Schiffe aller Nationen zu bedienen haben, die also gescheit genug sind, schon aus Geschäftsinteresse die fremden Kommandos anzunehmen. Weder auf unsern Kriegsschiffen noch auf den Dampfern der großen Gesellschaften, die als eigne Besonderheit das „rechts“ und „links“ als Kommando eingeführt haben, ist bis heute durch fremde Lotsen infolge eines verkehrten Ruderkommandos irgend ein Unheil angerichtet worden. Dasselbe gilt für die französischen, schwedischen, italienischen und österreichisch-ungarischen Schiffe, die doch auch seit Jahren mit fremden Lotsen zu thun haben. Senator Wessels (Bremen), auch ein alter Seemann und Reeder, befürwortete als Referent zwar das „links“- und „rechts“-Kommando, erkannte aber doch auch, daß die jetzigen drei Kommandos vom Übel sind:

Daß das ein Zustand ist, der auf die Dauer nicht bestehn bleiben kann, muß jedem einleuchten, der mit den Verhältnissen einigermaßen aertraut ist, und jedem, der objektiv diese Frage

ansieht und sich nicht leiten läßt von vorgefaßten Meinungen, die er vielleicht im Lauf eines langen Lebens als Schiffer gewonnen hat.

Darauf erwiderte ein andrer erfahrner Kapitän, Herr Steinorth (Barth):

Gewiß, „rechts“ und „links“ sind leicht, aber „Steuerbord“ und „Backbord“ sind vielleicht noch leichter, weil jeder (Seemann) diese Worte von früh auf kennt. Ich bleibe dabei, daß dies das bessere und hoffentlich durch die Intelligenz unsrer Seeoffiziere und der Mithilfe unsrer Behörden in einigen Jahren von der ganzen deutschen Handelsflotte anerkannt und eingeführt ist.

Auch der frühere Kapitän Schumacher, jetzt Redakteur einer Schiffahrtszeitung, ist derselben Meinung:

Ich sage selbst, ein einheitliches Kommando müssen wir haben, und ich habe nichts dagegen, wenn wir später zu dem Kommando der Reichsmarine übergehn.

Das wurde schon 1891 gesagt; zu derselben Zeit äußerte der schon erwähnte Herr Dahlström:

Bei weitem erscheint es mir entschieden besser, das Kommando der Kriegsmarine einzuführen, als „rechts“ und „links“ zu kommandieren. Ich habe Kapitäne gesprochen, die gegen die Änderung sind, die aber sagen, wenn eine Änderung gemacht wird, so liegt uns das Kommando der Marine doch am nächsten. . . . Sie mögen beschließen, was Sie wollen, es wird doch immer nur dahin kommen, wenn es freier Wille der Kapitäne oder der Reedereien bleibt, das neue Kommando einzuführen, daß auf vielen Schiffen alles beim alten bleibt, wenn die Sache nicht gesetzlich geregelt wird durch ein Reichsgesetz, wonach dann alle deutschen Kapitäne sich eines bestimmten Kommandos bedienen müssen. Ich bleibe dabei, daß es das natürlichste wäre, das Kommando anzunehmen, welches die Kaiserliche Marine eingeführt hat.

Zum Schluß sei das sehr beachtenswerte Wort des Konsuls und Reeders Preuß (Königsberg) angeführt:

An durchgreifende Reformen kann man sich bekanntlich sehr schwer gewöhnen. Ich erinnere nur an die Einführung der Markwährung und des Metermaßes, damals sagten die Leute, das sei gar nicht durchzuführen. Allerdings rechnen viele Leute noch heute mit Fuß und Zoll. Nötig ist aber eine solche Änderung doch, und ich würde es mit Freude begrüßen, wenn der deutsche Nautische Verein die Anregung gäbe, eine Umänderung des Kommandos auf Kauffahrteischiffen im Sinne der Marine anzubahnen. Ob das Kommando „Back- und Steuerbord“ oder „rechts und links“ heißen soll, scheint mir gleichgiltig. Aber wie Deutschland in der Sozialpolitik zuerst vorgegangen ist und andre Nationen wird folgen sehen, so glaube ich, werden uns die andern Staaten auch hierin allmählich folgen.

Sehr wahr und gut gesagt; nur rechts und links ist unseemännisch, also für das Ruderkommando geschmacklos. Da nebenbei auch ein Schönheitsfehler verbessert werden soll, so wird eben doch wohl die Annahme des Marinekommandos von mehreren Übeln das kleinste sein. Wir haben doch auch mit dem Metermaß nicht auf die stiernackigen Engländer gewartet. Aber man vergesse in dem künftigen Gesetze über das Ruderkommando nicht, daß jedes Steuerrad dem Kommandierenden sichtbar und, wo angängig, auf der Brücke aufgestellt sein muß, und daß jedes gesprochne Kommando zugleich durch Winken mit dem Arm erläutert werden muß.

Einige Lebensbeschreibungen

Was kümmert mich der Mann, wenn ich nur seinen Gedankenschatz habe, sagen die einen. Die andern dagegen: Was kümmern mich Dramen und philosophische Systeme! Wie die Menschen, mögen sie große oder kleine Geister sein, aussehen, leben, essen, trinken und lieben, das allein will ich wissen, denn das einzige wahrhaft Interessante bleibt für den Menschen doch der Mensch. Die zweiten mögen wohl in der Mehrheit sein, denn die Zahl der biographischen Bücher ist heute Legion, und die Verleger veranstalten ganze Sammlungen von Lebensbildern. Jedenfalls erscheint es einem ungereimt, wenn man von einem Manne, der eine tiefgehende Wirkung auf unser Volk ausgeübt hat, und von dem wir Ältern Zeitgenossen sind, so gut wie gar nichts weiß. So stand es bis vor kurzem um Lotze, von dem wir nichts wußten, als was im Konversationslexikon steht. Daß in drei Zeitschriften einige Briefe von ihm veröffentlicht worden sind, haben wir erst aus dem vorliegenden 12. Bande von Frommanns Klassikern der Philosophie erfahren: Hermann Lotze von Richard Falckenberg. Erster Teil: Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen (Stuttgart, E. Hauff, 1901). Von den Briefen sind die meisten an seinen Verleger Salomon Hirzel in Leipzig gerichtet, mit dem ihn eine aufrichtige Freundschaft verband, die sich nach Salomons Tode auf seinen Sohn Heinrich vererbte. Von Lotzes äußern Schicksalen ist nun freilich nicht viel und nichts aufregendes zu berichten. Er wurde 1817 in Bautzen als Sohn eines Militärarztes geboren, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er ein sehr tüchtiger Lateiner wurde, studierte in Leipzig Medizin, praktizierte ein Jahr in Zittau, habilitierte sich 1839 in Leipzig als Privatdozent, wurde 1844 nach Göttingen berufen, heiratete die 1819 geborne Tochter Ferdinande des Pastors Hoffmann in Reibnitz bei Zittau, wandte sich immer mehr der reinen Philosophie zu, wurde berühmt, kam mehreremal in die Lage, Rufe nach auswärts, nach Leipzig, Berlin, Bonn abzulehnen, folgte aber endlich, nach dem Tode seiner Gattin, im Herbst 1880 dem wiederholten Ruf nach Berlin, nicht mit leichtem Herzen, und nur weil er fühlte, daß er, vereinsamt, in Lethargie versinke und einer Aufrüttlung bedürfe. Um eine Wohnung zu mieten, kam er zum erstenmal in seinem Leben nach Berlin. Im April 1881 siedelte er dahin über, aber schon am 1. Juli entriß ihn eine Lungenentzündung dem neuen größern Wirkungskreise. Seine Persönlichkeit entspricht dem Bilde, das man sich nach der liebenswürdigen Philosophie des Mikrokosmus von ihm macht. Leute, die den anfangenden gekannt hatten, haben sich später gewundert, daß aus dem unscheinbaren, kleinen, dünnen, stillen Manne später etwas Bedeutendes geworden sei. Als Privatdozent in Leipzig besuchte er den damals gerade kranken und entsetzlich leidenden Fechner fast täglich. Lautlos pflegte er einzutreten, sich auf einen Stuhl neben der Thür zu setzen, selten den Mund zu öffnen und manchmal fortzugehn, ohne, außer Gruß und Abschied, ein Wort gesprochen zu haben. Das war nicht allein liebenswürdig, sondern das einzig

Vernünftige. Später taute er mehr auf und entwickelte sich zum angenehmen Gesellschafter. Die Anhänglichkeit seiner abwesenden, besonders der Leipziger Freunde und mehr noch die seiner Göttinger Kollegen spricht hinlänglich für seinen Charakter wie für seine Umgangsformen; so oft Gefahr drohte, daß er aus Göttingen entführt werden könne, bot die Fakultät alles auf, ihn zu halten, und es kam vor, daß einzelne Kollegen ihn unter Thränen beschworen, zu bleiben. Er richtete einen wöchentlichen Gesellschaftsabend ein, zu dem auch einzelne von seinen Schülern geladen wurden. Als ihm einmal ein jüngerer Freund ein Kistchen Bocksbeutel geschickt hat, klagt er im Dankschreiben über die langweiligen Dekanatsgeschäfte und fährt dann fort: „Ich denke oft bei diesen unerquicklichen Störungen an Sie; aber bei Ihrer goldnen Jugend können Sie immerhin einige Langweiligkeiten mit gutem Humor ertragen, der mir nach und nach abzugehn beginnt. Alle diese Dinge, um die wir uns jetzt mit einem höllenrichterlichen Ernste streiten, sind im ganzen so mesquin! Und gewiß, eine gute Cigarre zu rauchen, ein Glas Ihres vortrefflichen Steinweins zu trinken und dabei mit Eichendorff zu denken: »Ich wollt, ich säß jetzunder im Himmel hoch und weit und dächt an all den Plunder nichts vor Zufriedenheit« — das wäre schön."

Lotze war ein musterhafter Gatte und Vater, auch um das materielle Wohl der Seinen gewissenhaft und manchmal ein wenig ängstlich besorgt, denn seine ökonomische Lage war in der mittlern Lebenszeit nicht gerade glänzend; doch hat, wie gesagt, die Fakultät das ihrige gethan, ihn von Sorgen zu befreien. Viel Sorge machte ihm die Wahl der Wohnungen, da er auf Behaglichkeit, auf schöne Lage und ländliche Freuden hielt. Er gärtnerte gern und war an warmen Herbsttagen „regelmäßig," wie er einmal schreibt, auf seinen Apfelbäumen zu finden; seine Frau aber pflegte nicht allein Geflügel, sondern auch Ziegen und Schweine. Große Freude bereitete es ihm, daß er es zu einem eignen Hause brachte. Aus der Zeit seiner Übersiedlung nach Göttingen wollen wir zwei Briefstellen mitteilen, die uns den Mann recht lebendig vor Augen stellen. Wegen der Spedition der Aussteuer seiner Braut fleht er Hirzel um Rat und Hilfe an und fügt bei: „Verzeihen Sie diese neue Belästigung; Sie wissen auf dem sichern Erdboden so gut bescheid, daß man sich sehnt, sich Ihrer Führung anzuvertrauen; sollten Sie je Lust haben, sich in den Welten umzusehen, die gar nicht existieren, so biete ich Ihnen als Begleitung alle meine wenigen philosophischen Kenntnisse an und bedaure nur, daß ich dadurch Ihnen nichts werde gewähren können, was Ihnen so lieb wäre, als mir die Erfüllung dieser eben geäußerten Bitte." Und nach der Hochzeit schreibt er, sie fühlten sich beide sehr glücklich. „Ernsthafte Beschäftigungen, inhaltsschwere Gespräche allerdings bilden den Hauptbestandteil unsers Lebens noch nicht; vielmehr werden Sie mir leicht glauben, daß meine Mündigsprechung noch nicht imstande gewesen ist, einen lebhaften Hang zu ganz unglaublichen Kindereien in mir ganz zu unterdrücken. Indessen giebt sich dies doch bloß in sozialen Zusammenkünften kund; sobald ich in meine philosophische, meine Frau in ihre ökonomische Küche gehn, stehn wir an bewußter Ernsthaftigkeit niemand nach." Lotzes Antlitz sieht auf dem beigefügten schönen Bildnis sehr ernst aus.

Von gelehrten Sachen und von Politik ist in den mitgeteilten Briefen und Bruchstücken von solchen wenig die Rede. Die Politik war ihm unerfreulich; es verdroß ihn nach 1866, daß die ältesten Freundschaften „an diesen nutzlosen Leidenschaften" zu Grunde gingen. Er war ein guter Deutscher und wünschte, daß nicht Österreich, sondern Preußen Deutschland einige, aber

es ging ihm eben wie andern Leuten auch, so manches mißfiel ihm an Preußen, und eins von dem, was er nicht billigte, schlug in sein Fach. „Leider hat mich jetzt, schreibt er 1869, das Ministerium auch zur Prüfungskommission für Schulamtskandidaten gepreßt, und ich lerne nun aus eigner Anschauung die erbärmlichen Früchte des preußischen Gymnasialunterrichts kennen. Wie kleinstädtisch ist dieses Departement der großstaatlichen Verwaltung eingerichtet!“ Zwei interessante Urteile über litterarische Größen finden wir, die wir doch unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Ich habe kein Urteil über Freytags Roman [Soll und Haben] gelesen, das mir treffender erschiene, als was Gutzkow über ihn in seiner Zeitschrift geäußert hat, nur daß ich freilich in den Rittern vom Geist ganz ebenso wenig natürliche Poesie antreffe [Lotze ist selbst Dichter gewesen; aus dem Bändchen Gedichte, das er herausgegeben hat, teilt Falckenberg einige Proben mit]. In der Komposition hat Freytag einige Vorzüge; sein Stil ist nicht gut. Durchaus komisch ist mir der Anlauf, den er nimmt, die große Bedeutung und Weltstellung des Handels hervorzuheben. Man hofft immer, daß das nun endlich kommen werde, allein sowohl die beständig feierlich erhobnen Augenbrauen des Chefs der Handlung, als die genrehaften Komptoirszenen und alle diese vielfältigen Schilderungen verraten doch zuletzt gar nichts davon, und wenn man nicht aus schon vorhandner Kenntnis dessen, was geschildert werden soll, diese Lücken supplierte, so kämen uns alle diese Personen vor wie Marionetten, die zu einem Text sich bewegen, den sie selber nicht verstehn. Doch halt! Sie sind der Verleger, und gar zu viel Aufrichtigkeit vertragen Sie doch vielleicht auch von mir nicht usw.“ Im Jahre 1871 hat er fünf Preisschriften für die Fakultät zu lesen, worunter eine, schreibt er, „586 enge Folioseiten, mir viel Zeit kostete, freilich aber auch die Mühe lohnte. Es war eine Geschichte der Prinzipien der Mechanik, so klug und schön, wie ich seit lange kein Buch gelesen; ich bin neugierig, am 2. April in feierlicher Fakultätssitzung der Verfasser kennen zu lernen und wünsche ihm, daß er mit seinem prächtigen Buch den Weg zu Ihrem Verlag finden möge.“ Der Verfasser war Eugen Dühring. Wie schade, daß ein Mann, dem ein Lotze dieses Zeugnis ausstellt, durch Erblindung und Maßregelung in die Irrwege des Größenwahns und der Schrullenhaftigkeit hinein getrieben werden mußte! Lotzen sind die unheimlichen Tiefen des Daseins nicht verborgen geblieben, aber seine vorwiegend ästhetische Auffassung des Lebens und sein gesunder Humor haben ihn vorm Hineinfallen bewahrt. Zur Übung im Humor waren ihm reizbare Schleimhäute und Nerven verliehen worden. Diese ganze Familie von Medizinern — auch zwei seiner vier Söhne, von denen einer jung gestorben ist, widmeten sich der Heilkunde und zwar der praktischen — ist fast immer krank gewesen; bei Lotze lösten einander in anmutigem Wechsel Katarrh, Kopfschmerzen und Hexenschuß ab.

Wer den Mikrokosmus kennt, der wird Falckenbergs Urteile beipflichten: „Lotze ist anerkannt als einer der ersten Stilisten Deutschlands. Seine Sprache ist Musik. Außer Paul Heyse und Friedrich Nietzsche weiß ich keinen Deutschen zu nennen, der ein gleich feines Gefühl für den Rhythmus der Prosa besäße.“ Auch seine Briefe sind sorgfältig stilisiert. Eduard von Hartmann wird förmlich wütend, wenn er auf Lotzes Stil zu sprechen kommt; dieser ist ihm ein Greuel, ganz unmännlich findet er ihn. Darin liegt wohl etwas wahres, nur müßte man, wenn man alles Schöne unmännlich finden will, folgerichtig allen Dichtern, ja allen Künstlern die Männlichkeit absprechen, da es deren Beruf und Handwerk ist, Schönes schön darzustellen. Jedenfalls hat Lotzen der wichtigste Bestandteil der Männlichkeit, der feste und entschiedne Charakter, nicht gefehlt.

Nie hat er in seinen Überzeugungen geschwankt, und nie hat er dem die Gebildeten seiner Blütezeit beherrschenden Materialismus das geringste Zugeständnis gemacht. Dagegen hängt bei dem Manne, der auf unserm Büchertische neben Lotze geraten ist, der schöne Stil, die schöne Darstellung mit einer weibischen Charakteranlage zusammen.

Ernest Renan ist nach dem Bilde, das Eduard Platzhoff von ihm entwirft (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900), auf seine alten Tage eine widerliche Kokette geworden. Schon in seinen Jünglingsjahren machte sich die Charakterschwäche bemerkbar. Als Seminarist leidet er Schiffbruch im Glauben; er schwankt, was er thun soll. Da ist es seine Schwester Henriette, die ihm sagt, daß man in Gewissensfragen den Rücksichten auf Verwandte keinen Einfluß gewähren dürfe, und die seine Neigung bekämpft, um der ästhetischen Reize des geistlichen Berufes willen und aus Scheu vor dem öffentlichen Ärgernis seine innerste Meinung geheim zu halten. Immer lustig mit der herrschenden Zeitströmung schwimmend, fängt er als Liberaler und Anhänger sozialistischer Utopien an und endet als aristokratischer Genußmensch und Skeptiker. Den Mitgliedern der Akademie schwört er bei seiner Aufnahme, er werde niemals die Strenge der wissenschaftlichen Ausdrucksweise der Gefallsucht zum Opfer bringen, und gerade von da ab wird Effekthascherei sein Stilgesetz; er war imstande, das Gegenteil von seiner Meinung zu sagen, wenn sich ihm dafür eine wirkungsvolle Wendung darbot. Als ästhetisierender Epikuräer ist er David Strauß verwandt, mit dem er auch in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden hat; doch ist Strauß nie so tief gesunken wie Renan; das Bild, das Nietzsche von ihm entwirft, paßt besser auf seinen französischen Halbbruder im Apoll als auf ihn.

Wie ehrwürdig erscheint neben solchen Mollusken der grimme Schopenhauer! Auch er hat nach Anerkennung gelechzt, aber er hat trotzdem niemals aufgehört, die „Metze" öffentliche Meinung zu verachten und hat nie um ihre Gunst gebuhlt; was sie ihm vor seinem Lebensende ungeschmeichelt, von seiner Größe wie von innern Nöten überwunden, darbot, das hat er dann freilich gern angenommen. Von ihm haben wir eigentlich in den letzten Jahren gerade genug gehört und gelesen. Trotzdem heißen wir das Buch von Johannes Volkelt willkommen: Arthur Schopenhauer, seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Mit Bildnis. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1900.) Es bietet eine wirklich gute kritische Darstellung der Philosophie Schopenhauers, und es zeigt, wie seine Philosophie aus seiner Persönlichkeit hervorgeht. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling war er Pessimist, wie sein Tagebuch beweist. Es sind nicht Weltschmerzphrasen, wie sie vor hundert und noch vor fünfzig Jahren Jünglinge den berühmten Weltschmerzlern nachzuschreiben pflegten, sondern es sind tiefe und wahre Empfindungen, die aus klar erkannten und verständig beurteilten eignen Erfahrungen entspringen. Überall zieht das Düstre seinen Blick auf sich und hält ihn fest; in Toulon ist es das Elend der Galeerensklaven, was ihn fesselt und zum Nachdenken zwingt. In Lyon findet er das Markttreiben schrecklich, weil der Markt nicht lange vorher der Schauplatz blutiger Greuel gewesen ist. Das Vergessen überstandner Verzweiflung entsetzt ihn. Weil er beobachtet, wie die Menschen das Geschehene, wäre es auch das Furchtbarste, als nicht geschehn behandeln und bald ganz vergessen, drängt sich ihm der Gedanke auf, daß im Grunde genommen wirklich nichts geschehe, alles Geschehen wie alles Sein nichtig sei. So gesellt sich zum Pessimismus die buddhistische Majalehre: Das Leben ist nichts Wirkliches, nur ein wüster Traum.

Auch von Nietzsche, dessen pessimistischer Lebensüberdruß in wahnsinnigen Lebensdrang umgeschlagen ist, oder vielmehr, um innerhalb der schopenhauer-hartmannischen Ausdrucksweise zu bleiben, bei dem die Intelligenz ihren Daseinszweck, den Willen von seiner Unvernunft zu überzeugen, verfehlt hat, auch von ihm haben wir genug und mehr als genug vernommen, wollen aber trotzdem nicht verfehlen, auf das Buch des bekannten Bremischen Pastors Kalthoff hinzuweisen: Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unsrer Zeit. (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1900.) Der Titel enthüllt die Absicht des Verfassers. Nietzsche wirft so ziemlich alle Fragen auf, die die heutige Menschheit, soweit sie aus denkenden Menschen besteht, ängstigen, und formuliert sie aufs schärfste; seine Schriften sind also dringende Aufforderungen zur Lösung dieser Fragen, denn selbst gelöst hat er keine. So behandelt denn Kalthoff das Verhältnis Nietzsches zu Wagner, Strauß und Schopenhauer, und in Anknüpfung an ihn die Probleme der Kunst, der Philosophie, der Geschichte, des Staats, der Moral, der Religion, der Sprache. Es ist alles schön und geistreich, was er sagt, und unsrer Ansicht nach im ganzen richtig; nur gehn wir nicht so weit wie er, zu glauben, Nietzsche sei, als Verkörperung der wichtigsten Zeitfragen, eine historische Notwendigkeit. Haben nicht Goethe im Faust und im Prometheus, Byron im Manfred, Don Juan und Kain, haben nicht auch kleinere, wie Gutzkow in seinen Dramen, die religiösen und moralischen Zeitfragen kräftig, kühn und deutlich genug formuliert, und haben wir nicht seit 2000 Jahren die Sophisten, die Pyrrhoniker und den Prediger Salomonis, den manche ein schreckliches Buch nennen? Hat nicht vor Nietzsche schon Stirner den schrankenlosen Egoismus gepredigt? So bleiben also nur zwei Probleme, die man als spezifisch nietzschisch bezeichnen kann, die aber beide so verrückt sind, daß sie kein vernünftiger Mensch im vollen Ernste als Probleme aufstellt. Das eine davon, die Wiederkunft des Gleichen, ist nicht einmal eine Erfindung Nietzsches, denn es drängt sich auf, so oft von der Welt behauptet wird, daß sie ewig aber begrenzt und ein reiner Mechanismus sei, daß sie also keine andre als körperliche Elemente enthalte; bei dieser Annahme ist allerdings die Möglichkeit gegeben, daß eine Gruppierung der Elemente wiederkehre, die schon einmal da gewesen ist, und dann müßte die ganze folgende Reihe von Wandlungen und Ereignissen genau so verlaufen wie die vorhergegangne, die ganze Weltgeschichte, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen, sich in einander völlig gleiche Perioden gliedern. Aber weil kein Mensch in vollem Ernste ein dem Naturmechanismus nicht unterworfnes Geistesleben leugnet, so ist das eben nur eine algebraische Spielerei und als solche schon vor Nietzsche manchmal betrieben worden. Das andre Problem aber, ob die Menschheit bloß dazu da sei, Übermenschen zu züchten, hat überhaupt keinen Sinn, der deutlich gemacht werden könnte; dem Schöpfer dieser Phantasie ist es wenigstens nicht gelungen, zu sagen, was er eigentlich meint; der Übermensch ist deshalb kein Zeitproblem. Kalthoff hat vollkommen Recht, wenn er sagt, der echte Nietzscheaner sei ein unmöglicher Mensch, aber er legt Nietzsche wieder eine zu hohe Bedeutung bei, wenn er meint, dieser unmögliche Nietzschemensch gehöre als Hypothese ins moderne Kulturleben und leiste ihm wesentliche Dienste, indem sie auffordre, durch das Experiment zu ermitteln, was dabei herauskommt, wenn ein Mensch bloß für sich ohne Rücksicht auf die andern leben wolle. Das Experiment ist ja tausendfältig nach einem Dutzend verschiedner Methoden gemacht worden und wird noch täglich gemacht; seine Ergebnisse finden wir in den Opfern des Cäsarenwahnsinns, in den kleinen Renaissancedespoten, in den Einsiedlerzellen, in den Zuchthäusern und den Irrenhäusern. In Überein-

stimmung mit uns meint Kalthoff, dem Reifen nütze die Lektüre Nietzsches (aber welche Lektüre, überhaupt welcher Einfluß nützt dem Reifen nicht?), für den Unreifen sei sie Gift. Der Erwägung wert scheint, was er von Nietzsches Wahnsinn sagt. Wolle man die Einwirkung seiner Krankheit auf sein Schaffen verstehn, so müsse man nicht nach Wahnsinnsspuren in seinen Schriften suchen, sondern bedenken, daß der Druck, der auf ihm lag, Gegendruck erzeugt hat, und daß, je heftiger die Pein wurde, er sich um so energischer dagegen gewehrt und desto toller um sich geschlagen hat.

Ein Lehrbuch der Logik, vielleicht auch eine Geschichte der Metaphysik kann man schreiben, ohne etwas von seiner Persönlichkeit hineinzulegen, ja ohne eine Persönlichkeit zu sein; eine eigne Philosophie kann man nur aus der eignen Persönlichkeit heraus schaffen, und darum werden die Bücher eines solchen Philosophen immer das Interesse für den Verfasser wachrufen; deshalb sind Lebensbeschreibungen eines Lotze, eines Schopenhauer ein Bedürfnis. In noch höherm Grade ist das bei Dichtern der Fall, und daraus erklärt sich der Unfug, zu dem die Goetheforschung ausgeartet ist. Lebensbilder der Frauen, die ihm nahe gestanden haben, kann man noch nicht zum Unfuge rechnen, und da, was Goethen recht ist, die andern Dichter als billig für sich in Anspruch nehmen können, so lag es ziemlich nahe, ein ganzes Bündel Dichter zusammenzunehmen und zu untersuchen, welchen Einfluß Frauen auf sie geübt haben. Einen Anfang zu diesem Unternehmen hat Otto Berdrow gemacht mit seinen Frauenbildern aus der neuern deutschen Litteraturgeschichte (mit elf Bildnissen in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Kritisch angelegte Geister werden vielleicht finden, daß die einen der Frauen, die er ausgewählt hat, schon bekannt genug, die andern einer ausführlichen biographischen Behandlung nicht besonders würdig, und daß noch andre mehr von ihren Dichtern beeinflußt als von Einfluß auf sie gewesen seien, aber wir wollen nicht kritisch sein, wollen den Lesern und Leserinnen das Vergnügen nicht verderben, das ihnen Berdrow bereitet hat; er ist veranlaßt worden, von dem 1895 erschienenen Buche voriges Jahr eine zweite Auflage herauszugeben, in der er die allzudüstern Gestalten der Günderode und der Ulrike von Kleist durch die Gattinnen Schillers und Vossens ersetzt, außerdem die Klettenberg und die Paalzow beigefügt hat, sodaß er diesesmal vierzehn Engel in die Studierstuben entsendet; denn für ernste Männer und Frauen, nicht für unreife Mädchen will er geschrieben haben.

Wenn wir eine Musterung der Gestalten, die er uns vorführt, mit der Frau anfangen sollen, die wir am höchsten schätzen, so müssen wir Emma Uhland nennen, und da fallen uns denn gleich zwei bekannte Sprüchlein ein: daß sich von den allerbesten Frauen am allerwenigsten sagen lasse, und daß in der Göttlichen Komödie nur Hölle und Fegefeuer unterhaltend seien, der Himmel dagegen langweile. Obwohl sich die wackere Frau Uhland selbst ein wenig mit Litteratur befaßt, eine Lebensbeschreibung ihres Gatten herausgegeben hat, muß sich Berdrow, um eine Biographie von ihr zusammenzubringen, an diesen halten, sodaß man die Skizze betiteln könnte: Augenblicke aus Uhlands Leben, in denen er seiner Frau zu gedenken besonders Veranlassung hatte. Nach ihr möchten wir der Ernestine Voß die Palme reichen, die ihr Gatte seine Muse zu nennen allen Grund hatte. Auch hier ist mehr vom gemeinsamen Haushalt und von gemeinsamen Sorgen, als von der Frau besonders die Rede. Die Beschreibung dieses bescheidnen Haushalts, namentlich in der ersten Zeit der Ehe, liest man mit Vergnügen in unsrer anspruchsvollen Zeit. Eigentlich war es anfänglich gar kein Haushalt. Sie aßen bei

Vossens frühern Wirtsleuten, hatten ein winziges Schlafkämmerchen und brachten den Tag in einem bretternen Gartenhäuschen zu. Aus der Zeit, wo sie ordentlich zu wirtschaften angefangen hatten, erzählt Ernestine: „Zu unsrer Hausökonomie gehörte unter anderm, daß abends nur ein Licht angezündet ward. Da Voß immer stehend am Pult arbeitete und dazwischen auf- und abging, entweder schweigend oder mitteilend, was in ihm lebte, ich aber für die zierlichen Stiche mit der Nadel der Helle nicht wohl entbehren konnte, so ersannen wir die Aushilfe, neben das Pult unsern Eßtisch und auf diesen für mich einen kleinen Strohsessel zu stellen." Sie fühlten sich sehr glücklich in ihrer Armut, und ihr Glück wuchs, je mehr sich Ernestine in des Mannes Gedankenkreise einarbeitete. Vossens Idyllen sind wahrheitsgetreue Bilder aus seinem und der Eltern Leben.

Dieser Ernestine müssen wir Eva Lessing und Lotte Schiller folgen lassen, die aber wohl allen litterarisch Gebildeten hinlänglich bekannt sind. Mit der Klettenberg betreten wir das Gebiet der interessanten Dichtermusen, die von den Philistern krank oder überspannt, von den Bewundrern der Dichter genial genannt werden, und von denen die Lombrosos sagen: genial, daher verrückt. Die „schöne Seele" hat durch ihre abnorme Frömmigkeit ohne Zweifel Segen gestiftet. Über „das Kind" Bettina schwankt das Urteil noch. Was Berdrow an Urteilen zusammenträgt, stimmt zu ihren Gunsten. Schleiermacher meinte, Gott müsse bei besonders guter Laune gewesen sein, als er sie erschaffen habe, und W. Grimm hat einem Freunde geschrieben: „Ich wollte, Sie sähen sie einmal, da Gott nicht oft solche Naturen unter uns wandeln läßt." Der Ansicht, daß man Gott danken müsse, wenn er uns einmal ein ungewöhnliches Menschenkind sehen läßt, da uns die gewöhnliche Frömmigkeit und Rechtschaffenheit auf die Dauer zu Tode langweilen, ist auch die Frau Rat gewesen, die ihr nach Bettinas Besuche schrieb: „Gutes, liebstes, bestes Kind! Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O, erfreue mein Herz und Gemüt und komm bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte." Und daß Goethe ihre Aufzeichnungen für „Wahrheit und Dichtung" verwenden konnte, muß man ihr doch als ein hohes litterarisches Verdienst anrechnen. Berdrow meint, ihr vielgeschmähter Briefwechsel Goethes mit einem Kinde sei eben ganz so wie Goethes Autobiographie Wahrheit und Dichtung, und die Dichtung in dem einen so wenig tadelnswert wie in der andern. In der Lebensbeschreibung der Minna Herzlieb folgt der Verfasser den Autoritäten, die „die Legende" zerstört haben. Von einem Liebesverhältnis zwischen dem alten Geheimrat und dem jungen Mädchen könne keine Rede sein. Minna habe zuerst für einen jungen Herrn von Manteuffel geschwärmt, der kurze Zeit bei ihren Pflegeeltern, den Frommanns in Jena, verkehrte, dann allerdings für Goethe, für diesen aber von Anfang an mit der klaren Erkenntnis: die Sterne, die begehrt man nicht! Da sie im Irrenhause gestorben ist, so ist es wohl am natürlichsten, die launenhaft aussehende Auflösung ihrer ersten Verlobung, die freiwillige Verheiratung mit einem ungeliebten Manne und ihr Benehmen in der Ehe als Vorboten des Wahnsinns und diesen als Wirkung körperlicher Erkrankung aufzufassen. Ihr interessanter Zustand vor dem völligen Ausbruch der Krankheit hat sie Goethen geeignet erscheinen lassen, sie als Ottilie in die Wahlverwandtschaften aufzunehmen. Deren Plan hatte aber schon lange vorher festgestanden, und an sein eignes Haus hat Goethe

bei der Schilderung der Verhältnisse im Hause des Barons Eduard nicht gedacht.

Keinerlei leibliche Krankheit, sondern eine durch schädliche Einflüsse krankhaft erregte Phantasie war es, was die durch ihren Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt bekannt gewordne Charlotte Diede unglücklich gemacht hat. In ihrem Elternhause spukte es. Ihr Vater, ein gelehrter Pastor von hochachtbarem Charakter, wurde dadurch trübsinnig, sie selbst verfiel, durch diese unheimliche Häuslichkeit und durch Romanlektüre verdorben, der sentimentalen Phantasterei in dem Grade, daß sie einer unwürdigen Freundin zu liebe, der sie sich opfern zu müssen glaubte, einen ungeliebten Mann heiratete und sich dadurch für zeitlebens zu Grunde richtete. Sie ließ sich von einem Offizier verführen, der seine Versprechungen nicht einlöste, und mußte sich, vom Manne getrennt, mit Sticken ernähren. Trotz tüchtiger Arbeit in Not geraten, wandte sie sich an Humboldt, mit dem sie als Mädchen in Pyrmont einige glückliche Stunden verlebt hatte, und der Staatsmann und große Gelehrte unterstützte sie nicht bloß mit Geld, sondern bemühte sich auch, durch einen regelmäßigen Briefwechsel die Gemütsleiden und Charaktergebrechen der hochbegabten und im Grunde edeln, aber leidenschaftlichen und verbildeten Frau zu heilen. Nach ihres großen Gönners Tode geriet sie wieder in Not, bis eine Pension, die ihr Friedrich Wilhelm IV. auf eine Bittschrift gewährte, sie aller Sorgen überhob. Ein romanhaft bewegtes, im ganzen trauriges Leben, das aber als abschreckendes Beispiel Nutzen stiften kann.

Das Urteil über den jämmerlichen Charakter des Dichterlings Heinrich Stieglitz steht wohl unbestritten fest; dagegen wird seiner edeln Gattin noch nicht allgemein die Ehre zugebilligt, die ihr gebührt. Mag ihr Selbstmord eine Verirrung genannt werden, es war die heroische Verirrung des edelsten Weibes, das man sich vorstellen kann. Ihre einzige Schuld hat darin bestanden, daß sie den jungen Menschen, als sie ihn kennen lernte, sofort für einen großen Dichter hielt; wäre er ein solcher gewesen, so hätte er sicherlich das erschütternde Drama geschrieben, zu dem sie ihm durch ihren Tod den Stoff lieferte. Grillparzers ewige Braut, Kathi Fröhlich, und die beiden unglückseligen Weiber, die Lenau wahnsinnig gemacht haben, seine Mutter Therese von Niembsch und Sophie Löwenthal, sind schon hinreichend bekannt und so wenig erbauliche Gestalten, daß ihre Kenntnis eigentlich nur für den Litteraturforscher Wert hat, und an Marie Behrends, Lenaus Braut, ist eigentlich nichts interessant, als daß sie ihr Verhängnis in den Bereich der beiden dämonischen Menschen, Lenau und Sophie, geführt und dadurch unglücklich gemacht hat.

Eine erfreuliche Gestalt führt uns der Verfasser in Henriette Paalzow vor, die streng genommen nicht in diese Bildergalerie gehört, da sie zwar selbst Romane geschrieben hat, aber in keines Dichters Lebensroman verflochten ist. Der Major von Paalzow, den sie ihrer Familie zu liebe heiratete, war nichts weniger als ein Dichter, und nachdem sie ihn verlassen hatte, hat sie sich in keinerlei Verhältnis eingelassen. Obwohl eine geschiedne Frau, war sie doch eine durch und durch gesunde Natur. Die Verfasserin von Godwie Castle wollte durchaus anonym bleiben, weil ihr der Gedanke, Schriftstellerin heißen zu sollen, zuwider war, und über Tiecks Romantik hat sie das beherzigenswerte Urteil gefällt: „Seine negierende, ironische Weise, die Welt anzusehen und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie durch große, sichtliche Wunden zerrissen und ihre Heilung mit verächtlicher Hoffnungslosigkeit als unmöglich darzustellen, hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet ver-

wiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isoliert, indem er jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandnen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will, der Nachweis, den ich suche, daß das Übel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen, das Geheimnis der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schale, ruht, dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursachen nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege den Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten: das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt." Tieck vermochte doch wenigstens noch der schlechten wirklichen Welt eine zauberhaft schöne Phantasiewelt gegenüberzustellen, aber was vermögen denn die heutigen Tantiemenjäger, die, mehr noch Trivialitäten und Schmutz als Wunden zeigend, einem dummen und rohen Publikum mit Photographien des Fuhrmann Henschel und der Familie Selicke das Geld aus der Tasche locken? Finanziell vermögen sie sehr viel, poetisch nichts. Darum haben wir das schlecht stilisierte, aber heute doppelt zeitgemäße Satzungeheuer der Paalzow abgeschrieben.

Damit unser heutiges Ragout nicht gar zu süßlich ausfalle, thun wir zuletzt noch einen kräftigen, herben Brocken dran: Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Mit einem Bildnis. Von Hans R. Fischer. (Hamm i. W., E. Griebsch, 1901.) Der Verfasser erzählt nicht etwa die Geschichte des Kulturkampfs, sondern nur persönliche Erinnerungen an Falk aus der stillen Zeit seiner richterlichen Wirksamkeit und glücklichen Häuslichkeit in Hamm. Es war ein Unglück für Falk, daß er das schwierigste aller preußischen Ministerien in der für dieses Ministerium gefährlichsten Zeit bekleiden mußte, und daß das Unterrichtsministerium mit dem Kultusministerium verkoppelt ist. Wäre er bloß Unterrichtsminister gewesen, so hätte er das noch lange bleiben können, und er würde sehr segensreich gewirkt haben; denn was er für die Volksschule und für die Lehrer gethan hat, das ist nicht aus der Kulturkampfstimmung hervorgegangen, sondern aus warmem und verständnisvollem Interesse für die Volksschule. Die Schulmänner haben ihm denn auch ein treues, dankbares Andenken bewahrt. Fischer erzählt u. a. folgenden charakteristischen Vorfall. Falk war von Puttkamer abgelöst worden. Auf dem Festbankett des westfälischen Lehrertags zu Bielefeld am 18. Mai 1880 herrschte eine gedrückte Stimmung. Nachdem die Reihe der offiziellen Trinksprüche abgehaspelt worden war, schickte ein Rektor Dietlein dem Vorsitzenden, Schulrat Hielscher, auf einem Zettel die Anzeige, daß er auf Falk zu toasten wünsche. Hielscher aber ließ es sich nicht nehmen, diesen Toast selbst auszubringen, und er that es — in Gegenwart des Regierungspräsidenten — in einer Weise, daß sich die Lehrer vom Drucke befreit fühlten und in Jubel ausbrachen. Einer der Anwesenden aber flüsterte seinem Nachbar zu: Die Rede riecht nach Gumbinnen, und richtig: drei Wochen darauf wurde Hielscher nach Gumbinnen versetzt. Da von Trinksprüchen die Rede war, wollen wir doch den Mustertrinkspruch mitteilen, den Falk am 22. März 1886 ausgebracht hat: „Unser Trinkspruch, meine Herren, bedarf keiner besondern Begründung; der Name dessen, dem er gilt, umfaßt die reichste Begründung: Kaiser Wilhelm, unser teurer, ehrwürdiger Kaiser, lebe hoch!" Zur

höchsten Ehre gereicht Falk, daß nach seinem Tode die führenden Blätter der Zentrumspartei seine pflichteifrige, unparteiische, wahrhaft segensreiche Amtsführung in Hamm gepriesen haben, die Deutsche Zeitung aber ihn eben dieser Unparteilichkeit wegen als einen Knecht der Ultramontanen beschimpft hat. Falk, in jedem Sinne ein ganzer Mann, ist schon um der heroischen Selbstbeschränkung und Entsagung willen, die er im Dienste des Vaterlands bewiesen hat, eines treuen Andenkens wert; möge das vorliegende schlichte Erinnerungsblatt dazu dienen, sein Bild in recht vieler Herzen lebendig zu erhalten.

Die Siegesallee in Berlin und ihr bildnerischer Schmuck

Nicht bloß außerhalb Berlins und Preußens hat man es seiner Zeit mit leisem Kopfschütteln aufgenommen, daß dem künstlerisch wundervoll ausgeschmückten Raume, der im Berliner Zeughause die großen Thaten der brandenburgisch-preußischen Armee, ihrer Fürsten und Feldherrn verewigt, der Name „Ruhmeshalle" gegeben wurde. In weiten Kreisen empfand man diese Bezeichnung als Anklang an eine gewisse Selbstverherrlichung. Nur aus Pietät gegen den alten Kaiser Wilhelm, dessen schlichter Bescheidenheit jeder Gedanke an Selbstruhm notorisch und unwidersprochen völlig fern lag, verhielt sich die öffentliche Kritik der amtlichen Bezeichnung „Ruhmeshalle" gegenüber schweigend. Aber im Volke hat dieser offizielle Name keinen Boden gefunden. So stolz man auf den schönen Raum auch ist, im Munde des Volkes heißt er — das Ganze für den Teil — allgemein noch heute das „Zeughaus."

Auch gegen die „Siegessäule" auf dem Königsplatze vor dem Reichstagsgebäude — die Berliner nennen das von Strack wenig glücklich entworfne Denkmal den „Siegesspargel" und die Drakesche Figur der Viktoria auf seiner Spitze „die goldne Puppe ohne Verhältnis" — und gegen die sich von dort aus nach dem Kemper Platze hinziehende „Siegesallee" wurden seiner Zeit ähnliche Bedenken laut. Man wollte darin ein unnötiges Auftrumpfen gegen Österreich und die andern in den Kriegen von 1864 und 1866 unterlegnen deutschen Stämme sehen. Möglich, daß sich wohl auch ein weniger anspruchsvoller Name hätte finden lassen. Aber die preußischen Siege des Jahres 1866 waren einmal da und lassen sich nicht aus der Weltgeschichte streichen, und sie sind — dank der weisen und großen Politik Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers — grundlegend geworden für die Einigung der deutschen Stämme unter preußischer Führung und für die nachmalige Neugründung des Deutschen Reichs. Jedenfalls ist jener erste Widerspruch gegen die Bezeichnungen „Siegessäule" und „Siegesallee" nicht durchgedrungen. Das Volk hat diese Namen aufgenommen. Die Namen Siegessäule und Siegesallee sind populär geworden.

Jetzt ist in Berlin die Siegesallee in aller Munde. Ihre künstlerische Ausschmückung durch unsern Kaiser hat sie sogar ungewöhnlich populär gemacht. Mit Stolz sieht der Berliner und der Preuße jedes Standes auf diese Straße, die in der Welt nicht ihresgleichen hat. Kein Fremder, der nach Berlin kommt, versäumt,

wenn er es irgend einrichten kann, durch diese in ihrer Art einzigen beiden Reihen fürstlicher Standbilder zu gehn. Auch der Gleichgiltige und der Philister empfindet hier einen Hauch geschichtlicher Größe. Der hier verkörperte Gedanke des Kaisers ist ein Stück Volkserziehung im größten Stil, ein künstlerisches, marmornes Volksbilderbuch von leuchtender Schönheit und überwältigendem Eindruck. Wie tief diese Denkmäler der brandenburgisch-preußischen Geschichte in das Volk hineinwirken, kann man an den Sonntagen sehen, wenn die gedrängten Volksmassen mit staunenden Blicken an diesen marmornen Gestalten vorüberziehn und sich ihre Bemerkungen über die Männer zuflüstern, die in Stein gemeißelt hier auf sie herabschauen. Oder auch wochentags, wenn einzelne Schulklassen mit ihren Lehrern hierher wandern, um sich von der Geschichte des Landes und der Vorfahren erzählen zu lassen und einen lebendigen Eindruck zu gewinnen. Jetzt, im Jubeljahr des preußischen Königtums, wo die Reihe der Denkmäler bis auf zwei oder drei verspätete Nachzügler vollzählig dasteht, wird es auch für weitere Kreise von Interesse sein, sich über diese großartige Schöpfung unsers Kaisers ein wenig näher zu orientieren.

Der ganze Plan der Schöpfung ergiebt sich am besten aus dem Erlasse des Kaisers vom 27. Januar 1895 an die städtischen Behörden von Berlin. Er lautet:

„Ein Vierteljahrhundert ist nahezu verflossen, seitdem das deutsche Volk, dem Rufe seiner Fürsten folgend, sich in Einmütigkeit erhob, um fremden Angriff abzuwehren und in glorreichen, wenn auch mit schweren Opfern erkämpften Siegen die Einheit des Vaterlandes und die Wiedererrichtung des Reichs errang. Meine Hauptstadt Berlin hat an der Entwicklung, die dem deutschen Städtewesen dadurch beschieden ward, reichen Anteil genommen, und sind die städtischen Behörden mit Hingebung und Erfolg bemüht gewesen, die kommunalen Einrichtungen der Stadt ihrer Stellung im Reich entsprechend auszugestalten. Als Zeichen Meiner Anerkennung für die Stadt und zur Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unsers Vaterlandes will Ich daher einen bleibenden Ehrenschmuck für Meine Haupt- und Residenzstadt Berlin stiften, welcher die Entwicklung der vaterländischen Geschichte von der Begründung der Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reichs darstellen soll. Mein Plan geht dahin, in der Siegesallee die Marmorstandbilder der Fürsten Brandenburgs und Preußens, beginnend mit dem Markgrafen Albrecht dem Bären und schließend mit dem Kaiser und König Wilhelm I., und neben ihnen die Bildwerke je eines für seine Zeit besonders charakteristischen Mannes, sei er Soldat, Staatsmann oder Bürger, in fortlaufender Reihe errichten zu lassen. Die Kosten der Gesamtausführung will Ich auf Meine Schatulle übernehmen. Indem Ich Mir die weitern Bestimmungen vorbehalte, freue Ich Mich, dem Magistrat und den Stadtverordneten hiervon an Meinem Geburtstage Kenntnis zu geben.

Berlin, den 27. Januar 1895. Wilhelm R."

Erweitert wurde dieser Plan später dadurch, daß den Standbildern der einzelnen Herrscher nicht bloß die Büste eines charakteristischen Zeitgenossen, sondern deren zwei beigegeben wurden. Die Großartigkeit dieses wahrhaft kaiserlichen Geschenks an die Stadt Berlin liegt auf der Hand. Schon materiell handelt es sich um keine Kleinigkeit. Der Plan umfaßt zweiunddreißig fürstliche Standbilder in mehr als Lebensgröße, jedes auf einem entsprechend hohen Postamente, streng dem Stile der Zeit angepaßt, in der die dargestellten Fürsten lebten. Schon dadurch und durch die historisch wiedergegebnen Kostüme, Waffen und Attribute bietet das Ganze ein auch kulturgeschichtlich hoch interessantes Bild von unvergleichlicher Lebendigkeit. Jedes Standbild erscheint als ein in sich abgeschlossenes Ganze. An jedes Postament schließt sich rechts und links eine halbrunde Marmorbank mit

einer Rückwand aus demselben Material, und rechts und links auf dieser Banklehne erheben sich die Marmorbüsten der beiden Zeitgenossen. Die von den beiden Bänken halbumschlossenen Flächen des Fußbodens bilden ein entsprechendes, mit Marmormosaik belegtes Plateau, das sich, vorn offen, mittels dreier Marmorstufen um einige Fuß über das Niveau der Siegesallee erhebt. Zwischen den einzelnen Denkmälern sind wohlgepflegte, sammetgrüne Rasenbanketts und auf diesen ovale Blumenbeete, deren Farbenpracht dem Auge neben dem der Natur der Sache nach reichlich vorhandnen blendend weißen Marmor ungemein wohlthut. Das Ganze ist darum auch in Farbe und malerischer Gesamtwirkung wundervoll abgestimmt und wirkt, ganz abgesehen von den Einzelheiten, harmonisch und ästhetisch befriedigend. Und das alles wird nicht aus Staatsmitteln bestritten, sondern aus der Schatulle, also dem Privatvermögen des Kaisers. Wenn ich recht berichtet bin, so kostet jedes Denkmal einschließlich der beiden Büsten, der Bänke, des Postaments, des Mosaikfußbodens und der Marmorstufen etwa 50000 Mark, ein Preis, der mindestens nicht zu hoch angeschlagen erscheint. Danach belaufen sich die vom Kaiser übernommnen Gesamtkosten etwa auf 1600000 Mark. Ein Geschenk, auch für einen reichen, aber mit kolossalen Ehrenausgaben belasteten Monarchen wahrlich aller Ehren wert.

Aber was wollen diese immerhin beträchtlichen Kosten sagen gegenüber dem künstlerischen, ästhetischen, geschichtlichen, sittlichen und volkserziehenden Werte dieser Schöpfung? In Wirklichkeit haben wir hier die Marksteine der ganzen brandenburgisch-preußischen Geschichte in Stein gemeißelt vor uns. Was das für ein Volk bedeutet, ist gar nicht auszurechnen. Namentlich für ein Volk, wie das preußische. Von den kleinen und doch in der Politik wie in der Kultur so wichtigen, freilich im Volke ziemlich unbekannten staatlichen Anfängen der Askanier an bis zu Waldemar dem Großen,*) dann durch die Zerbröcklungszeiten der im Norden niemals recht festgewurzelten Wittelsbacher hindurch zu dem klugen Lützelburger Kaiser Karl IV. und über den prunksüchtigen, verschwenderischen Kaiser Sigismund zu den Hohenzollern, von dem ersten Kurfürsten Friedrich, der mit starker Hand als „Gottes schlichter Amtmann am Fürstentum“ die Quitzows zu Paaren trieb und wieder Zucht, Ordnung und Landfrieden in der Mark schuf, bis zu dem Großen Kurfürsten und dessen Sohne, dem ersten Könige in Preußen, von diesem über den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. zum Großen Friedrich und von Friedrich Wilhelm III., der die Befreiungskriege schlug, über den idealistischen Friedrich Wilhelm IV. bis zu Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und dem neuen Deutschen Reich, welche große, wechselvolle, packende Reihe von Fürsten und geschichtlichen Gestalten, welche Kurven und welcher konsequente weltgeschichtliche Fortschritt! Gewiß! mitten inne auch Gestalten, die nicht auf voller Höhe waren oder Tiefpunkte dieser „Geschichte ohne gleichen,“ wie Friedrich Wilhelm IV. sie genannt hat, bezeichnen. Aber auch über diese hinweg, welche merkwürdige Vorwärtsbewegung, welche glänzende aufsteigende Linie! Und dieser ganze merkwürdige Entwicklungsgang dem Volke übersichtlich und anschaulich vor die Augen gestellt — das muß ja von nachhaltiger Wirkung sein, und von um so größerer, je künstlerischer sich das Ganze dem Auge darstellt und den Sinnen einprägt.

Ganz besonders erfreulich ist der persönliche Anteil des Kaisers an dieser Schöpfung. Nicht bloß durch das Geldhergeben und die Entwerfung des Gesamtplans, so genial und fruchtbar der Gedanke auch ist. Nein, mit eigner Hand, mit historischer Sicherheit, mit feinsinniger Sorgfalt hat der Kaiser die Ausführung bis

*) Vgl. „Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin“ von Adolf Rosenberg in Nr. 19 der Grenzboten von 1898, 57. Jahrgang.

ins einzelne hinein geleitet und kontrolliert. Es ist ja bekannt, daß er in der Geschichte — und nicht bloß in der seines Landes und der seiner Vorfahren, in dieser freilich hervorragend — Bescheid weiß. Hier aber hat er eine Kenntnis der Einzelheiten sowohl in Bezug auf die Personen wie auf die kulturgeschichtlichen und ästhetischen Verhältnisse bewährt, die wahrhaft erstaunlich erscheint. Und dabei doch keine Kleinlichkeit und keine die freie Schaffenskraft der Künstler beeinträchtigende Hofmeisterei. Jedes Modell hat er gesehen, jede Änderung, die ihm erforderlich erschien, mit dem Künstler in der freisten und liebenswürdigsten Weise durchgesprochen und schließlich doch dem Urteil des Künstlers das letzte Wort gelassen, auch wenn er persönlich manches anders gewünscht hätte. Ja man kann fragen, ob er darin nicht vielleicht in einzelnen Fällen zu weit gegangen ist. Denn je nach der Begabung und dem Eigensinn der einzelnen Künstler sind natürlich auch hier ihre Leistungen verschieden, und bei einzelnen Figuren wäre wohl ein schärferes Eingreifen des Kaisers, dessen künstlerisches Verständnis allgemein bekannt ist, dem Gesamteindruck zu gute gekommen. Aber der Kaiser wollte keine nach seinem Modell gelieferte Handwerksarbeit. Er wollte jedem Künstler Raum lassen für seine eigne Intuition und die Entfaltung seiner freien, künstlerischen Gestaltungskraft. Schon die Auswahl der darzustellenden Figuren, die natürlich dem Kaiser allein zufiel, war nicht immer ohne Schwierigkeit. Oft haben infolge von Erbteilungen mehrere Fürsten über die einzelnen zu Brandenburg gehörenden Gebiete regiert, und es ergaben sich berechtigte Zweifel, welcher von ihnen das größte Anrecht hatte, hier verewigt zu werden. Noch viel heikler war in vielen Fällen die richtige Auswahl der Zeitgenossen. Man denke nur an die Regierung Friedrich Wilhelms II. Sollten Wöllner und Bischoffwerder hier ein Denkmal erhalten? War es nicht sehr viel richtiger, den Großkanzler von Carmer, den Schöpfer des preußischen Allgemeinen Landrechts, und mit ihm Immanuel Kant, den Vater des kategorischen Imperativs, neben den von Haus aus wohlwollenden, aber auf verderbliche Abwege geratnen König zu setzen? Das ist nur ein Beispiel. In vielen Fällen war die Auswahl ungleich schwieriger. Sicher hat der Kaiser an dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, Professor Dr. Koser, an dem Direktor des Hohenzollernmuseums, Professor Dr. Seidel, und andern zuverlässige und gelehrte Historiker zur Seite gehabt. Aber schließlich hat er doch in jedem einzelnen Falle die Entscheidung getroffen und treffen müssen. Man kann die Auswahl im ganzen nur als sehr glücklich bezeichnen.

Außerordentlich schwierig, ja man kann sagen gefährlich war auch die Auswahl der Künstler, denen die Herstellung der einzelnen Standbilder übertragen werden sollte. Für unsre Bildhauer ist ja durch Kaiser Wilhelm II. oder wenigstens unter ihm eine Glanzperiode angebrochen, wie sie die bildende Kunst in Deutschland kaum je gesehen hat. In Hunderten von Städten sind großartige Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und seiner großen Paladine erstanden. Die Bildhauerkunst blüht bei uns, wie nie zuvor. Natürlich hat das einen großen Zustrom zu diesem Zweige der Kunst im Gefolge gehabt, und begreiflicherweise schwimmt in diesem Strome auch manche mittelmäßige Kraft Schulter an Schulter mit Künstlern ersten Rangs. Es ist nicht immer leicht, den wahren Genius zu erkennen. Dazu kommt, daß es auch in der Skulptur Gebiete von verschiedner Art giebt, und daß die Künstler selten sind, die auf den verschiednen Gebieten gleiche Künstlerschaft zeigen. Es kann ein Bildhauer entzückende Idealfiguren geschaffen haben, während bei der Lösung einer historischen Aufgabe seine schöpferische Kraft versagt. Es ist im allgemeinen deutlich zu sehen, daß der Kaiser bestrebt gewesen ist, jüngern Künstlern durch Erteilung eines Auftrags für die Siegesallee Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was sie können. Und im ganzen ist der Erfolg aus-

gezeichnet gewesen, ein Beweis für die bewundernswerte Gabe des Kaisers, die Menschen und insbesondre die Künstler richtig zu schätzen. Aber ein Wagestück blieb weitaus in den meisten Fällen die Erteilung des Auftrags immer. Denn wenn der Auftrag einmal erteilt worden war, ließ er sich kaum wieder rückgängig machen. Nicht bloß weil dadurch der Ruf des Künstlers unrettbar verloren gewesen wäre, sondern auch wegen der Kostspieligkeit der Vorbereitungen und namentlich des Materials. Zieht man das alles in Betracht, so ist das Gelingen der Ausführung, wie wir sie jetzt vor Augen haben, in der That bewundernswert.

Die Reihe der Standbilder beginnt am nördlichen Ende der Siegesallee auf der Westseite mit dem Begründer der Mark, dem askanischen Markgrafen Albrecht dem Bären, und setzt sich an der Westseite fort bis an den Kemperplatz, wo Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn der letzte in dieser Reihe ist. Von ihm springt die Reihenfolge über auf die Ostseite der Straße, beginnt hier mit dem ritterlichen, tapfern Kurfürsten Albrecht Achill und schreitet dann fort bis zu Kaiser Wilhelm I., der in dieser östlichen Reihe am Königsplatz den Abschluß bildet, mithin Albrecht dem Bären gerade gegenübersteht. So fügt es sich erfreulich, daß zwei große, hoch bedeutende Fürstengestalten am Anfang und am Ende dieser zweiunddreißig Figuren stehn. Albrecht der Bär war nicht nur kriegerisch eine glänzende Erscheinung. Auch als Missionar des Christentums und als Kolonisator hatte er nicht seinesgleichen. Wie hoch ihn das Volk hielt, geht aus dem hübschen, alten Spruch hervor, der ihn mit den beiden größten seiner Zeitgenossen, mit dem Kaiser Barbarossa und dem Herzog Heinrich dem Löwen auf dieselbe Linie stellt:

Hinrik de Leu un Albrecht de Bar,
Darto Frederich, de mit'n roten Haar,
Dat weren dree Heren,
De kunden de Welt umkehren.

Professor Walther Schott hat Albrecht den Bären als eine markige und kraftvolle Gestalt gebildet. Es ist ihm gelungen, der Figur individuelles Leben einzuhauchen und die bloß konventionelle oder theatralische Pose zu vermeiden. Albrecht trägt in der hoch erhobnen Hand ein Kruzifix, dessen Vorderseite dem Osten, dem für das Christentum zu erobernden heidnischen Lande, zugewandt ist. Diese Gebärde bringt Bewegung und Aktion in die Gestalt und redet eine deutliche Sprache, die auch vom Volke, wie man oft genug vor dem Denkmale hören kann, verstanden wird. Gerade das Symbol des Kreuzes gleich über dem ersten der Standbilder hat das Volk angesprochen. Die einfachen Leute glauben darin gleichsam eine religiöse Weihe der marmorgeschmückten Siegesallee sehen zu dürfen. Daran ist aber wohl nicht gedacht worden und nicht zu denken. Die Büsten der Albrecht dem Bären beigegebnen beiden Zeitgenossen stellen, die Periode richtig charakterisierend, zwei Bischöfe, Wigger von Brandenburg und Otto von Bamberg, dar. Beide, völlig verschieden, sind gute Typen kluger und energischer geistlicher Würdenträger ihrer Zeit.

Weniger gelungen ist Albrecht des Bären ältester Sohn, Markgraf Otto I. Der Bildhauer Max Unger hat hier einen Ritter in junger Manneskraft von schöner Gestalt geschaffen, ihn sehr theatralisch hingestellt und gut kostümiert. Von lebendiger Individualisierung ist aber keine Rede. Das Standbild wirkt nur dekorativ, es packt nicht. Besser geraten sind die beiden Nebenfiguren, Abt Sibold von Lehnin und der Wendenfürst Pribislav. Beide können als gute Typen gelten.

Anders wirkt die nächste Figur, der vom Professor Uphues gearbeitete Markgraf Otto II. Dieser Enkel Albrechts des Bären hatte viele Konflikte zu bestehn

und war dabei nicht immer glücklich. Unter ihm wurden die Altmark und die rechtselbischen Besitzungen der Askanier erzbischöflich magdeburgische Lehen. Der Künstler hat es verstanden, den Ernst der Verhältnisse, durch die sich Otto durchzukämpfen hatte, individuell und typisch in der Haltung und im Gesicht des Markgrafen auszudrücken. Dabei ist die Haltung der edeln, fürstlichen Gestalt frei von konventioneller, gesuchter oder theatralischer Pose. Ebenso sind die beiden Nebenfiguren, wie sie charakteristisch ausgewählt sind, auch künstlerisch treffliche Leistungen. Zur Rechten des Markgrafen Johann Gans Edler zu Putlitz, der Gründer des Klosters Marienfließ, dessen Modell ihm Uphues nach dem Vorbilde mittelalterlicher Bildhauer in den Arm gelegt hat. Zur Linken die überaus fein modellierte Büste des märkischen Geschichtschreibers Heinrichs von Antwerpen. Er hat die Wiedereroberung der Feste Brandenburg durch Albrecht den Bären geschildert, und diese Schilderung ist uns erhalten geblieben. Am obern Rande der Rückwand der Bank hat der Künstler in altertümlicher Inschrift die Bedeutung der beiden Zeitgenossen erklärt. Auch ein glücklicher Gedanke, da in unserm Volke von jener Zeit wenig Kunde lebendig geblieben ist. Die mittelalterlichen Schriftzeichen sind zwar auf den ersten Anblick nicht jedem Beschauer ohne weiteres verständlich. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, genauer zuzusehen, entziffert die Worte ziemlich leicht, und das Publikum ist für diesen geschichtlichen Hinweis dankbar. Die ganze Gruppe gehört zu den gelungensten von allen.

Der Bruder des vorigen, Markgraf Albrecht II., ein tapfrer und mit Erfolg seines fürstlichen Berufs waltender Herr, ist diesen Eigenschaften entsprechend von Johannes Böse recht gut modelliert, wenn auch die Stellung vielleicht ein wenig zu forciert erscheint. Sehr schön sind hier die beiden Büsten, rechts Eike von Repkow, der Verfasser des Sachsenspiegels, und links der Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza.

Diese vier nördlich von der Charlottenburger Chaussee stehenden Gruppen sind es, die vor einigen Jahren in der dem Geburtstage des Kaisers folgenden Nacht von ruchloser Hand schändlich verstümmelt wurden. Glücklicherweise waren die vier Hauptfiguren verschont geblieben. An den Büsten dagegen war — offenbar mit einem Hammer unter Anwendung großer Kraft — eine wahrhaft vandalische Zerstörung verübt worden. Hier war ein Bischofsstab zerschlagen, dort eine Hand, hier war eine Nase, dort waren die Augenbrauen zertrümmert. Man hatte den Eindruck einer ganz unglaublichen Roheit. Die Thäter sind nicht entdeckt worden. Man hatte im Publikum anfangs Sozialdemokraten im Verdacht. Dieser Verdacht hat sich aber, zur Ehre unsrer Arbeiter sei es gesagt, nicht bestätigt. Eher weisen die Spuren darauf hin, daß junge, den gebildetern Schichten angehörige Leute in der Trunkenheit diesen unerhörten Vandalismus begangen haben. Ganz Berlin war tief erschrocken, und es fehlte nicht an Äußerungen der Besorgnis, der Kaiser könne vielleicht solcher Roheit und solchem Unverstande gegenüber die Lust an der Fortführung des ganzen Werks verlieren. Dabei hatte man freilich den vornehmen Sinn des Kaisers gröblich unterschätzt. Weit entfernt davon, der Gesamtbevölkerung Berlins diese Unthat zuzuschieben, ließ der Kaiser vielmehr die beschädigten Denkmäler auf seine Kosten wiederherstellen und einzelne der irreparabel beschädigten Büsten ganz neu anfertigen. Sein königliches Herz verschmähte es, die Gesamtheit für die Roheit einzelner verkommner Subjekte haftbar zu machen.

Überschreitet man, von der Gruppe Albrechts III. kommend, in südlicher Richtung die Charlottenburger Chaussee, so kommt man an die einzige Doppelgruppe der ganzen Reihe, das von Max Baumbach geschaffne Standbild der beiden askanischen Brüder, der Markgrafen Johann I. und Otto III., die von 1220 bis 1266 die Regierung der Mark in brüderlicher Eintracht mit reichem Segen geführt haben.

Sie waren die Erwerber der Uckermark, des Landes Lebus und der Oberlausitz, hervorragende Kulturträger und Städtegründer, die Schöpfer der Stadt Berlin. Es ist ein glücklicher Gedanke, die beiden fürstlichen Brüder gerade bei ihrer Arbeit für die Gründung Berlins oder Kölns an der Spree darzustellen. Der sitzende Johann I. hat den Grundriß des künftigen Berlins auf seinem Schoße ausgebreitet und vertieft sich sinnenden Blicks in den Plan. Otto III. sieht über die Schulter seines Bruders in den Plan hinein und demonstriert diesem mit natürlicher Handbewegung irgend eine sich daraus ergebende Idee. Diese Anordnung verleiht der Gruppe Leben und Natürlichkeit. Die Bevölkerung verweilt vor dem wohlgelungnen Doppelstandbilde mit unverkennbarem Interesse. Weniger gelungen als das Brüderpaar erscheinen die beiden Repräsentanten der Zeit, so gut sie auch ausgewählt sind, rechts der Propst von Berlin Simon, links Berlins erster bekannter Schultheiß und urkundlich erwähnter Bürger Marsilius. Der Propst ist merkwürdigerweise allzu realistisch als ein recht häßlicher Kleriker, der Schultheiß dagegen übertrieben ideal dargestellt, während doch der Künstler hier durch Porträts in keiner Weise gebunden war. Kein Zug an diesem Marsilius erinnert an einen nüchternen, praktischen Bürgermeister. Aber es giebt ja glücklicherweise auch unter den Stadttyrannen Idealisten.

Es folgt Markgraf Johann II. mit den Büsten des Grafen Günther von Lindow und des Berliner Ratmanns Konrad Belitz. Johann II. hatte es nicht leicht, obwohl er zuerst von den Markgrafen von Brandenburg an der Wahl des deutschen Königs und römischen Kaisers als Wähler Rudolfs von Habsburg teilnehmen durfte. Der Bildhauer Felderhoff, ein Schüler von Reinhold Begas, hat vor einigen Jahren bei dem vom Kaiser gestifteten Wettbewerb um die beste Ergänzung eines antiken Torsos den Preis gewonnen. Er hat jetzt auch für die historische Skulptur eine nicht gewöhnliche Begabung gezeigt. Sein Johann II. ist eine über den konventionellen Durchschnitt hinausragende, selbständige, ernste und charaktervolle Schöpfung. Weniger ansprechend ist seine Büste des Grafen Günther von Lindow, gut dagegen die des Ratsherrn Konrad Belitz, für dessen Darstellung er allerdings in dessen Grabmal in der Berliner Klosterkirche einen konkreten, plastischen Anhalt hatte. Es ist ein typisches, gutes, altes Bürgergesicht.

Karl Begas, der jüngere Bruder von Reinhold Begas, hat in dem nun folgenden Otto IV. mit dem Pfeil, der gleichen Ruhm als Minnesänger wie als Ritter und Markgraf genoß, eine ansprechende Gestalt geschaffen. Das große Publikum interessiert diese Figur wohl wegen der Binde, die der Markgraf um der über dem linken Auge stecken gebliebnen, abgebrochnen Pfeilspitze willen trägt, besonders lebhaft. Sie hat auch in ihrer ganzen Haltung etwas Ansprechendes und kann wohl als Ausdruck des abenteuerreichen, mutigen und ehrgeizigen Fürsten gelten. Der Minnesang ist durch eine an einen neben dem Markgrafen stehenden Baumstumpf gehängte Harfe angedeutet. Ob ganz glücklich, darüber sind die Meinungen geteilt. Schön und charaktervoll ist die Büste des wackern und ungewöhnlich tüchtigen Ritters Droiseke von Kröcher. Auch die des weisen und treuen Johann von Buch (des Ältern) erhebt sich über den Durchschnitt.

Von Otto IV. kommen wir zu Waldemar dem Großen und damit von Karl Begas zu seinem Bruder, dem Professor Reinhold Begas, dem bekannten Schöpfer des großen Nationaldenkmals Kaiser Wilhelms des Ersten an der Berliner Schloßfreiheit. Auf den ersten Blick verrät sich hier eine große künstlerische Kraft. Waldemar steht da, ein imponierender Fürst, eine geistig und physisch bedeutende Persönlichkeit, ohne eine Spur gekünstelter Pose, ein geschlossener Charakter, einfach, harmonisch, ein großer Mann. An den sonstigen Schöpfungen des Künstlers wird vieles getadelt, und nicht mit Unrecht. Aber hier zeigt sich seine intuitive Schaffens-

kraft unwidersprechlich und wohl auch unwidersprochen auf der Höhe. Reinhold Begas erfreut sich der Gunst des Kaisers in hohem Grade. Daß dieser ihm das Standbild des großen Waldemar übertrug, war schon an sich eine Gunstbezeugung und ein Beweis des höchsten Vertrauens. Dieses Vertrauen hat sich als voll berechtigt erwiesen. In Berlin herrscht für das Standbild Waldemars bei Freunden und Gegnern des Künstlers einmütige Anerkennung. Es gehört unstreitig zu den besten in der Siegesallee. Mit Recht ist von der Episode des falschen Waldemar hier nichts angedeutet worden, so wichtig sie auch in der Geschichte der Mark Brandenburg gewesen ist. In ihrer Art dem Standbilde des Markgrafen ebenbürtig ist die prachtvolle Büste des zeitgenössischen, berühmten Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen, der 1309 die Residenz des Deutschen Ordens von Venedig nach der Marienburg verlegte. Er hat Waldemar treulich geholfen, und der meisterlich modellierte Kopf der Büste gehört zu den schönsten und bedeutendsten in der großen Zahl der hier in Marmor dargestellten. Auffallenderweise läßt sich dasselbe von der zweiten Büste, der des Minnesängers Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, nicht sagen. Das Gesicht, wenn schon sinnend nach innen gerichtet, ist zu weichlich, fast frauenhaft. Es zieht nicht an und befriedigt nicht. Phantasie und künstlerisches Genie scheinen bei Reinhold Begas nur in der Darstellung des Großen, Gewaltigen, Männlichen ihren rechten Boden zu finden. Alles, was ans Zarte, Lyrische streift, liegt ihm nicht. Man denke nur an seine Statue Schillers auf dem Gendarmenmarkt in Berlin. Er ist der große Meister für die plastische Darstellung reckenhafter Größe.

Auf den noch in jugendlichem Alter im Jahre 1319 hingerafften Waldemar folgte in der Regierung der Mark sein kaum zwölfjähriger Vetter Heinrich, mit dem Beinamen „das Kind.“ Der noch fünfzig Jahre früher so blühende Stamm der Askanier ruhte auf den zwei Augen dieses Kindes. Welches Bild der Vergänglichkeit irdischer, auch fürstlicher Macht und Herrlichkeit! Auch Heinrich das Kind starb schon nach einjähriger Regierung. Aber geschichtlich mußte auch er hier seine Stelle finden. Der Bildhauer August Kraus hat ihn dargestellt als einen schönen Knaben oder vielmehr über sein wirkliches Alter ein wenig hinaus als einen feinen Jüngling, der, mit übereinandergeschlagnen Füßen sinnend auf eine romanische Säule gelehnt, mit fragendem Blick in die Welt hinausschaut. Viel mehr war am Ende aus dieser schweren Aufgabe nicht herauszuschlagen. Die Berliner sagen von dieser Idealfigur, daß ja für die höhern Töchter auch etwas in der Siegesallee habe abfallen müssen. Rechts von dem Standbilde Heinrichs sehen wir die recht wohl gelungne Büste seines Vormunds, des Herzogs Wratislav IV. von Pommern, links die des tapfern und ehrenwerten Ritters Wedigo von Plotho, der in der Schlacht bei Gransee Waldemar dem Großen das Leben gerettet hat, ein rechter Soldaten- und harter Junkerkopf von unverkennbarer Plothoscher Familienähnlichkeit.

Mit Heinrich dem Kinde war der letzte brandenburgische Askanier ins Grab gesunken. Nun erschienen die Wittelsbacher in der Mark. Zuerst 1324 Ludwig I., der Ältere, der Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern, dem dieser das erledigte Lehen der Mark Brandenburg verliehn hatte. Ludwig der Ältere war ein tapferer Herr, der sich redlich bemüht hat, die Mark gegen die gierigen Hände der habsüchtigen, von allen Seiten zugreifenden Nachbarn zu behaupten, bis er im Jahre 1351, der unaufhörlichen Kämpfe müde, die Mark seinen beiden Stiefbrüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Faulen übergab, um sich nach Bayern zurückzuziehn. Die plastische Darstellung der drei wittelsbachischen Markgrafen, die in der Mark niemals recht warm geworden sind, gehörte zu den schwierigsten künstlerischen Aufgaben, die bei der Ausschmückung der Siegesallee zu lösen waren. Merkwürdig! Bei allen drei Wittelsbachern ist die Aufgabe, künstlerisch angesehen, vorzüglich gelöst.

Am vorzüglichsten bei dem unbedeutendsten dieser drei, bei Otto dem Faulen. Aber auch die Gruppen Ludwigs des Ältern und Ludwigs des Römers sind höchst respektable Kunstleistungen.

Die wundervolle Gestalt des Markgrafen Ludwig I. ist das Werk des Professors Ernst Herter. Er ist wie Reinhold Begas ein Bildhauer von Ruf. Sein sterbender Achill in der Berliner Nationalgalerie und in Korfu, seine Heinestatue für die verewigte Kaiserin Elisabeth von Österreich und für New-York, seine Helmholtzstatue im Vorgarten der Berliner Universität, seine Soldatenfiguren auf der Langen Brücke in Potsdam und zahlreiche andre treffliche Arbeiten haben ihm verdienten Künstlerruhm eingetragen. Der fleißige, hochbegabte und dabei bescheidne und liebenswürdige Mann steht zur Zeit, wie es scheint, auf dem Höhepunkte der ihm gezollten Anerkennung. Die von ihm geschaffne Figur Ludwigs des Ältern thut dieser Anerkennung mindestens keinen Abbruch. Haltung und Gesichtsausdruck der Figur sind natürlich, der Kopf trägt schöne und doch kräftige Züge. Er gehört zu den schönsten, bartlosen Männerköpfen der ganzen Reihe Die Gestalt ist typisch für einen selbstbewußten, sein Recht fordernden, kraftvollen und streitbaren Fürsten jener Zeit. Populär ist dieser Wittelsbacher bei uns im Norden nicht und wird es auch nicht werden. Was aus ihm zu machen war, hat Professor Herter hier gemacht.

Wohl gelungen sind auch Herters Büsten. Auf der einen Seite erscheint hier zum erstenmal ein Hohenzoller, Burggraf Johann II. von Nürnberg. Er ist mit seinem Vetter Ludwig dem Ältern 1345 als dessen Landeshauptmann in die Mark gekommen und war der Großvater des Burggrafen Friedrich VI., der 1411 als oberster Hauptmann des Kaisers Sigismund in die Mark kam und 1415 diese mit der Kur- und Erzkämmererwürde zu Lehen erhielt. Herter stellt Johann II. dar als einen ernsten und strengen Charakterkopf. Man sieht diesem Manne die Hohenzollernart an, die sich die Butter nicht vom Brot nehmen läßt. Auf der andern Seite steht die Büste Johanns von Buch des Jüngern. Er war ein weiser und berühmter Staatsmann in Ludwigs Diensten. Die Büste charakterisiert ihn als solchen mit sprechenden Zügen.

Nach Ludwigs des Ältern Rücktritt erschien in der Mark sein Bruder Ludwig II. der Römer. Er hatte hauptsächlich die Kämpfe gegen den falschen Waldemar zu führen und hat sie tapfer und mit Erfolg geführt. Sein Standbild ist das Werk des dem Kaiser befreundeten Direktors der Kunstakademie in Weimar, Grafen von Görtz zu Schlitz. Graf Görtz ist der Chef des zum hohen deutschen Adel gehörenden, vormals reichsunmittelbaren, jetzt standesherrlichen, im Großherzogtum Hessen reich begüterten Hauses. Daß ein deutscher Standesherr sich der bildenden Kunst ex professo widmet, erweckt für ihn ohnehin die Präsumtion, daß er ein Künstler von Gottes Gnaden sei. Graf Görtz ist häufiger Gast seines kaiserlichen Freundes, erscheint häufig bei den Hoffesten in Berlin und ist auch dadurch eine in der Berliner Gesellschaft wohlbekannte Größe. Mit nicht geringer Spannung sah man, als es bekannt wurde, daß ihm für den Standbilderschmuck der Siegesallee ein Auftrag erteilt worden sei, seiner künstlerischen Leistung entgegen. Man darf getrost sagen, daß die ziemlich hoch gespannten Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Nur darf man nicht vergessen, daß die drei Wittelsbacher selbst im Norden nie populär geworden sind, und daß sich die öffentliche Meinung Ludwig dem Römer gegenüber recht kühl verhält. Gleichwohl sind weder Professor Herter noch Graf Görtz an dieser Klippe gescheitert. Ihre künstlerische Leistung hat die Gleichgiltigkeit, mit der das Publikum dem Gegenstande ihrer Aufgabe gegenübersteht, glücklich überwunden. Die Leistung des Grafen Görtz ist der des Professors Herter ebenbürtig. Auch der Görtzische Ludwig der Römer zeigt in Kopf und Haltung eine ungezwungne, schöne Idealität, die Herz und Auge erfreut. Das Berliner Publikum findet in den Gesichtszügen des Görtzischen Standbildes eine

unverkennbare Ähnlichkeit mit dem König Ludwig II. von Bayern, der in seiner Jugend bekanntlich von bezaubernder Schönheit war. In der That mag der Künstler daran gedacht haben, dem ritterlichen Vorfahren die Züge des schönen, durch seine deutsche Haltung und sein tragisches Geschick dem deutschen Volke sympathisch gewordnen königlichen Nachkommen zu verleihen. Das alles im Verein mit dem außerordentlich fein gehaltnen, ritterlichen Kostüm, das die schöne Figur in voller Freiheit hervortreten läßt, verleiht der Schöpfung des Grafen Görtz eine große Anziehungskraft und hebt sie durch gelungne Individualisierung über das Niveau konventioneller und vorwiegend dekorativer Mittelmäßigkeit weit hinaus. Die Büsten des dem Wittelsbacher treu ergebnen Hasso von Wedel, genannt der Rote, und des tapfern bayrischen Ritters und nachmaligen Landeshauptmanns der Mark, Friedrich von Lochen, verdienen, ohne gerade zu den hervorragendsten zu zählen, gleichfalls Anerkennung.

Der letzte Markgraf aus dem Geschlechte der Wittelsbacher war Ludwigs jüngerer Bruder Otto der Faule. Er war der Schwiegersohn Kaiser Karls IV., des schlauen und energischen Lützelburgers. Otto entsagte nach den Kämpfen mit seinem kaiserlichen Schwiegervater im Jahre 1373 seinen Ansprüchen auf die Mark gegen eine Geldabfindung. Schon das ist bezeichnend für seine ganze Persönlichkeit. Jedenfalls gilt er als der unpopulärste der Wittelsbacher und bietet geschichtlich wenig Interesse. Ihn in Marmor darzustellen, erschien als eine der undankbarsten künstlerischen Aufgaben. Aber um die historische plastische Kunst ist es ein eignes Ding. Der wirkliche künstlerische Genius feiert bei der Lösung der nach dem Maße verstandesmäßiger Reflexion undankbarsten Aufgaben oft seine größten Triumphe. Professor Brütt, ein schleswig-holsteinischer Bildhauer, hat, künstlerisch angesehen, mit der Statue Ottos des Faulen die meisten, wenn nicht alle der an dem bildnerischen Schmucke der Siegesallee beteiligten Meister geschlagen. Sein Otto der Faule kann als ein Meisterwerk ersten Rangs bezeichnet werden. Auch Waldemar der Große von Reinhold Begas reicht an diese Leistung Brütts nicht heran. Auf der gegenüberliegenden Seite lassen sich wohl nur der junge Friedrich der Große von Uphues und Schapers Großer Kurfürst mit ihm in Parallele stellen. Und doch trifft diese Parallele nicht vollständig zu. Immer wieder drängen sich die Leute vor dieser merkwürdigen Figur zusammen. Immer wieder hört man hier die Stimmen rückhaltloser Bewundrung. Und je länger man diese Gestalt, die dem Beinamen Ottos so typischen Ausdruck giebt, ansieht, desto wunderbarer erscheint ihre lebensvolle Wahrheit. Man empfindet sie als ein Stück inspirierter Kunst. Die ziemlich lange, schmale Gestalt ist ritterlich gepanzert. Über dem Panzer trägt sie ein leichtes Untergewand, von dem man jedoch nur einen schön gesäumten Ausschnitt über den Knieen sieht. Darüber liegt am Halse anfangend ein malerisches, um die Hüfte vom doppelten Schwertgurt nur lose zusammengehaltnes Obergewand, hinten bis fast an die Knöchel reichend, vorn durch den Gurt ein wenig aufgerafft, sodaß der erwähnte Ausschnitt des feinen Unterkleides sichtbar wird. Um Hals und Wangen legt sich schmiegsam der feine Kettenpanzer, auf dem Haupte sitzt der schmucklose Eisenhelm, sodaß das müde und indolent blickende Gesicht von der Nasenwurzel bis zum Kinn frei bleibt. Die linke Hand legt sich in schlaffer Lässigkeit über den Schwertgriff, die rechte stützt sich bequem auf die Hüfte. Die ganze Gestalt von oben bis unten trägt bis in die Gelenke hinein das Gepräge der Müdigkeit und Gleichgiltigkeit. Und doch zeigt sie dabei den vornehmen Herrn. So ungefähr muß der Fürst ausgesehen haben, den Volk und Nachwelt den Faulen nannte. Die Figur ist ganz individuell. Vergeblich wird man in der Kunstgeschichte nach einer Analogie suchen. Nirgends konventionelle Mache, keine Spur einer gesuchten Pose, alles unmittelbare, psychologisch wahre Natur, ein rechtes und wahres Kunstwerk. Anfangs hieß es, die Bayern in Berlin ärgerten sich über diese Gestalt. Sie haben keinen Grund dazu.

Die Wittelsbacher sind wirklich in der Siegesallee sehr gut weggekommen. Auch die beiden Büsten dieser Gruppe, links Thilo von Brügge, ein patrizischer Berliner Bürger und Vertrauensmann der Wittelsbacher, rechts Thilo von Wardenberg, ein streitbarer Berliner Charakterkopf oder auch Querkopf, der unter den Wittelsbachern und Karl IV. eine große Rolle spielte, sind treffliche künstlerische Leistungen.

Der auf Otto den Faulen folgende luxemburgische Kaiser Karl IV., „Böhmens Vater, des Deutschen Reichs Erztiefvater," war ein verschlagner und rücksichtsloser aber für die Mark wichtiger und fruchtbarer Herr. Sparsam und „gerissen" wirtschaftete er für das Land und die eigne Tasche und schuf in dem zurückgekommnen Lande wieder leidliche Ordnung. Sein Standbild von Ludwig Cauer ist sehr charakteristisch und nimmt sich aus wie das unmittelbare Gegenstück zu Otto dem Faulen. Und das wirkt sehr hübsch. Die rechte Hand hält der Kaiser auf der Geldtasche, die ihm an der Hüfte hängt — unser Kaiser soll ihn deshalb bei der Enthüllung der Gruppe mit dem Finanzminister von Miquel verglichen haben —, und in der linken trägt er das auf seine Anordnung verfaßte, nach ihm benannte „Landbuch," eine Art Kataster über die Städte, Dörfer und Edelsitze des Landes. Gut sind auch die beiden Büsten, der Erzbischof Dietrich Portitz, genannt Kagelwit von Magdeburg, ein herrlicher Kopf, und der Stendaler Klaus von Bismarck, der übrigens gegen Karl IV. auf der Seite der Wittelsbacher stand.

Nach Karls IV. Tode (1378) kam für die Mark eine bitterböse Zeit. Das Land war von König Wenzel von Böhmen seinem schönen Bruder Sigismund überlassen. Der aber kümmerte sich wenig um die Mark und verpfändete sie seinem Vetter Jobst von Mähren, unter dem das Land in der greulichsten Zerrüttung war. Es war die Zeit der Zuchtlosigkeit und der völligen Auflösung aller staatlichen Ordnung. Immerhin war Kaiser Sigismund der Landesherr der Mark. Er durfte um so weniger fehlen, als die Installierung der Hohenzollern in der Mark von ihm ausgegangen ist. Der Bildhauer Eugen Börmel hat ihn als eine schöne, ritterlich kostümierte, mit dem vorn offnen kaiserlichen Mantel und dem geflügelten Helm geschmückte Idealfigur hingestellt. In der linken Hand hält der Kaiser eine mit großem Siegel versehene Urkunde, offenbar den Lehnsbrief, durch den er dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg die Mark und mit ihr die Kur- und Erzkämmererwürde des Reichs verliehen hat. Ein glücklicher, geschichtlich konkreter Gedanke, durch den der im übrigen bei aller männlichen Schönheit theatralisch und konventionell erscheinenden Figur — sie könnte fast ebenso gut als Lohengrin, etwa in Riemannscher Auffassung gelten — wenigstens ein Anflug historisch individuellen Gepräges verliehen wird. Gegen die Büste des Landeshauptmanns der Mittelmark, des ritterlichen Lippold von Bredow, ist nichts einzuwenden. Interessant ist die zweite Büste. Sie stellt den Berliner Patrizier Bernd Ryke dar, der, reich an Besitz, eine Stütze des ersten hohenzollernschen Kurfürsten war.

Von hier aus beginnt in ununterbrochner Folge die Reihe der Hohenzollern. Zunächst kommen wir zu dem geschichtlich wichtigsten, dem Kurfürsten Friedrich I. Der Kaiser hat die Ausführung einem unsrer begabtesten und genialsten jüngern Bildhauer, dem Professor Ludwig Manzel, dem Schöpfer des durch die Ausstellung des Modells in der Großen Berliner Kunstausstellung mit Recht berühmt gewordnen Kolossalbrunnens und einer in Quedlinburg aufgestellten schönen Gruppe „Krieg und Frieden" übertragen. Der Brunnen ist inzwischen in Stettin in Bronze ausgeführt und ist der größte künstlerische Schmuck der sich seit ihrer Entfestigung immer reicher entfaltenden pommerschen Hauptstadt. So genial dort die ideale Kompasition dieses Brunnens erscheint, so wenig ist Manzel hier in der Siegesallee seiner historischen Aufgabe gerecht geworden. Von Rechts wegen hätte die Figur des zum Kurfürsten erhobnen Nürnberger Burggrafen das packendste und imposanteste aller hier vereinigten Denkmäler werden müssen. Denn Friedrich war an Weisheit wie an Thatkraft, wie Ranke ihn nennt, ein ganzer Mann und ein politischer

Genius ersten Rangs, groß als energischer und erfolgreicher Wiederhersteller der Ordnung in der Mark durch Bezwingung der Quitzows und alles zuchtlosen Gesindels, größer noch durch die hohe Auffassung seines fürstlichen Berufs als „Gottes schlichter Amtmann am Fürstentum." Alle seine Macht sah er an als ein ihm von Gott anvertrautes Gut. In diesem Sinne faßte er auch die dem fürstlichen Titel beigefügte Formel „von Gottes Gnaden," ein gesegneter Mann, dessen Bedeutung für sein Haus und die Kurmark nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ob Manzel einen geschichtlichen Anhalt dafür hatte, daß er ihn nur in mittlerer körperlicher Größe dargestellt hat, muß dahingestellt bleiben. Man stellt sich aber unwillkürlich den thatkräftigen und unter seinen Zeitgenossen so hoch angesehenen Fürsten als auch körperlich das Mittelmaß überragend vor. Indessen damit könnte man sich abfinden. Nun hat Manzel ihn zwar der Zeit und seiner kriegerischen Bedeutung entsprechend gepanzert dargestellt. Auf dem Haupte aber trägt hier der Kurfürst ein niedriges Barett mit breitem, rundem Deckel, unter dem das ziemlich lang getragne, schlichte Haar bis fast auf die Schulter hervorquillt. Schon diese Kopfbedeckung und Haartracht — sie mag ja historisch sein — beeinträchtigt das Kraftvolle der ganzen Erscheinung. Noch weniger glücklich ist Manzels Gedanke, über der Rüstung den Kurfürsten mit einem Mantel zu versehen, der, an beiden Seiten lang geschlitzt, unter dem Hermelinkragen fast glatt und nur rechts eine lange und eine kürzere, nicht einmal schöne Falte schlagend bis über die Füße herabfällt. Natürlich ist das die kurfürstliche Prunktracht. Sie mag der korrekten Kostümkunde entsprechen. Künstlerisch wirkt sie in dieser Form unschön und langweilig. Sie verhüllt die sonst ungezwungen und natürlich dastehende Form viel zu sehr und läßt hinter dem Mantelschlitz nur das gepanzerte Bein bis über Kniehöhe sehen. Das bartlose Gesicht erscheint klug und wohlwollend und möchte passieren, wenn nur der Gesamteindruck der großen geschichtlichen Bedeutung des Kurfürsten mehr entspräche. Ein guter Gedanke ist es, daß der Künstler an der Rückwand in der Mitte der Bank das flache Reliefbildnis der Gemahlin Friedrichs I., Elisabeth, einer gebornen Prinzessin von Bayern-Landshut, angebracht hat. Sie hieß im Munde des Volks „die schöne Else," war in jeder Beziehung eine hervorragende Fürstin und zählt zu den populärsten Gemahlinnen der Hohenzollern. Das Reliefbild läßt auch ihre Schönheit erkennen, würde aber noch besser wirken, wenn es ein wenig schärfer aus dem flachen Grunde herausgearbeitet wäre. Schön sind die beiden Büsten zur Seite der schönen Else, rechts von ihr der in der Schlacht am Kremmer Damm 1412 gegen die Pommern gefallne Hans von Hohenlohe und links Wend von Ileburg (Eulenburg), eine der kräftigsten Stützen des Kurfürsten, ein Ritter ohne Furcht und Tadel und ein stolzer und würdiger Repräsentant des noch heute blühenden und um Brandenburg-Preußen hochverdienten Geschlechts der Grafen zu Eulenburg. Beide Büsten verkörpern auch unverkennbar den Familientypus sowohl im Hause Hohenlohe wie im Hause Eulenburg sehr glücklich.

Das letzte Standbild in der westlichen Reihe ist das des Kurfürsten Friedrich II. Eisenzahn, des Sohnes Friedrichs I., ebenfalls gerüstet und mit dem Kurfürstenmantel, der aber vorn offen ist, angethan, eine treffliche Arbeit des Professors Calandrelli. Friedrich II. Eisenzahn war gleich seinem Bruder und Nachfolger Albrecht Achilles seinem Vater ebenbürtig an Thatkraft und fürstlichem Sinn, ein trefflicher Fürst, frommen und friedlichen Sinnes, aber von eiserner, unbeugsamer Energie, wo es sich um die Befestigung seiner Herrschaft handelte. Die ihm angebotnen Kronen von Böhmen und Polen hat er abgelehnt, dagegen die ihm untergebnen Gebiete stetig erweitert und die aufsässige Bürgerschaft von Köln-Berlin kraftvoll zur Raison gebracht. Calandrelli, auf dem Gebiete der historischen Skulptur durch zahlreiche große Arbeiten längst rühmlich bekannt, hat das Charakterbild des eisernen Kurfürsten vortrefflich und auch dem Volke verständlich zu verkörpern gewußt. Gerade im Vergleich mit Manzels daneben stehendem Friedrich I.

zeigt sich seine Überlegenheit nicht bloß in der glücklichen Behandlung des Mantels, sondern auch in der schönen, kraftvollen Haltung und Charakterisierung der Figur. Das ebenfalls bartlose, aber ausdrucksvolle und kräftige Gesicht, der runde, schmucklose Eisenhelm auf dem natürlich darunter hervorquellenden Lockenhaar, die schlichte Haltung des Schwerts in der Linken, während die Urkunde über die Errichtung des Schwanenordens zwanglos von der Rechten gehalten wird, alles das kommt der Figur aufs beste zu statten und verleiht ihr fürstliche Würde. Man muß sie zu den besten der westlichen Reihe zählen. Von den beiden Büsten dieser Gruppe ist die des Kanzlers und Bischofs von Lebus Friedrich Sesselmann vorzüglich geraten, der fein modellierte Typus eines klugen, sinnigen und guten geistlichen Herrn. Die andre stellt den Berliner Patrizier und Bürgermeister Wilke Blankenfelde vor, reicht aber freilich weder in der Modellierung des Kopfes noch der Arme und Hände an die Büste Sesselmanns hinan.

Immerhin schließt die Westseite der Allee mit Calandrellis Schöpfung befriedigend ab. Dem auf der Ostseite ihr gegenüber stehenden Standbilde des Kurfürsten Albrecht Achill von Professor Otto Lessing kann man nicht denselben Beifall zollen. Der Künstler, der — namentlich in und an dem neuen Reichstagsgebäude — auf dem Gebiete ornamentaler und dekorativer Skulptur Vorzügliches geleistet und sich damit einen rühmlichen Namen gemacht hat, ist der ihm hier gestellten geschichtlichen und monumentalen Aufgabe nicht in gleichem Maße gewachsen gewesen. Er hat bei der Konzeption dieser Arbeit, die mit Rücksicht auf die Persönlichkeit Albrecht Achills hätte sehr dankbar sein können, keine glückliche Hand gehabt. Kopfschüttelnd geht das Publikum an dieser Gruppe vorüber, ohne recht zu wissen, was es damit anfangen soll.

Albrecht Achill ist neben seinem Vater Friedrich I. von den ältern Hohenzollern der in weitern Kreisen, auch unter der Jugend bekannteste. Schon fast vor sechzig Jahren, als es mit dem Betriebe der brandenburgisch-preußischen Geschichte in den preußischen Schulen noch höchst mangelhaft bestellt war, fand man in vielen Häusern und Schulen einen Holzschnitt, auf dem Albrecht Achill, von Kopf bis zu Fuß gepanzert, hoch zu Roß dargestellt war, wie er in einer Schlacht gegen die Nürnberger mitten im dichten Haufen der Feinde wie ein Löwe kämpft und die Reihen der Feinde niedermäht. Dieses Bild hat ihn als großen Kriegshelden — ein solcher war er auch, und er hat Wunder der Tapferkeit verrichtet — populär gemacht. Zwar war er in seinen fränkischen Besitzungen mehr heimisch als in der Mark. Aber auch hier erschien er doch zu wiederholten malen, um Ordnung zu schaffen, die Straßenräuber hart zu züchtigen und die unbotmäßigen Junker niederzuzwingen. Er stellte die viel umstrittne brandenburgische Lehnshoheit über Pommern sicher, gewann Krossen und erwarb sich durch das berühmte, nach ihm benannte Hausgesetz, die Dispositio Achillea, große Verdienste um sein Haus. Es war ein Akt vorsorglicher Weisheit, daß sich nach der darin getroffnen Ordnung die Kurmark mit den dazu gehörenden Gebieten hinfort ungeteilt nach dem Rechte der Erstgeburt vererben sollte. Er war einer der letzten und glänzendsten Repräsentanten des mittelalterlichen, fürstlichen Rittertums. Seine Hofhaltung war reich und prunkvoll; er veranstaltete glänzende, weitberühmte Turniere, und in den Turnierschranken war er unbestritten der erste Kämpfer seiner Zeit. Dabei war er klug, geschäftlich gewandt, fleißig und im Schrifttum wohl erfahren. Sein Briefwechsel mit seiner zweiten Gemahlin Anna von Sachsen, der neuerdings veröffentlicht worden ist,*) bietet großes litterarisches und kulturgeschichtliches Interesse. Zwar enthält diese Korrespondenz drastische Derbheiten, wie wir sie heute kaum für möglich und nicht für erträglich halten; aber das Verhältnis des kurfürstlichen

*) Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Herausgegeben von Dr. G. Steinhausen. Band I. Berlin, R. Gärtners Verlag, 1899.

Ehepaars beruhte auf herzlicher Liebe und spiegelt eine Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse und ein gegenseitiges Verständnis ab, durch die diese in der Zeit liegende Derbheit der Sitten das rechte Licht empfängt und von dem anstößigen Schein viel verliert. Kurz, Albrecht Achill gehört zu den hervorragendsten und bekanntesten hohenzollernschen Fürsten. Die Aufgabe, ihn plastisch darzustellen, war wie wenig andre dazu angethan, den Künstler von Gottes Gnaden zu einer großen Leistung zu begeistern.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Buchzeichen von Babylonien und Assyrien. Bei den Keilschriftziegeln kann selbstverständlich nicht von dem eigentlichen Buchzeichen, dem Ex-Libris, die Rede sein, das sich einer Sonderexistenz erfreut, bis es in unsre modernen Bücher eingeklebt wird, ebensowenig von dem andern Buchzeichen, das als Gedächtnismarke zwischen die Blätter eines Buches von dem Leser gelegt wird. Wenn wir aber das Wort Ex-Libris im weiten Sinn als „Eigentumsmarke" bezeichnen, so könnte man zur Not auch vom babylonischen-assyrischen Ex-Libris sprechen. Denn die Keilschriftziegel tragen nicht allein Aufschriften, die man Kolophons nennen könnte, d. h. Nachweise über den Verfasser, Schreiber, Ort und Zeit der Abfassung, wie z. B. das folgende: „Geschrieben und fertiggestellt nach der babylonischen Kopie. Tafel von Nabû-zuqupukta, Sohn des Nabû-šum-ikiša, des Schreibers, Enkelsohn des Gabdi-itâm-êreš, Obersten der Schreiber von Calah. Am neunundzwanzigsten Tage des Monats Siwan, eponym mit Tâbu-sitiy-Ésarra, Präfekt der Stadt Assur, im sechsten Jahre Sargons, des spätern Königs von Assyrien (916 vor Christus)." Vielmehr finden sich auch Aufschriften, die feststellen, für wen die Keilschrifttafeln bestimmt sind, so z. B. steht bei einer Hymne auf die untergehende Sonne: „Nabû-balat-su-iqbi usw. ließ diese Tafeln für den Gott Nebo, unsern Herrn, schreiben zum Dank für Lebensrettung und im Tempel von Ezida niederlegen (Birs-Nimrud, wohl identisch mit dem Turm zu Babel)." Nebo war der Gott der Litteratur, und die Bibliothek von Ezida muß reich an derartigen Geschenken gewesen sein. Mehrere Tafeln haben die Eigentumsmarke „Tafel, Eigentum von Ezida." Hier sind wir schon ganz bei den modernen Bibliotheksstempeln. Die mannigfaltigsten Eigentumsmarken für Keilschriftlitteratur rühren aber von dem großen König Assurbanipal her. Das englische Ex Libris Journal, November-Dezember 1900, veröffentlicht in einem Aufsatz des bekannten Assyrologen Theophilus G. Pinches The book-plates of Babylonia and Assyria verschiedne aus den nach zehntausenden zählenden Fragmenten der Bibliothek dieses mächtigen, litteraturfreundlichen Herrschers. Da giebt es zunächst Dedikationstafeln für den Tempel von Nebo, die mit den Worten schließen: „Blicke freudig auf diese Sammlung als auf das Eigentum von Nebo, des Königs des Weltalls von Himmel und Erde, und habe täglich ein sorgliches Auge für Assurbanipal, deinen Knecht, der die Gottheit fürchtet, und erhalte ihn. Laß mich deiner Gottheit Ehre erweisen!" Auf die Keilschrifttafeln seiner eignen Bibliothek ließ Assurbanipal folgende Eigentumsmarke setzen: „Palast des Assurbanipal, Königs der Welt, Königs von Assyrien, der an Assur und Beltis glaubt, dem Nebo und Tasmêtu ihre Ohren geöffnet, der klaren Blicks ist. Die Sammlung von Litteratur, wie keiner der Könige vor mir etwas besessen hat — die tiefe Weisheit Nebos, die geschichtlichen Erinnerungen, soweit solche verzeichnet sind, habe ich auf Tafeln geschrieben, verglichen, klar gemacht und in meinem Palast zu meinem Nachschlagen und Lesen niedergelegt! Wer sie wegnimmt oder seinen Namen mit meinem Namen schreibt, mögen Assur und Beltis ihn im Zorne vernichten, seinen Namen und seinen Samen aus dem Lande

treiben." Auch andre Tafeln zeigen, daß der assyrische König selbst ein erfahrner Schreiber war und seine Geschicklichkeit fleißig ausübte. Endlich steht noch als Eigentumsmarke auf gekaufter Litteratur, schon fertig gebrannten Keilschriftziegeln, nachträglich vom Palaststeinmetz kurz und bündig eingehauen: „Erworben durch Assurbanipal, König der Welt, König von Assyrien." So schützte man die Schätze der Litteratur im neunten Jahrhundert vor Christus. — Bekanntlich ist man heutzutage meist genötigt, die Lupe zu Hilfe zu nehmen, um den wegen des mangelnden Raums in minutiösen Zeichen geschriebnen Text der Keilschriften zu erkennen. Eine schon von Layard gefundne Linse aus Niniveh bezeugt, daß die alten Assyrer beim Schreiben und Lesen ohne solches Hilfsmittel auch nicht durchkamen (Sayce, Babylonians and Assyrians, Life and Customs S. 51). M.

Ein Gedicht Friedrich Rückerts. Als Rückert 1815 bis 1817 das Stuttgarter Morgenblatt redigierte, verkehrte er viel in der Familie eines ausgezeichneten, in der Geschichte des geistigen Lebens von Stuttgart oft genannten Mannes, des Geheimrats von Hartmann. In dem angeregten Hause wuchsen damals vier vortreffliche Töchter heran, von denen zwei einen Namen in der Geschichte der Litteratur bekommen haben. Am bekanntesten ist die älteste geworden, Emilie, verehelichte von Reinbeck; sie war die Freundin und treue Pflegerin Lenaus und starb 1846, zwei Jahre nachdem dieser in Wahnsinn verfallen war. Julie, Justinus Kerners Vertraute, „Schilli" genannt, geboren 1795, blieb unverheiratet. Sie scheint im geheimen mit Rückert verlobt gewesen zu sein. Warum es zu keinem Ehebund kam, hat niemand erfahren, denn über ihr Geheimnis kam kein Wort über ihre Lippen. Sie besaß und bewahrte ein Paket mit Aufzeichnungen, in die keines außer ihr einen Blick gethan hat; auf ihren Wunsch mußte es in ihren Sarg gelegt werden unter ihr Kopfkissen, als sie 1869 drei Jahre nach dem Dichter gestorben war. Die Nachricht von seinem Tode hatte sie tagelang in einen krankheitartigen Zustand versetzt. An die dritte Tochter, Luise Mariette, geboren 1802, die später den Fabrikanten Georg Zöppritz heiratete, hat Rückert, als sie noch ein Kind war, das nachfolgende Gedicht gerichtet. Es wird hier mitgeteilt, weil es nicht bloß den Wert einer anmutigen Reminiszenz hat. Es offenbart uns neben der Herzensfreundlichkeit und einem schalkhaften, bis zur Selbstironie gehenden Humor, die Rückerts Eigentum waren, zugleich die von keinem wieder erreichte Verskunst, eine Herrschaft über den Reim, dem der neunundzwanzigjährige Dichter hier spielend gebietet, lange bevor er sein Meisterstück in dieser Hinsicht, die Verwandlungen des Abu Seid, veröffentlichte.

Unserm lieben Moriettchen
Wünschen wir ouf diesem Blättchen:
Wenn es giebt ols gutes Mädchen
Guten Wörtchen gutes Stättchen
Und verspricht, oom ungenäd'gen
Wesen gonz sich zu entled'gen;
So soll Gott ihr das bestät'gen:
Doß kein Dörnchen und kein Klettchen
Nachts sie stechen soll im Bettchen,
Wenn sie geht ins Lagerstättchen;
Über Tisch bei Fisch und Brätchen
Sie kein Brinchen und kein Grätchen
In dem Hälschen soll beschäd'gen.
Schöne Blütchen, schöne Blättchen
Aus des schönsten Gärtchens Beetchen,
Schöner ols am Fensterlädchen
Stehn im Töpfchen ouf dem Brettchen,
Sollen blühn auf ihrem Pfädchen.
Daran soll mit flinkem Fädchen
(Leider nicht oom eignen Rädchen)
Sie des Händchens Fleiß bethät'gen,
Allesamt zu einem stet'gen
Kettchen flechten, das mehr Gliedchen
(Domit auch zum Unterschiedchen
Falsches Reimchen sei im Liedchen)
Hoben soll, ols Silberdrähtchen
Ihrer Schwestern neustes Kettchen.
Dies zu einem wunderthät'gen
Stets oorrät'gen Amulettchen,
Stets wohlthät'gen Hausgerätchen
Wie kein Gretchen und kein Käthchen,
Wie kein Nettchen und kein Jettchen,
Noch in Dörfchen und in Städtchen
Alles, wos sich reimt ouf ettchen,
Koufen kann im Krämerslädchen: —
Dies — um ihren Wunsch zu sätt'gen,
Und zu enden unser Pred'gen —
Wünschen wir in dem Gebetchen
Hier oom gnäd'gen Herregöttchen
Unserm lieben Moriettchen.

Stuttgart, den 9. März 1817

Friedrich Rückert

Litteratur

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt. Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker von **Georg Wislicenus**. Erläutert durch acht farbige Einschaltebilder und 65 Textbilder von dem Marinemaler Willy Stöwer. Zweite, neubearbeitete und stark erweiterte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1901. XII und 320 Seiten Lexikon-Oktav. 6 Mark

Sehr zur rechten Zeit ist diese zweite Auflage am Geburtstage des Kaisers ausgegeben worden. Zwar ist seit dem Erscheinen der ersten Auflage zu Weihnachten 1895 der Ausbau der deutschen Flotte zu einem des Reichs und seiner neuen Weltstellung würdigen Teile unsrer nationalen Wehrkraft gesetzlich gesichert, aber noch fehlt viel daran, daß die Überzeugung von der gebieterischen Notwendigkeit dieses Ausbaus alle Teile unsers Volks durchdränge. Dafür zu wirken ist Georg Wislicenus besonders berufen, da er mit der Sachkenntnis des alten Marineoffiziers die warme Begeisterung des Patrioten verbindet; sein ganzes Buch ist wie eine Predigt über den Text: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt." Wenn auch die Einteilung des Werks im ganzen dieselbe geblieben ist, so ist es doch äußerlich und innerlich ein neues Buch geworden. Es zerfällt in zwei große Teile: einen historischen, der in drei Abschnitten die Seekriegsgeschichte von den ältesten Zeiten an übersichtlich, mit wachsender Ausführlichkeit nach der Gegenwart hin schildert, erst außerhalb Deutschlands, dann in Deutschland vor und nach 1870/71, und in einen beschreibenden Teil, der in vier Kapiteln die (deutsche) Schlachtflotte, die Seekriegsführung, die Kreuzer und den Friedensdienst der Kriegsflotte nach der Entwicklung und ihrem jetzigen Stande darstellt. Ein Abschnitt: Deutschlands Seemacht Deutschlands Zukunft macht den eindringlichen Schluß. Die Vervollständigungen gegenüber der ersten Auflage treten überall sachgemäß hervor; namentlich sind die neusten Ereignisse zur See, also der japanisch-chinesische und der spanisch-nordamerikanische Krieg wie das Auftreten der deutschen Marine in den chinesischen Wirren eingehend, lebendig und mit steter praktischer Nutzanwendung geschildert, wie andrerseits der Ausbau der Flotte nach den Gesetzen von 1898 und 1900. Schade, daß der Verfasser über den Bau der antiken Ruderkriegsschiffe zu keiner festen Ansicht gelangt ist; mit Hilfe der attischen Seeurkunden von A. Böckh muß sich mindestens für die Trieren eine solche begründen lassen, und daß die drei Ruderreihen übereinander lagen, aber, abgesehen von der obersten, nicht durch Decke getrennt (das war der Grundfehler der Napoleonischen Triere) und nicht viel höher die eine über (und vor) der andern als 1 Meter, ist zweifellos. Die Schwierigkeit, die in der Verschiedenheit der Ruderlänge lag, wurde bei der Fahrt wahrscheinlich dadurch überwunden, daß immer nur eine Reihe mit der andern abwechselnd in Bewegung gesetzt wurde. Nicht gekannt zu haben scheint Wislicenus die treffliche, ebenso klare als überzeugende kleine Schrift von Ernst Speck, Seehandel und Seemacht. Eine handelsgeschichtliche Skizze (Leipzig, Fr. Brandstetter, 1900), die wir hiermit auch den Lesern der Grenzboten um so mehr empfehlen, als sie auf dem knappen Raume von nur 82 Seiten eine sachkundige Übersicht über diese Entwicklung vom vierten vorchristlichen Jahrtausend bis auf die Napoleonische Zeit giebt. — Vorzüglich und teilweise neu ist der Bilderschmuck des Werkes; die acht farbigen Bilder, die deutsche Kriegsschiffe aller „Typen" und in allen Situationen darstellen, sind ebenso gut aufgefaßt wie schön ausgeführt. Wir wünschen auch dieser zweiten Auflage den besten innern und äußern Erfolg. *

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Wozu der Lärm?

Die Kluft zwischen dem Kaiser und der Nation wird immer breiter und tiefer, also verkünden „nationale" Blätter aller möglichen Richtungen vom äußersten rechten bis zum linken Flügel wörtlich oder doch dem Sinne nach mit seltner Einstimmigkeit, und nirgends wird mehr und giftiger räsonniert als in der deutschen Reichshauptstadt, die bekanntlich die politische Weisheit ebenso in Erbpacht genommen hat wie den politischen Witz. Sehen wir uns einmal diese Kluft und ihre Entstehungsgründe etwas näher an! Es ist klar, daß hier zunächst eine üble Nachwirkung der Kritik vorliegt, die Fürst Bismarck jahrelang an den Handlungen der amtlichen Politik geübt hat. Was er thun durfte, das erlauben sich nach seinem Tode auch seine blinden Nachbeter und Nachtreter, die es ihm abgeguckt haben, wie er sich räusperte und wie er spuckte, die aber nicht Kinder und Erben seines Geistes sind. Seine Erbschaft hat überhaupt kein einzelner angetreten, auch die Hamburger Nachrichten haben es nicht gethan, die nur Bedeutung hatten, solange sie sein Organ sein durften, und auch dann diese Bedeutung nicht mehr haben, wenn sie sich noch ihre Inspiration aus Friedrichsruh holen. Die wahren Erben Bismarcks sind die, die redlich an der Macht und Größe unsers Vaterlands arbeiten, zuweilen mit neuen Mitteln, unbekümmert um Druckerschwärze, unbekümmert auch um das Mißtrauen, das nicht erst seit gestern die Handlungen der Regierung begleitet.

Nichts hat dieses Mißtrauen mehr gesteigert als der unselige Burenkrieg. Denn hier konstruiert die burenfreundliche Presse zunächst einen Widerspruch zwischen der Depesche des Kaisers vom 3. Januar 1896, die den Präsidenten Krüger zur glücklichen Abwehr des Jamesonschen Raubeinfalls beglückwünschte, und der Haltung, die Deutschland in dem Kriege seit 1899 beobachtet hat. Sie sieht nicht oder will vielmehr nicht sehen, daß zwischen einem Flibustierritt, den die englische Regierung gern oder ungern der Stimmung ihrer Nation zum Trotz ableugnete, und einem offnen Kriege, den sie zwar herbeiführte, aber nicht einmal erklärte, staatsrechtlich ein himmelweiter Unterschied ist, daß

Deutschland die Buren keineswegs getäuscht, sondern sie nachdrücklich mehrmals vor dem Kriege gewarnt hat, weil die Weltlage eine Unterstützung nicht zulasse; daß, wenn die Buren trotzdem den Krieg mit der britischen Übermacht begannen, sie das durchaus auf eigne Rechnung und Gefahr thaten. Von der Verantwortung dafür und für ihre offenbar völlig verfehlte Kriegführung in den allein für sie aussichtsreichen ersten Monaten des Kriegs kann sie trotz aller Sympathien für ihren Heldenkampf niemand lossprechen, und sie müssen die Folgen tragen.

Aber Deutschland, so sagt man, hat nicht einmal eine unparteiische Neutralität gewahrt, denn der Kaiser hat den Präsidenten Krüger nicht empfangen, wohl aber ist er an das Sterbebett seiner Großmutter nach England gereist, hat dort nicht nur mit der Königsfamilie intimen Umgang gepflogen, sondern auch die Würde eines englischen Feldmarschalls angenommen und dem Lord Roberts, dem „Besieger" der Buren, sogar — vielleicht! — den Schwarzen Adlerorden verliehen und sich durch das alles in den schroffsten Widerspruch mit der Stimmung der „Nation" gesetzt. Über die Ablehnung, Krüger zu empfangen, haben sich die Grenzboten schon geäußert und haben dem heute nichts hinzuzufügen; wir fragen heute nur: Sollte der Kaiser etwa nicht nach England gehn, eine Pietätspflicht zugleich im Namen seiner Mutter nicht erfüllen? Sollte er seinem Oheim, dem als Prinzen von Wales alles mögliche Üble nachgesagt wurde, etwa erklären: Ich mag mit dir nichts zu thun haben? Sollte er den englischen Feldmarschallstab ablehnen, und entspräche es nicht dem höfischen Brauche, wenn er darauf dem Lord Roberts, dem Oberbefehlshaber der englischen Armee, in dieser seiner Eigenschaft einen Orden gegeben hätte? Das ist nämlich alles, was geschehn ist! Sobald man diese Fragen stellt, wird sofort klar, daß man auf sie alle vernünftigerweise nur mit Nein antworten kann, daß es also unvernünftig ist, sich darüber zu beschweren und darin eine „Erweiterung der Kluft zwischen Kaiser und Nation" zu sehen. Es wäre uns ja auch lieber gewesen, wenn Königin Viktoria nicht gerade jetzt gestorben wäre, und wenn dieser kaiserliche Besuch mit seinen Konsequenzen gerade jetzt hätte unterbleiben können, aber wir bedauern das nur deshalb, weil sich daraus neue Gründe zu einer neuen Hetze gewinnen ließen.

Wir wollen auch zugeben, daß Deutschland gegenüber England eine freundliche Neutralität beobachtet. Aber das thun alle Mächte des Dreibunds in noch viel stärkerm Maße: in Ungarn hat England Pferde, in Italien Maultiere ankaufen dürfen. Eine solche Haltung Deutschlands muß natürlich ihre gewichtigen sachlichen Gründe haben. Wer immer nur wie hypnotisiert nach Südafrika starrt, wie die Mehrzahl unsrer Zeitungen und ihrer Leser, deren Meinung sie mehr machen als ausdrücken, der kann sie freilich nicht sehen. Noch stehn einander in Europa der russisch-französische Zweibund und der mitteleuropäische Dreibund gegenüber, und noch immer hat sich der Wunsch einer ernsthaften politischen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nicht verwirklicht; noch immer besteht also die Gefahr, daß die Franzosen, wenn wir mit einer andern Macht in Krieg verwickelt würden, über uns herfallen.

Für diese Eventualität mag der Dreibund genügen, und dafür ist er begründet worden. Der Unterschied zwischen 1879 und 1901 ist nur der, daß Deutschland seitdem notgedrungen in die Weltpolitik eingetreten ist, und für diese war er weder berechnet noch reicht er dafür aus. Für diese hat das Verhältnis zu England, das für die kontinentale europäische Politik kaum in Betracht kam, die größte Bedeutung, und Deutschland wird hier, trotz des unleugbaren wirtschaftlichen Gegensatzes zwischen beiden Ländern, geradezu gedrängt, bald da bald dort sich mit ihm zu verständigen. Das zeigen die Wirren in China, die jetzt die weltpolitische Lage beherrschen. Auf welche Macht können wir uns denn dort verlassen? Rußland verfolgt hier seine alte, wenn man will selbstsüchtige Politik ruhig weiter, ohne sich um seine dortigen „Bundesgenossen" im geringsten zu bekümmern; es hat die Mandschurei thatsächlich in seine Gewalt gebracht, hat soeben den Chinesen die Erlaubnis zum Bau der ungeheuern Eisenbahnlinie vom Bajkalsee nach Port Arthur abgezwungen und hat seine Truppen aus Petschili fast ganz herausgezogen, kurz es spielt, genau nach Fürst Uchtomskijs Ansicht, die Rolle einer zwar nicht gerade uneigennützigen, aber freundlich-fürsorglichen Schutzmacht für das ihm innerlich verwandte China. Frankreich, sein Vasallenstaat, hat natürlich auch in China keine wirklich selbständige Politik, sondern la belle France folgt ohne Erröten den Spuren des „Väterchens Zar." Nordamerika sucht sich möglichst schnell aus der ganzen langwierigen Sache herauszuziehn, auf Österreich und Italien kommt dort bei ihren schwachen Streitkräften trotz guten Willens nicht viel an. Kurz, wir haben in China eigentlich keinen andern Bundesgenossen als England, das ja auch das deutsche Prinzip der „offnen Thüren" für das ungeheure Jangtsegebiet im Vertrage vom 16. Oktober vorigen Jahres ältern egoistischen Plänen zum Trotz ausdrücklich angenommen hat.

Gegen diese weltpolitischen Verhältnisse vermögen die volkstümliche Erbitterung gegen England und die moralische Entrüstung über den südafrikanischen Eroberungskrieg gar nichts. Auch Fürst Bismarck würde unter diesen Umständen kaum anders gehandelt haben. Es ist ja gar nicht wahr, daß er jedes Zusammengehn mit England abgelehnt hätte; er wollte nur nicht das Verhältnis zu Rußland dadurch gefährdet wissen und hat z. B. dem Major Wißmann, als dieser zur Niederwerfung des Araberaufstands in Ostafrika auszog, dringend empfohlen, mit den Engländern gute Nachbarschaft zu halten. Es ist also gedankenlose Nachbeterei, wenn man seine Autorität gegen die jetzige Reichspolitik ausspielen will, und es ist ebenso gedankenlos, wenn man von dieser verlangt, sie dürfe sich aus moralischen Gründen mit England nicht einlassen. Nun, auch wir haben diesen südafrikanischen Raubkrieg immer verurteilt, ja wir finden, daß er gerade vom englischen Standpunkt aus eine ungeheure Thorheit war; denn das, was England dort erstrebte, das wirtschaftliche und politische Übergewicht in den Burenstaaten, das hätte es im natürlichen Laufe der Dinge ohne diese furchtbaren Opfer und ohne die heillose Verschärfung der Rassengegensätze ganz von selbst erreicht, und es hätte dann die schwere Erschütterung seines militärischen „Prestige" und die jahrelange

Festlegung seiner Landmacht in Südafrika, die jetzt seine Aktion in China zur Freude der Russen lähmt, vermieden. Aber man soll doch auch nicht verkennen, daß, da die Dinge dort nun einmal so liegen, wie sie eben liegen, England gar nicht mehr zurückweichen kann, denn es handelt sich um seine ganze Stellung in Südafrika, und von dieser hängt die Beherrschung des einzigen ihm ganz sichern Seewegs nach Indien ab. Es ist übrigens noch sehr die Frage, ob unserm südwestafrikanischen Besitz eine selbständige, südafrikanische Bundesrepublik, die für eine große Burenpolitik das Ziel hätte sein müssen, nicht gefährlicher wäre als die englische Herrschaft dort. Wenn sich eines Tages der Ruf: „Südafrika für die Afrikander!" auch auf den deutschen Besitz richtete, so würden wir ihn nur schwer behaupten können. Jedenfalls kann das Deutsche Reich so wenig wie eine andre Großmacht die politische Sittenpolizei in der Welt übernehmen und seine Bundesgenossen nach ihrer sittlichen Unbescholtenheit wählen, denn dann würde es überhaupt keine finden. Am wenigsten käme dann jedenfalls Rußland in Betracht, dessen Polen- und Baltenpolitik mindestens ebenso gewaltsam ist wie das englische Vorgehn in Südafrika. Den politischen Don Quixote zu spielen, davor hat niemand energischer gewarnt als Fürst Bismarck; er hat trotz aller moralisch unzweifelhaft höchst verwerflichen russischen Grausamkeiten gegen die baltischen Deutschen, die uns doch viel näher stehn als die Buren, das gute Einvernehmen mit Rußland immer als den Grundstein seiner Politik betrachtet, und es ist eine platte Albernheit, dem Grafen Bülow, der sich natürlich zu denselben Grundsätzen bekennt und wie sein großer Vorgänger nur die deutschen Interessen zur Richtschnur seines Handelns nimmt, vorzuwerfen, er habe „die Moral aus der Politik hinausgewiesen." Es ist gar kein Zweifel, daß sich weder Rußland noch Frankreich durch moralische Bedenken, nicht einmal durch das böse Kladderadatschgedicht auf König Eduard VII. und durch die Rücksicht auf die Neutralität im südafrikanischen Kriege einen Augenblick abhalten lassen würde, sich mit England in nähere Beziehungen einzulassen, wenn es ihren Interessen entsprechen sollte. Von einer friedlichen englisch-russischen Vereinbarung über Asien reden zuweilen schon Blätter auf beiden Seiten; vielleicht würden wir sie herbeiführen helfen, wenn wir gegen England die Spröden spielten, und dann würde unsre Situation auch in Europa überaus angenehm werden. Auch der Staat unterliegt allerdings dem Sittengesetz; wenn trotzdem oft einmal ein Konflikt zwischen Politik und Moral eintritt, so beruht dieser entweder auf dem Gegensatz zwischen der Politik und dem positiven Recht oder auf dem Konflikt zweier sittlichen Pflichten, wie er im Leben jedes einzelnen vorkommt; für den Staatsmann aber ist die höchste sittliche Pflicht die Selbstbehauptung seines Staats, die Sicherung und Stärkung seiner Macht, denn der Staat ist Macht (vgl. Treitschke, Politik I, 95 ff.). Das deutsche Volk braucht sich seine Sympathien für die Buren gar nicht nehmen zu lassen, und es ist ein schöner Zug, daß es das Unrecht gegen die Buren so lebhaft empfindet, aber es soll nicht fordern, daß sich die Leiter seiner Politik in ihrem Verhalten davon beherrschen lassen.

Aus diesem Widerspruch Kapital zu schlagen gegen die kaiserliche Politik, gegen den Kaiser und auch gegen den Grafen Bülow persönlich, der es seit seiner Abfertigung vom 16. Dezember mit den Alldeutschen und den Nationalliberalen ganz verdorben hat, diese Politik auf persönliche Launen, auf die englischen Familienbeziehungen und dergleichen unsachliche Beweggründe zurückzuführen, das wäre eine unverantwortliche Gedankenlosigkeit und Unverschämtheit, weil darin die Anklage grober Pflichtvergessenheit liegt. Und was will und kann man denn auch mit diesen Treibereien eigentlich erreichen? Darüber müßte man sich doch klar sein. Meint man den Kaiser etwa von dem Wege abdrängen zu können, den er sich vorgezeichnet hat, will man ihn zu der „Volksmeinung" bekehren, oder ihn zwingen, sich dieser Volksmeinung zu unterwerfen? Dann schaffe man erst eine Reichstagsmehrheit, die dieser Meinung entspricht, die jetzt aber nicht vorhanden ist, und man setze an die Stelle des verfassungsmäßigen konstitutionellen Regiments das parlamentarische „System." Anders geht es wirklich nicht, und das wäre auch gewissen Leuten am liebsten. Man will eben von einem persönlichen Willen des Monarchen nichts mehr wissen, er soll sich mindestens immer von dem „verantwortlichen" Minister gängeln lassen. Geht der Kaiser wie jetzt in Familienangelegenheiten nach England ohne den Grafen Bülow, so ist das höchst bedenklich, denn er könnte — sit venia verbo — irgend einen unbedachten Streich machen. Nimmt er ihn mit, wie im November 1899, so ist auch das bedenklich, denn das verrät die Absicht, sich England politisch zu nähern, womit sich der deutsche Staatsbürger schon aus moralischen Gründen niemals einverstanden erklären kann. Als ob die übermächtige Stellung, die ein genialer Staatsmann in den letzten Jahren Kaiser Wilhelms I. eingenommen hat, an sich das normale Verhältnis wäre, als ob nicht auch Wilhelm I. in jede große politische Handlung trotz Bismarck ein Stück seines eignen Wesens hineingelegt hätte, wie das Erich Marcks in seiner schönen Biographie, die vor kurzem in wesentlich vermehrter, alle neuern Publikationen und Forschungen sorgfältig berücksichtigender vierter Auflage erschienen ist (Leipzig, Duncker und Humblot, 1900), oft genug nachweist, z. B. bei dem deutsch-österreichischen Bündnis von 1879 (S. 372 ff.). Wenn Wilhelm II. seinen persönlichen Einfluß stärker in die Politik hineinträgt, als Wilhelm I. in seinem letzten Jahrzehnt gethan hat, so ist Graf Bülow auch kein Bismarck und braucht es auch gar nicht zu sein; denn die heroische Kraft, deren es bedurfte, die eigensinnigen Deutschen gegen ihren Willen zu einigen — schlimm genug, daß nur eine solche dieses Notwendigste von der Welt vermochte! —, ist heute in unsern gefestigten Verhältnissen weniger nötig, als richtige Einsicht und ruhige Entschlossenheit. Wie weit aber parlamentarisch regierte Länder kommen, wo der Monarch höchstens noch das Pünktchen aufs i zu setzen hat, z. B. England, das sich von einer schamlos habgierigen Kapitalistengruppe in den Burenkrieg hineinhetzen ließ, obwohl ihn Königin Viktoria nicht wollte, oder Italien, das vor den parlamentarischen Klopffechtereien und dem ewigen Ministerwechsel nicht einmal zu den allerdringendsten innern Reformen gelangen kann, das lehrt der Augenschein; wohin

Deutschland mit einem parlamentarischen Regiment kommen würde, das zeigt schon die Betrachtung, daß wir dann ohne Frage ein klerikal-demokratisches Ministerium haben würden, wovor doch den Konservativen und Nationalliberalen gleichmäßig graut, das zeigt auch der unbelehrbare Unverstand unsrer „nationalen“ Presse in den Fragen der auswärtigen Politik. Glücklicherweise steht eine solche Wendung ganz außer Frage, und zum Glück läßt sich der Kaiser seinen persönlichen Willen auch nicht nehmen. Um so zweckloser ist die ganze Opposition, die zu gar nichts führen kann, die nur das Mißtrauen fortwährend nährt und die Stimmung vergiftet. Schon Fürst Bismarck hat 1862 gesagt, man nehme den „Konflikt“ viel zu tragisch; dasselbe trifft heute bei einem Anlaß zu, der viel weniger für uns bedeutet, als damals der „Konflikt“ für Preußen. Aber wir Deutschen sind immer ein fanatisches Volk gewesen; sonst hätten wir uns im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht um religiöser Fragen willen zerfleischt und damit unsre Weltstellung zu Grunde gerichtet.

Die Stimmung des Volks soll in der Presse zum Ausdruck kommen, das ist das gute Recht der Presse, aber ebenso ist es ihre Pflicht, die Lage verständig zu erwägen. Diese Pflicht erfüllt sie nicht, wenn sie in der bisherigen unbesonnenen Weise hetzt und schürt, statt zu vermitteln und aufzuklären; diese Pflicht suchen wir hier nach bestem Wissen zu erfüllen, und wir drücken dabei nicht nur unsre eigne Meinung, sondern auch die Meinung einer ganzen Anzahl von sehr urteilsfähigen Männern aus, die sich nicht von dem Strome mit fortreißen lassen. Helfen wird es vermutlich allerdings nichts. Die Preßorgane, die wir im Auge haben, sind viel zu sehr verrannt, als daß sie wieder zurück könnten, und einen Irrtum einzugestehn, ist ja schon ihrer Eigenliebe unmöglich. Also erwarten wir wieder totgeschwiegen zu werden, wenn man uns nicht widerlegen kann, aber das soll uns nicht hindern, unsre Meinung offen zu sagen, allem Gerede und allen Verdächtigungen zum Trotz. Denn „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.“ *

Die industriellen Monopole in den Vereinigten Staaten

Nach neuern Quellen dargestellt von Oswald Collmann

Obwohl jeder Kaufmann oder Fabrikant in der Theorie die Konkurrenz, den freien Wettbewerb, für die Lebensluft erklärt, ohne die Handel und Gewerbe nicht bestehn können, ist er doch in der Praxis jederzeit bereit, sich gewissen natürlichen Folgen der Konkurrenz, insbesondre dem Druck, den sie auf die Preise auszuüben pflegt, nach Möglichkeit zu entziehn. Das bequemste Mittel hierzu

ist ja die Verständigung mit dem Konkurrenten, und in der That, innerhalb eines begrenzten Markts, z. B. in einer kleinen Stadt, kommt es sicherlich oft genug vor, daß sich die Verkäufer desselben Artikels dahin verabreden, ihre Preisforderung auf einer gleichen Höhe zu halten. Hier haben wir schon die entente commerciale, d. h. die Vereinigung von Händlern zu dem Zweck, die Konkurrenz und ihre preisdrückenden Wirkungen aufzuheben. Eine solche Vereinigung steht freilich meist auf schwachen Füßen und hält nicht lange vor. Ein besonders günstiger Einkauf eines der alten Konkurrenten oder der Eintritt eines neuen, der sich auf dem lokalen Markt nur durch Unterbietung der ältern Firmen Kundschaft erwerben kann, genügt gewöhnlich, sie über den Haufen zu werfen. Die Händler sind denn auch nicht bei solchen primitiven Versuchen, die Preisgestaltung zu beeinflussen, stehn geblieben. Schon sehr früh hat man als besonders wirksames Mittel zu diesem Zweck den Aufkauf angewandt.

Jahrhundertelang war der Aufkauf (accaparement) in manchen Teilen Europas eine wahre Landplage, sodaß z. B. in Frankreich das Wort accapareur (Aufkäufer) fast gleichbedeutend geworden ist mit (Korn-) Wucherer. Infolge der Verbesserung der Transportmittel ist jedoch der Aufkauf sehr erschwert worden. Durch die Eisenbahnen wurden nämlich die Grenzen des lokalen Markts so außerordentlich erweitert, daß der Aufkauf an der Unmöglichkeit scheitern mußte, die zur Bezahlung so ungeheurer Warenmengen erforderlichen Kapitalien aufzubringen. Heutzutage dürfte deshalb der einseitige*) (d. h. nur vom Händler bewirkte) Aufkauf bloß noch an der Börse üblich sein. Aber hierbei handelt es sich nur um Manipulationen von kurzer Dauer, die auf die Preislage des Markts nur einen vorübergehenden Einfluß üben können.

Von viel größerer Bedeutung für das Wirtschaftsleben der modernen Völker sind in unsern Tagen die zahlreichen Vereinigungen geworden, die die Produzenten zu dem Zweck unter sich abgeschlossen haben, auf die Gestaltung des Markts eine bestimmende Einwirkung zu gewinnen. Schon werden die wichtigsten Produktionszweige von solchen Unternehmerverbänden mehr oder weniger beherrscht, und die Bedeutung, die diese Kartelle oder Syndikate für die Entwicklung unsrer wirtschaftlichen Zustände erlangt haben, wird so allgemein gefühlt, daß man fast in jeder Zeitungsnummer Erörterungen darüber finden kann. Da wird es denn manchem Leser dieser Blätter erwünscht sein, sich an der Hand zuverlässiger und unparteiischer Quellen über dieses wirtschaftliche Problem orientieren zu können. Diesem Bedürfnis entgegenzukommen, ist der Zweck dieser Abhandlung. Wir wollen aber nicht alle Fragen erörtern, die mit dem Problem in Verbindung stehn, sondern begnügen uns, nach einer

*) „Einseitig" — im Gegensatz zu der Art des Aufkaufs, die auf einer förmlichen Konvention (Lieferungsvertrag!) zwischen Produzent und Händler beruht (vgl. die Verhältnisse auf dem schlesischen Kohlenmarkt).

kurzen Darstellung der Formen*) dieser Unternehmerverbände, unsern Lesern zu zeigen, welchen besondern Verhältnissen die wichtigsten davon ihre Entstehung verdanken, und daran noch einige Bemerkungen über die Notwendigkeit oder die Möglichkeit staatlicher Einwirkung zu knüpfen. Daß wir uns hierbei auf das klassische Land der industriellen Kartelle, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, beschränken, liegt in der Natur der Sache, denn dort hat diese wirtschaftliche Erscheinung die vielseitigste Ausbildung erfahren und die größte Bedeutung erlangt.

1

„Noch vor dem Entstehn der heute üblichen Unternehmerverbände waren verschiedne Formen besondrer Vereinbarungen zwischen unabhängigen Aktiengesellschaften oder einzelnen Konkurrenten schon ziemlich häufig. Solche Vereinbarungen wurden oft pools genannt, obwohl die Erträge der einzelnen Gesellschaften nicht zu einem gemeinsamen Fonds vereinigt wurden, aus dem alsdann die Gewinne verteilt worden wären" (Jenks).

Das Charakteristische des Pools ist also ursprünglich die gemeinsame Gewinnkasse. Und darauf weist auch der Name hin, denn pool (französisch la poule, die Henne) bezeichnet in gewissen Spielen den Einsatz, um den gespielt wird. Dem entspricht auch der Ausdruck joint purse system für die Art von Pools, die in England schon lange bei den Eisenbahnen bestehn. Es sind dies Verträge, durch die die konkurrierenden Gesellschaften den Verkehr untereinander verteilen, und zwar in der Weise, daß sie die zu erhebenden Tarifsätze gemeinsam feststellen und sich verpflichten, sich vorkommenden Falls das zu viel Erhobne gegenseitig zu verrechnen.

Ähnlich war die Methode, die in Amerika mehrfach angewandt wurde, die Konkurrenz zwischen den einzelnen Unternehmern thatsächlich zu beseitigen. Ein typisches Beispiel hierfür ist das Verfahren der fünf großen Fabriken von Baueisen (Trägern usw.). Sobald eine große Bestellung angekündigt worden war, schritten die fünf Häuser — vollkommen sicher, daß sie allein in Amerika einen so bedeutenden Auftrag übernehmen konnten — zu einer Art von Gegensubmission. Jedes von ihnen stellte seinen Preis auf. Das Haus, das den höchsten Preis gefordert hatte, mußte die Bestellung übernehmen, aber es zahlte in die gemeinsame Kasse die Differenz zwischen dem von dem Besteller wirklich bezahlten Preis und dem niedrigsten Preis, den eines von den fünf Mitgliedern des Pools etwa zugestanden hätte. Auf diese Weise wurde die Konkurrenz thatsächlich beseitigt, und der Pool, der eine gut gespeiste Kasse hatte, konnte an seine Mitglieder schöne Gewinne verteilen, ja sogar die entschädigen, die ihre Fabrikation im Interesse des Ganzen zeitweilig hatten einstellen müssen. Solche zeitweilige Einstellung der Fabrikation in einzelnen oder ihre Vermindrung in allen zum Pool gehörigen Betrieben hat natürlich

*) Nach J. W. Jenks, The Trust Problem. 1900, und Paul de Rousiers, Les Industries monopolisées aux États-Unis. 1898.

den Zweck, durch die Einschränkung der Produktion die Preise zu beeinflussen, und ist eine Hauptwaffe in der Rüstkammer derartiger Unternehmerverbände.

Der Anwendung dieses Mittels stellen sich aber immer große Schwierigkeiten entgegen. Diese liegen zum Teil in der Natur des Mittels selbst. Soll nämlich die Einschränkung der Produktion in irgend einem Land auch wirklich den Erfolg haben, eine Preissteigerung herbeizuführen, oder wenigstens das weitere Sinken des Preises zu verhindern, so ist die erste Bedingung ein gegen die ausländische Zufuhr geschlossener Markt. Denn was nützt dem einheimischen Fabrikanten die Einschränkung seiner Produktion, wenn der momentan dadurch erzielte bessere Preis nur dazu dient, die ausländischen Konkurrenten noch mehr anzulocken?

Eine zweite Schwierigkeit liegt weniger auf dem wirtschaftlichen als auf dem moralischen Gebiet. Auch auf einem Markte, der gegen das Ausland völlig abgeschlossen ist, kann die Einschränkung der Produktion nur dann den gewünschten Erfolg haben, wenn sich alle oder doch die bedeutendsten Produzenten der Ware der Vereinigung anschließen. Ist dies wirklich der Fall, und ist auch der Vertrag, der sie alle zu gemeinsamem Vorgehn verpflichtet, glücklich zu allseitiger Zufriedenheit formuliert und angenommen, so erhebt sich ein neues Hindernis in der Schwierigkeit der Kontrolle. Dem einzelnen Fabrikanten kann es sehr schwer nachgewiesen werden, daß er innerhalb einer bestimmten Zeit nicht mehr als sein „Kontingent," d. h. den ihm durch die Vereinbarung zugewiesenen Teil der Gesamterzeugung hergestellt hat. Die Versuchung, das Kontingent heimlich zu überschreiten, ist deshalb um so größer, da die vom Pool für solche Überschreitung etwa festgesetzte Konventionalstrafe gerichtlich nicht klagbar ist, denn die Pools verstoßen gegen die Bestimmung des Common Law, die jede unvernünftige Beschränkung des Verkehrs (unreasonable restraint of trade) verbietet. Daher kommt es, daß derartige Vereinigungen, die also bloß auf dem guten Willen der kontrahierenden Parteien beruhen, meist nur ein kurzes Dasein haben.

Die Mängel dieser Produktionsverbände führten allmählich zu einer neuen, vollkommnern Form, dem Trust. Ein Trust liegt dann vor, wenn sich die Aktiengesellschaften oder Einzelunternehmungen in der Weise noch enger zusammenschließen, daß sie sich der gemeinsamen, einheitlichen Leitung eines Ausschusses von Vertrauensmännern (Board of Trustees, daher der Name Trust) unterwerfen. Zu diesem Zweck werden alle Teilnehmer des Rings, soweit sie nicht schon Aktiengesellschaften, sondern noch Einzelunternehmungen sind, in Aktiengesellschaften umgewandelt. Nun werden sämtliche Aktien dem Board of Trustees (sieben bis neun Personen) übergeben, der dafür jedem Aktionär eine Anzahl sogenannter „Trustzertifikate" aushändigt, die natürlich auf eine dem eingelieferten Aktienbetrag gleiche Summe lauten. Der einzelne Aktionär — es sei denn, daß er zufällig selbst dem Board of Trustees angehört — ist von da an weiter nichts als ein Dividendenempfänger, auf die Leitung der Geschäfte, auf die Wahl der Direktoren und sonstigen Beamten hat er keinen

Einfluß mehr, denn auch sein Stimmrecht ist auf die Trustees übergegangen. Wenn es also z. B. dem Board of Trustees einfällt, in einer der zum Ring gehörenden Fabriken den Betrieb einzuschränken oder ganz einzustellen, so muß sich ihr früherer Besitzer das ruhig gefallen lassen. Zur Klage hat er ja auch keinen Grund, da er nach dem Verhältnis des Betrags seiner Trustzertifikate an dem gesamten Gewinn der Gesellschaft Anteil hat.

Diese Form erhielt aber einen starken Stoß durch die Entscheidung des New-Yorker Appellgerichts gegen den Zuckerring, durch die es für unstatthaft erklärt wurde, wenn eine Korporation (d. h. eine mit dem Recht der juristischen Persönlichkeit ausgestattete Gesellschaft) in solcher Weise ihre Aktien in die Hände von Trustees legte und auf ihre eigne Leitung verzichtete. Diese Entscheidung, in Verbindung mit dem Erlaß feindlicher Gesetze in andern Staaten der Union, bewog die damals vorhandnen Trusts, sich eine andre Organisation zu geben. Der Zuckerring (und ebenso der Whiskeytrust) organisierte sich als eine riesige Einzelkorporation. „Es konstituierte sich eine Gesellschaft, die American Sugar Refining Company, die alle alten Gesellschaften, die den frühern Kartellvertrag unterzeichnet hatten, ankaufte, ihre Aktionäre mit den neuen von ihr ausgegebnen Aktien bezahlte und die Raffinerien verschmolz. Es trat somit die Riesengesellschaft an die Stelle einer Gruppe von Gesellschaften" (de Rousiers). In der Verwaltung trat dadurch keine Änderung ein, denn die Trustees des alten Rings wurden Leiter auch der neuen Gesellschaft, ebenso wurden die Beamten beibehalten. Es war also nur eine Änderung in der technischen Form.

Der Petroleumring schlug einen andern Weg ein. Es traf sich hier, daß die neun Trustees für sich allein die Mehrzahl der Trustzertifikate besaßen. Der Ring löste sich nun in einzelne Korporationen auf, und die Inhaber der Trustzertifikate erhielten verhältnismäßige Anteile an jeder einzelnen der zwanzig Gesellschaften, in die nunmehr der Ring zerfiel. Da jedoch die neun alten Trustees in jeder dieser zwanzig Gesellschaften damals den größten Teil des Aktienkapitals besaßen, so konnten sie, ohne besondre formelle Organisation, die Geschäfte aller Gesellschaften ebenso einheitlich leiten wie unter der frühern Form. Hier verwandelte sich also der Trust nicht (wie beim Zucker und Whiskey) in eine einzelne Riesengesellschaft, sondern er zerfiel thatsächlich in zwanzig Korporationen. Aber da in jeder die Mehrzahl der Aktien in den Händen derselben wenigen Personen war, so wurden die zwanzig Gesellschaften vollkommen übereinstimmend geleitet. Neuerdings hat aber dieser Trust noch eine formelle Weiterbildung erfahren. Unter den zwanzig Gesellschaften des Rings hat nämlich eine, die von New-Jersey, eine ganz hervorragende Stellung erlangt. Sie hat ihr Grundkapital bedeutend vermehrt und es dahin gebracht, daß sie die Geschäfte aller übrigen korporativen Mitglieder des Rings entscheidend beeinflussen kann. Deshalb werden jetzt die Aktien dieser einzelnen Gesellschaften nach und nach gegen die der New-Jersey-Kompagnie umgetauscht, und man darf erwarten, daß diese schließlich die sämtlichen Aktien der zwanzig

verschiednen Gesellschaften in den Händen haben wird. Dann wird die Leitung des Ganzen nicht nur thatsächlich, sondern auch technisch und juristisch eine sein, unter den Direktoren einer Korporation, und diese werden die Stimmen sämtlicher Aktien der zwanzig Gesellschaften in sich vereinigen. Das ist dann thatsächlich wieder der alte Trust.

Eine besondre Abart ist der voting trust, der sich gewöhnlich nur auf eine Korporation beschränkt. Hierbei übertragen die Besitzer der Mehrheit der Aktien einigen wenigen Trustees (eventuell auch einer sogenannten Trust Company, einer besondern Art von Depositenbanken) das an den Aktien haftende Stimmrecht (die voting power, daher der Name voting trust) mit besondern Anweisungen, in welcher Richtung es ausgeübt und die Geschäfte der Gesellschaft betrieben werden sollen. Manchmal wird den Trustees auch nur eine allgemeine Linie des Verhaltens (a general line of policy) vorgeschrieben, und das übrige ihrem besten Ermessen überlassen. Die einzelnen Aktionäre können dann ihre Aktien verpfänden, verkaufen oder letztwillig vermachen, wie es ihnen beliebt, aber das Recht der Abstimmung, die voting power, bleibt in den Händen der Trustees.

Der Zweck dieser Einrichtung ist, die Kontinuität der Produktionspolitik dadurch zu sichern, daß die Leitung des Betriebs nicht von der wechselnden Stimmung einer in ihrer Zusammensetzung veränderlichen Generalversammlung abhängt. Möglicherweise z. B. hält es die Mehrheit der Aktionäre für zweckmäßig, auf eine bestimmte Zeit den Ertrag lieber zur Verbesserung des Eigentums, z. B. einer Eisenbahn oder einer industriellen Anlage, zu verwenden als zur Zahlung von Dividenden. Eine solche Politik läßt sich nicht durchführen mit einem wechselnden Bestand von Aktionären, von denen viele nicht auf den Empfang jährlicher Dividenden verzichten wollen. Wenn dagegen die Aktien übertragen werden können, während das Stimmrecht in denselben wenigen Händen verbleibt, dann läßt sich auf längere Zeit eine bestimmte Produktionspolitik durchführen. So verfuhren z. B. die Pure Oil Company und einige andre Konkurrenten des Rockefellerschen Petroleumrings. Die Aktionäre legten die Mehrheit ihrer Aktien in die Hände eines voting trust, weil viele von ihnen überzeugt waren, daß die Standard Oil Company (d. h. Rockefeller und Genossen) von einzelnen Aktionären nach und nach so viele Aktien ankaufen würde, als nötig waren, ihr in der Generalversammlung die Stimmenmehrheit zu sichern, wodurch es ihr gelungen wäre, einen ihrer Hauptkonkurrenten unschädlich zu machen. Bei einem voting trust handelt es sich also nur darum, dafür zu sorgen, daß die Geschäfte irgend einer einzelnen Korporation in einer bestimmten Weise geleitet werden, während beim Zuckertrust und andern Ringen die Absicht dahin ging, viele verschiedne Korporationen unter einer Leitung zu vereinigen und, wenn möglich, eine Art von Monopol für die eigne Produktion zu sichern.

Infolge der Gesetze gegen die Trusts wurde also aber die bisherige Form (Leitung durch einen Board of Trustees) aufgegeben, und an ihre Stelle trat

eine große Korporation. Hierbei verkaufte jede einzelne Gesellschaft ihre Fabrik direkt an eine neue Korporation, und die ursprüngliche Gesellschaft löste sich danach auf. Es blieb also dann nur die eine Riesengesellschaft übrig als Besitzerin aller Anlagen, die vorher den besondern Korporationen oder einzelnen Unternehmern gehört hatten.

Endlich hat sich neuerdings (seit etwa zwei Jahren) noch eine Form ausgebildet, die wieder mehr mit dem alten Trust und seinem Board of Trustees verwandt ist. Wenn ein Trust gemacht werden soll, wird (neben den schon bestehenden) eine ganz neue Korporation errichtet zu dem Zweck, alle oder wenigstens die Mehrheit der Aktien der Teilnehmer des Trusts anzukaufen. Diese verschiednen Korporationen werden aber nicht zu einer Riesengesellschaft verschmolzen, sie behalten ihre getrennte rechtliche Existenz, aber ihre Aktien sind in den Händen der einen neuen Gesellschaft, die — nicht ganz mit Recht — als die Parent corporation (Muttergesellschaft) bezeichnet wird. Die Parent corporation betreibt keine eigne Fabrikation, sie ist nur eine Art von finanziellem Verwaltungskörper, aber ihre Direktoren wählen die Leiter der einzelnen den Ring bildenden Korporationen und haben dadurch auch auf ihre Geschäftsführung einen entscheidenden Einfluß. Die einzelnen Gesellschaften machen zwar ihre Gewinne wie zuvor, zahlen aber alle ihre Dividenden an die Muttergesellschaft, um sie in den Stand zu setzen, ihren Verpflichtungen (Zinszahlung an die Aktionäre) nachzukommen. Auf diese Weise werden die von den einzelnen Korporationen erzielten Erträge ebenso zu einem gemeinsamen Gewinnfonds vereint (pooled), wie es bei den alten Trusts geschah, und der Unterschied zwischen beiden Formen scheint in der Hauptsache nur der zu sein, daß es hier die Muttergesellschaft ist, die das Aktienkapital der verschiednen einzelnen Korporationen besitzt, während es im andern Fall ein Board of Trustees war, dem dieses Kapital anvertraut worden war, ohne daß diese Trustees selbst als eine rechtlich für sich bestehende Korporation organisiert gewesen wären.

Zwischen allen diesen Kartellen und Ringen besteht nun außer dem formellrechtlichen auch ein formell-wirtschaftlicher Unterschied, durch den sie in zwei deutlich gesonderte Gruppen zerfallen, nämlich erstens in solche Verbände, deren einzelne Glieder vor ihrem Zusammenschluß zu einem Ring Konkurrenten waren (wie z. B. der Zuckerring, der Whiskeytrust u. a.). Hier dient die Vereinigung dem Zweck, die Konkurrenz möglichst zu verringern und gewisse unproduktive Ausgaben (z. B. für Reklame), die eben durch die Konkurrenz verursacht werden, zu ersparen. Zweitens in solche, wo die den Ring bildenden Gesellschaften vorher nicht Konkurrenten in der Herstellung desselben Artikels waren, sondern Erzeuger von Produkten, die verschiednen Stufen derselben Industrie angehören.

Ein Beispiel hierfür ist die Federal Steel Company. Dieser gewaltige Ring umfaßt 1. die Minnesota Iron Company. Diese Gesellschaft besitzt ausgedehnte Lager von Eisenerz, ferner eine Eisenbahn (von den Gruben nach dem Lake Superior), Umschlagstellen am See und zweiundzwanzig stählerne Schiffe

zur Weiterbeförderung des Rohmaterials; 2. die Lorain Steel Company (Anfertigung von Schienen für Straßenbahnen); 3. die Johnson Company (Erzeugung von Weichen, elektrischen Motoren und andern Artikeln für Straßenbahnen); 4. die Illinois Steel Company (Herstellung von Gußeisen, Stahlschienen, Stahlplatten usw.). Diese Gesellschaft verfügt auch über eine Eisenbahn und reiche Kohlengruben, wo sie die zu ihrer Stahlbereitung nötigen Koks erzeugt.

Diese vier großen Gesellschaften wurden in der oben geschilderten Weise (durch Ankauf ihrer Aktien) von der Federal Steel Company aufgesogen. Der Wettbewerb zwischen den einzelnen Gliedern der so gebildeten Riesengesellschaft wurde aber nur teilweise dadurch aufgehoben. Der eigentliche Zweck der Ringbildung war ja auch etwas ganz andres.

Durch diese Vereinigung erhielten nämlich die Erzgruben der Minnesota Iron Company in den drei andern Gesellschaften sichere Abnehmer ihres Rohprodukts, während andrerseits den unter 2, 3 und 4 genannten Eisen- und Stahlwerken ein regelmäßiger, fester Lieferant des von ihnen gebrauchten Eisenerzes gesichert wurde. Auf diese Weise konnten mit den Kunden Lieferungskontrakte von lange dauernder Geltung im voraus abgeschlossen und ausgeführt werden, ohne daß die Stahlwerke Verluste zu befürchten hatten, die ihnen sonst aus den möglichen Preisveränderungen des Eisenerzes hätten entstehn können. Mag nun auch ein Wettbewerb zwischen den einzelnen Gliedern der Riesenunternehmung noch weiterhin vorhanden sein — er hat auf alle Fälle bedeutend an Schärfe verloren, da sein Hauptmotiv (die Gewinnsucht) fortgefallen ist. Denn den Gewinn, der der Erzgrube möglicherweise entgeht, macht vielleicht das Walzwerk oder die Transportflotte — schließlich kommt ja doch alles allen zu gute; und jedenfalls bietet die durch den Ring bewirkte vollkommne Einheit der Verwaltung den großen Vorteil, daß dem einen Teil der Absatz und dem andern die Lieferung des Rohmaterials immer gesichert ist.

Nachdem wir die Formen dieser neuen industriellen Monopole geschildert haben, werden wir nun an der Hand des Werks von P. de Rousiers versuchen, aus einigen typischen Beispielen eine Antwort auf die naheliegende Frage zu finden, welchen besondern Verhältnissen solche Monopole ihren Ursprung verdanken. Dabei wird besonders hervorzuheben sein, inwieweit es natürliche und normale, oder künstliche und anormale, oder endlich auf einem erworbnen Privileg beruhende Gründe waren, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben.

1. Der Petroleumring

Die Erzeugung des Petroleums ist an bestimmte Örtlichkeiten gebunden. In Amerika wird das beste Erdöl in Pennsylvanien gewonnen, während die Quellen von Ohio, Indiana usw. ein viel weniger reines Produkt liefern.

Die Raffinerien, aus denen das zum Gebrauch fertige Petroleum hervorgeht, sind wegen der weitern Versendung (z. B. nach Europa) durchweg am Wasser er-

richtet, entweder am Gestade des Atlantischen Ozeans oder an einem der großen Binnenseen, während das Rohöl im Innern des Landes gewonnen wird. Zwischen dem Ölbrunnen und dem Ort, wo es raffiniert wird, liegt also immer eine Entfernung von Hunderten von Kilometern, zu deren Zurücklegung in den ersten Zeiten kein besseres Transportmittel zur Verfügung stand als die Eisenbahnen. Für die miteinander konkurrierenden Ölraffinerien war deshalb der Transporttarif dieser Eisenbahnen von der allergrößten Bedeutung. Die von Rockefeller gegründete Standard Oil Company hat ihren schnellen Aufschwung dem Umstande verdankt, daß sie dies rechtzeitig erkannt und zur Besiegung ihrer geschäftlichen Rivalen benützt hat. Diese Gesellschaft wußte nämlich — wie man behauptet durch Bestechung — von den Eisenbahnen, insbesondre von dem Pennsylvania Railroad, sogenannte discriminations, d. h. besondre Tarife, zu erlangen, wonach ihr Rohöl zu billigern Frachtsätzen befördert wurde als das ihrer Konkurrenten. In Amerika sind Skandale dieser Art oft genug vorgekommen. Um ihre Möglichkeit zu begreifen, müssen wir gewisse Eigentümlichkeiten des amerikanischen Eisenbahnwesens kennen lernen.*)

Die Einzelstaaten haben dort ebenso wie die Bundesregierung die Anlegung von Eisenbahnen anfangs in jeder Weise zu fördern gesucht. Man brauchte sie, um die ungeheuern des Anbaus harrenden Gebiete des Westens nutzbar zu machen. Deshalb suchte man Privatunternehmer heranzuziehn, indem man die Bildung von Eisenbahngesellschaften möglichst erleichterte und ihnen bei dem Bau ihrer Linien die größte Freiheit gab. Man dotierte die Eisenbahngesellschaften mit Land (natürlich mit der Verpflichtung, die anbaufähigen Grundstücke an Ansiedler weiter zu verkaufen), die Städte und Grafschaften, sogar die einzelnen Staaten gewährten Subventionen — kurz, die Eisenbahnen wurden wie öffentliche Wohlthäter betrachtet und behandelt. In den Vereinigten Staaten sind die Eisenbahnen (wie überhaupt die Aktiengesellschaften) gewissermaßen öffentliche Körperschaften. Dies beruht darauf, daß jede von ihnen eines Freibriefs (charter) bedarf, der ihr die Rechte der juristischen Person verleiht. Dieser charter wird von der Legislatur des Einzelstaats ausgestellt, wo die betreffende Linie liegt. Durchschneidet eine Linie mehrere Staaten, so muß für jedes dieser Gebiete ein besondrer charter erlangt werden.

Der charter hat einen dreifachen Zweck: erstens die Gesellschaft zu konstituieren und als eine Korporation (juristische Person) anzuerkennen (to incorporate); sodann die Gesellschaft zu ermächtigen, von Punkt x bis Punkt z eine Bahnlinie zu bauen und zu betreiben, die in ihrem beständigen Besitz bleiben soll (wobei aber die Ermächtigung kein Monopol bedeuten soll, da es den Legislaturen jederzeit freisteht, den Bau von Parallellinien zu erlauben; so lange eine solche parallele Linie nicht besteht, hat die zuerst konzessionierte Gesellschaft thatsächlich ein Monopol), und drittens den Gesellschaften gewisse, zur Ausführung des Unternehmens notwendige Spezialbefugnisse zu verleihen, z. B. das Recht, Hypotheken aufzunehmen und das Recht der Enteignung (the right of eminent domain).

Nun hat die amerikanische Rechtsprechung in den letzten Jahren beständig an der Anschauung festgehalten, daß der charter ein zwischen dem Staat und der Gesellschaft abgeschlossener Kontrakt sei, der nur mit Zustimmung aller kontrahierenden Parteien — Staat, Gesellschaft und Aktionäre — abgeändert werden kann. Dadurch wurde die Staatsgewalt der Möglichkeit beraubt, einen früher begangnen Fehler wieder gut zu machen. Dieser Fehler bestand darin, daß der Staat es unterlassen hatte, sich in den charters ein Recht der Kontrolle, insbesondre auch bezüglich des

*) Nach Paul-Dubois, Les Chemins de Fer aux États-Unis. Paris, Armand Colin & Co., 1896.

Tarifwesens der Eisenbahnen, ausdrücklich vorzubehalten. Wie man später diesem Mangel abzuhelfen gesucht hat, soll gelegentlich dargestellt werden. Zunächst genügt es uns, die Möglichkeit des Unfugs der discriminations erklärt zu haben.

Es ist schon angedeutet worden, wie sehr die Standard Oil Company durch die ihr von den Eisenbahnen gewährten billigern Frachtsätze ihren Konkurrenten gegenüber im Vorteil war. Aber die unredliche Gefälligkeit der Eisenbahnen beschränkte sich nicht auf die Transporte, sondern sie trug auch wesentlich dazu bei, es dem sich unter dem Namen der Standard Oil Company verhüllenden Petroleumring zu ermöglichen, daß er durch die sogenannten pipe-lines für das Rohöl nach und nach geradezu ein Transportmonopol erlangte.

Die pipe-lines sind Röhrenleitungen, in denen das Rohöl durch Pumpwerke von den Brunnen zur Raffinerie getrieben wird. Diese Art, das Rohöl zu transportieren, ist nicht nur gänzlich gefahrlos, sondern auch — trotz der großen Kosten einer solchen Anlage — um 50 Prozent billiger als durch die Eisenbahn. Aber zwischen dem Brunnen und dem Ort, wo das Öl raffiniert wird, liegt oft ein Abstand von 500 bis 600 Kilometern. Es war nicht leicht, mit den pipe-lines auf so weite Entfernungen hin Privatgrundstücke zu durchschreiten und die Leitung bis zur Küste des Ozeans oder eines der großen Seen zu führen. In Pennsylvanien z. B., wo die ersten pipe-lines gelegt wurden, waren die Unternehmer durchaus auf den guten Willen der Grundbesitzer angewiesen, denn dort gab es ja nicht einmal ein Gesetz, das die Enteignung „im öffentlichen Interesse" erlaubt oder geregelt hätte. Und das Vorhandensein eines „öffentlichen Interesses" wäre überdies auch für die pipe-lines kaum nachweisbar gewesen. Unter den Privatgrundeigentümern, deren Wohlwollen für den Erbauer einer Röhrenleitung von Wichtigkeit war, kamen nun besonders die Besitzer der schon bestehenden Eisenbahnen in Betracht. Diese konnten dem Bau der pipe-lines, die oft ihre Bahnlinien hätten durchschneiden müssen, die größten Schwierigkeiten in den Weg legen, ja ihn gänzlich verhindern. Der Petroleumring beeilte sich denn auch nicht sehr mit der Anlage solcher kostspieligen Bauten, wenigstens nicht auf weitere Entfernungen. Ihm genügte es vorläufig, daß die Eisenbahnen — denen es natürlich nicht angenehm sein konnte, sich durch die pipe-lines umgangen und ihres Verkehrs beraubt zu sehen — seinen Konkurrenten den Bau solcher Leitungen durch ihren Einspruch unmöglich machten. Allmählich ging aber auch der Trust dazu über, für den Transport von Rohöl längere Röhrenleitungen anzulegen, und zwar anfangs auf Strecken, die den Eisenbahnen gehörten, aber so, daß die Leitungen schließlich in einer Bahnlinie mündeten, wodurch dieser ein größerer Transportverkehr zugeführt wurde. Als Gegenleistung verpflichteten sich die Eisenbahngesellschaften, den pipe-lines der Standard Oil Company das Rohöl der vom Ring noch unabhängigen Raffineure zuzuführen, dessen Beförderung sie übernommen hatten. Mit einem Wort: Die Eisenbahngesellschaften hatten mit der Standard Oil Company einen pool gemacht, d. h. eine Übereinkunft, wodurch sie sich den Transport des Rohöls gegenseitig zusicherten. Da nun die Standard Oil Company die schon vorhandnen Röhrenleitungen ihrer Konkurrenten nach und nach aufkaufte, den Bau von neuen aber durch den Widerspruch der Eisenbahnen zu verhindern wußte, so erlangte sie durch den pool wenigstens für das Rohöl Anteil an dem thatsächlichen Transportmonopol, das die Eisenbahnen hatten.

Wie nützte sie nun diese günstige Lage aus? Wir haben schon erwähnt, daß sich der Transport durch pipe-lines um 50 Prozent billiger stellt als mit der Eisenbahn, woraus sich für die Raffineure, die ihr Rohöl durch pipe-lines beziehn können, eine bedeutende Überlegenheit über die ihrer Konkurrenten ergiebt, die auf den Bahntransport angewiesen sind. Nun sind aber die Röhrenleitungen keine

öffentlichen Verkehrswege wie die Eisenbahnen, und deshalb könnte es die Standard Oil Company einfach ablehnen, andres als ihr eignes Rohöl in den pipe-lines zu befördern. Das thut sie nun allerdings nicht, aber sie stellt doch den Besitzern von Petroleumbrunnen folgende Wahl: Entweder verkauft ihr euer Rohöl an dem Ort, wo es gewonnen wird, an mich, oder ihr müßt euch zu seinem Transport der Eisenbahnen bedienen, und dann habt ihr 50 Prozent mehr als ich dafür zu bezahlen, daß es nach einer Raffinerie hingeleitet wird. Auf diese Weise hat die Standard Oil Company allmählich auch den Handel mit Rohöl monopolisieren können dadurch, daß es ihr gelungen war, den Transport dieses Artikels zu monopolisieren.

Bald machte sich der pool seine Beherrschung der Transportverhältnisse auch noch bei der Beförderung des fertigen Produkts, des raffinierten Öls, zu nutze. Das gereinigte Petroleum kann nämlich nicht in Röhrenleitungen befördert werden. Soweit eine Verfrachtung zu Wasser nicht möglich ist, also besonders von den am Meer oder an einem der großen Seen liegenden Raffinerien nach dem Binnenlande, steht zum Transport nur die Eisenbahn zur Verfügung. Nun pflegten die kleinen Raffineure ihr Petroleum in Barrels (Fässern) zu versenden, während ihre größern Konkurrenten dazu vorwiegend die sogenannten „Reservoirwaggons" benutzten. In beiden Fällen waren die Transportgebühren anfangs nur nach der Menge des versandten Öls berechnet worden, ohne Rücksicht auf das Gewicht des Gefäßes, mochte dies nun ein Barrel oder ein Reservoirwaggon sein. Gestützt auf die Entscheidung einer Behörde (der Interstate Commerce Commission), die eigentlich einen ganz andern Fall betroffen hatte, erklärten eines schönen Tags mehrere Eisenbahngesellschaften, u. a. die Pennsylvania Railroad, daß sie von jetzt (1888) ab eine besondre Transportgebühr von den Barrels erheben würden, weil diese als Verpackung zu betrachten seien, aber nicht von den Reservoirwaggons, die man zu den Emballagen doch nicht rechnen könne. Obwohl dieser Beschluß offenbar die großen Versender begünstigte, so ließ er sich immerhin sachlich rechtfertigen. Auch war die Maßregel allgemein und konnte auch den bedeutendern Konkurrenten der Standard Oil Company zu gute kommen. Aber die Reservoirwagen boten den Eisenbahnen die Möglichkeit, dem Petroleumring noch ganz besondre Gefälligkeiten zu erweisen und gegen seine geschäftlichen Rivalen wirkliche Ungerechtigkeiten zu begehn.

Im allgemeinen weigerten sich nämlich die Eisenbahnen nicht geradezu, das Produkt der vom Ring unabhängigen Raffineure zu befördern, aber sie erlaubten sich gegen sie alle möglichen Chikanen. Man sagte z. B. dem unglücklichen Raffineur, alle Reservoirwaggons der Gesellschaft seien besetzt. Hatte er aber eigne Waggons, so entschuldigte man sich mit Überlastung der Bahnlinie und ließ sie tage-, ja wochenlang auf einem Rangiergeleise stehn.

Man sollte meinen, daß die unabhängigen Raffineure durch diese Behandlung dazu getrieben worden wären, sich durch den Bau von pipe-lines von den Eisenbahnen frei zu machen. Das ging aber nicht so leicht, denn in den Röhrenleitungen kann nur das Rohöl transportiert werden, während sich das raffinierte Petroleum nur in Barrels oder Reservoirs (Wagen oder Schiffen), also nur mit der Eisenbahn oder zu Wasser befördern läßt. Von den See- oder Flußhäfen abgesehen, ist sonach die Eisenbahn die einzige Verbindung zwischen dem Raffineur und dem Konsumenten. Wenn es also auch dem Raffineur gelingt, sich mit der Beförderung seines Rohstoffs von der Eisenbahn unabhängig zu machen, fällt er ihr um so sicherer anheim, wenn er sein fertiges Produkt in den Verkehr bringen will. Kurz, überall wohin sie sich auch wandten, stießen die unabhängigen Raffineure auf einen Verbündeten des Rings, der ihnen den Weg versperrte. Dies hat viel dazu beigetragen, daß sie nach und nach vom Kampfplatz verschwanden. Heutzutage — wo der Petroleum-

handel zu neun Zehnteln in ihren Händen liegt — hat die Standard Oil Company den Eisenbahnen den gesamten Transport ihres Rohöls genommen, aber sie giebt ihnen durch die Beförderung des gereinigten Petroleums und der zahlreichen Nebenprodukte der Raffinerie noch immer viel zu verdienen. Es darf wohl behauptet werden, daß die Eisenbahnen gegenwärtig mehr gereinigtes Öl transportieren als ehemals Rohöl und gereinigtes zusammen genommen.

Wie kommt es nun, daß sich der Petroleumring nicht mit der Rolle eines Unternehmers zum Ankauf von Rohöl und zu seiner durch die pipe-lines bewirkten Versendung an unabhängige Raffineure begnügt hat, sondern daß er sich auch zum Herrn der Industrie der Raffinerie gemacht hat? Es erklärt sich aus dem besondern Charakter dieser Industrie, die sich ihrer Natur nach ganz außerordentlich gut dazu eignet, in kolossalen Betrieben konzentriert zu werden.

Als man zuerst mit der Ausbeutung des Rohöls begann, schien es (wegen der Explosionsgefahr) am zweckmäßigsten, es in der Nähe der Bohrlöcher der Reinigung zu unterziehn. Seit dem Bau der pipe-lines, die einen so gefahrlosen und billigen Transport ermöglichen, ist es im Gegenteil vorteilhafter geworden, das Rohöl sofort an einen Platz zu leiten, von wo die Verteilung der fertigen Produkte unter den günstigsten Bedingungen bewirkt werden kann. Von nun an waren die Küsten des Atlantischen Ozeans und die Ufer der großen Binnenseen jeder andern Lage vorzuziehn. Die Anwendung der Röhrenleitungen hat sonach den Mittelpunkt der Raffinerie verschoben, sie hat aber auch zugleich zur Konzentration dieser Industrie beigetragen. Die großen Häfen, die wichtigern Eisenbahnknotenpunkte wurden die einzigen Orte, wo man mit Vorteil Raffinerien errichten konnte, und da diese nicht mehr — wie vor der Errichtung der pipe-lines — bloß auf die lokale Rohölproduktion angewiesen waren, konnte man sie so groß machen, wie es das industrielle Verfahren nur immer zuließ. Diese Umwälzung bedeutete aber den Untergang der bescheidnen und lokalen Raffinerien und das Verschwinden derer von ihnen, die nicht imstande waren, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Die Transportverhältnisse haben also auf das Verschwinden der kleinen Betriebe und ihren Ersatz durch große Raffinerien in direkter und entscheidender Weise eingewirkt. Das Entstehn dieses neuen Typus, der Riesenraffinerie, wurde aber noch durch den Umstand außerordentlich begünstigt, daß das zu verarbeitende Material seiner Natur nach zur technischen Konzentration unwiderstehlich hindrängte. Es hat sich nämlich auch bei dieser Industrie — wie bei so mancher andern — herausgestellt, daß sich die zur Einrichtung und zum Betrieb einer Ölraffinerie erforderlichen kostspieligen Anlagen verhältnismäßig um so billiger stellen, je größere Massen des Rohstoffs in der betreffenden Fabrik verarbeitet werden. Dieser Vorteil zeigt sich besonders augenfällig bei der Verarbeitung der so wichtigen Nebenprodukte des Petroleums. Nachdem das Rohöl in der Raffinerie angelangt ist, muß es zunächst von dem in ihm enthaltnen Schwefel befreit werden, der seinen Transport so gefährlich macht. Hierauf wird es destilliert, wodurch es um 35 Prozent an festen Stoffen erleichtert wird. Dies gilt für das in Ohio und Indiana gewonnene Öl. (Das pennsylvanische Petroleum ist reiner und verliert durch die Destillation zuweilen nur 10 Prozent.) Die hiernach erlangte Flüssigkeit (= 65 Prozent des entschwefelten Rohöls) liefert die beiden Hauptprodukte: das Gasolin (feinstes, wasserhelles und fast geruchloses Brennöl) und das gewöhnliche Petroleum.

Was wird nun aus den 35 Prozent an Rückständen? Sie sind der am wenigsten ergiebige Teil, zugleich aber auch der Teil, aus dem man die mannigfaltigsten Produkte gewinnt: Schmieröl, Heizstoffe, Wachs, Vaseline usw. Die direkten Produkte der Raffinerie, das Gasolin und das gewöhnliche Brennöl, lassen sich, wenn auch mit etwas mehr Kosten, auch in einer kleinen Fabrik gewinnen. Die

indirekten Produkte dagegen finden sich, da sie sehr vielfältig sind (allein siebzehn Varietäten von Schmieröl), in einer nicht sehr beträchtlichen Menge Rohöl nur in ganz geringen Quantitäten. Man wäre deshalb gezwungen, sie verloren gehn zu lassen — wie in der Gaserzeugung gewisse Nebenprodukte des Leuchtgases in den Gasfabriken unsrer Kleinstädte verloren gehn, während sie in einer Großstadt mit Gewinn verarbeitet werden können —, wenn man nicht gewaltige Mengen Rohöl an demselben Orte konzentrierte und zusammen verarbeitete. Jeder neue Fortschritt, der in der Ausnützung dieser Nebenprodukte gemacht wird, muß aber dazu beitragen, das Bedürfnis nach Konzentration zu verstärken und sonach die Anlage von Riesenraffinerien immer rentabler zu machen.

Kurz: der Vorteil, große Quantitäten zu behandeln, ist so groß, daß es dem Petroleumring — nachdem er erst einmal den Transport des Rohöls thatsächlich monopolisiert hatte — nicht schwer werden konnte, auf seine riesigen Kapitalien gestützt die Konkurrenz der unabhängigen Raffineure zu vernichten, sodaß er heutzutage mindestens neun Zehntel des gesamten amerikanischen Petroleumhandels in den Händen hat.

Fassen wir die Hauptergebnisse noch einmal kurz zusammen, so finden wir, daß das Monopol der Standard Oil Company auf folgenden Grundlagen beruht: 1. auf der verhältnismäßigen Seltenheit des Rohstoffs; 2. auf gewissen Eigentümlichkeiten des amerikanischen Transportwesens, besonders der Eisenbahnen; 3. auf dem Umstand, daß dem Großkapital auch noch die Vorteile einer sehr weit getriebnen Konzentration der Raffinerie zu gute kommen.

(Fortsetzung folgt)

Die Sicherung der Bauforderungen

Die Abgeordneten Bassermann und Genossen haben im Reichstage beantragt, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf wegen der Sicherung der Bauforderungen vorzulegen. Dieser Antrag ist schon unter dem 16. November 1900 auf Nr. 28 der Drucksachen, also bald nach dem Beginn der gegenwärtigen zweiten Session des Reichstags gestellt worden, weshalb wohl mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann, daß er auch im Plenum des Reichstags zur Verhandlung kommen wird. Damit wird die Frage über die Sicherung der Bauforderungen wieder in den Vordergrund der öffentlichen Erörterungen gerückt werden. Mit ihr haben sich schon seit 1892 das preußische Herrenhaus, das Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag, sowie einzelne Bundesstaaten wiederholt beschäftigt.

Aus den betreffenden Verhandlungen ist als besonders bemerkenswert hervorzuheben, daß der preußische Justizminister am 27. März 1895 im Herrenhause erklärte, die angeregte Frage werde nicht ruhn, weder bei der preußischen Regierung noch bei der Reichsregierung, es werde vielmehr mit allen Kräften dahin gestrebt werden, ein Mittel zu finden, das die Interessen der Bauhand-

werker zu schützen geeignet sei. Aber die Sache ist bis jetzt noch keinen Schritt weiter gekommen. Zwar sind 1895 im preußischen Justizministerium fünf verschiedne Gesetzentwürfe aufgestellt worden, in denen der Versuch gemacht wurde, den Klagen der Baugläubiger vorwiegend auf dem Gebiete des dinglichen Rechts abzuhelfen; gegen diese Entwürfe wurden jedoch von mehreren Seiten große Bedenken erhoben, sodaß sie wohl als abgethan angesehen werden können. Es wird hierbei Bezug genommen auf einen Aufsatz zum Schutz der Bauhandwerker in den Grenzboten IV 1895 Seite 461 bis 471. Demnächst sind auf Veranlassung des königlich preußischen Staatsministeriums von einer Kommission, die aus Vertretern der beteiligten Ministerien, sowie des Reichsamts des Innern und des Reichsjustizamts besteht, die Entwürfe eines Reichsgesetzes über die Sicherung der Bauforderungen und eines preußischen Ausführungsgesetzes ausgearbeitet und mittels einer 1897 im R. von Deckerschen Verlage erschienenen amtlichen Druckschrift zu allgemeiner Kenntnis gebracht und der öffentlichen Kritik unterbreitet worden.

Aber auch gegen diese Entwürfe, zu denen das preußische Staatsministerium selbst noch keine Stellung genommen hat, sind so gewichtige Erinnerungen eingegangen, daß sie laut einer von dem Staatssekretär des Reichsjustizamts in der Sitzung des Reichstags am 21. Februar 1899 auf eine Anfrage des Abgeordneten Bassermann abgegebnen Erklärung nicht gehalten werden könnten und deshalb ein neuer Entwurf gefertigt werden solle. Am 4. Februar d. J. hat sodann derselbe Staatssekretär auf eine erneute Anfrage des Abgeordneten Bassermann mitgeteilt, daß die mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzentwurfs betraute Kommission in ihren Entschließungen nicht vollständig einig geworden sei; eine Majorität dieser Kommission habe einen Entwurf aufgestellt, von dem sie Abhilfe der bestehenden Übelstände erwarte, wogegen eine Minorität diesem Standpunkt entgegen getreten sei und ihre Auffassung in einem andern Gesetzentwurf niedergelegt habe. Zur Zeit liege die Sache bei der königlich preußischen Regierung.

Da nun nicht allein über die Art der gesetzlichen Sicherung der Bauforderungen, sondern auch über die Notwendigkeit einer solchen Sicherung überhaupt die Meinungen weit auseinandergehn, so dürfte es bei der Verhandlung des Antrags Bassermann vor allem darauf ankommen, den Nachweis zu führen, daß sich die Zustände im Baugewerbe inzwischen nicht gebessert habe, vielmehr der Bauschwindel nach wie vor weiter betrieben werde. Dieser Nachweis ist um so notwendiger, als in neuerer Zeit über solche Vorgänge nichts Zuverlässiges öffentlich bekannt geworden ist und deshalb die frühere Berufung auf Notorietät, wie solche auch nur die oben erwähnte amtliche Druckschrift Seite 8 enthält, nicht ferner ausreichend erscheint. An diesen Nachweis dürfte sich dann die Frage anschließen, ob das zur Zeit geltende Gesetz zur Verhinderung der Benachteiligung der Baugläubiger ausreichend sei. Die Beantwortung dieser Frage ist vorwiegend rechtlicher Natur, weshalb es nicht vorzeitig sein dürfte, sie schon jetzt einer Erörterung zu unterziehn.

Bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs war anfänglich nicht beabsichtigt, darin eine Bestimmung über die Sicherung der Bauforderungen aufzunehmen. Aber in dem Kommissionsbericht des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. Juni 1892 über die Petition des Dr. Hermann Stolp und Genossen wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die preußische Staatsregierung dahin wirken werde, daß eine gleiche Bestimmung, wie sie der § 972, Titel 11, Teil I des preußischen Allgemeinen Landrechts enthalte, in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen werde, was später auf besondre Anregung des preußischen Justizministers auch geschehn ist. Dem erwähnten § 972 geht im § 971 a. a. O. die Bestimmung voran, daß bei unbeweglichen Sachen der Werkmeister mit Rücksicht auf die darin verwandten Materialien und Arbeiten ein in der Konkursordnung näher bestimmtes Vorrecht habe. Es war dies nach § 424, Titel 50, Teil I der preußischen Allgemeinen Gerichtsordnung das Vorrecht der vierten Klasse, das neben andern auch der Illatenforderung der Ehefrau, dem Pekulinmanspruch der Kinder und den Unmündigen wegen der Defekte der Vormünder zustand, und dieses Vorrecht konnte der Werkmeister nach § 972, solange der Konkurs über das Vermögen des Bauherrn noch nicht eröffnet war, auf die unbewegliche Sache, auch ohne besondre Einwilligung des Schuldners, eintragen lassen. Der Werkmeister hatte hiernach einen Titel zum Pfandrecht. Diesem gesetzgeberischen Gedanken ist der § 648 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nachgebildet.

Hiernach kann der Unternehmer eines Bauwerks oder eines einzelnen Teils eines Bauwerks für seine Forderungen aus dem Vertrage die Einräumung einer Sicherungshypothek an dem Baugrundstücke des Bestellers verlangen; ist das Werk noch nicht vollendet, so kann er die Einräumung der Sicherungshypothek für einen der geleisteten Arbeit entsprechenden Teil der Vergütung und für die in der Vergütung nicht inbegriffnen Auslagen verlangen. Nach diesem Wortlaut des § 648 steht dem Unternehmer der Anspruch auf Einräumung der Sicherungshypothek nur dann zu, wenn er mit dem Besteller (Bauherrn) kontrahiert hat, und wenn der Besteller Eigentümer des Baugrundstücks ist. Diese doppelte Beschränkung erscheint durchaus berechtigt. Wollte man das Recht auf Sicherstellung, wie das in der betreffenden Kommission des Reichstags beantragt war, auch den Bauarbeitern gewähren, die nur mit dem Haupt- oder Zwischenunternehmer, nicht aber mit dem Bauherrn einen Werkvertrag abgeschlossen haben, so würde dies zu außerordentlichen Schwierigkeiten und großer Unsicherheit führen; es könnte dann insbesondre vorkommen, daß wegen derselben Leistung einmal der Unternehmer und sodann auch der Bauarbeiter die Sicherungshypothek verlangte und somit das Baugrundstück wegen desselben Anspruchs doppelt belastet würde, was den Kredit des Bauherrn aufs schwerste schädigen müßte. Mit Recht wurde deshalb der oben erwähnte und im Plenum wiederholte Antrag abgelehnt. (Vgl. den Bericht der Reichstagskommission XII vom 12. Juni 1896, Seite 92 und Stenographischer Bericht vom 22. Juni 1896, Seite 2817.) Selbstverständlich ist

es ferner, daß der Besteller (Bauherr) Eigentümer des Baugrundstücks sein muß, weil wegen eines nur persönlichen Anspruchs gegen den Besteller nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen doch nur an dessen Eigentum und nicht an dem Eigentum unbeteiligter Dritter Sicherheit verlangt werden kann. Daß das Bauwerk sich als Neubau darstelle, ist nach § 648 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht notwendig, weshalb diese Vorschrift auch bei einem Umbau, einem Abbruch- oder Erweiterungsbau Anwendung findet. (Vgl. Planks Kommentar Note 2 zu § 648 a. a. O.) Wohl aber ist es Voraussetzung für das Verlangen auf Einräumung der Sicherungshypothek für die volle Forderung aus dem Vertrage, daß das Bauwerk vollendet worden sei. Ist dies nicht der Fall, so kann nach dem Satz 2 des § 648 a. a. O. nur für einen der geleisteten Arbeit entsprechenden Teil der vertragsmäßigen Vergütung und für die in dieser Vergütung nicht inbegriffnen Auslagen die Sicherungshypothek verlangt werden. Daß in diesem Falle der Auslagen besonders gedacht wird, hat doch wohl darin seinen Grund, daß erst durch die volle vertragsmäßige Vergütung auch die sämtlichen Auslagen als mit abgegolten angesehen werden können.

Hat dagegen ein Bauarbeiter oder Bauhandwerker, der nicht Unternehmer des ganzen Bauwerks ist, auf Grund eines mit dem Bauherrn geschlossenen Werkvertrags Arbeiten, welcher Art sie auch sein mögen, für den Bau geleistet, so ist auch er als Unternehmer im Sinne des § 648 des Bürgerlichen Gesetzbuchs anzusehen und zu dem Verlangen auf Sicherungshypothek für seine vertragsmäßige Forderung berechtigt. Hat ferner der Unternehmer oder der Bauarbeiter, Bauhandwerker, auf Grund des mit dem Bauherrn geschlossenen Werkvertrags zugleich Materialien geliefert, so kann er auch für die hierdurch ihm erwachsene Forderung die Sicherungshypothek verlangen, wogegen dieses Recht solchen Lieferanten nicht zusteht, die nicht auf Grund eines Werkvertrags, sondern nur auf Grund eines Kaufvertrags Materialien geliefert haben, z. B. Steinhändler, Holzhändler usw., weil diese schon hinreichend dadurch gesichert sind, daß sie ihre Leistungen zurückhalten können, bis sie bezahlt werden, während beim Werkvertrage der Unternehmer, wenn nicht etwas andres verabredet worden ist, nach der Natur der Sache vorleisten muß (§ 433 Satz 2, § 631 des Bürgerlichen Gesetzbuchs und Stenographischer Bericht vom 22. Juni 1896, Seite 2816 und 2817). Wer als Lieferant anzusehen ist, kann nur nach dem Inhalt des Einzelfalls entschieden werden; unrichtig ist es deshalb jedenfalls, wenn in der erwähnten amtlichen Druckschrift auf Seite 23 allgemein gesagt ist, daß die Tischler die Rechtsstellung eines Lieferanten haben, wenn sie die Thüren usw. lediglich abzuliefern haben, da entscheidend es nur darauf ankommt, ob die Tischler mit dem Bauherrn einen Werkvertrag abgeschlossen haben oder nicht.

Nach dem Wortlaut des § 648 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist es ganz in den freien Willen des Unternehmers gestellt, ob er von seinem Rechte auf Einräumung einer Sicherungshypothek Gebrauch machen will oder nicht, er

kann dies thun, er kann dies aber auch unterlassen, und hieraus folgt weiter, daß die Parteien, der Bauherr und der Unternehmer, auch wohl befugt sind, ihr Rechtsverhältnis aus dem Werkvertrage durch Verabredung anders zu gestalten, wobei indes selbstverständlich die Rechte Dritter nicht verletzt werden dürfen. Ist aber keine solche abändernde Verabredung erfolgt, und will der Unternehmer von seinem Rechte aus § 648 Gebrauch machen, so kann die Einräumung der Sicherungshypothek entweder auf dem Wege freiwilliger Vereinbarung oder auf dem des gerichtlichen Zwangs herbeigeführt werden. Im ersten Falle regelt sich das Verfahren nach § 873 des Bürgerlichen Gesetzbuchs und §§ 13, 29, 40 der Grundbuchordnung. Der im Grundbuche des Baugrundstücks als Eigentümer eingetragne Bauherr hat die Eintragung der Sicherungshypothek entweder vor dem Grundbuchamte zu Protokoll oder in einer öffentlichen oder öffentlich beglaubigten Urkunde zu bewilligen, und die Eintragung ins Grundbuch des Baugrundstücks ist demnächst von ihm oder dem Unternehmer zu beantragen. Die Erteilung eines Hypothekenbriefs ist nach § 1185 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ausgeschlossen.

Verweigert dagegen der Bauherr die Einräumung der Sicherungshypothek, so bezeichnen die §§ 883 und 885 des Bürgerlichen Gesetzbuchs den Weg, auf dem der Unternehmer sein Interesse wahrnehmen kann. Will er diesen Weg betreten, so hat er den Erlaß einer einstweiligen Verfügung zu beantragen, durch die zur Sicherung seines Anspruchs auf Einräumung der Sicherungshypothek an dem Baugrundstücke die Eintragung einer Vormerkung in das Grundbuch des Baugrundstücks angeordnet wird. Zur Begründung dieses Antrags müßte nun eigentlich nach der Regel der §§ 935, 936 und 920 der Zivilprozeßordnung der Anspruch aus dem Werkvertrage und auch seine Gefährdung glaubhaft gemacht werden; um indes die praktische Bedeutung der Vormerkung nicht zu vermindern, bestimmt der § 885, Absatz 1, Satz 2 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, daß zur Erlassung der einstweiligen Verfügung es nicht notwendig ist, eine Gefährdung des zu sichernden Anspruchs glaubhaft zu machen. Es genügt demnach, wenn nur der Anspruch aus dem Werkvertrage gemäß § 294 der Zivilprozeßordnung glaubhaft gemacht wird (vergl. Denkschrift zum Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuchs, S. 119). Für die Erlassung der einstweiligen Verfügung ist gemäß § 937 der Zivilprozeßordnung in der Regel das Gericht in der Hauptsache zuständig, und nur in dringenden Fällen soll nach § 942, Absatz 1 a. a. O. auch das Amtsgericht der belegnen Sache eine einstweilige Verfügung erlassen können; um indes das Verfahren noch mehr zu erleichtern und zu beschleunigen, ist diese Beschränkung der Ausnahmezuständigkeit des Amtsgerichts der belegnen Sache gerade für den Fall, daß es sich um eine einstweilige Verfügung handelt, auf Grund deren eine Vormerkung in das Grundbuch eingetragen werden soll, nach Absatz 2 des § 942 a. a. O. beseitigt, und nach der Begründung des Entwurfs eines Gesetzes über die Änderungen der Zivilprozeßordnung zu § 820, Seite 192 ist hierbei namentlich an den Fall gedacht, wo es sich darum handelt, nach § 648 des

Bürgerlichen Gesetzbuchs den Unternehmer eines Bauwerks zu sichern. Das Amtsgericht der Belegnen ist sonach zuständig, auch wenn der Fall nicht für dringlich erachtet wird.

Beschränkt sich das Gericht darauf, die einstweilige Verfügung zu erlassen, dann muß der Unternehmer beim Richter des Baugrundstücks, unter Beilegung der einstweiligen Verfügung, beantragen, daß seine Vormerkung eingetragen werde (§ 13 der Grundbuchordnung). Zur Beschleunigung der Sache legt aber ferner der § 941 der Zivilprozeßordnung auch dem Gericht die Befugnis bei, seinerseits das Grundbuchamt um die Eintragung zu ersuchen, und nach § 39 der Grundbuchordnung hat die Eintragung auf Grund dieses Ersuchens zu erfolgen. Nach dem Range der Vormerkung bestimmt sich der Rang der später eingetragnen Sicherungshypothek (§ 883, Absatz 3 und § 879 des Bürgerlichen Gesetzbuchs). Bei fortgesetzter Weigerung hat der Unternehmer den Bauherrn im ordentlichen Prozeß wegen Einräumung der Sicherungshypothek in Anspruch zu nehmen, und nachdem der Bauherr hierzu rechtmäßig verurteilt worden ist, gilt nach § 894 der Zivilprozeßordnung die Bewilligung zur Eintragung der Sicherungshypothek für erklärt. Der Umfang des Rechts aus der Sicherungshypothek wird schließlich bestimmt nach der Höhe der Forderung des Unternehmers, die im Falle des Bestreitens in einem neuen Prozesse festgestellt werden muß (§ 1184 des Bürgerlichen Gesetzbuchs).

Ist nun der Unternehmer auf diesem mühevollen Wege endlich zum Ziele gelangt, so hängt der Wert des Erreichten schließlich von der Rangstellung ab, die durch die Vormerkung für die Sicherungshypothek bestimmt worden ist (§§ 879 und 883, Absatz 3 des Bürgerlichen Gesetzbuchs). War nun das Baugrundstück zu der Zeit der Eintragung der Vormerkung schon so hoch verschuldet, daß durch die voreingetragnen Belastungen (rückständigen Kaufgelder, Baugelder usw.) beim Zwangsverkaufe des Baugrundstücks der Versteigerungserlös soweit in Anspruch genommen wird, daß für die Forderung des Unternehmers nichts oder nicht genügend übrig bleibt, so erweist sich der Schutz, der durch den § 648 des Bürgerlichen Gesetzbuchs den Bauforderungen gewährt werden soll, entweder als völlig illusorisch oder doch als unzulänglich. Mit Recht würde demnach für die Bauforderungen ein wirksamerer Schutz verlangt werden, wenn der Bauschwindel namentlich in der Weise weiter betrieben würde, daß man schon vor dem Beginn des Baues und somit noch vor der Eintragung der in Rede stehenden Vormerkung das Baugrundstück mit Hypotheken so hoch belastet, daß dadurch nicht allein der Wert des Baugrundstücks vor dem Beginn des Baues, sondern auch noch der durch das Bauwerk hinzugetretne höhere Wert ganz oder zum Teil absorbiert wird. Wie dieser Schutz am zweckmäßigsten und ohne zu große Gefährdung des Realkredits zu gestalten wäre, ist ein bisher noch ungelöstes Problem. Nach unsrer Auffassung muß dabei das Bestreben maßgebend sein, den vor dem Beginn des Baues eingetragnen Hypotheken die Möglichkeit zu nehmen, den erst durch das Bau-

werk hinzugekommnen höhern Wert des Baugrundstücks für sich zu gewinnen und den Bauglaubigern zu entziehn.

Dies könnte vielleicht am sichersten und ohne zu bedenkliche Eingriffe in das Hypothekenrecht, wonach ein auf einem Pfandgrundstück errichtetes Gebäude gemäß §§ 1113, 1147, 94 des Bürgerlichen Gesetzbuchs sofort für alle eingetragnen Hypotheken mit verhaftet wird, in der Weise erreicht werden, daß entweder beim Zwangsverkaufe des bebauten Grundstücks der durch das Bauwerk geschaffne Mehrwert von dem Versteigerungserlöse zu Gunsten der Bauforderungen soweit erforderlich abgesondert (der Bährsche Vorschlag), oder daß den Bauglaubigern (wie in einigen Staaten Nordamerikas) das Recht verliehen würde, den Neubau zum Abbruch verkaufen zu lassen. Wenn gegen diesen letzten Ausweg in der erwähnten amtlichen Druckschrift Seite 49 zu d gesagt ist, daß bei den von den hiesigen durchaus abweichenden Verhältnissen Nordamerikas die dort gemachten Erfahrungen für uns kein großes Gewicht beanspruchen könnten, so ist mit einer solchen allgemeinen Bemerkung gegen den hier gemachten Vorschlag gar nichts erwiesen, weil es sehr wohl möglich sein kann, das nordamerikanische Verfahren den hiesigen Verhältnissen anzupassen. Die eben gemachten Vorschläge näher auszuführen und auf das Werk von Dr. Georg Salomonsohn über den gesetzlichen Schutz der Bauglaubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einzugehn, dürfte sich zur Zeit nicht empfehlen, weil nach den eingangs erwähnten Mitteilungen des Staatssekretärs des Reichsjustizamts die Veröffentlichung eines neuen Gesetzentwurfs über den Schutz der Bauforderungen in Aussicht steht und deshalb abzuwarten ist, welche Lösung des vorliegenden Problems in diesem neuen Versuche vorgeschlagen wird.

Kant, Goethe und der Monismus

Von Heinrich von Schoeler

Seit Haeckel und seinem Monismus, dessen Unhaltbarkeit ich in meinen „Kritischen Studien"*) aufgedeckt zu haben glaube, ist es unter den Naturwissenschaftern Mode geworden, Kant als einen Gegner zu behandeln, Goethe hingegen als einen der ihrigen zu betrachten und so einen Antagonismus zwischen der Kantischen und der Goethischen Denkweise aufzustellen. Alle philosophischen Schriften Haeckels, insbesondre seine selbstgefälligen „Welträtsel," enthalten Angriffe gegen die Kantische Philosophie, und die übrigen Vertreter des modernen Monismus

*) Probleme. Kritische Studien über den Monismus. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900.

sind seinem Beispiele gefolgt; andrerseits lassen sich Haeckel und seine Anhänger keine Gelegenheit entgehn, durch ein ihren Schriften vorgesetztes Goethisches Motto und durch zahlreiche Zitate aus Goethes Werken die Übereinstimmung der Naturauffassung des Dichters mit der ihrigen nachzuweisen: überall muß Goethe herhalten, die Weltanschauung unsrer modernen Naturphilosophen mit seiner Autorität zu decken.

Aber wenn auch in manchen Punkten der Kantische Naturbegriff, besonders in erkenntnistheoretischer Hinsicht, in einem Gegensatz zu dem unsrer heutigen Naturwissenschafter steht, und andrerseits das Goethische „gegenständliche Denken" in vieler Beziehung, namentlich was die Auffassung der Natur und die Methode ihrer Erforschung betrifft, mit der modernen Naturforschung übereinstimmt, so ist doch im Grunde das Bild, das uns die Monisten von der Stellung Kants und Goethes zu ihrem Standpunkt aufnötigen, nicht zutreffend. Denn weder darf Kant zu den prinzipiellen Gegnern der naturwissenschaftlichen Denkweise und ihren Errungenschaften gerechnet, noch Goethe als ein Vertreter der monistischen Weltanschauung im Haeckelschen Sinne mit ihren Konsequenzen angesehen werden; am wenigsten aber besteht zwischen der Kantischen und der Goethischen Weltbetrachtung ein grundsätzlicher Widerstreit, wie die Haeckelianer es gern glauben machen möchten.

Ich möchte hier versuchen, die vielfach verschobnen und mißverstandnen Beziehungen in Ordnung zu bringen und die ursprünglichen Verhältnisse wieder herzustellen.

Was zunächst Kant betrifft, so darf vor allen Dingen nicht vergessen werden, daß er während seiner einundvierzigjährigen Thätigkeit als Professor in Königsberg (1755 bis 1797) die ersten fünfzehn Jahre, neben logischen und metaphysischen Kollegien, hauptsächlich über Mathematik, Physik und physische Geographie las; seit 1760 las er auch über natürliche Theologie und später über Anthropologie, Naturrecht und Moralphilosophie. Erst 1770 wurde er ordentlicher Professor der Logik und der Metaphysik; der Grundcharakter seiner Vorlesungen war also bis zu diesem Zeitpunkte vorzugsweise naturwissenschaftlich gewesen. Und während der zweiundachtzig Semester seiner gesamten Lehrthätigkeit hat er zwar vierundfünfzigmal Logik und neunundvierzigmal Metaphysik, aber auch siebenundvierzigmal physische Geographie und, seit 1772, vierundzwanzigmal Anthropologie gelesen. Dazu kommt, daß von seinen damals üblichen drei Dissertationen zur Habilitation als Privatdozent zwei naturwissenschaftlichen und eine spekulativen Inhalts waren, nämlich 1. eine Abhandlung über das Feuer (12. Juni 1755); 2. über die Prinzipien der metaphysischen Erkenntnis (27. September 1755) und 3. über die physische Monadologie (April 1756). Endlich, überschaut man die Gesamtheit seiner Schriften, so ergiebt sich nachstehende Bilanz. Seine erste Schrift fällt in das Gebiet der Mechanik, nämlich „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (1746). Es reihen sich ihr zwei kleine Abhandlungen physikalischen Inhalts an. Darauf erscheint (1755) die „Allgemeine Naturgeschichte

und Theorie des Himmels," das epochemachende Werk astronomischen Charakters, das die berühmte Nebularhypothese über die Entstehung der Sonnensysteme enthält. Von 1746 bis 1768 veröffentlicht er gleichfalls lauter Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts, besonders über Geologie und physische Geographie. Nun tritt er 1770 seine Professur mit einer Inauguraldissertation spekulativen Charakters an, die schon die Keime der Vernunftkritik in sich birgt. Auf diese folgen aber wieder Schriften anthropologischen und kosmologischen Inhalts, z. B. über die Entstehung der Menschenrassen, über die Vulkane im Monde, über den Einfluß des Mondes auf die Witterung usw. Im Jahre 1781 erscheint die „Kritik der reinen Vernunft," und es schließen sich ihr in den darauffolgenden sechzehn Jahren die übrigen kritischen Hauptwerke an. Von den beiden letzten Werken Kants ist wieder eins naturwissenschaftlichen Charakters, die „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798); das zweite, ein philosophisches, ist „Der Streit der Fakultäten" (1798). Aber auch sein nachgelassenes Werk handelt, charakteristisch genug, „Vom Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik" (herausgegeben von Krause, Lahr, 1888).

Man muß also Kant sowohl als einen Vertreter der Naturwissenschaften wie der Philosophie ansehen. Aber gerade das ist den Haeckelianern unbequem: denn alles, was Kant über die Grenzen des Naturerkennens gelehrt hat, erhält dadurch eine doppelte Autorität; und darum suchen sie ihn abzuschütteln. Kant hat selbst über die Stellung seiner Lehre in der Geschichte der Philosophie keinen Zweifel aufkommen lassen und dafür gesorgt, Mißverständnisse und irrtümliche Auffassungen im Keime zu ersticken. Als nämlich die ersten Rezensionen der „Kritik der reinen Vernunft," in völliger Verkennung der eigentlichen Tendenz der Vernunftkritik, Kant bezichtigten, in schwer verständlicher Sprache „nichts andres zu lehren als Berkeleyschen Idealismus" (Garve) und „ohne es zu wissen ärger als Plato in der Intellektualwelt zu schwärmen" (Hamann); ja als Hamann ihm geradezu Mystizismus vorwarf — da schrieb Kant zur Abwehr die „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik" (1783), die in scharfer Sprache ein für allemal dieses Kardinalmißverständnis seiner Lehre berichtigten. Als die Formel des gewöhnlichen Idealismus stellt Kant den Satz auf: „Alle Erkenntnis durch Sinne und Erfahrung ist nichts als Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit"; sein kritischer Idealismus aber lehre: „Alle Erkenntnis von Dingen aus bloßem reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit" — also gerade das Gegenteil! Seine Lehre verhalte sich also zur bisherigen Metaphysik, wie Chemie zur Alchemie, wie Astronomie zur Astrologie.

In der That hat Kant diesen Kern seiner Lehre in der „Kritik der reinen Vernunft" am tiefsten bei der Untersuchung des Begriffs der Materie (Anmerkung zur Amphibolie der Reflexionsbegriffe) klar ausgesprochen: „Die Materie ist substantia phaenomenon. Was ihr innerlich zukomme, suche ich

in allen Teilen des Raumes, den sie einnimmt, und in allen Wirkungen, die sie ausübt, und die freilich nur immer Erscheinungen äußerer Sinne sein können. Ich habe also zwar nichts Schlechthin-, sondern lauter Komparativ-Innerliches, das selbst wiederum aus äußern Verhältnissen besteht. Allein das schlechthin, dem reinen Verstande nach Innerliche der Materie ist auch eine bloße Grille; denn diese ist überall kein Gegenstand für den reinen Verstand: das transzendentale Objekt aber, das der Grund dieser Erscheinung sein mag, die wir Materie nennen, ist ein bloßes Etwas, wovon wir nicht einmal verstehn würden, was es sei, wenn es uns auch jemand sagen könnte. Denn wir können nichts verstehn, als was ein unsern Worten Korrespondierendes in der Anschauung mit sich führt. Wenn die Klagen: wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein, so viel bedeuten sollen, als: wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen, so sind sie ganz unbillig und unvernünftig; denn sie wollen, daß man ohne Sinne doch Dinge erkennen, mithin anschauen könne, folglich daß wir ein von dem menschlichen nicht bloß dem Grade, sondern sogar der Anschauung und Art nach gänzlich unterschiednes Erkenntnisvermögen haben, also nicht Menschen, sondern Wesen sein sollen, von denen wir selbst nicht angeben können, ob sie einmal möglich, viel weniger, wie sie beschaffen seien. Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehn werde. Jene transzendentalen Fragen aber, die über die Natur hinausgehn, würden wir bei allem dem doch niemals beantworten können, wenn uns auch die ganze Natur aufgedeckt wäre, da es uns nicht einmal gegeben ist, unser eignes Gemüt mit einer andern Anschauung als der unsers innern Sinnes zu beobachten. Denn in demselben liegt das Geheimnis des Ursprungs unsrer Sinnlichkeit. Ihre Beziehung auf ein Objekt, und was der transzendentale Grund dieser Einheit sei, liegt ohne Zweifel zu tief verborgen, als daß wir, die wir sogar uns selbst nur durch innern Sinn, mithin als Erscheinung kennen, ein so unschickliches Werkzeug unsrer Nachforschung dazu brauchen könnten, etwas andres, als immer wiederum Erscheinungen aufzufinden, deren nicht-sinnliche Ursache wir doch gern erforschen wollten."

Beobachtung und Zergliederung — also die Grundpfeiler der Naturwissenschaften, das ist es, worauf Kant als eine Rettung des positiven Wissens hinweist! Freilich fügt er als Korrektiv hinzu, daß wir die Dinge nur zu erkennen vermögen, soweit sie Erscheinungen unsrer Sinne sind: was sie an sich sein mögen, welchen Ursprung sie haben, welche Zwecke sie zu verwirklichen bestimmt sind, und worin eigentlich der Zusammenhang unsrer Vorstellungen mit den Naturobjekten bestehn mag, können wir nicht begreifen. „Es ist also ganz gewiß, sagt Kant am Schluß des 74. Paragraphen der »Kritik der Urteilskraft«, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß,

daß man dreist sagen kann: es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst der Newton aufstehn könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde, sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen." Man sollte es kaum für möglich halten, daß irgend jemand an diesen klaren und besonnenen Grundsätzen etwas auszusetzen fände. Und dennoch hat es Haeckel fertig gebracht, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" und in seinen „Welträtseln" dagegen zu polemisieren und für die Naturforschung absolutes Erkennen in Anspruch zu nehmen: denn er proklamiert bekanntlich Darwin als diesen Newton der organischen Welt. Als ob der Darwinismus, soviel Licht er auch über einzelne Gebiete und Probleme der Naturerkenntnis verbreitet hat, das große Rätsel des Ursprungs der vernunftgemäßen Zielstrebigkeit in der organischen Lebensbewegung vollkommen gelöst habe! Wie ungerechtfertigt eine derartige Behauptung ist, das geht zur Genüge schon daraus hervor, daß Darwin selbst in seinem Hauptwerke, der „Entstehung der Arten," ausdrücklich erklärt, daß er „nichts mit dem Ursprung der geistigen Grundkräfte, noch mit dem des Lebens zu schaffen habe."

Also auf den Boden der Wirklichkeit stellt uns die Lehre Kants, sie fordert uns zur Erforschung der Natur auf, innerhalb der Grenzen des Erkennbaren; zugleich aber warnt sie uns, über die diese Schranken übersteigenden abstrakten Konstruktionen und Gespinste unsers Verstands zwecklos zu grübeln und die Phantome unsrer Einbildungskraft für wirkliche Dinge zu halten.

Um die unermeßliche, das geistige Leben seiner Zeit völlig umgestaltende und unsre moderne Weltanschauung begründende Bedeutung der Kantischen Lehre ganz zu begreifen, ist es nötig, das geistige Leben ins Auge zu fassen, das Kant vorfand.

Zwei Jahrhunderte theologischer Kontroversen waren der Zeit Kants vorausgegangen und hatten den scholastischen Haarspaltereien der Leibniz-Wolffschen Schulphilosophie und den theosophischen Elukubrationen bigotter Glaubensschwärmer Platz gemacht. Die Entwicklung und die Begründung der Dogmen der christlichen Religion galten als die Hauptaufgabe der damaligen Philosophie, „die sich in einem selbstgesponnenen Gewebe von Begriffen bewegte, mittels deren sie durch bloße logische Konklusionen das Fernste und Höchste erreichen zu können vermeinte, während die Untersuchung des Wirklichen in seiner Fülle und seinen Rätseln völlig verabsäumt wurde" (v. Kirchmann). Mendelssohn sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, „so leicht und so deutlich über das Dasein Gottes, als über ein neues Muster zum Seidenstoff," und Lavater, Jacobi, Hamann, Schlosser, Claudius, Jung, Stolberg u. a. waren einem religiösen Mystizismus völlig zum Opfer gefallen. Dieser unfreie Pietismus lastete wie ein dumpfer Druck und Zwang so allgemein auf dem wissenschaftlichen und politischen Gewissen dieser Zeit, daß

Lichtenberg über die Männer der Wissenschaft und die Kathederphilosophen das bittere Urteil fällte: „Eine gewisse Gefälligkeit gegen die Großen macht, daß sie das meiste mit einer einschläfernden Unmaßgeblichkeit und feigen Unvorgreiflichkeit sagen.“ In dieser schwülen und drückenden Geistesatmosphäre entlud sich das Gewitter der Kantischen Philosophie, und die furchtbaren Blitze seiner Dialektik zerschmetterten die morschen Stützen der scholastischen und metaphysischen Wortweisheit. „Es gab nie eine größere That, sagt Friedrich Nietzsche von der Kantischen Vernunftkritik (in der »Fröhlichen Wissenschaft«, Seite 125), und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser That willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war.“

Die gewaltige Argumentation, mit der Kant die Grundlage aller spekulativen Gottesbeweise, den ontologischen Beweis, zermalmte, war die folgende. Der Begriff eines absolut notwendigen Wesens ist ein reiner Vernunftbegriff, das ist eine bloße Idee, deren objektive Realität dadurch, daß die Vernunft ihrer zu Erkenntniszwecken bedarf, noch lange nicht bewiesen ist; denn aus einer ganz willkürlich entworfnen Idee läßt sich das Dasein des ihr entsprechenden Gegenstands nicht ausklauben. Im Gegenteil können wir uns von dem rein logisch konstruierten Begriffe gar keine konkrete Vorstellung machen, und alle herangezognen analogen Beispiele beziehn sich nur auf Urteile, nicht jedoch auf Dinge, wie z. B. der Satz, „daß ein Dreieck notwendig drei Winkel habe,“ nur unter der Voraussetzung gilt, daß ein Dreieck überhaupt da ist. Der Schein der zwingenden Notwendigkeit dieses Satzes liegt also nur darin, daß man in einem identischen Urteile, wenn man das Subjekt behält, das Prädikat nicht aufheben kann, ohne einen Widerspruch herbeizuführen; hebt man aber das Subjekt zusammen mit dem Prädikat auf, so entsteht kein Widerspruch, denn es ist nichts mehr da, dem widersprochen werden könnte. Nun könnte man aber einwenden, daß es Subjekte giebt, die gar nicht aufgehoben werden können, weil ihre Existenz notwendig sei. Das ist aber eine willkürliche Assertion, die sich nicht beweisen läßt; denn man kann sich keinen Begriff machen von einem Dinge, das, mit allen seinen Prädikaten aufgehoben, einen Widerspruch hinterließe; ohne Widerspruch aber giebt es durch bloße Begriffe a priori kein Merkmal der Unmöglichkeit. Man könnte aber noch sagen, daß es einen Ausnahmefall gäbe, nämlich den eines allerrealsten Wesens, in dessen Begriff eben das Dasein mit eingeschlossen liegt, sodaß dessen Nichtsein in sich selbst widersprechend wäre. Aber in den Begriff eines derartigen Wesens hätte man alsdann die Existenz, die ja erst bewiesen werden soll, schon widerrechtlich hineingeschmuggelt, sodaß, das Dasein daraus wiederum abzuleiten, auf eine elende Tautologie hinauslaufen würde. Es handelt sich überhaupt um eine Verwechslung des logischen mit dem realen Seinsprädikate: durch das erste, nämlich die Position eines Dinges seiner bloßen Möglichkeit nach, tritt zum Begriff dieses Dinges nichts hinzu — hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das mindeste mehr, als hundert gedachte Thaler —; anders

dagegen verhält es sich mit dem realen Seinsprädikate, weil bei der Wirklichkeit zum Begriffe eines Dinges dessen Gegenstand synthetisch hinzukommt. Ich mag mir also ein Ding denken, von welcher Beschaffenheit ich will, so kommt dadurch, daß ich noch hinzufüge: „Es ist," nicht das mindeste zu dem Dinge hinzu; damit das geschähe und ich das bloß gedachte auch für ein wirkliches Ding halten dürfte, müßte ich mich durch seinen Zusammenhang mit irgend einer meiner sinnlichen Wahrnehmungen nach empirischen Gesetzen von der Existenz jenes Objekts a posteriori überzeugen können. Das Dasein eines höchsten Wesens läßt sich also aus reinen Begriffen a priori nicht beweisen, sondern, da es sich um eine bloße Idee handelt, ist diese gänzlich unfähig, unsre Erkenntnis in dem, was existiert, zu erweitern.

Der angebliche ontologische Beweis läuft also, wie Kant durch diese mächtige und zwingende Argumentation unwiderleglich zeigt, auf einen Trugschluß hinaus, der auf einer Verwechslung des realen und des logischen Begriffs im Worte „sein" beruht, und die Kritik der Vernunft enthüllt diese folgenschwere Wahrheit: daß die in sich selbst widerspruchsvolle und leere Vernunft nur in ihrer Anwendung auf das Gebiet der Erfahrung Geltung hat, und deshalb alle Erkenntnis von Gott und göttlichen Dingen durch sie unmöglich ist. Damit war den sogenannten „Vernunftoffenbarungen" und allem scholastischen Hokuspokus für ewige Zeiten ein Ende gemacht. Bekanntlich hat Kant in seiner Ethik den Gottesbegriff — dort wo er hingehört — als Ideal der Vernunft und moralisches Bedürfnis in seine vollen Rechte eingesetzt.

Es entsteht nun die Frage, ob sich Haeckel der ungeheuern Tragweite dieser kritischen Sichtung und Berichtigung des religiösen Problems durch Kant vollauf bewußt geworden ist, da er als Vertreter der modernen Weltanschauung den, der das meiste zur Begründung dieser Weltanschauung beigetragen hat, in seinen Schriften fortwährend angreift. Nach der Probe in seinen „Welträtseln" zu urteilen, wonach der junge Kant freigeistig gewesen sein soll und erst der alte fromme Neigungen gezeigt habe — während gerade das Umgekehrte der Fall ist, worauf erst kürzlich Friedrich Paulsen (in den Preußischen Jahrbüchern, Julinummer 1900) wieder hingewiesen hat —, muß daran füglich gezweifelt werden!

Mit Schärfe wandte sich Kant auch gegen die künstlichen und unfruchtbaren Konstruktionen der Metaphysik, „deren Verfahren bisher ein bloßes Herumtappen, und was das Schlimmste ist, unter bloßen Begriffen gewesen ist." Er erklärt darum den Dogmatismus der Metaphysik, d. h. die Anmaßung, mit einer Erkenntnis aus bloßen Begriffen und Prinzipien auszukommen, ohne Kontrolle der Art und des Rechts, wodurch sie dazu gekommen ist, also ohne Vernunftkritik, für ein Vorurteil (Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft). Und in der Abhandlung: „Was heißt, sich im Denken orientieren?" (1786) führt Kant aus, daß durch den bloßen Begriff im Reich des Übersinnlichen nichts ausgerichtet werden könne, und daß das Dogmatisieren mit der reinen Vernunft im Felde des Übersinnlichen der

gerade Weg zur philosophischen Schwärmerei sei. „Wenn also der Vernunft in Sachen, die übersinnliche Gegenstände betreffen, das ihr zustehende Recht, zuerst zu sprechen, bestritten wird, so ist dem Aberglauben eine weite Pforte geöffnet." Deshalb kommt Kant zu dem Endergebnis (in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft), „daß nicht der kleinste Nutzen der Kritik die bessere Zeitanwendung einer wißbegierigen Jugend sei, die beim gewöhnlichen Dogmatismus soviel Aufmunterung bekommt, über Dinge, davon sie nichts versteht, bequem zu vernünfteln, oder gar auf Erfindung neuer Gedanken und Meinungen auszugehn und die Erlernung gründlicher Wissenschaften zu versäumen."

Damit stürzte die Metaphysik mit ihren unfruchtbaren Klaubereien über das Übersinnliche, Transzendente und Absolute. „Diese Verstimmung des Gemüts," wie Kant in der Anthropologie die krankhafte Grübelsucht seines Zeitalters nennt, „kann nicht füglich durch vernünftige Vorstellungen gehoben werden, der Hang, in sich gekehrt zu sein, kann samt den daher kommenden Täuschungen des innern Sinnes nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußern Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird." „Die Vernunft, heißt es in der »Kritik der reinen Vernunft« (Ausgabe von Kirchmann, Seite 498), kann durch keinen Zweifel subtiler, abgezogner Spekulation so niedergedrückt werden, daß sie nicht aus jeder grüblerischen Unentschlossenheit, gleichwie aus einem Traume, durch den Blick, den sie auf die Wunder der Natur und die Majestät des Weltbaus wirft, gerissen werden sollte."

Aus alldem leuchtet klar hervor, daß die Tendenz der Kantischen Philosophie gegen die Sucht gerichtet ist, über die Grenzen der Vernunft hinaus spekulative Luftschlösser in die verbotne Sphäre hinein zu bauen, wo „im Meer des ewigen Glanzes sterbend untertauchen Maß und Zeit": die verworrnen Nebelbilder dieser unklaren Schwärmer und falschen Weisheitspropheten wurden durch die Sonnenstrahlen seines lichten Kritizismus vernichtet. Dagegen ermahnt er uns, hier uns umzuschauen, **diesseits** der Grenzen einer möglichen Erkenntnis, und mit Beobachtung und Zergliederung der Natur zu Leibe zu gehn. Man ersieht daraus, ein wie schiefes Bild uns Haeckel von der Geistesindividualität Kants und der Richtung seiner Philosophie giebt, wenn er ihn beständig tendenziös als einen Gegner des naturwissenschaftlichen Standpunkts behandelt. Freilich paßt es den Haeckelianern nicht, daß ein Vertreter der Philosophie und der Naturwissenschaften von der Bedeutung Kants — und hierin ganz im Einklang mit Kirchhoff, Helmholtz und du Bois-Reymond — mit unwiderleglichen Gründen die Grenzen der Naturerkenntnis feststellt.

(Schluß folgt)

Die Siegesallee in Berlin und ihr bildnerischer Schmuck

(Schluß)

An der von Otto Lessing in die Siegesallee gestellten Figur des Kurfürsten ist von dieser Begeisterung nicht viel zu merken. Die oben angedeuteten Fehler des Manzelschen Standbilds Kurfürst Friedrichs I. wiederholen sich hier. Beide Figuren haben in der Haltung, Größe und Kostümierung eine auffällige Ähnlichkeit. Gegen die Ähnlichkeit wäre, da es sich um Vater und Sohn handelt, wenig einzuwenden. Zunächst hätte man auch bei Albrecht Achilles eine etwas größere und mindestens eine kraftvollere Statur erwartet. Sodann aber trägt die Lessingsche Figur denselben schweren, ohne jeden malerischen Effekt fast glatt herabfallenden Kurfürstenmantel wie Manzels Friedrich I. Nur daß Lessing ihn noch mehr verlängert hat, sodaß er vorn die Füße völlig bedeckt, ja noch ein wenig über den Sockel hinausschleppt. An den Seiten erscheint durch den Schlitz des Mantels etwas von den Beinen und der Figur des Kurfürsten, sodaß man wenigstens sieht, daß er unter dem Mantel die Rüstung trägt. Der Mantel schlägt hier an der Vorderseite mehr Falten als der bei Manzel, aber auch hier erscheinen diese Falten lang und fast glatt. Von einer künstlerisch wirkenden Drapierung kann man nicht reden. Der Schwanenorden, der an der Kette über dem Hermelinkragen hängt, reicht nicht aus, diese Einförmigkeit des Mantels auch nur notdürftig auszugleichen. Der Mantel, wie ihn Lessing und Manzel hier verwandt haben, ist ein direkt kunstwidriges Gewandstück, gegen das die Cylinderhose noch erträglicher erscheint. Als Kopfbedeckung trägt Albrecht Achilles auch hier, offenbar dem Bemäntlungskostüm entsprechend, ein ziemlich weit nach hinten geschobnes Barett, nicht ganz so niedrig und ohne den breiten Deckel wie bei Manzel, aber doch nicht scharf genug charakterisiert, daß es etwa als Kurhut gelten könnte. Der schwere Eisenhelm steht neben dem linken Fuße auf dem Sockel. Das bartlose, von dem langen Haar auf beiden Seiten umrahmte Gesicht erscheint gutmütig, zeigt aber nicht die Geistes- und Willenskraft, durch die sich Albrecht Achill auszeichnete und seine geschichtlichen Erfolge errang. Wenig glücklich sind Arme und Hände geraten. Mit dem im rechten Winkel gegen die Brust gekrümmten linken Arm drückt der Kurfürst das mehr elegante als kräftige Schwert gegen die linke Brust. Eine gerade bei diesem streitbaren Manne unverständliche, nichtssagende, theatralische Attitude. Der rechte Arm ist nach unten weit ausgestreckt, und die rechte Hand hält — man kann kaum anders sagen als krampfhaft — einen Handschuh. Was dieser Handschuh bedeuten soll, ist unverständlich. Ein Fehdehandschuh kann es unmöglich sein. Dazu paßt weder das übrige Kostüm, noch die Haltung der Figur. Soll damit eine gewisse höfische Eleganz angedeutet werden, so wäre das zwar der auch in allem Glanz und Prunk höfischen Lebens erfahrnen Persönlichkeit des Kurfürsten nicht zuwider, aber es wäre doch für die Charakterisierung dieses hervorragenden Fürsten gar zu wenig und eher geeignet, seine geschichtliche Bedeutung herabzudrücken. Man steht vor dieser Figur wie vor einem Rätsel. Hätte der Bild-

hauer dem Kurfürsten statt des aufdringlich vorgestreckten Handschuhs wenigstens die Urkunde der Dispositio Achillea in die rechte Hand gegeben. Statt dessen stehn auf der Rückseite des Postaments mit goldnen Buchstaben die Worte: Dispositio Achillea. Das ist der so oft gerügte Notbehelf, das, was das Kunstwerk plastisch, ja dramatisch hätte lebendig ausdrücken sollen, dem Beschauer durch eine tote Inschrift zu sagen. Die vier Seiten des Postaments und die Banklehne sind mit zierlichen, gotisch stilisierten Ornamenten entsprechend geschmückt. Diese Ornamentik ist das Gebiet, auf dem Otto Lessing zu Hause ist.

Dicht bei der Siegesallee, der Lennéstraße gegenüber, steht am Rande des Tiergartens das Denkmal Gotthold Ephraim Lessings. Mit diesem Denkmal hat derselbe Künstler seinen großen Ahnen, den größten Zopfabschneider aller Zeiten, verewigen wollen. Auch dieses Denkmal bleibt hinter den Ansprüchen zurück, die man an ein Lessingdenkmal in Berlin zu stellen berechtigt ist. Die Figur Gotthold Ephraims erscheint da so poesie- und phantasielos wie möglich und wirkt, ganz abgesehen von der gezwungnen Lage der in unmöglicher Höhe auf die Hüfte gestützten rechten Hand, zu nüchtern und zu zopfig. Das hat der Künstler auch wohl selbst gefühlt. Zur Ausgleichung hat er vor das Postament die geflügelte nackte Figur eines Genius gelegt, der sich, indem er sich in einer unbequemen und unwahrscheinlichen Lage räkelt, die äußerste Mühe giebt, dem Dichter das Feuer der Wahrheit nach oben entgegenzuhalten. Die Berliner bezeichnen diesen Genius als schwindsüchtigen Schneider. An das Postament ist daneben eine Bronzetafel gelehnt, die als Inschrift einige treffliche Verse aus dem Nathan trägt. Also auch da derselbe Mißgriff wie bei der Dispositio Achillea. Das Lessingdenkmal hat einen unbestreitbaren Vorzug, es wirkt dekorativ und malerisch sehr gut durch die Vereinigung des roten Granitpostaments mit dem weißen Marmor und der dunkeln Bronze auf dem grünen Hintergrunde des Tiergartens. Auf diese dekorative, in das kunstgewerbliche Gebiet schlagende Wirkung versteht sich der Künstler. Aber die große schöpferische Phantasie für die freie, historische, hohe Kunst hat er nicht in demselben Maße. Immerhin sind ihm die beiden Zeitgenossen, deren Büsten neben Albrecht Achill stehn, sehr viel besser gelungen als das Standbild ihres kurfürstlichen Herrn. Die Büste des ritterlichen Schriftstellers Ludwig von Eyb hat etwas ansprechendes, und die des tapfern, klugen und witzigen Werner von der Schulenburg zeigt diese Eigenschaften in dem Humor des recht geschickt modellierten Gesichts treffend und eigentümlich. Aber die Vorzüge dieser Nebenfiguren können die Schwächen des Standbilds nicht aufwiegen. Dieser Albrecht Achill ist nicht der tapfre, ruhmreiche, kampfesfrohe Fürst, den man hier verkörpert zu sehen gehofft hatte.

Neben Albrecht Achilles erhebt sich das Standbild seines Sohns und Nachfolgers, des beredten und weisen Johann Cicero von Albert Manthe, eine selbständige, geschickte und aller Anerkennung werte Arbeit. Beachtenswert und von nicht geringem Interesse ist bei dieser und den folgenden Figuren die fortschreitende Veränderung des Kostüms. Manthe läßt den Kurfürsten Johann mit Recht noch die Rüstung tragen, aber unter dem Brustpanzer giebt er ihm ein fast bis an die Kniee reichendes Untergewand und über dem Panzer einen vorn offnen, schaubenartigen Mantel, der die Einzelheiten des Kostüms erkennen läßt und zugleich der ganzen Figur eine größere, malerisch wirkende Fülle verleiht. Bei Johann Cicero erscheint auch zuerst der breitkrempige, niedrige, weiche Hut und ein starker, nicht eben langer Bart, während das Haupthaar wieder kürzer wird. Die von dem Künstler auf die Tracht verwandte Sorgfalt verdient Anerkennung. Noch erfreulicher ist es aber, daß darunter die freie, der geschichtlichen Erscheinung des Kurfürsten entsprechende Individualisierung nicht nur nicht gelitten, sondern eher noch

dadurch gewonnen hat. Die Gestalt des humanistisch fein gebildeten, friedlichen, im Rate der Fürsten hochangesehenen Kurfürsten gehört zu denen, die gewinnen und immer mehr intime Vorzüge zeigen, je öfter und je länger man sie betrachtet. Die Haltung ist natürlich, die Geste der leicht erhobnen rechten Hand deutet auf die Beredsamkeit Johann Ciceros und seine Autorität im Rat der Fürsten hin, die ganze Figur wirkt lebendig und wohlthuend. Von den beiden Büsten interessiert das Publikum am meisten die des Landeshauptmanns der Altmark, Bussos von Alvensleben; ein schöner, kluger, vollbärtiger, ausdrucksvoller Kopf, der sprechend die Familienzüge des noch heute blühenden Geschlechts trägt. Diese Büste erscheint ganz und gar gepanzert, während die andre den litterarisch fein gebildeten, aber auch politisch für den Kurfürsten thätigen Eitelwolf vom Stein ohne Rüstung in reicher Schaube und mit dem Barett darstellt. Auch für diese Büste wird man sich, wenn man sie näher und länger betrachtet, interessieren. Das große Publikum beschäftigt sich aber mehr mit Busso von Alvensleben.

Mit dem Sohne Johann Ciceros, dem 1499 sehr jung zur Regierung gekommnen Kurfürsten Joachim I. Nestor, treten wir in das sechzehnte Jahrhundert ein. Joachim regierte bis 1535 kraftvoll und erfolgreich, ein Schrecken für die raublustigen Junker, war aber ein Gegner der Reformation und aller sich mit ihr anbahnenden Neuerungen, dazu ein heftiger, eigenwilliger, ungefüger Herr. Unter ihm begannen anfangs die Wegelagrer und Raubritter wieder ihr Unwesen zu treiben, sodaß bei den Landleuten wider sie das Stoßgebet aufkam:

> Vor Köderitze und Lüderitze,
> Vor Krachten und vor Itzenplitze
> Behüt uns, lieber Herre Gott!

Hatte der Kurfürst die damals zuchtlose und raubritterliche Junkerklique auf dem Striche, so haßte diese dagegen den Kurfürsten, der allein einige Dutzend rückfälliger „Stellmeiser“ hatte hinrichten lassen, und schrieb ihm ihre Spottreime an die Thür seines Schlafzimmers:

> Jochimken, Jochimken, hyde Dy,
> Fangen wy Dy, so hangen wy Dy.

Dieser gestrenge, aber wenig sympathische Fürst — auch sein häusliches Leben war nichts weniger als einwandfrei — ist kein bequemer Vorwurf für volkstümliche plastische Darstellung. Nichts desto weniger hat Johannes Götz, ein durch eine Reihe liebenswürdiger und lebenswarmer kleinerer Arbeiten bekannt gewordner, jüngerer Berliner Bildhauer, die schwere Aufgabe verständnisvoll gelöst. Die Haltung ist ungezwungen und doch voll fürstlicher Würde. Das Kostüm ähnelt, von der hier fehlenden Rüstung abgesehen, dem von Manthe bei Johann Cicero angewandten und hat vor diesem noch gewisse malerische Vorzüge. Der weiche, breitkrempige Hut ist noch ein wenig größer geworden und mit wallender Straußenfeder geschmückt. Das Gesicht zeigt ernste, fast finstre Züge. Der kurze, aber starke, etwas gekräuselte Backenbart entspricht der Mode der Zeit. Man hat eingewandt, daß sich der Bart fast wie angeklebt ausnehme. Der Einwand trifft aber die damals herrschende Barttracht, nicht den Künstler. Auch Joachim trägt in der rechten Hand den Handschuh. Freilich ganz anders als der Lessingsche Albrecht Achill, ungezwungen, natürlich, durchaus passend zu der ganzen Erscheinung der fein modellierten Gestalt. Die beiden Büsten zur Seite des Kurfürsten stellen, an die kirchliche Stellung Joachims anknüpfend, zwei freilich sehr verschiedne Kirchenfürsten dar. Die eine den Erzbischof von Magdeburg und Mainz Albrecht von Brandenburg, der den Blick auf einer Statuette, die er in der Hand hält, ruhn läßt. Der Erzbischof, dessen Gesicht an Friedrich Wilhelm IV. erinnert, war

ein erklärter Freund der Künste und Wissenschaften, und Peter Vischer hat viel für ihn gearbeitet. Die zweite Büste ist die des fein gesitteten und humanistisch gebildeten Bischofs von Lebus, Dietrichs von Bülow, des ersten Kanzlers der Universität Frankfurt a. d. O. Ein feiner, anziehender Priesterkopf. Die ganze Gruppe regt durch eine Menge feiner Züge zum Nachdenken an. Sie giebt ein Zeitbild. Am Sockel des Denkmals findet sich hinten der oben erwähnte Spottvers auf Joachim, vom Volke als ein Stück Humor immer wieder mit besonderm Behagen darüber gelesen, daß Jochimken den Junkern trotz alledem über war. Ebenso sieht man an dem Denkmalsockel einen Rosenkranz, der einfach und sinnig an Joachims streng katholische Denkart erinnert. Götz kann mit dem Erfolge seiner Arbeit zufrieden sein. Sehr hübsch und fein sind die dekorativen Ornamente am Sockel und an der Banklehne. Sinnig ist namentlich das Eulenornament am obern Rande des Postaments.

Ganz abweichend von den beiden soeben besprochnen erscheint das nächste Denkmal, das Kurfürst Joachims II. Hektor von Harro Magnussen.

Magnussen ist ein Bildhauer von stark ausgeprägter Art, ein reich begabter künstlerischer Einspänner. Alles Konventionelle wird von ihm auch in den kleinen Einzelheiten verschmäht. Er denkt, konzipiert und arbeitet immer selbständig, fürchtet sich auch vor dem Gewagten nicht und steht durchaus auf eignen Füßen. In weitern Kreisen ist er bekannt und man kann sagen berühmt geworden durch seine packende realistische Darstellung des sterbenden Friedrichs des Großen. Der Kaiser war von dieser Arbeit so entzückt, daß er sie hat in Marmor ausführen und in dem Sterbezimmer Friedrichs in Sanssouci aufstellen lassen, wo sie übrigens, nebenbei gesagt, durch die Ungunst der Örtlichkeit keineswegs so gewaltig wirkt, wie man erwartet hatte.

Joachim II. hat die Reformation in seinen Landen eingeführt. Er hatte sich schon als Kurprinz im Kriege gegen die Türken unter Kaiser Karl V. ausgezeichnet. Daher auch sein Beiname Hektor. Von ihm stammt die berühmte märkische Kirchenordnung von 1540, wie er denn überhaupt in den Händeln, die sich an die Reformation knüpften, eine Rolle spielte. Sein Hof war glänzend und prunkvoll, seine Verwaltung kostspielig und finanziell ungünstig. Populär ist er nie gewesen. Er ist es auch heute nicht.

Magnussen hat ihn ohne jede Pose, aber doch etwas steif wieder als den von oben bis unten geharnischten Ritter hingestellt. Das ernste, martialische Gesicht wird von einem Barte, ähnlich dem seines Vaters, nur etwas stärker, eingerahmt. Auf dem Haupte trägt er einen halbhohen, nach oben zu ein wenig geschmälerten Filzhut mit ganz schmaler Krempe, Agraffe und Straußenfederstutz. Die linke Hand ruht auf dem Knaufe des verhältnismäßig langen und kräftigen Schwerts. Die rechte rafft ungezwungen den am Rücken in schönen Falten herabwallenden Mantel so weit ein wenig auf, daß er nicht am Gehn hindert. Jeder Beschauer empfängt den Eindruck, daß er hier eine eigentümliche, um nicht zu sagen absonderliche, künstlerische Schöpfung vor sich hat, eine martialische, fürstliche Erscheinung. Zum Herzen aber spricht sie nicht.

Interessant sind die beiden Büsten dieser Gruppe. Markgraf Georg von Ansbach, ein Hohenzoller aus der fränkischen Linie, ein Bruder des letzten Hochmeisters des Deutschen Ordens und ersten Herzogs von Preußen Albrecht, ein tapferer Anhänger der Reformation mit dem Beinamen „der Fromme." Sodann der letzte Bischof von Brandenburg Matthias von Jagow. Der ausdrucksvolle Kopf dieser Büste gehört zu den interessantesten. Jagow schloß sich offen der Reformation an, und aus seiner Hand empfing Joachim II am 1. November 1539 das Abendmahl in beiderlei Gestalt.

So gestaltet sich diese Gruppe zugleich zu einem Denkmal der Einführung der Reformation in der Mark. Magnussen hat dies — wohl auf Anordnung des Kaisers, sicher aber mit gutem Rechte — dadurch hervorgehoben, daß er inmitten der Bankrückwand das vergoldete Reliefbild Luthers mit der Inschrift „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen" angebracht hat, übrigens auch den Lutherkopf von der üblichen Auffassung abweichend. Mehr als durch die Gestalt des Kurfürsten erweckt diese Reformationsgruppe durch das Lutherbild und durch den am Postament unter der Inschrift angebrachten Kelch mit einer — freilich etwas seltsam hineingesteckten — Patene als Symbol der Reformation das allgemeine Interesse.

Die folgende Gruppe mit dem wackern und gestrengen Kurfürsten Johann Georg in der Mitte wird von dem Bildhauer Martin Wolff ausgeführt. Sie ist noch nicht fertig, und wir behalten ihre und die Besprechung der Büsten des berühmten Kanzlers Lampert Distelmeier und des Grafen Rochus von Lynar einem Nachtrage vor.

Völlig abweichend von den bisher besprochnen Standbildern erscheint das des Kurfürsten Joachim Friedrich (1598 bis 1608) von dem Bildhauer Norbert Pfretzschner. Joachim Friedrich war ein weiser, friedlicher und glücklicher Mehrer der hohenzollerischen Hausmacht. Er ist der Stifter des Joachimsthalschen Gymnasiums und der Erbauer des Finowkanals. Sein Vater Johann Georg hatte, entgegen der Achilleischen Disposition, die Neumark testamentarisch seinem Sohne aus dritter Ehe Christian zugesprochen. Joachim Friedrich verhinderte die Zerstücklung der Mark durch ein kluges Abkommen mit seinem alten, kinderlosen Vetter, dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach-Baireuth. Dieser schloß mit dem Kurfürsten den Hausvertrag von Gera und setzte dessen beide Stiefbrüder Christian und Joachim Ernst zu Erben der fränkischen Besitzungen ein, während nunmehr die Marken mit den dazu gehörenden Herrschaften und Anwartschaften allezeit ungeteilt im kurfürstlichen Hause nach Erstgeburtsrecht vererbt werden sollten. Seinem zweiten Sohne Johann Georg verschaffte Joachim Friedrich das im Jahre 1523 von der fränkischen Linie durch Kauf erworbne Fürstentum Jägerndorf in Schlesien und seinem jüngsten, Christian, das Erzstift Magdeburg. Die jülich-clevischen Erbschaftsansprüche seines Hauses suchte er durch ein Abkommen mit den Generalstaaten der Niederlande zu sichern, und für die Staatsangelegenheiten setzte er 1604 das Geheimratskollegium ein. Kurz, er war ein Grundleger für die künftige Ausdehnung des brandenburgischen Staatsgebiets.

Pfretzschner hat ihn als einen stattlichen und feinen Herrn dargestellt. Der Kurfürst trägt die reiche, kleidsame spanische Hoftracht. Das ansprechende Gesicht zeigt außer dem kräftigen Schnurrbart nur einen kurzen Henri quatre. Thatkräftig und klug sieht es mit bedächtig sinnendem Ausdruck unter dem nur mäßig großen, gefältelten, schmal gerandeten und mit Federn geschmückten Hute hervor. Das reiche spanische Wams schmiegt sich den kräftigen Körperformen an und läßt sie gut hervortreten. Die kurzen, gepufften Beinkleider bedecken den Oberschenkel kaum bis zur Hälfte und lassen die schön geformten Beine im knappen Trikot zur Genüge frei. Eine lange Doppelkette mit einem medaillenartigen Ordensschmuck ziert Hals und Brust. Der kurze, nur wenig über die Hüfte reichende, spanische Mantel hängt leicht und elegant über der rechten Schulter und vollendet glücklich das Bild eines vornehmen, fürstlichen Herrn aus der Zeit des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts. Nicht glücklich dagegen ist die gesuchte, theatralisch wirkende Pose, in der diese sonst so schöne Gestalt sich mit übereinandergeschlagnen, zudem unnötig großen Füßen an einen etwa meterhohen, ad hoc konstruierten, viereckigen Pfeiler lehnt. Auf diesem Pfeiler steht ein kleines Modell des alten Joachimsthalschen

Gymnasiums, und auf dem Dache dieses Modells ruht der linke Arm der Figur. Diese Anordnung ist anfechtbar, weil unnatürlich. An jeder der beiden Schmalseiten des Pfeilers sind zwei leichthingeworfne, recht hübsche landschaftliche Reliefs, die den Finowkanal und den um Joachimsthal herum liegenden, vom Kurfürsten gepflegten, herrlichen Wald, die Schorfheide darstellen. An der Breitseite des Pfeilers stehn der Spruch: „Erhalt des Friedens Wohlfahrtsstand durch der Gesetze festes Band" und die Jahreszahlen der Regierungszeit Joachim Friedrichs 1598 bis 1608. Der Vers paßt auf den Kurfürsten. Woher Pfretzschner ihn genommen hat, steht dahin. Der Wahlspruch des Kurfürsten war er nicht. Als solcher wird vielmehr geschichtlich das Wort angegeben: Initium sapientiae timor Dei, die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Der rechte Arm der Figur erscheint fast rechtwinklig gekrümmt, und die rechte, unter dem Mantel hervorlugende Hand legt sich auf die infolge der ganzen Stellung der Figur gezwungen hervortretende rechte Hüfte.

An dem der Tracht des Kurfürsten entsprechend stilisierten Postament erscheint faksimiliert die vergoldete Inschrift: Joachim Friedrich. Dasselbe gilt von den Inschriften an den beiden Büsten, der des Günstlings und Oberkammerherrn Joachim Friedrichs, Grafen Hieronymus Schlick und des Kanzlers Johann von Löben. Schlick ist ohne politische Bedeutung. Dargestellt ist er als ein etwas wüst dreinschauender Haudegen. Löben dagegen war ein guter und tüchtiger Berater des Kurfürsten. Die Familie von Löben war in der Mark begütert, scheint aber schon im nächsten Jahrhundert finanziell heruntergekommen zu sein. Bekannt ist eine Anekdote aus dem Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. Danach zog ein mit seinem Grundbesitz renommierender Herr von Löben den bekannten Witzbold Gundling auf, und dieser wehrte sich, vom Könige angestachelt, damit, daß er behauptete, die Familie von Löben sei so alt und ehrwürdig, daß sie schon im Porstschen Gesangbuche vorkäme. Weder der König noch Löben wollten das zugeben. Da schlug Gundling im Gesangbuch das Paul Gerhardtsche Lied auf „Warum sollt ich mich denn grämen?" und las zum Gaudium des Königs den zehnten Vers vor: „Was sind dieses Löbens (Lebens) Güter? Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter." Man sieht, daß die Berliner Kalauer schon recht alt sind.

Erwähnung verdient bei dem Standbild Joachim Friedrichs noch das Ornament, das auf der rechten, der linken und der rückwärtigen Seite des Postaments, also dreimal in übereinstimmender Form angebracht ist: ein strahlendes Kreuz mit drei Seraphsköpfchen, rechts, links und oberhalb des Kreuzes. Das Ornament ist ganz hübsch, aber nicht recht verständlich und ohne Beziehung zur Persönlichkeit des Kurfürsten.

Auf Joachim Friedrich folgte Johann Sigismund. Er und seine kurze Regierungszeit waren für die Entwicklung der brandenburgischen Gebiete zum Staate von ausschlaggebender Bedeutung. Sein Standbild, dessen Ausführung dem Bildhauer Peter Breuer übertragen worden ist, harrt jedoch noch der Vollendung.

Die Regierungszeit seines Nachfolgers, des schwachen und unentschlossenen Kurfürsten Georg Wilhelm bezeichnet einen Tiefpunkt der brandenburgischen Geschichte. Sein Standbild ist von dem Professor Kuno von Uechtritz ausgeführt, einem Bildhauer, der sich für eine mehr dekorative Skulptur eines wohl begründeten Rufs erfreut. Von ihm rührt unter anderm die außerordentlich wirksame Marmorgruppe einer lebensgroßen Charitas im Treppenhause des Berliner Kultusministeriums her. Sie ist mit allen ihren Einzelheiten von bestrickendem Reize; aber auch sie dient wesentlich dekorativen Zwecken. Aus der Figur des Kurfürsten Georg Wilhelm ein Kunstwerk von ergreifender monumentaler Wirkung zu schaffen, war geschichtlich unmöglich. Gleichwohl hat Uechtritz seine Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst, indem

er auch hier den Schwerpunkt in die dekorativen Einzelheiten gelegt hat. Die starke, gedrungne Gestalt steht zwanglos vor einem Schanzkorbe und einer Trommel. Beide deuten auf die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs hin. Der Kurfürst steht da in der malerischen Tracht seiner Zeit, wie wir sie aus den Bildnissen Gustav Adolfs kennen, an den auch die Barttracht erinnert. Der Kopf mit lang getragnem, bis auf die Schultern herabreichendem Haar ist unbedeckt, der mit weißen Straußenfedern reich geschmückte große Hut wird hinter dem in breitem, über die Schulter getragnem Bandelier hängenden Degen fast in der Höhe der linken Hüfte leicht von der rechten Hand gehalten. Die Brust bedeckt das über den Unterleib reichende, an den Hüften ein wenig zusammengezogne Koller, auf dem um den Hals herum der breite Spitzenkragen liegt. Die Pluderhosen reichen bis zum Knie, dann folgen Strümpfe und Schnallenschuhe. Die kriegerischen, hohen Reiterstiefel sind offenbar absichtlich vermieden worden. Die linke Hand ruht mit dem Hut hinter dem Degengriff an der Hüfte, über den linken Arm und die Schulter fällt nach hinten der Mantel in malerischen Falten hinab. Die rechte Hand, über der man den geschlitzten Ärmel des Kollers sieht, trägt eine Pergamentrolle; verhandelt hat ja Georg Wilhelm genug und übergenug. Das Gesicht des Kurfürsten blickt sorgenvoll, unbefriedigt, müde und mißmutig etwas noch unten. So gewährt die Figur das zutreffende Bild des vornehmen, stolzen, aber wenig glücklichen Fürsten, dem die Thatkraft fehlte, sich und seinem Lande den gebührenden Platz zu verschaffen und zu sichern. Dieses Bild entspricht der geschichtlichen Individualität Georg Wilhelms. Man kann sich nur freuen, daß der Künstler den Versuch vermieden hat, durch konventionelle Zuthaten die historische Gestalt des Kurfürsten zu korrigieren. Als Zeitgenossen sind diesem der nicht ohne Grund von Georg Wilhelms großem Sohne stark beargwöhnte Graf Adam Schwartzenberg und der brave und tüchtige Konrad von Burgsdorff beigegeben. Auch das Ornamentwerk am Postament und der Banklehne ist hier zeitgemäß stilisiert. Sehr gut wirken zwei liegende Löwen, von denen die Banklehne getragen wird.

Georg Wilhelms Sohn und Nachfolger war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Auch dessen Standbild, von dem Meister Fritz Schaper, dem Schöpfer des Berliner Goethedenkmals, ausgeführt, ist noch nicht enthüllt. Wir kennen es aber, weil der Kaiser eine Bronzekopie davon auf dem Sparenberge bei Bielefeld hat aufstellen lassen. Die Aufgabe war freilich grundverschieden von der, mit der sich der Professor von Uechtritz hat abfinden müssen. Denn der Große Kurfürst war, wenn nicht der größte, doch einer der größten seines Geschlechts, ein Held und christlicher Herrscher ersten Rangs. Das Standbild ist meisterlich gelungen. Man kann es nur mit Freude und Bewundrung ansehen. Angethan mit schlichtem, nicht ganz bis zum Knie reichendem Rocke, den einfachen Filzhut mit rechts aufgestülpter Krempe auf dem wallenden Lockenhaar, die seidne Feldbinde um die Hüfte geschlungen, fest und sicher in den hohen Lederstiefeln dastehend, sieht der Held uns an mit einem Ausdruck unbeugsamer Energie und zugleich lautersten Wohlwollens. Die künstlerische Leistung Schapers gehört zu den ganz großen. Sie tritt, wenn auch in andrer Art, dem Brüttschen Otto dem Faulen und dem Uphuesschen Friedrich dem Großen ebenbürtig zur Seite. Der Woldemar des Professors Reinhold Begas, so schön er ist, tritt gegen diese Schöpfungen immerhin noch um eine Linie zurück. Als Zeitgenossen sollen dem Großen Kurfürsten der alte Derfflinger und der vertrauteste Ratgeber und höchste Staatsbeamte Friedrich Wilhelms, Freiherr Otto von Schwerin, beigegeben werden.

Vom Großen Kurfürsten kommen wir zu seinem Sohne, dem Kurfürsten Friedrich III., der sich und seiner philosophischen Gemahlin Sophie Charlotte am 18. Januar 1701 in Königsberg die königliche Krone auf das Haupt setzte und

von da an bis 1713 als König Friedrich I. in Preußen regierte. Er ist von Professor Gustav Eberlein dargestellt, und auch diese Gruppe gehört zu den künstlerisch besten der Siegesallee. Eberlein hat sich durch eine ganze Reihe großer, sowohl idealer wie historischer plastischer Schöpfungen einen Namen gemacht und verdienten Künstlerruhm erworben. Die von ihm in Berlin ausgestellten Arbeiten sind zum Teil nicht ohne Widerspruch geblieben. Er hat einen stark subjektiven Zug, und namentlich seine Arbeiten früherer Jahre hatten oft etwas Anspruchsvolles, das sich nicht immer allgemein durchzusetzen vermocht hat. Aber er ist unbestritten ein Künstler von hoher Begabung, und alle seine Konzeptionen haben etwas Freies, Großes, Ideales. Er ist inzwischen älter und reifer geworden. Sein Standbild des ersten hohenzollerischen Königs verkörpert sachlich und persönlich, symbolisch und typisch die Begründung des preußischen Königtums. Persönlich im Sinne Friedrichs I., typisch im Geiste der Zeit. Friedrich und seine Zeit standen unter dem Einflusse der äußerlich glanzvollen Erscheinung Ludwigs XIV. von Frankreich.

Geschichtlich ist Friedrich I. vielfach verkannt worden. Die Historiker halten sich meistens allzusehr an seine persönlichen Eigenschaften. Auch diese waren nicht gering und in Wahrheit bedeutender, als sie gemeinhin geschätzt werden. Richtig gewürdigt kann er aber nur werden, wenn man seine That vom 18. Januar 1701 von dem Standpunkt ihrer weltgeschichtlichen Folgen aus betrachtet. Das hat zuerst Friedrich der Große gethan, der sie nicht als Ausfluß bloßer fürstlicher Eitelkeit, sondern als politische That auffaßt, als die Proklamierung eines Titels, dem seine Nachfolger den entsprechenden Inhalt zu geben moralisch genötigt waren. Sicher hat Friedrich I. bei der Erstrebung und Annahme des königlichen Titels, wenn nicht ausschließlich, so doch vor allem die Folgen vor Augen gehabt, die daraus für sein Haus erwachsen mußten. Diese Folgen waren die nächstliegenden, die dem menschlichen Auge zunächst erkennbaren. Aber in ihrer Schätzung war Friedrich nicht nur mit sich selbst völlig im klaren, sondern er sah in dieser Beziehung auch weiter als alle oder doch fast alle seine Minister, Räte und Diplomaten. Das ist heute eine geschichtlich unanfechtbare Thatsache. Man hat diese Thatsache lange verkannt oder geflissentlich unterschätzt. Damit hat man aber Friedrich I. Unrecht gethan. Man hat lange Zeit ausschließlich seiner Eitelkeit zugeschrieben, was bei aller unbestreitbaren Vorliebe dieses Fürsten für äußern Glanz und Prunk im tiefsten Grunde das Produkt eines ungewöhnlichen, sichern und seiner Sache gewissen politischen Scharfblicks war. Noch Graf Yorck von Wartenburg, der in China durch ein tragisches Geschick leider so früh hingeraffte, geistreiche Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen," ein deutschgesinnter Preuße vom Kopf bis zur Zehe, besinnt sich keinen Augenblick, von dem „durch die Eitelkeit des Nachfolgers des Großen Kurfürsten zum Königreich Preußen erhobnen kleinen Brandenburg" zu sprechen. Wenn Graf Yorck tiefer in die Vorgeschichte dieser Erhebung eingedrungen wäre, würde er dieses Wort schwerlich so leichthin niedergeschrieben haben. Friedrich war sicherlich nicht frei von Eitelkeit und Prunksucht; aber seine Motive für die Erstrebung der Königswürde waren wesentlich größer und lagen tiefer. Er — und lange Zeit er ganz allein — erkannte die vorwärtstreibende, staatsbildende Kraft des so hart angefochtenen Schritts. Und das machte diesen für ihn zur Gewissenssache. Dadurch ist er für Preußen und seine geschichtliche Stellung eine weltgeschichtliche Größe geworden. Auf dem von ihm in der Schaffung des preußischen Königtums gelegten Grunde baute sich die preußische Geschichte auf. In ihr aber lagen die treibenden Kräfte für die deutsche Politik der preußischen Könige. In der Schloßkirche zu Königsberg wurde am 18. Januar 1701 der Grund zu der großen geschichtlichen und politischen Aktion gelegt, die am 18. Januar 1871 im Spiegelsaale des Versailler Schlosses ihren rühmlichen Abschluß fand.

In diesem Sinne hat Eberlein seine Aufgabe aufgefaßt und gelöst. Für die Porträtähnlichkeit war in dem Königsberger Standbilde Friedrichs von Andreas Schlüter, einer prachtvollen, den König im römischen Imperatorenkostüm darstellenden Arbeit, und in zahlreichen Bildnissen Friedrichs der Anhalt gegeben. Die Figur des Königs hat Eberlein vielleicht ein wenig gereckt, das wenn auch nicht große, doch bemerkbare Gebrechen Friedrichs — er war infolge eines Falles in seiner Kindheit an der Wirbelsäule ein wenig gekrümmt — hat er ignoriert und mit dem Königsmantel bedeckt. Beides, wie uns scheint, mit Fug und Recht zu Gunsten der monumentalen und für das Königtum typischen Erscheinung. Der König ist dargestellt in dem glanzvollen, der Mode des damaligen französischen Hofs entsprechenden Krönungskostüme. Daraus ergiebt sich auch eine gewisse repräsentative Pose als in diesem Falle ganz berechtigt, ja nötig. Der reiche, herrliche Falten werfende Purpurmantel, der Schmuck des Schwarzen Adlerordens, das mit der rechten Hand vorgestreckte Szepter, auch der befriedigte und auf das erreichte Ziel stolze Gesichtsausdruck, alles königlich.

Als Zeitgenossen erscheinen hier Andreas Schlüter und Graf Eberhard Danckelmann. Was Andreas Schlüter als Bildner und Architekt für Berlin bedeutet, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Das Schloß, das Zeughaus und das schönste Denkmal Berlins, der Große Kurfürst auf der Langen Brücke, verkünden seinen Ruhm deutlich genug. Erfreulich aber ist es, daß der Kaiser unter den Zeitgenossen der Fürsten im Schmuck der Siegesallee auch die Künstler nicht vergessen hat, und daß gerade zwei Bildhauern diese wohlverdiente Auszeichnung zu teil wird, außer unserm Schlüter auch dem Schöpfer des Friedrichsdenkmals und des Sarkophags der Königin Luise, dem Meister Christian Rauch, dessen Büste Karl Begas bei der Gruppe Friedrich Wilhelms IV. ausgeführt hat. Eberlein hat Schlüters Büste meisterlich gestaltet. Unter dem langen Haar ein sinniges, fein charakterisiertes Künstlergesicht, die Augen prüfend auf eine der berühmten Masken sterbender Krieger gerichtet, mit denen Schlüter das von ihm erbaute Zeughaus so unvergleichlich geschmückt hat. Die Büste Danckelmanns, des später bei dem Könige in Ungnade gefallnen allmächtigen Günstlings, zeigt den Minister in der Allongeperücke mit ernstem, klugem Gesicht, den Finger bedächtig nachsinnend ans Kinn erhoben. Beide Büsten erwecken mit Recht allgemeines Interesse.

Während vorn auf den Banklehnen rechts und links, in Marmor gemeißelt, bei den Kurfürsten die kurfürstliche Krone als bezeichnendes Ornament angebracht ist, erscheint bei den Königen an derselben Stelle die Königskrone. Nur an dem Denkmal Friedrichs I., der beides, Kurfürst und König, gewesen ist, steht auf den beiden Banklehnen, wie bei den übrigen Kurfürsten, noch das kurfürstliche Symbol. Die vergoldete, königliche Krone prangt hier am Sockel über einer Cartouche. Gegen die ornamentale Verwendung dieser Kronen ist an sich nichts zu sagen. Der goldne Glanz — am Denkmal Friedrichs des Großen sind die Kronen statt aus Marmor aus Goldbronze gefertigt — unterbricht ganz wirksam die reichlich vorhandnen weißen Marmorflächen. Fraglich ist nur, ob sich die Goldbronze als einigermaßen wetterbeständig erweisen wird. An der neuerlich enthüllten Gruppe Friedrich Wilhelms I. ist sie gleichfalls verwandt und nimmt sich dort stattlich aus, an der ältern Friedrichs des Großen scheint sie schon jetzt abzublassen und an Glanz zu verlieren. Wenn sich das wirklich dauernd als richtig erweisen sollte, so entstünde die Gefahr, daß diese Kronen ein talmiartiges Ansehen bekämen. Das würde gerade bei diesen Denkmälern unerträglich sein. Indessen zur Not wird sich ja hier leicht ein solider und wetterfester Ersatz schaffen lassen.

Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken, als den zwischen Friedrich I. und seinem Sohne, dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. Dort

Prunk und Glanz, hier schlichteste Einfachheit, ja Derbheit. Diese grundverschiedne Art tritt uns auch in den Standbildern, ja man kann sagen in den Gruppen der beiden ersten Könige entgegen. Die Gruppe Friedrich Wilhelms I. atmet durchweg schmucklose Einfachheit und Schlichtheit. Sie ist das Werk des durch sein Leipziger Denkmal bekannten Professors Rudolf Siemering und, wie von diesem nicht anders zu erwarten war, eine hervorragende künstlerische Leistung.

Die Bedeutung Friedrich Wilhelms I. ist lange Zeit unterschätzt gewesen. Jetzt wird sie allgemein anerkannt. Er war in gewissem Sinne der Begründer der drei großen preußischen Machtstützen, des Heers, des Beamtentums und der Volksschule. Ein derber und rauher Herr, oft hart und eng, aber ein großer Organisator, Volkswirt und Finanzmann, und zugleich ein gestrenger und wohlmeinender Hausvater. Er hat das Schwert geschmiedet und geschliffen, mit dem sein großer Sohn die Siege gegen eine Welt von Feinden erfochten hat.

Siemering hat es verstanden, sein Bild als König und als Charakter individuell und zugleich als Typus gemeinverständlich zu gestalten. In stattlicher Größe und Breite erscheint der König in dem offnen, vorn zwar mäßig betreßten, aber doch einfachen brandenburgischen Generalsrock. Über der langen Schoßweste trägt er um die Taille die bequem umgelegte Schärpe mit den beiden langen preußischen Quasten. In der linken Hand hält er am Degengriff ungezwungen die Handschuhe, während die Rechte sich fest auf den Knopf des langen und derben spanischen Rohrs stützt. Die Beinkleider liegen eng an, und vom Knie ab stecken die kräftig modellierten Waden in knapp anliegenden Gamaschen. An den Füßen trägt der König Schuhe mit starken Sohlen. Zwischen den Füßen liegen Schriftstücke und ein Buch, wie wenn der musterhaft pflichttreue und auch in den Regierungsgeschäften fleißige König sich eben erhoben hätte, um einen militärischen Befehl zu erteilen. Das ein wenig seitwärts gewandte, energische, biedere Gesicht sieht klug und herrscherbewußt unter dem auf dem gelockten Haar sitzenden Dreispitz hervor. Die ganze Figur ist ein geschichtliches, einheitliches Charakterbild von großer Schönheit. So etwa wird man sich den König zu denken haben, als er die um ihres Glaubens willen vertriebnen Salzburger bei sich aufnahm und begrüßte. Die Siemeringsche Figur sagt in der That alles, was von Friedrich Wilhelm I. zu sagen ist. Darum haben hier auch die Inschriften auf beiden Seiten des völlig schlichten Sockels ihr gutes Recht. Auf der linken Seite des Königs: „Ich komme zu Meinem Weg und stabiliere die Souveränität und setze die Krone fest wie ein Rocher von Bronze," und auf der andern Seite: „Wo selbst das Haupt die Hand legt an, schafft Recht und Schutz dem Unterthan und spart, was jedes sparen kann, da geht des Landes Wohlfahrt an." Ob dieser zweite Spruch vom Könige herrührt, wissen wir nicht. Bezeichnend für ihn ist er ohne jede Frage. Der erste Ausspruch dagegen erscheint hier in der authentisch festgestellten, historischen Fassung, während er gewöhnlich etwas abweichend zitiert wird. Die Form, daß der König hier die Souveränität stabiliert und die Krone festsetzt wie „ein" Rocher von Bronze — gewöhnlich zitiert man: wie „einen" Rocher —, braucht man nicht dahin zu pressen, daß Friedrich Wilhelm unter dem Rocher von Bronze sich selbst verstanden habe. So grammatisch genau nahm man es damals mit der Sprache nicht, am wenigsten dieser souveräne König bei mündlicher Rede. Es ist sehr wohl möglich, daß Souveränität und Krone als Rocher von Bronze bezeichnet werden sollten. Viel kommt darauf nicht an. Denn auch die streng grammatische Auslegung giebt zur Not einen ganz guten Sinn.

Als Zeitgenossen stehn Friedrich Wilhelm I. der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und der Minister Heinrich Rüdiger von Ilgen zur Seite, der alte Dessauer mit dem Dreispitz auf dem kernig und ansprechend modellierten Kopfe, über der

Uniform den Soldatenmantel tragend, bei aller Strenge und Energie wohlwollend unter dem Hute hervorschauend, Ilgen dagegen, der „alte, habile, treue, brandenburgische Vater," wie sein König ihn ehrend genannt hat, mit einem überaus klug, vorsichtig, fast neugierig blickenden Diplomatengesicht unter der stattlichen Allongeperücke. Beide Büsten sind feinsinnig konzipiert und sehr gut ausgeführt. Der charakteristischen Schlichtheit und Einfachheit Friedrich Wilhelms I. entspricht die völlige Schmucklosigkeit dieser Gruppe. Kein Ornament ziert die glatte Banklehne. Für die Gesamtwirkung der Gruppe ist auch diese feine Enthaltsamkeit Siemerings von wesentlicher Bedeutung.

Die schwächste Seite Friedrich Wilhelms I. sind seine bekannten Mißgriffe in der Erziehung des Kronprinzen. Immerhin handelte der König dabei in dem vollen Bewußtsein der ungeheuern Verantwortung, die ihm oblag, und in der Meinung, daß er den Kronprinzen mit unbeugsamer Energie so zu behandeln verpflichtet sei. Man kann nicht behaupten, daß der Kronprinz nicht auch seinen guten Anteil Schuld an den Mißverhältnissen getragen habe, unter denen er so schwer zu leiden hatte. Immerhin erscheint es uns fast wie ein Wunder, wie glücklich schließlich diese merkwürdige Episode in der Geschichte des preußischen Königshauses ausgelaufen ist. Denn wie immer man auch über Friedrich II. urteilen mag, unbestritten gehört er zu den größten Männern der Weltgeschichte. Unser Volk nennt ihn den alten Fritz und vermag sich ihn kaum anders als im Alter vorzustellen.

Daraus erklärt sich das Erstaunen bei der Enthüllung seines, wie schon erwähnt worden ist, von Josef Uphues geschaffnen Standbilds. Man hatte eine Statue des alten Fritz erwartet und erblickte eine ungemein lebensvolle Figur des noch in voller Jugendkraft stehenden Königs, und diese Figur in so ungewohnter, fast dramatisch wirkender Auffassung, daß man sich mit diesem ganz neuen Eindruck, den man empfing, erst abfinden mußte, bevor man zur vollen Würdigung des originellen Kunstwerks gelangte. Ein wirkliches und großes Kunstwerk ist dieser Uphuessche Friedrich der Große, und es hat auch gar nicht lange gedauert, bis dieser Eindruck allgemein durchschlug. Friedrich, den Dreispitz auf dem Haupte, steht da in seiner vorn offnen Generalsuniform, über der Weste das breite Band des Schwarzen Adlerordens. Die Beinkleider sind in die bis über das Knie reichenden weichen und eleganten Reiterstiefel gesteckt; um die Schoßweste legt sich lose die Schärpe, der Uniformrock, genau nach dem vom Könige getragnen, im Hohenzollernmuseum aufbewahrten Rocke gearbeitet, bauscht sich über dem links darunter hervorragenden Degengriff leicht und natürlich ein wenig zur Seite. Der rechte Arm ist ausgestreckt und hält mit der behandschuhten Hand den berühmten Krückstock schräg zur Seite, während die linke Hand mit dem zusammengefalteten Handschuh zwanglos hinten auf dem Rücken liegt. Das sich unter dem mit Agraffe und Plümage geschmückten Dreimaster hervordrängende, leicht gekräuselte Haar ist hinten zu einem der Zeit entsprechenden, kurzen Zopf zusammengefaßt und von einer Quaste zusammengehalten. Der König hält den Kopf, scharf nach links schauend, zur Seite, sodaß das bekannte, hier noch jugendlich schöne Gesicht, wenn man vor dem Denkmal steht, im schärfsten Profil erscheint, eine in der plastischen Kunst kaum erhörte und nicht wenig gewagte Wendung, die nur ein seiner Sache völlig sichrer Künstler riskieren konnte. Der König steht vor einem Baumstumpf, ohne sich im geringsten anzulehnen. Die Haltung ist völlig natürlich, ohne jede theatralische Positur, aber von ganz überraschender Lebendigkeit und realer Naturwahrheit. Man muß sich den König vorstellen, wie er etwa nach der Schlacht von Hohenfriedberg im Vollgefühl der von ihm errungnen Erfolge eine Welt von Feinden in die Schranken fordert, seines endlichen Siegs zuversichtlich gewiß. Es

ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß in dieser scharf profilierten Haltung der Figur ein herausfordernder Zug liegt; aber man vergesse nicht, daß der König nach den unerhörten Erfolgen, die er im zweiten schlesischen Kriege als dreiunddreißigjähriger Mann errungen hatte, in der That in der Stimmung war und sein mußte, einer Welt von Feinden trotz zu bieten. Das stolze Selbstvertrauen, das Uphues hier in der mittelgroßen, fast zierlichen Gestalt zum Ausdruck bringt, entspricht ganz und gar der damaligen Lage der Dinge und erscheint als volle psychologische Wahrheit. Hier wie bei Brütts Standbilde Ottos des Faulen empfindet man ebenso die geniale Konzeption des Künstlers, wie seine völlig selbständige Vertiefung in die psychologische Seite seiner Aufgabe. Er hat Leben geschaffen. Darin liegt das Geheimnis der unvergleichlichen Wirkung. So erklärt sich denn auch der große Eindruck auf das Publikum. Man kann täglich in der Siegesallee beobachten, wie Leute, die dieses Denkmal zum erstenmal sehen, anfänglich mit leisem Kopfschütteln davor stehn. Die ganze Figur vom Kopf bis zu Fuß weicht ihnen gar zu sehr von allem Konventionellen, von allem bis dahin Dagewesenen und Gesehenen ab. Aber immer wieder zieht es das Publikum zu dieser Figur zurück, und immer wieder endet die fortgesetzte Betrachtung mit unverhaltner Bewundrung.

Eins muß zugegeben werden. Uphues ist mit der scharfen Charakterisierung des Königs bis an die Grenze des künstlerisch Möglichen gegangen. Er durfte auch nicht um eines Haares Breite weitergehn, wenn er nicht der Gefahr des Karikierens, des Übertreibens verfallen wollte. Aber gerade darin, daß er diese feine Linie inne gehalten, daß er Maß gehalten, daß er mit seiner Hand die Gefahr der Übertreibung vermieden hat, liegt die Größe der künstlerischen Leistung. Der Kaiser und ganz Berlin können mit gerechter Befriedigung auf dieses in seiner Art einzige Denkmal sehen. Ein Vergleich mit dem großen Rauchschen Friedrichsdenkmal kommt gar nicht in Frage. Man denkt gar nicht daran, diesen Friedrich mit der Reiterstatue vor dem Palais unsers alten Kaisers Wilhelm zu messen. Jedes der beiden Meisterwerke ist so original, so selbständig, so einheitlich, daß ein Vergleich ausgeschlossen ist.

Von den beiden Büsten dieser Gruppe stellt die eine den Feldmarschall Grafen Kurt Christoph von Schwerin dar, der im Siebenjährigen Kriege vor Prag mit der Fahne in der Hand fiel. Sie reicht an die Schadowsche Figur Schwerins auf dem Wilhelmsplatz nicht hinan. Das war schon durch die Schranken der Büste ausgeschlossen. Uphues hat sich auch wohl, wenn wir recht vermuten, mit gutem Vorbedacht angesichts der Gestalt des Königs hier beschieden. Auf der andern Seite steht die Büste des großen Tonkünstlers Johann Sebastian Bach, ein Notenheft in der einen, die Gänsefeder in der andern Hand. Die Büste ist schlecht und recht als wohl gelungen zu bezeichnen.

Die Gruppe Friedrichs des Großen steht hart an der Südseite der Charlottenburger Chaussee, also der Baumbachschen Doppelgruppe der Markgrafen Ottos III. und Johanns I. gegenüber. Jenseits der Charlottenburger Chaussee folgt die von Albert Brütt, dem genialen Schöpfer der Figur Ottos des Faulen, ausgeführte Gruppe des Königs Friedrich Wilhelms II.

Ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem und seinem großen Oheim und Vorgänger in der Regierung. Auf den großen König folgte ein schwacher König, auf den König der Aufklärung und Skepsis ein König der ausgesprochen reaktionären Orthodoxie und des mechanischen Lehrzwangs; auf Friedrichs des Großen weisen und verständigen Minister Zedlitz folgten Wöllner und Bischoffwerder, und der König war Wachs in ihren Händen. Zwar war Friedrich Wilhelm nach dem Hinscheiden des im Alter grämlich, mißtrauisch, verhärtet und unzugänglich gewordnen

großen Königs vom Volke mit Begeisterung aufgenommen worden. Seine ritterliche Erscheinung, seine würdevolle Haltung, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein herablassendes, zuthuliches, freundliches Wohlwollen gegen jedermann ohne Unterschied des Standes hatten ihm, solange er „Prinz von Preußen“ war, die Herzen gewonnen. Er war trefflich begabt, hatte viel gelernt und interessierte sich mit Verständnis für die Kunst, namentlich für die Musik, sowie für die vaterländische Litteratur. Er war auch voll guten Willens für seine königlichen Aufgaben. Aber es fehlten ihm die eiserne Willensstärke, die Arbeitslust, die Selbstzucht seiner Vorgänger. Seine sittliche Kraft versagte nur allzuoft, und seine Milde und Nachsicht, sein behagliches Vertrauen auf ihm bequeme Ratgeber und Minister führten ihn auf Wege, die für ihn wie für das Land verhängnisvoll wurden. Die Großväter der jetzigen, ältern Generation haben ihn noch gekannt und ihren Söhnen und Enkeln vom „dicken Wilhelm,“ wie er im Volke allgemein hieß, und von dem schier unglaublichen Klatsch über dessen persönliches und Hofleben erzählt. So erklärt es sich, daß gerade Friedrich Wilhelm II. den Berliner Bürger- und Beamtenkreisen verhältnismäßig bekannt ist. Nur dient das, was man von ihm weiß und weiter erzählt, nicht gerade dazu, das Bild des Königs zu heben und Sympathie für ihn zu erwecken.

Brütts Aufgabe war unter diesen Umständen nicht leicht. Dabei war er hier in weit stärkerm Maße als bei der Darstellung Ottos des Faulen historisch gebunden. Die Gerechtigkeit nötigt zu dem Anerkenntnis, daß Brütt auch hier seine heikle Aufgabe glänzend gelöst hat. Die stattliche Figur des Königs ist bequem und behaglich gegen einen Baum gelehnt, über den der vom Könige lässig abgeworfne Mantel fällt. Sie trägt die elegante damalige Generalskleidung. Wenn man diese Gestalt und den Ausdruck des Gesichts studiert, so wird man zugeben müssen, daß diese Erscheinung in Haltung und Ausdruck vollständig dem Bilde entspricht, das uns die unparteiische Geschichtschreibung von Friedrich Wilhelm II. überliefert. Und dabei wird man eine Reihe seiner Züge finden, mit denen der Künstler seinem Werke den Stempel konkreter Individualität aufgedrückt hat. Brütts von innen herauskonstruierende Genialität ist auch hier unverkennbar. Die leichte, etwas lässige Art, wie sich der König mit dem Stocke in der Hand hinten anlehnt, die ganze sehr diskrete Linienführung der Figur, der vornehme und königliche Ausdruck bei aller behaglichen Weichheit und Freundlichkeit zeigen auch hier den Künstler, der sich nicht bloß äußerlich mit der ihm gestellten Aufgabe abgefunden, sondern sich in diese selbständig und persönlich vertieft hat.

Zur Rechten des Königs sehen wir den Großkanzler van Carmer, der mit der Hilfe des großen preußischen Juristen Suarez das preußische Allgemeine Landrecht und die Allgemeine Gerichtsordnung geschaffen hat. Für die Porträtähnlichkeit bot eine im Justizministerium vorhandne ältere Büste Carmers guten Anhalt. Noch interessanter ist die zur Linken stehende Büste des großen Königsberger Philosophen Immanuel Kant, der äußerlich und auch nach seiner Persönlichkeit und Philosophie einen prägnanten Gegensatz zu Friedrich Wilhelm II. bildet. Brütts Kantbüste ist ein kleines Meisterstück.

Friedrich Wilhelms III. Standbild mit den Büsten Blüchers und Steins fehlt noch. Die Gruppe ist von Eberlein ausgeführt und verspricht eine der schönsten zu werden.

Friedrich Wilhelm IV. ist von Karl Begas dargestellt als junger König, etwa zur Zeit der Thronbesteigung, als er fünfundvierzig Jahre alt war und ganz Preußen, ja Deutschland dem geistreichen und beredten Fürsten zujubelte, von dem man die Herbeiführung einer neuen, großen, freien und glücklichen Zeit, die Erfüllung aller seit den Freiheitskriegen gehegten idealen Träume erhoffte. Die Ge-

stalt des Königs trägt die preußische Generalsuniform der damaligen Zeit. Der König hält den Federhut in der ungezwungen herabhängenden rechten Hand; die linke ist auf die Hüfte gestützt. Hübsch und malerisch wirkt der lose über der rechten Schulter hängende Mantel. Er verdeckt wenigstens zum Teil den wenig schönen Generalsfrack. Mit Geschick ist auch die der künstlerischen Verwertung widerstrebende Cylinderhose behandelt. Die Figur macht Pose, aber nicht ungeschickt, und sie mag im ganzen wohl der in der Bevölkerung herrschenden Auffassung des Königs entsprechen. Wir glauben freilich nicht, daß diese Auffassung der tiefen und edeln Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. genügend gerecht wird.

Recht gut ist die Büste Alexander von Humboldts; besser, sprechender und ähnlicher als die Denkmalsfigur vor der Berliner Universität. Ähnlich ist auch die Büste Rauchs. Nur hätte der Künstler seinen berühmten Kollegen auch in Büstenform etwas weniger steif, hofmäßig und philiströs erscheinen lassen können. Rauch war ein feiner, freundlicher und liebenswürdiger Herr und weder so steifleinen, noch so langweilig, wie diese Büste uns ansieht.

In nächster Zeit wird Reinhold Begas das Standbild Kaiser Wilhelms I. mit den Büsten Bismarcks und Moltkes als letzte Gruppe der ganzen Reihe aufstellen. Von Rechts wegen müßte diese Gruppe die Krone aller andern werden. Das Zeug dazu hat Reinhold Begas ohne Zweifel. Wie er aber auch seine Aufgabe gelöst haben mag, schön und künstlerisch wird die ihm anvertraute abschließende Gruppe sicherlich wirken.

Noch im Laufe dieses Jahres wird das große Werk, das unser Kaiser in der Siegesallee geplant und mit seiner impulsiven Energie schneller, als man zu hoffen wagte, dem Abschluß entgegengeführt hat, vollendet sein. In der ganzen Welt giebt es nichts ähnliches. Man hat für die Gruppen der Siegesallee ein Material gewählt, dessen Wetterbeständigkeit nach dem Urteil der Sachverständigen vollkommen geeignet sein soll, den zerstörenden Unbilden unsers nordischen Klimas Trotz zu bieten. Möge allen, die diese geschichtliche und künstlerische Straße in Augenschein nehmen, deren Sprache ans Herz dringen. Möge sie, um mit Heinrich von Treitschke zu reden, den Gliedern unsers Volks, auch den kommenden Geschlechtern klar zum Bewußtsein bringen, daß es hier die Marksteine eines Werdegangs vor sich hat, der in konsequentem, weltgeschichtlichem Fortschritt schließlich zur Wiedergewinnung des uns so lange versagt gebliebnen höchsten aller Volksgüter geführt hat, zu der gerechten, stolzen Freude am deutschen Vaterlande! xr

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schriften über Religion. Adolf Harnack, der berühmte Dogmenhistoriker, hat in sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten die Fragen beantwortet: Was ist Christentum? was ist es gewesen, was ist es geworden? Ein Zuhörer hat die freien Vorträge stenographiert und ihn mit der Umschrift überrascht. Nach dieser hat er sie herausgegeben unter dem Titel: Das Wesen des Christentums (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1900). Im vorigen Jahr ist das zehnte Tausend erschienen. Es sei, meint er, zu loben, daß in unsrer Zeit viel lebhafter und dringender nach dem Wesen des Christentums gefragt

werde als noch vor dreißig Jahren. Der Antwortende müsse vor allem bedenken, daß die christliche Religion weder ein ethisches noch ein soziales Arkanum, sondern etwas ganz persönliches sei. Schau der verwunde sie, der zuerst frage, was sie für die Kultur und den Fortschritt geleistet habe, und danach ihren Wert bemessen wolle. Goethe habe recht mit seinem Worte: „Die Menschheit schreitet immer fort, und der Mensch bleibt immer derselbe.“ Auf diesen Menschen eben, der mitten in allem Wandel und Fortschritt derselbe bleibt, beziehe sich die Religion. Harnack schält nun den Kern der Religion Jesu heraus aus den Synoptikern, die er allein als Quellen im strengen Sinne des Worts gelten läßt, zeigt dann, wie die Jünger diesen Kern aufgefaßt und dabei einigermaßen verhüllt und verändert haben, wie sich zu seinem Schutz das Dogma und die Hierarchie bildeten, sich bilden mußten, was aus ihm in der griechischen und in der römischen Kirche geworden ist, was der Protestantismus zu seiner Befreiung aus den historischen Schutzhüllen, die ihn mit der Zeit gefälscht und beinahe erstickt haben, gethan hat. Die Vielspältigkeit des Protestantismus hält er für kein Übel. Wenn man uns vorhält, schreibt er: „Ihr seid zerspalten — so viel Köpfe, so viel Sinne, so erwidern wir: So ists, aber wir wünschen nicht, daß es anders wäre; im Gegenteil — wir wünschen nach mehr Freiheit, noch mehr Individualität in Aussprache und Lehre; die geschichtlichen Nötigungen zu landes- und freikirchlichen Bildungen haben uns nur zu viel Schranken und Gesetze auferlegt, wenn sie auch nicht als göttliche Ordnungen verkündigt worden sind; wir wünschen nach mehr Zuversicht zu der innern Kraft und zu der Einheit schaffenden Macht des Evangeliums, das sich im freien Kampf der Geister sichrer durchsetzt als unter Bevormundung“; vorausgesetzt, daß es noch gelesen wird, muß man da doch wohl hinzufügen. Mit dem Atheismus setzt er sich nicht auseinander, sondern bemerkt am Schluß nur kurz: „Die Religion, nämlich die Gottes- und Nächstenliebe, ist es, die dem Leben einen Sinn giebt; die Wissenschaft vermag das nicht.“ Nicht allen, aber Tausenden werden die Lösungen der schwebenden Fragen, die Harnack hier darbietet, genügen. — Weit weniger optimistisch urteilt Dr. Eberhard Zirngiebl (Zur religiösen Frage; München, C. H. Beck, 1900) über die Lage; er sieht die moderne Welt an einem Abgrund stehn; kein Wunder, da er die Rettung vom Altkatholizismus hofft, der doch nun einmal wenig Aussicht auf eine große Zukunft hat. Zirngiebls Polemik gegen den römischen Katholizismus wiederholt nur tausendmal gesagtes, dagegen enthalten seine gegen den Monismus Haeckels gerichteten philosophischen Betrachtungen Originelles und Beachtenswertes. — Jesus von Nazareth von Karl Lessing, Theologen (Eßlingen a. N., in Kommission bei Wilh. Langguth, 1900) ist eine Evangelienharmonie mit Erläuterungen. Aus diesen geht hervor, daß der Verfasser die meisten Ergebnisse der modernen Bibelkritik annimmt, die Gottheit Christi und seine übernatürliche Geburt ablehnt, dagegen aber an die leibliche Auferstehung, an Wunder und Dämonen glaubt. Als Beweis dafür, daß es ein organisiertes Reich der bösen Geister gebe, führt er an — den Jesuitenorden. — Ein klassisches Büchlein ist das der evangelisch-reformierten Gemeinde in Leipzig zum Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens gewidmete: Christentum und sittlich-soziale Lebensfragen. Vier volkstümliche Hochschulvorträge von Carl Bonhoff, Pastor der genannten Gemeinde (Leipzig, G. B. Teubner, 1900). Von einem Standpunkt aus, der so ziemlich mit dem Harnacks zusammenfällt, behandelt der Verfasser in einer Weise, die jeden anziehn muß und die meisten Leser befriedigen wird, folgende Themata: 1. Die Wertschätzung der bürgerlichen Gemeinschaften und die sozialen Tugenden. 2. Die Wertschätzung der Persönlichkeit und die Pflichten des Einzelnen gegen sich selbst. 3. Der sittliche Kampf des modernen Kulturmenschen (dieses Kapitel enthält eine sehr gute Darstellung und Lösung des Freiheitsproblems).

4. Die Religion Jesu als Kraftquelle der Sittlichkeit. Schon diese (die vierte) Überschrift giebt den richtigen Begriff von dem Verhältnisse zwischen Religion und Sittlichkeit.

Predigtbücher und Religionshandbücher gehören nicht in die Grenzboten, sondern in Fachzeitschriften, deshalb wollten wir eigentlich zwei diesen Klassen angehörige Bücher, die uns zugegangen waren, ungelesen beiseite schieben. Nachdem wir aber einen Blick hineingethan hatten, besannen wir uns anders. Die Dorfpredigten von Gustav Frenssen, Pastor in Hemme in Holstein (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900), werden auch Stadtleute erbauen. Wir möchten Männer, die das Kirchegehn verlernt haben, einladen, ein paar dieser schlichten, gemütvollen, verständigen und verständlichen Predigten zu lesen und dann folgende Erwägung anzustellen. Ist es nicht etwas großes, daß an die Stelle der Schlächterszenen, die im Altertum auch bei den religiös am höchsten stehenden Völkern, bei Juden und Griechen, den Hauptbestandteil des Gottesdienstes ausmachten, würdiger Gesang, Schriftlesung und Predigt getreten sind? Daß allsonntäglich in vielen tausend Kirchen viele Millionen Menschen, die bei mühseliger Körperarbeit oder geistloser Schreibarbeit weder die Mittel noch die Kraft noch die Lust haben, sich privatim irgendwelche Geistesnahrung zu verschaffen, daß diese Millionen mit verständigen, erhebenden, reinigenden, tröstenden, ermutigenden Vorstellungen erfüllt werden? Und mag auch die Frucht für das Leben noch so gering sein, ist es nicht schon ein ungeheurer Gewinn, daß diese Arbeitstiere wenigstens eine Stunde in der Woche Menschen sind, als Menschen angesprochen werden, sich als Menschen fühlen, daß sie also das Menschsein nicht ganz verlernen? Und wenn auch wahrscheinlich die meisten Predigten wenig Wert haben und sich mit denen von Frenssen nicht vergleichen lassen, sind sie nicht immer noch der Zeitung und den Bierpredigten der Volksredner vorzuziehn? Und ist dieser in der gesamten Kulturwelt fest begründete Gottesdienst, den durch Theatervorstellungen und Museumsbesuche ersetzen zu wollen ein eitler Gedanke ist, nicht Beweis genug für die Göttlichkeit der Kraft, die ihn vor 1870 Jahren geschaffen und den Tieropfern ein Ende gemacht hat?

Das andre aber ist ein Buch, das großen Einfluß ausüben dürfte, wo es nicht eine vollständige Umwälzung zu Wege bringt: Der religiöse Jugendunterricht, als Hilfsbuch für die Lehrer auf Grund der neusten wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet von Friedrich Steudel, Pastor an St. Remberti in Bremen. Zweiter Hauptteil: Der systematische Aufbau. (Stuttgart, Max Kielmann, 1900.) Nachdem der Verfasser im Vorwort einiges darüber gesagt hat, wie sein Buch gebraucht werden könne, fährt er fort: „Daß die Kritik mein Werk im allgemeinen viel weniger daraufhin als auf die »Christlichkeit« des darin vertretnen Standpunkts und auf seine Schädlichkeit für die Jugend untersuchen wird, dessen bin ich gewärtig usw.“ Anstatt eines Inhaltsverzeichnisses, das nichts nützen würde, legen wir den Lesern aus dreien der behandelten Gebiete je eine Probe vor. 1. Haeckels Welträtsel sind eine „in ihrer naiven Allwisserei, für die es nichts Rätselhaftes mehr giebt, geradezu bewundernswerte Arbeit.“ Haeckel „kennt noch die Ideale des Guten, Wahren und Schönen. Aber wie und warum diese Ziele von Menschen angeeignet werden, wird nicht gesagt. Sie erscheinen, ein deus ex machina, als konventioneller Aufputz auf eine Weltanschauung, in der eine Moral keinen Sinn und Raum mehr hat.“ 2. „Im Priestertum liegt der Fluch der Religionen. Der Priester hat die Pflege der Religion zum ausschließlichen Lebensberuf gemacht. Die Veranlassung dazu liegt in dem Bestreben der Religionsgemeinschaft, sich als solche zu erhalten. Ihrer Selbsterhaltung glaubt die Religionsgemeinschaft am besten durch Bestellung führender und über die Tradition wachender

Organe dienen zu können. Darin nun, daß diese Organe, wie sie auch immer heißen mögen, thatsächlich und buchstäblich von der Religion leben, liegt die kaum zu umgehende Gefahr, daß die Religion zu einem Mittel für persönliche Zwecke degradiert wird." 3. „Wir unterscheiden das Ideal streng von dem Pflichtgebot, das ihm gegenüber nur eine untergeordnete Stellung einnimmt. Die Pflichtforderung, z. B. das Gebot der Mäßigkeit, ist immer erst aus dem Ideal abgeleitet und hat ohne dieses keinen Sinn. Das Pflichtgebot ist der notwendige Zügel der stumpfen, unselbständigen Masse. Vom Ideal losgetrennt, wird die Pflicht zur Quälerei und hat höchstens disziplinaren Wert. Sie ist gut für Rekruien, die man drillt, für Knabeninternate und Internate geistig Zurückgebliebner; aber Männern, die ein bewußtes geistiges Leben führen, damit zu kommen, ist eine Lächerlichkeit. Nach dem Sinn moralistischer Krämerseelen, aktenstaubiger Bureaukratencharaktere und philiströser Uhrwerksnaturen — es sind die Leute, die bei Goethe nie über das Anstößige seines Lebenswandels hinüberkommen — müßte Jesu Lehre ganz anders aussehen, einer militärischen Instruktion und einem schulmeisterlichen Katechismus gleichen. Gottlob ist sie ganz anders.... Die Methode, aus der Not eine Tugend zu machen und das sacrificium intellectus, ja des eignen Willens als höchste sittliche Tugend zu behandeln, hat in der Jesuitenmoral ihre höchste, sinn- und zweckvolle Ausgestaltung erfahren, hat aber als ein scheußliches Gift auch unser ganzes öffentliches Leben, das Soldatentum, das Beamtentum und den Klerus der heiligen Kirche wie des heiligen Rechts in bedenklicher Weise durchseucht." — Wenn Steudel Schule macht, wird auf dem Grunde, den er gelegt hat, eine Kirche der Gebildeten erwachsen, deren Religion mit der modernen Wissenschaft im Einklang steht. Die Frage ist dann nur, wie die Kirche der Unselbständigen aussehen soll, an denen es niemals fehlen wird, niemals fehlen darf, denn „da die Kulturarbeit der Menschheit ohne Sklaven undenkbar ist, so bilden sie einen unentbehrlichen Bestandteil der menschlichen Gesellschaft." Das versteht man, nicht aber was folgt: „aber nicht zu »Schafen« der Kirche sind sie bestimmt, vielmehr sollte man ihnen in ihrer willfährigen, auf rührende Pietät sich gründenden Abhängigkeit einen passenden, keine Selbständigkeit beanspruchenden Platz im Organismus menschlicher Kulturarbeit anweisen und sie darin ein ihrem Entwicklungsgrade entsprechendes zufriednes Glück genießen lassen." Abgesehen davon, daß, in Deutschland wenigstens, bei den Leuten, die des höhern geistigen Lebens entbehren, die willfährige Abhängigkeit und die rührende Pietät verdammt selten werden — sollen diese Leute ohne Religion leben? Und wenn sie eine haben, die von der alten kirchlichen Religion wohl nicht wesentlich verschieden sein wird, so entsteht die zweite Frage (sie entsteht eigentlich nicht, sondern sie ist schon seit anderthalbhundert Jahren die Kernfrage), wie das Verhältnis zwischen der Volkskirche und der Kirche der Gebildeten geordnet werden soll.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die englische Kirche

Von Hugo Bartels

Ebbsfleet an der östlichen Küste von Kent hat für Englands Geschichte eine Bedeutung wie kein andrer Ort. Es ist nur ein kleines schläfriges Dörfchen, das vom Verkehr abseits liegt, und doch ist es gerade seine Lage, derentwegen sein Name in das Buch der Geschichte eingetragen ist. An dem Eingange des engen, jetzt ausgefüllten Meeresarmes, der einst die Insel Thanet von Kent trennte, war es Zeuge der zwei wichtigen Ereignisse, die Englands*) Geschichte bestimmt haben. Hier landete im Jahre 449 die erste Schar der angelsächsischen Eroberer, die in anderthalb Jahrhunderten Britannien in England umwandelten. Hier auch war es, wo 597 der heilige Augustin zuerst den Fuß auf englischen Boden setzte, um den Wodansdienst der Angelsachsen durch den Glauben an den gekreuzigten Heiland zu verdrängen. Die Stimmung des Volkes war den Bekehrungsversuchen günstig. Der Glaube an die alten Götter befriedigte die Geister nicht mehr. Nach dem großen Kampfe an der Seite der Asen gegen die bösen Mächte mußte auch der hehrste Held ins Nichts versinken, und an der neuen schuldlosen Welt, die aus den Trümmern der alten erstehn sollte, hatte er keinen Anteil, während die christliche Lehre ihm ein ewiges seliges Leben verhieß. O König, sagte ein bejahrter northumbrischer Altermann, als Paulinus das Christentum im Norden verkündete, o König, des Menschen Leben ist wie des Sperlings Flug durch die Halle zur Winterzeit, wenn wir beim Mahle sitzen, und auf dem Herde ein warmes Feuer loht, und draußen der eisige Sturm dahinfährt. Er fliegt herein zu der einen Thür und verweilt einen Augenblick im Lichte und in der Wärme des Herdfeuers, dann fliegt er hinaus durch die andre in die winterliche Kälte. So steht des

*) In diesem Aufsatze ist englisch im eigentlichen Sinne zu verstehn, d. h. nur England und Wales umfassend. Schottland und Irland sind ausgeschlossen.

Menschen Leben eine Weile vor unsern Augen, aber was vorher war, was nachher kommt, wir wissen es nicht. Wenn nun die neue Lehre davon etwas weiß, so laßt uns ihr folgen.

So wurde Northumberland christlich. Doch weder Paulinus noch Augustinus, der in Kent geblieben war, war es beschieden, England dauernd zum Christentum zu bekehren. Vor dem heidnischen Gegenschlage, der von Mercia ausging, fielen die Früchte ihres Wirkens bis auf geringe Reste. Eine Zeit lang traten Augustinus und seine Nachfolger in den Hintergrund, und die Bekehrung der Angelsachsen wurde von andrer Seite begonnen, von dem Nebenbuhler der römischen Kirche, der irischen. Der Bischofsitz zu Canterbury wurde überstrahlt von dem schlichten Kloster von Lindisfarne an der Küste Northumberlands, einer Ansiedlung der irischen Mönche von Iona. Wie in unser deutsches Rheinthal sandte das vom Schicksal so grausam behandelte Irenvolk seine Glaubensboten auch nach England, und ihr Werk war dauernd. Allenthalben entstanden Klöster, deren Insassen ihren heiligen Eifer auch den Bekehrten einflößten. Cuthbert und Cädmon sind Zeugnis dafür. Endlich aber, als die Gefahr nahe lag, daß das gesamte Angelsachsenvolk der geistigen Führung des Abtes von Iona anheimfallen würde, ermannte sich die römische Kirche, und ihre straffe Verfassung gewann nach langem Kampfe den Sieg über die irische, der eine gegliederte Ordnung unbekannt war. Innere Zerfahrenheit hat schon damals den Iren die Früchte ihrer Arbeit geraubt. Auf der Kirchenversammlung von Whitby 664 unterwarf sich mit Northumberland ganz England dem Hirtenstabe von Canterbury. Von Augustins Landung rechnet die englische Kirche ihre Geschichte, und 1897 hat sie in Ebbsfleet ihr dreizehnhundertjähriges Bestehn gefeiert. Als Kirche von England kann sie jedoch erst von 664 ab gelten.

Der Sieg war vollständig. Die irischen Prediger räumten das Land ohne den geringsten weitern Widerstand, und so festgewurzelt war die irische Lehre, die sich von der römischen außerdem auch nur durch Äußerlichkeiten in der Tonsur usw. unterschied, noch nicht, daß das Volk großen Anteil an einem Wechsel hätte nehmen können, den es kaum als Wechsel empfand. So leicht sich nun die Umwälzung vollzog, und so geringfügig sie erscheinen mochte, von so großer Bedeutung war sie für die staatliche Entwicklung Englands. Noch ermangelte England der Einheit, noch bestanden die verschiednen Teilreiche nebeneinander. Aber die Unterwerfung unter die römische Kirche brachte alle unter ein geistiges Oberhaupt, den Erzbischof von Canterbury. Die kirchliche Einheit wirkte der den Germanen eigentümlichen Neigung zur Zersplitterung, die sich germanische Freiheit nennt, entgegen, und ohne es zu wollen, half die Kirche mit an der Verschmelzung der einzelnen Teile zu einem Ganzen, dem Königreich England.

Sonst tritt die Kirche in den nächsten Jahrhunderten wenig in den Vordergrund, obwohl sie nicht unthätig war und auf ihrem eigentlichen Gebiet in diesem Zeitraume vielleicht mehr leistete, als in irgend einem spätern. Mit

Erfolg arbeitete sie an der Besserung des Loses der Sklaven wie an der Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels, der in Bristol noch bis zur normännischen Eroberung blühte, und sie bemühte sich redlich, den rohen Angelsachsen zu höherer Gesittung zu führen. An dem, was auf dem Festlande vorging, nahm sie nur geringen Anteil. Die innern Wirren und die Dänennot erlaubten kaum, den Blick nach außen zu richten. Auch die abgeschiedne Lage des Landes that das ihre, der englischen Kirche eine Art Sonderstellung in der christlichen Gemeinschaft zu bewahren. Diese Sonderstellung dauerte bis zur normännischen Eroberung. Wilhelms Heerzug richtete sich ebenso wie gegen Harold auch gegen die englische Kirche, deren Haupt, Stigand von Canterbury, den Gegenpapst anerkannt hatte. Unter einem von Alexander II. geweihten Banner sammelte Wilhelm sein Heer, und als auf dem Felde von Senlac Harolds Königtum in den Staub gesunken war, traten Normannen nicht nur in die Güter der englischen Edeln, Normannen ersetzten auch die meisten englischen Bischöfe und Äbte.

Von einer Sonderstellung der Kirche konnte danach nicht mehr die Rede sein. Dem Volke fremd und durch Wilhelms Anordnungen, die kirchliche Streitfälle von dem gemischten Hundertschaftgerichte vor rein kirchliche Höfe verwies, noch mehr von ihrer Herde geschieden, konnten die neuen normännischen Geistlichen des engen Anschlusses an Rom nicht entbehren. Das Feudalwesen, das nun auch in England gesetzliche Geltung erhielt, brachte ihre Stellung noch mehr in Einklang mit der ihrer festländischen Brüder, und sie spielten fortan im Staate eine ähnliche Rolle wie diese. Es ist hier nun nicht der Ort, die Schicksale der englischen Kirche durch das Mittelalter und bis zu ihrem Bruche mit Rom zu verfolgen. Thomas a Becket bedeutet für Deutschland nicht viel, und wenn auch die Kirche von heute behauptet, die Fortsetzung der alten zu sein, so beginnt doch erst mit ihrer Lossagung von Rom eine Entwicklung, die unsre Aufmerksamkeit stärker erregt.

Die Notwendigkeit einer Kirchenverbesserung lag in England so gut vor wie in Deutschland und anderswo und wurde ebenso stark empfunden. Schon mehr als ein Jahrhundert vor Luthers Geburt hatte Wyklif nicht nur die äußere Form der Kirche, sondern ihre Seele, die Lehre von der Transsubstantiation angegriffen. Das Feuer war gedämpft worden, doch unter der Asche hatte es fortgeglommen, und der freiere Hauch des Humanismus fachte es wieder an. Tyndale übersetzte die Bibel, und in Cambridge wie in Oxford fanden Luthers Lehren begeisterte Anhänger. Nicht von diesen aber ging die Kirchenänderung aus. Der König, der für sein Auftreten gegen Luther vom Papste mit dem Titel Defensor fidei bedacht worden war, war es, der die Macht des Papsttums in England brach. Welche kleinen Ursachen doch manchmal wichtigen Staatshandlungen zu Grunde zu liegen scheinen! Ein König findet Geschmack an einem Hoffräulein, und ein ganzes Volk muß ein seit fast 900 Jahren bestehendes Verhältnis lösen.

Die Ehescheidung des englischen Blaubarts, der auf nichts so stolz war

wie auf seine strammen Beine, als einzige Ursache des Bruchs mit Rom hinstellen, hieße jedoch die Mannigfaltigkeit des Staatslebens verkennen. Es ist ganz wohl möglich, daß sich Heinrich VIII. von Rom losgesagt hätte, auch ohne Anna Boleyns Ehrgeiz, dem die Rolle einer königlichen Kebse nicht genügte. Dem oberflächlichen Betrachter erscheint Anna Boleyn als die Ursache der englischen Reformation, aber einer den tiefern Gründen nachgehenden Geschichtforschung ist sie nur ein Hebel, den der schlaue Thomas Cromwell benutzte, um seinen leidenschaftlichen Gebieter seinen weitausschauenden Plänen geneigt zu machen.

Nicht umsonst war Cromwell bei Macchiavelli in die Schule gegangen. Von allen, die je aus dem Buche des scharfsichtigen Florentiners geschöpft haben, führte er die neue Staatskunst am folgerichtigsten durch. Er glaubte das Heil Englands in einer unumschränkten Monarchie zu finden, der alle Kräfte des Landes zu freier Verfügung stehn, und er setzte alle seine Thatkraft ein, seinem Könige diese Macht zu verschaffen, unbekümmert um die Rechte, die er dabei mit Füßen trat, ohne Gewissensbisse wegen des edeln Bluts, das er vergoß, bis er selbst dem Geiste, den er gerufen hatte, erlag. Die beiden obersten Stände des Reichs, Adel und Geistlichkeit, standen ihm im Wege. Was vom alten Adel den Sturm der Rosenkriege überdauert hatte, verfiel der Axt des Scharfrichters, der unter ihm einer der wichtigsten und am meisten beschäftigten Beamten wurde, und um die Kirche zur getreuen Dienerin des Königs zu machen, löste er sie von Rom. Die Bestrebungen der Humanisten, die Hoffnungen der Protestanten waren ihm gleichgiltig, ihm kam es auf die politische Macht an. Mit demselben Gleichmute, mit dem er die Führer des Adels aufs Schafott schickte und Äbte an den Galgen hängte, überantwortete er auch Thomas Morus und Fisher dem Blocke.

Politische Rücksichten haben auch anderswo Einfluß auf den Gang der Reformation ausgeübt; aber in England geschah die Lösung von Rom nur aus politischen Beweggründen. An der Lehre selbst änderte der bissige Gegner Luthers, der Verteidiger des Glaubens, so gut wie nichts. Die ganze Kirchenverbesserung beschränkte sich darauf, daß die englische Kirche anstatt des römischen Papstes einen englischen erhielt, und daß den Klöstern und den Stiften der Garaus gemacht wurde, damit sie die Taschen des Königs und seiner Günstlinge füllten. Eine Reformation ist diese Änderung darum auch kaum zu nennen, und die freiern Köpfe, die eine wirkliche Reformation anstrebten, waren bitter enttäuscht. Neben diesen, die aus den Lehren von Wittenberg und Genf schöpften, gab es jedoch ebenso viele Anhänger des Alten, und beide Parteien hielten sich die Wage wie in Frankreich. Unter Edward VI. gewann die Partei der gründlichen Kirchenverbesserung die Oberhand, aber unter der Regierung der katholischen Maria mußte sie einem ebenso gründlichen Rückschlage weichen.

Dem kühl berechnenden, leidenschaftlosen Geiste der Elisabeth drängte sich aus der Beobachtung dieser beiden Regierungen der Gedanke auf, in einem Mittelwege das Heil zu suchen. Die große Masse des Volks neigte weder

zu der einen noch zu der andern Seite und hatte sich nur ungern den schnellen Umwälzungen unter Edward und Maria gefügt. Diese Masse, der jede einschneidende Veränderung verhaßt war, die aber doch durch ihr bloßes Dasein einer Politik, die sie zu gängeln wußte, ein großes Gewicht verleihn mußte, diese Masse zu befriedigen, war Elisabeths Ziel. Sie behandelte die ganze Frage der Kirchenverbesserung wie ihr Vater nur vom rein politischen Standpunkt, und mit dem Selbstbewußtsein einer Tudorfürstin erwartete sie, daß, was ihrer humanistischen Bildung annehmbar war, auch allen Teilen ihres Volks genügen müßte. Sie sah auf alle theologischen Streitigkeiten mit der Unbefangenheit größter Gleichgiltigkeit; aber von Glaubensfreiheit wußte sie so wenig wie die sächsischen Eiferer, die den Kanzler Krell auf den Block brachten, wie denn Glaubensfreiheit in England überhaupt ein Gewächs von nicht hohem Alter ist.

In der Trennung von Rom und der Wiederherstellung der königlichen Oberhoheit über die Kirche ging sie nur in der Bahn, die schon Cromwell eingeschlagen hatte. Ein Entgegenkommen gegen die Protestanten zeigte sich erst in den Änderungen der Lehre, die sie gut hieß, und am meisten vielleicht in der Zulassung der Priesterehe, die ihr übrigens persönlich zuwider war, wie sie der Frau des Erzbischofs Parker unverblümt zu verstehn gab. Das konnte jedoch den Protestanten nicht genügen. Es ging nicht weit genug, die englische Kirche zu einer protestantischen zu machen. Die englische Kirche ist auch später nie protestantisch geworden. Was sie mit den protestantischen Kirchen des Festlands gemein hat, ist die Verwerfung der päpstlichen Gewalt und die Anerkennung der Bibel als alleiniger Quelle der Lehre. Dem eigentlichen Wesen des Protestantismus steht sie fremd und ablehnend gegenüber, indem sie das allgemeine Priestertum verwirft und den Laien eine hierarchisch gegliederte Priesterkaste entgegenstellt, die ihre Kraft durch Handauflegen von dem Priestertum der alten katholischen Kirche herleitet. Sie sieht in ihrer Reformation keinen Bruch mit der alten Kirche wie die protestantischen Bekenntnisse Schottlands und des Festlands, sondern nur eine Fortbildung und bezeichnet sich darum selbst als katholisch.

Bei aller sonstigen Übereinstimmung der Glaubenssätze weist die Hierarchie der englischen Kirche ihren Platz näher der päpstlichen als den protestantischen Kirchen an, und das fühlen die wirklichen Protestanten auch nur zu gut.

Die Mehrzahl des englischen Volks nahm die von Elisabeth eingeführte Reformation an, teils, weil sie damit zufrieden waren, teils, weil damit wenigstens eine feste Ordnung an die Stelle des Wirrwarrs und der kirchlichen Zuchtlosigkeit trat, teils auch, weil die allmähliche Ersetzung der alten römisch gesinnten Geistlichen durch mehr protestantisch denkende einen weitern Fortschritt in der protestantischen Richtung zu versprechen schien. Neben dieser Masse, die sich fügte, gab es aber eine starke, rechts und links stehende Minderheit, der die Reformation entweder zu weit oder nicht weit genug ging. Die päpstlichen Katholiken wollten das Priestertum der englischen Kirche als

ketzerisch nicht anerkennen, die Presbyterianer verwarfen das Priestertum als solches, und den Puritanern war der Zeremonienprunk ebenso widerwärtig wie der staatliche Gewissenszwang. Trotzdem sollten auch diese in den Rahmen der Staatskirche gezwängt werden nach dem Satze: Cujus regio, ejus religio, der damals überall herrschte. Aber die Uniformitätakte verfehlte ihren Zweck, und mit der Schärfe der staatlichen Maßnahmen wuchs der Widerstand der Betroffnen wie auch die Abneigung der Staatskirche, irgendwelche Bewilligungen zu machen. Zugeständnisse an die päpstlichen Katholiken, die hinfort schlechtweg als Katholiken bezeichnet werden mögen, waren sowieso nach der Hinrichtung der Maria Stuart und dem Armadakampfe unmöglich, und ein Entgegenkommen gegen die vorgeschrittnen Protestanten hätte nach den Verfolgungen, denen sich nur eine kleine Schar durch Auswandrung nach Holland und von da nach Amerika entziehn konnte, nur dann Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn die ganze anglikanische Kirche presbyterianisch geworden wäre. So blieb der anglikanischen Kirche nichts übrig, als auf dem einmal eingenommnen Standpunkte zwischen Katholiken und Protestanten zu verharren, auch auf die Gefahr hin, in ihrer Zwitterstellung zu verknöchern.

Vereinzelt, wie sie war, mußte sie einen schweren Stand haben. Von den protestantischen Kirchen hatte sie nichts zu fürchten, wohl aber alles von der wieder erstarkenden Macht des Katholizismus. Mit richtiger politischer Einsicht suchte darum Elisabeth von vornherein eine Stütze bei den protestantischen Staaten des Festlands. Die Protestanten als solche waren ihr gleichgiltig; aber als Bundesgenossen, die im ersten Treffen gegen den gemeinsamen Feind fochten und ihn verhinderten, seine ganze Stärke zu einem Schlage gegen England zu vereinigen, waren sie ihr willkommen. Dieselbe Politik der Anlehnung an die protestantischen Staaten ist auch später eingeschlagen worden, wenn England Gefahr von katholischer Seite nahte. Als der Siebenjährige Krieg England mit einem Angriffe des katholischen Frankreichs und einer Wiederherstellung der Stuarts bedrohte, fand es schnell eine Brücke zu dem Preußenkönig, aber es ließ ihn im Stich, sobald die eigne Gefahr geschwunden und die Kriegsbeute gesichert war. Nicht innere Neigung, die Politik allein hat England in das protestantische Lager geführt.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Elisabeths Reformation eine Vermittlung zwischen Katholiken und Protestanten sein sollte, so kann man leicht verstehn, daß unter der Einheit der Form doch weitgehende Unterschiede des Wesens vorhanden sein mußten, weit größere als innerhalb der lutherischen oder kalvinischen oder heute in der evangelischen Kirche. In der evangelischen Kirche giebt es auch verschiedne Richtungen; aber ihre Unterschiede liegen in engen Grenzen, während sich in der anglikanischen Kirche die Meinungsverschiedenheiten über das ganze weite Gebiet vom Protestantismus bis zu den Pforten des Katholizismus erstrecken.

Wie es heute ist, so war es zu allen Zeiten der anglikanischen Kirche. Rechts ein Hinneigen zu Rom, links ein Drang nach größerer Freiheit. Auf

die romanisierenden Bestrebungen der Kirchenhäupter unter den ersten Stuarts folgte als Gegenwirkung die Erhebung der Puritaner und der Presbyterianer, die mit der Kirche auch das Königtum in den Staub legte, jedoch nicht fähig war, dauerndes zu schaffen. Nach des Protektors Tode kehrte die alte Ordnung zurück, aber bittere Erfahrung hatte die Kirche gewitzigt. Ihre Leiter hüteten sich fortan vor der Liebäugelei mit Rom, und die Kirche beschränkte sich darauf, bewegungslos die Stellung zu behalten, die ihr Elisabeth angewiesen hatte. Sie schritt weder vor, noch wich sie zurück, und je mehr die Gefahr von römischer Seite in den Hintergrund trat, um so weniger Ursache hatte sie, sich zu rühren, um so mehr fühlte sie sich veranlaßt, ihr Gebiet auch gegen die Protestanten scharf abzugrenzen. Sie war zufrieden, ihre Vorrechte und ihre Güter zu genießen, am Leben der Nation nahm sie keinen Anteil, und bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein führte sie ein so beschauliches Leben, daß ihr Nichtvorhandensein kaum eine Lücke in der englischen Geschichte dieses Zeitraums lassen würde. Sie begann ihr neues Leben, nein, ihr neues Dasein unter Karl II. damit, daß sie den protestantischen Flügel endgiltig von sich wies und nahe an 2000 Geistliche, die ihm angehörten, aus ihren Stellen vertrieb. Damit brach sie mit dem Protestantismus und thronte fortan in stolzer Vereinsamung unter den christlichen Kirchen. Wenn sie nicht durch ihre verneinende Thätigkeit noch Lebenszeichen gegeben hätte, man hätte meinen können, sie sei ganz versteinert. Unverändert schleppte sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, unberührt von den geistigen Kämpfen, die um sie her wogten. Die materialistische Philosophie eines Locke und Shaftesbury ließ sie ebenso unberührt wie der Pietismus Speners. Sie hatte weder Sinn noch Verständnis für etwas, das nicht wörtlich in den 39 Artikeln enthalten war. Sie that nichts, der Sittenverderbnis zu steuern, die im achtzehnten Jahrhundert allgemein war und sich von den höchsten bis auf die niedrigsten Kreise erstreckte. Von wirklichem kirchlichem Leben, von einer ernsten Auffassung der Pflichten der Seelsorge war keine Rede. Nur in selbstsüchtiger Verfolgung zeichnete sie sich aus.

Als sie mit den Protestanten brach, da genügte es ihr nicht, die Freierdenkenden aus ihrem Schoße zu vertreiben, sie wollte auch keinen Gottesdienst außer ihrem eignen dulden, und die Gefängnisse wurden mit Nonkonformisten gefüllt, bis sie nicht mehr fassen konnten. Viele endeten dort ihr Leben. Welchen Umfang die Verfolgung hatte, mag man daraus ermessen, daß, als endlich 1672 die Gefangnen losgelassen wurden, von der kleinen Gruppe der Quäker allein nicht weniger als 12000 ihre Freiheit gewannen. Bunyan hatte zwölf Jahre im Gefängnis gesessen.

Die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien brachte den Nichtanglikanern endlich Duldung, aber noch keine Gleichberechtigung mit den Anglikanern. Sie blieben nach wie vor von allen öffentlichen Ämtern, staatlichen wie städtischen, ausgeschlossen, und noch unter der Königin Anna wurde ein Gesetz erlassen, das Nichtanglikanern untersagte, als Lehrer zu wirken. Die Katho-

liken waren noch schlimmer daran. Erst 1828 wurden die Nonkonformisten in bürgerlichen Rechten den Anglikanern gleichgestellt, und den Katholiken erlaubte erst das Jahr 1830, sich als volle Engländer zu fühlen.

Bis 1828 also war die anglikanische Kirche unbestrittne Alleinherrscherin. Bei aller Selbstzufriedenheit konnte es jedoch nicht ausbleiben, daß einzelne ihrer Mitglieder die herrschenden Schäden erkannten und sich bemühten, ihnen abzuhelfen. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts entstand in Oxford eine kleine Gruppe von Männern, die in der obwaltenden Öde und Leere eine tiefere Auffassung des religiösen Lebens bekundeten, an ihrer Spitze John Wesley. Von den mährischen Brüdern beeinflußt, wurde Wesley der Stifter der zahlreichen, jetzt in mehrere Untersekten gespaltnen Methodistengemeinschaft. Er und seine Jünger wandten sich mit steigendem Erfolge an die untern, von der Kirche vernachlässigten Schichten der Bevölkerung. Leicht war die Arbeit nicht, nur zu oft fand er bei den Bergleuten und Tagelöhnern handgreiflichen Widerstand. Aber am Ende drang er mit seiner rastlosen Thätigkeit durch, die nie entmutigt wurde, und sein Wirken hatte auch heilsamen Einfluß auf Kreise, die sich den Methodisten selbst nicht anschlossen, sondern an der Kirche festhielten. Auch Wesley wollte sich nicht von der Kirche trennen; doch wie sehr er auch den Zusammenhang mit ihr zu erhalten wünschte, sie brachte ihm viel mehr Feindseligkeit als Zustimmung entgegen, und für die Methodisten war in ihr kein Raum. Die Kirche blieb die alte. So schied wieder ein Teil des Volks aus ihr aus und vermehrte die Reihen der Nichtanglikaner. Erst als die Brücken abgebrochen waren, kam es der Kirche zum Bewußtsein, daß von den Wesleyanern ein neuer Geist christlicher Pflichterfüllung ausging, und allmählich wuchs auch in ihr ein neues Geschlecht von Geistlichen heran, das etwas von diesem Geiste in sich aufnahm und anstatt mit den Edelleuten den Fuchs zu hetzen und dem Becher zuzusprechen seine Aufgabe in der Fürsorge für die Armen und Elenden sah. Jetzt ist der fuchsjagende Pfarrer selten geworden, ausgestorben ist er auch heute noch nicht.

Im großen und ganzen trat die Kirche ins neunzehnte Jahrhundert mit demselben Geiste ein, mit dem sie das achtzehnte begonnen hatte. Die Geistlichen waren vielleicht weniger unwissend und nicht so verweltlicht wie früher, und die Zahl derer, denen ihr Beruf heiliger Ernst war, mochte größer sein. Ganz gefehlt hat es an solchen ja niemals. Die Ziele der Kirche selbst waren nicht gestiegen.

Und wieder ging von Oxford eine Bewegung aus. Wie seinerzeit Wesley und seine Freunde, so fand sich wieder eine kleine Gruppe zusammen, die der Meinung war, daß die anglikanische Kirche höhere Pflichten hätte, als harmlose Predigten ablesen zu lassen und Bischöfen hohe Gehälter zu zahlen. Keble, Pusey und Newman waren die Führer, und unter ihnen ragte Newman um Haupteslänge hervor. Sie sahen in der anglikanischen Kirche die wahre katholische Kirche und forderten für sie die Stellung, deren sich die römische erfreute. Nicht als eine Dienerin des Staats, sondern als Herrscherin über

die Seelen wollten sie die Kirche sehen. Sie wollten sie wieder zu der Macht emporheben, die sie vor der Reformation gehabt hatte, als das Abendland nur ein geistiges Oberhaupt kannte. Es war die Zeit der Romantik, die ihre Ideale im Mittelalter suchte, und das nüchterne Gebäude, das die Gegenwart ihnen bot, war weit entfernt von dem himmelanstrebenden Dome, den die Hoffnung ihnen vorspiegelte. Doch so wenig sich eine Mietkaserne zu einer gotischen Kirche umbauen läßt, so wenig läßt sich aus der anglikanischen Kirche das machen, was die Oxforder Bewegung anstrebte. Die bestehende Kirche müßte erst niedergerissen werden, und nur ihre Trümmer könnten für die neue verwandt werden. Nicht lange, und Newman fand, daß in der Kirche kein Raum für seine Ziele war. Wer den Boden des Kompromisses, auf dem die anglikanische Kirche ruht, verläßt, muß entweder zum Protestantismus übergehn oder sich nach Rom hin bewegen. Die Wesleyaner waren nach der protestantischen Seite hingetrieben, die Oxforder Bewegung konnte ihrem Wesen nach nichts andres als die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Je länger er sann und grübelte, um so mehr fand sich Newmans zum Mystischen angelegter Geist von den Lehren Roms angezogen. Newman war ehrlich genug, seine Verbindung mit der anglikanischen Kirche zu lösen, als er erkannte, daß seine Ansichten die Grenzen der 39 Artikel überschritten hatten. Während sein nicht minder begabter jüngerer Bruder als Freidenker endete, fand er sein Heil im Schoße der allein seligmachenden Kirche, die ihn zum Kardinal machte und nach seinem Tode durch ein Denkmal am Oratorium in Brompton ehrte. Wie er handelten auch viele seiner Schüler und Gesinnungsgenossen, unter ihnen der später ebenfalls durch den Kardinalshut ausgezeichnete Manning.

Wenn damit die Sache ihren Abschluß gefunden hätte, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Es ist niemand verwehrt, katholisch zu werden. Aber Pusey und die große Mehrzahl der Anhänger der Oxforder Bewegung zogen es vor, in der Kirche und in dem Genusse ihrer Pfründen zu bleiben, und damit legten sie den Keim zu dem Zwiespalt, der jetzt in der Kirche herrscht. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Bewegung, die 1833 begann, in vieler Beziehung einen guten Einfluß ausgeübt hat. Sie hat die trägen Geister aufgerüttelt. Die Geistlichkeit hat dadurch entschieden eine tiefere Auffassung ihres Berufs erhalten und steht in der eifrigen Erfüllung ihrer Pflichten nicht mehr hinter den Methodisten zurück; aber auf der andern Seite haben die romanisierenden Bestrebungen so viele Auswüchse gezeitigt, daß man versucht ist zu fragen, ob nicht der Fortschritt zu teuer erkauft ist.

Die Gefahr, die der Kirche droht, liegt hauptsächlich in der stillen geheimen Maulwurfsarbeit der Ritualisten, wie die Partei heute genannt wird. Man darf die Ritualisten nicht für gleichbedeutend mit der Hochkirchenpartei halten. Die Hochkirche*) hat es auch schon früher gegeben; sie hielt sich und

*) In Deutschland findet sich oft die Neigung, die ganze anglikanische Kirche als Hochkirche zu bezeichnen. Doch so wenig wie die Orthodoxen die evangelische Kirche ausmachen, so

hält sich innerhalb des durch die Kirchenverfassung Erlaubten. Die Ritualisten dagegen greifen weit in das Gebiet der katholischen Kirche hinüber und decken sich zum Teil mit ihr so weit, daß sie geradezu die Unterwerfung der anglikanischen Kirche unter den päpstlichen Stuhl anstreben. Nicht nur kann über dieses Endziel kein Zweifel sein, viele Ritualisten bekennen sogar offen, daß ihre ganze Arbeit nur darauf gerichtet ist, die anglikanische Kirche wieder mit der römischen zu vereinigen. Rom hat mehrfach erklärt, daß es in nichts den Anglikanern entgegenkommen, nicht einmal ihre Priesterweihe anerkennen will, und darum bleibt den englischen Romfreunden nichts übrig, als, dem Geiste wie dem Buchstaben der anglikanischen Verfassung zuwider, ihre Kirche in Lehre und Ritus so römisch zu machen, daß sie sich in nichts mehr von dem Vorbilde unterscheidet und würdig ist, als reuiges verirrtes Lamm in die päpstlichen Arme geschlossen zu werden. Nur durch die anglikanische Kirche selbst, so sagen sie, kann England wieder zum Papsttum gebracht werden.

Daß sich diese romanisierenden Geistlichen bei der Priesterweihe auf die 39 Artikel verpflichtet haben, verschlägt ihnen nichts. Sie haben nur zu sehr von den Jesuiten gelernt, und ihr erster Grundsatz ist auch, der Zweck heiligt die Mittel. Als ehrliche Männer müßten sie die anglikanische Kirche mit ihren Pfründen verlassen und zu Rom übergehn; aber dann würden sie von allem Einfluß auf ihre Gemeinden abgeschnitten und außer stande sein, für ihr Ziel zu wirken. Da treten sie lieber ihren heiligen Priestereid mit Füßen und arbeiten in Heimlichkeit an der Unterwühlung der Kirche, die zu erhalten sie feierlich gelobt haben, und in ihrer Verblendung glauben sie damit ein gutes Werk zu thun.

Einen Mann, der sich im bürgerlichen Leben doppelzüngig erweist und unter falscher Flagge segelt, belegen wir mit unsrer vollen Verachtung. Wie viel mehr ist Abscheu gerechtfertigt, wenn sich solche Falschheit bei Dingen zeigt, die dem Menschen das Höchste und Heiligste sind! Der Protestant hält die Lehren der katholischen Kirche für Irrlehren; aber er achtet den Katholiken, der an sie glaubt und seinen Glauben offen und ehrlich bekennt, dem geheimen Katholiken muß er diese Achtung versagen, und die sittliche Verkommenheit der anglikanischen Jesuiten nach Gebühr zu geißeln, dafür sind die stärksten Ausdrücke zu schwach. Die edelsten Absichten können den sittlichen Aussatz nicht verdecken; aus schlechter Saat ist noch nie gute Frucht entsprossen.

---

wenig bedeutet die Hochkirche die anglikanische Kirche. Sie ist nur eine Richtung, und neben ihr spricht man von einer niedern und breiten Kirche (low church und broad church), von denen die erste im Gegensatz zur Hochkirche einfache Formen bevorzugt, während die andre eine vermittelnde Stellung einnimmt.

(Schluß folgt)

Deutschlands Volkswirtschaft
beim Eintritt ins zwanzigste Jahrhundert

Unter dieser Überschrift hat Dr. Friedrich Zahn in Conrads Jahrbüchern kürzlich einen längern Aufsatz veröffentlicht, der unter den zahlreichen volkswirtschaftlichen Arbeiten, die die Jahrhundertwende veranlaßt hat, besondre Beachtung verdient. Der Verfasser hat sich als verantwortlicher Leiter der amtlichen Bearbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 einen Namen gemacht und sich dabei namentlich durch die wissenschaftliche Erschließung dieses riesigen Zahlenwerks in den sogenannten Textbänden der Statistik des Deutschen Reichs (Neue Folge Band 111, 112 und 119) ein allseitig anerkanntes großes Verdienst erworben. Die Grenzboten haben diese Arbeiten eingehend besprochen. In dem vorliegenden Aufsatz behandelt er nach einigen Vorbemerkungen: Land und Leute; Landwirtschaft; Gewerbe, Handel und Verkehr; Geld- und Kreditwesen; Nationalwohlstand und schließt mit einem „Ausblick." Dem Verfasser ist — wir sagen: Gott sei Dank — durch den modernen wirtschaftspolitischen Pessimismus der Blick für das Thatsächliche noch nicht getrübt. Nach allem, was er als gewissenhafter Statistiker darüber hat berichten können, erscheint ihm die deutsche Volkswirtschaft beim Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert in „voller Blüte." Starke Zunahme der Bevölkerung, Erhöhung der Erwerbthätigkeit, Übergang von einem vorwiegend landwirtschaftlichen in einen vorwiegend industriellen Staat, Aufschwung von Gewerbe und Handel, Verflechtung der Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft, Entwicklung des Binnenstaats zur Weltmacht, Hebung der Lebenslage der breiten Masse, Zunahme des Nationalreichtums und Fortschritt der geistigen und sittlichen Kultur des Volks überhaupt ist nach ihm das Resultat der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens an der Jahrhundertwende. Intelligenz, Disziplin und Ausdauer, Volksschule, Wehrpflicht, Ökonomik und Technik, endlich Einigung der Bundesstaaten zu einem starken Reich, dessen Macht die innere Entwicklung vor auswärtigen Störungen sicherte und die Wahrnehmung unsrer gesamten nationalen Wirtschaftsinteressen ermöglichte, seien das vornehmste Rüstzeug gewesen, mit dem wir uns die gegenwärtige Stellung erkämpft hätten. Mit Stolz und Genugthuung dürften wir das sagen. Kein andres Volk außer den Nordamerikanern erfreue sich eines gleich günstigen Abschlusses des verflossenen Säkulums. Nun gelte es das Er-

reichte zu erhalten und weiter auszudehnen. Mit Besonnenheit und Kühnheit werde deutschem Fleiß und deutschem Geist auch das gelingen.

Wir müssen uns hier versagen, den Hauptinhalt, d. h. den Rückblick auf die Entwicklung unsrer Volkswirtschaft bis jetzt eingehender zu würdigen, obgleich wir gerade in ihm dem Verfasser fast uneingeschränkt zustimmen können und den Vorzug seines statistisch geschulten nationalökonomischen Urteils besonders anerkennen, den Vorzug der Nüchternheit und Vorsicht, den wir auch an den Leistungen der amtlichen Statistik des Deutschen Reichs immer so hochgeschätzt haben. Gewünscht hätten wir freilich, daß er über die Lage unsrer Landwirtschaft mehr gebracht hätte. Über die Güterpreise, die hypothekarische Verschuldung, den Zinsfuß, die Arbeitskräfte und Arbeitslöhne, den Arbeitermangel, die Reinerträge, die Subhastationen und auch über die finanziellen Zuwendungen, die der Staat der Landwirtschaft seit fünfundzwanzig Jahren in verschiedner Form gewährt hat, wird uns heute eine Masse von Statistik vorgesetzt, deren zuverlässige Bestandteile in einer solchen Säkularbetrachtung zusammenzutragen sehr verdienstlich gewesen wäre. Denn darüber können wir uns doch nicht täuschen, daß der landwirtschaftliche Notstand eine der wichtigsten Erscheinungen unsers Wirtschaftslebens an der Jahrhundertwende ist, daß er zu der sonstigen „Blüte“ in scharfem Gegensatz steht und die praktische Wirtschaftspolitik der beiden nächsten Jahrzehnte wesentlich beeinflussen zu sollen scheint. Allerdings muß zugegeben werden, daß diese Aufgabe sehr schwierig und heikel ist und über den Rahmen eines solchen Aufsatzes hinaus zu reichen scheinen kann. Aber eine Lücke ist da, die offen lassen zu müssen der Verfasser vielleicht selbst bedauert hat.

In dem „Ausblick“ hat der Verfasser durchaus Recht, wenn er für die Zukunft vor allem verlangt, Deutschland müsse seine Industrie ausdehnen, um seine Bewohner zu ernähren. Es müsse seinen Handel erweitern, um die Erzeugnisse seiner Industrie an den Mann zu bringen. Dazu bedürfe es des vergrößerten Absatzes im Auslande, zugleich um die fortgesetzt vermehrte Zufuhr zu bezahlen, die wir vom Ausland an Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen und Halbfabrikaten brauchten. Und ebenso sei zur Aufrechterhaltung einer günstigen Zahlungsbilanz, insbesondre damit uns das für die Befriedigung des wachsenden Geldbedarfs notwendige Gold von außerhalb nicht fehle, Ausdehnung unsrer auswärtigen Kapitalanlagen und Unternehmungen erforderlich. Auch darin stimmen wir ihm bei, daß die sich aufdrängende Notwendigkeit, uns am Welthandel und auf dem Weltmarkt einen erhöhten Anteil zu verschaffen, eine „kraftvolle Übersee- und Weltmachtpolitik“ erheische. Aber wir möchten doch die in der letzten Flottenkampagne, zum Teil in bester Absicht, etwas weit getriebne Identifizierung von „Handels- und Machtpolitik“ jetzt wieder durch eine nüchternere und schärfer unterscheidende Beurteilung der Sache abgelöst sehen. Wir sind aus vollster Überzeugung für die Flottenvermehrung, für Schaffung der erforderlichen Flotten-, Kohlen- und Verpflegungsstationen, für erhöhte Fürsorge für unsre Kolonien und für eigne Kabel-

verbindungen eingetreten, wie der Verfasser das thut. Und vollends wünschen wir ihm Gehör, wenn er zur Vervollkommnung unsers Konsulatwesens ruft. Da ist noch sehr viel für das Reich zu thun. Aber gerade weil wir ihm darin beistimmen, glauben wir zwei Erscheinungen, die sich uns an der Jahrhundertwende aufdrängen, ziemlich ernst nehmen zu sollen. Einmal, daß es Deutschland im Vergleich mit seinen Konkurrenten in der Weltpolitik nicht am Golde, sondern vielmehr am Gelde im weitesten Sinne des Worts immer noch bedenklich zu fehlen scheint. Unsre Urproduktion kann es uns schwerlich verschaffen, auch nicht wenn unsre Landwirtschaft nach künstlich erhöhten Inlandspreisen für ihre Erzeugnisse durch Aufwendung immer größerer Kapitalien zur Intensivierung des Betriebs höhere Bruttoerträge erzielt, und unsre Steinkohlenbergwerke immer größere Mengen exportieren. Auch der viel gerühmte „innere Markt" macht uns nicht reicher. Die Weltmachtpolitik erfordert ungeheuer viel Geld, riesige überschüssige, freie, mobile Kapitalien, die wir trotz aller Blüte unsrer Volkswirtschaft noch nicht in erwünschter Menge haben, wohl aber nach und nach disponibel zu machen hoffen können, wenn nur der Handelsfriede und die Handelsfreiheit in der Welt, wie sie im alten Säkulum galten, erhalten bleiben und gefördert werden. Das Forcieren der „Machtpolitik" im zwanzigsten im Gegensatz zur deutschen Handelspolitik im neunzehnten Jahrhundert könnte uns leicht noch ärmer machen, als wir sind. Goldländer und Diamantfelder zu erobern haben wir doch auch bei der denkbar kräftigsten Machtpolitik, die wir treiben können, wenig Aussicht. Rastlose, energische Arbeit, Anspannung aller Kräfte im Volk zur unausgesetzten Vervollkommnung unsrer technischen und kommerziellen Leistungsfähigkeit und weises volkswirtschaftliches Sparen im Interesse der nationalen Kapitalbildung, das scheinen uns doch vor allem die Voraussetzungen zu sein, auf denen die erfolgreiche Durchführung der wirtschaftlichen Expansionspolitik beruht, die das zwanzigste Jahrhundert uns vorschreibt. Mehr Geld für große, weitaussehende Auslandgeschäfte brauchen wir. Daß wir es nicht hinreichend haben, das lehrt ein Blick auf unsre Kolonien und noch mehr nach Rußland, wo seit Jahren das deutsche Kapital aus allen großen gewinnbringenden Unternehmungen verdrängt wird, z. B. durch belgisches. Eine Machtpolitik, wie sie die alten Normannen ohne jeden Pfennig Geld in der Tasche betrieben, wenn sie an der Westküste Frankreichs Raubstaaten gründeten, oder in Süditalien, oder wie unsre geldlosen Vorfahren zu der Zeit der Völkerwandrung, ist heute doch viel riskanter und deshalb nicht ohne weiteres zu empfehlen, auch wenn sie nach den Reden einiger alldeutscher Recken den „deutsch-völkischen" Instinkten weit mehr entspräche als kaufmännisches Abenteuern über der See.

Damit ist die zweite Erscheinung, die uns beim Ausblick auf die besondern Aufgaben des neuen Jahrhunderts auffällt und beunruhigt, schon angedeutet: die Mißachtung des Handels, zumal des Großhandels und des Überseehandels, die sich an der Jahrhundertwende so breit macht, wie im ganzen neunzehnten Säkulum niemals. Von den Vertretern dieses Zweigs unsrer nationalen

Arbeit spricht man sogar in Regierungskreisen etwa so, wie früher die Minister, auch Bismarck, von der Geheimpolizei zu sprechen pflegten. Wenn es sich um Handelspolitik handelt, verbietet man dem Handel den Mund, der Börse hat man den Großmachtkitzel schon gehörig ausgetrieben, und das Bischen internationaler haute finance, das wir etwa noch haben, sucht man auf alle Weise je eher je lieber aus dem Lande zu treiben. Es ist ja richtig, was Jesus Sirach sagt: Wie der Nagel stecket zwischen zween Ziegelsteinen, also sitzet die Sünde zwischen Käufer und Verkäufer. Aber das gilt doch auch, wo die Herren Produzenten, sogar die Herren Landwirte, Käufer oder Verkäufer sind, beim Guts-, Pferde-, Kuhhandel unter Christen wie unter Juden, vom Handel um die menschliche Arbeitskraft gar nicht zu reden. Es gilt namentlich auch von dem Krämertum, das die reaktionären Parteien jetzt unter der Firma „Mittelstand" in seinem ganz unvernünftig ausgedehnten Besitzstande zu erhalten für eine hochwichtige soziale und politische Aufgabe ausgeben. Uns will scheinen, daß die gegenwärtig bei vielleicht drei Vierteln des gebildeten Publikums so populäre Hetze gegen Großhandel, Börse und Großkapital nicht nur unverständig und unsittlich ist, sondern für die deutsche Expansion hinderlich und deshalb gemeingefährlich zu werden droht, wenn ihr nicht von oben unbeugsamer Widerstand geleistet wird.

Der Verfasser hat wohl keinen Grund zu haben geglaubt, in seinem „Ausblick" auf solche dunkle Punkte besonders einzugehn, wie er überhaupt von jeder Polemik Abstand nimmt. Das ist seine Sache. Aber gerade deshalb scheint es uns am Platze, hier neben der allgemeinen Blüte der deutschen Volkswirtschaft beim Eintritt ins zwanzigste Jahrhundert, über die auch wir uns freuen, auf die sehr unerfreuliche besondre Blüte hinzuweisen, die die Jahrhundertwende gezeitigt hat, auf die — in Preußen wenigstens — seit hundert Jahren unerhörte Blüte wirtschaftspolitischer Reaktion. Diese Thatsache vor Augen wünschen wir denn doch den wissenschaftlichen Beurteilern der heutigen volkswirtschaftlichen Gesamtlage etwas mehr Offensivkraft und Subjektivität, die ihnen auch einmal erlaubt, gegen den Strom zu schwimmen. Die Krisis in der Nationalökonomie wird vielleicht nicht mehr allzulange auf sich warten lassen, die reaktionäre Flutwelle bald den Kulminationspunkt erreicht haben. Da kanns nicht schaden, Haare auf den Zähnen zu haben.

Über die Zollpolitik im neuen Jahrhundert sagt der Verfasser, die Handelsbeziehungen zum Ausland erheischten eine Stetigkeit, mit der die einheimische Gütererzeugung rechnen könne. Darum seien auch langfristige Handelsverträge erwünscht. Die einzelnen Zollpositionen dürften die Rohstoffe und Halbfabrikate, deren unsre Industrie bedarf, „nicht zu sehr belasten," müßten zugleich der Landwirtschaft den gebührenden Schutz gewähren, jedoch unter Wahrung des Gesamtinteresses, namentlich unter Förderung der Absatzfähigkeit unsrer industriellen Erzeugnisse im Ausland und unter Erhaltung der Konsumfähigkeit und Konsumkraft der breiten Massen. Damit sind die zur Zeit vorherrschenden Ansichten über die Zollpolitik der nächsten fünfzehn Jahre sehr gut zusammen-

gefaßt. Auch der Zentralverband deutscher Industrieller könnte diese Sätze fast wörtlich als sein Programm acceptieren. Der grundsätzliche allgemeine und dauernde Zollschutz, wie ihn das sogenannte „System des Schutzes der nationalen Arbeit" von 1879 will, wird damit als richtig anerkannt. Von den Zöllen zum Zweck von Retorsionen ist nicht die Rede, auch nicht von Notstandszöllen oder Erziehungszöllen. Für die Landwirtschaft wie für das Gewerbe wird der Zollschutz an sich und in seinen Konsequenzen als das auch die künftige deutsche Handelspolitik beherrschende Prinzip hingenommen. Obgleich wir vorläufig angemessene Notstandszölle für die Landwirtschaft verlangen, unter Umständen sogar vor ihrer kräftigen Erhöhung auf Zeit nicht zurückschrecken und auch für einzelne Industriezweige einen Zollschutz für diskutabel halten, scheint uns das Bismarckische doktrinäre Schutzzollsystem von 1879 für die Zukunft doch von sehr zweifelhaftem praktischem Wert zu sein. Im großen und ganzen ist die deutsche Industrie eines besondern Zollschutzes kaum noch bedürftig, sondern so kräftig entwickelt, daß sie auf dem Weltmarkt, vollends wenn die fremden Zollschranken allmählich abgebaut würden, recht wohl den Kampf, den sie bisher mit so viel gerühmtem Erfolge geführt hat, auch im zwanzigsten Jahrhundert noch mit besserm fortsetzen könnte. Auf dem Inlandsmarkt den deutschen Fabrikaten durch Einfuhrzölle hohe Preise zu schaffen, damit sie im Ausland um so billiger verkauft werden können, entspricht auf die Dauer dem nationalen Ausfuhrinteresse nicht. Dadurch werden die Unternehmerkartelle, die, wie man sagt, bei uns bisher noch überwiegend günstige Wirkungen gehabt haben sollen, zur Ausbeutung des innern Markts und zur Vernichtung des sozialen Gleichgewichts erzogen. Von Staats wegen läßt sich dem kaum vorbeugen. Die schlimmste Form von Ausfuhrprämien wird damit geschaffen, und natürlich auch die Veranlassung zu immer schärfern internationalen Reibungen, wie die jüngsten russisch-amerikanischen Zänkereien schon andeuten. Am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sollte man sich doch ernstlich fragen, ob der allgemeine Industriezollschutz in Deutschland wirklich noch Sinn hat. Jedenfalls stehn unsre Landwirtschaft und unsre Industrie in Bezug auf das Schutzbedürfnis im denkbar schärfsten Gegensatz zu einander. Wir sollen uns hüten, die Landwirtschaft zur kostspieligen Treibhauspflanze zu machen. Abgehärtet, nicht verweichlicht muß aber jetzt vor allem die deutsche Industrie werden für den Konkurrenzkampf im neuen Jahrhundert. Industrielle Treibhauspflanzen können wir noch weniger brauchen. Immer noch billiger und besser produzieren müssen wir und können wir lernen. Auf den Lorbeeren des neunzehnten Säkulums dürfen wir nicht ausruhn im Schatten immer höherer Zölle. Dann wird der innere Markt unsern Fabrikaten bleiben, soweit es unsrer Volkswirtschaft frommt, und der Auslandmarkt wird uns zufallen, soweit wir ihn haben müssen. Damit wird sicher auch unsrer Landwirtschaft am besten gedient sein, die unter einer künstlichen Hypertrophie der heimischen Industrie fast noch mehr leiden muß als unter der natürlichen Konkurrenz des Auslands. Die Leutenot an der Jahrhundertwende spricht eine beredte Sprache. Verfolgt man autarkistische Ideale,

dann möge man das „System“ von 1879 wieder aufnehmen und ausbauen, verfolgt man sie aber nicht, dann: principiis obsta! Schon weil der Rückfall Deutschlands in die Hochschutzzöllnerei den Autarkisten und Prohibitivisten in der ganzen Welt die kräftigste Förderung im Kampf gegen die auf eine liberalere Handelspolitik gerichteten Bestrebungen, die wir Deutschen überall fördern sollten, verspricht.

Der Schmollerschen „Theorie von den drei Weltreichen,“ die wir in den Grenzboten erst kürzlich kritisch beleuchtet haben, schließt sich der Verfasser, wie es scheint, ohne Einschränkung an. Er sagt, der Abschluß von Handelsverträgen werde möglicherweise mit der Zeit schwer fallen gegenüber der imperialistischen Tendenz gewisser Staaten, die sich zu Weltreichen mit in sich geschlossenen Wirtschaftsgebieten ausbilden. Das von der Ostsee bis zum Stillen Ozean reichende, von „einem“ Willen gelenkte russische Reich, dann das seine Einflußsphäre immer weiter ausdehnende, seine Glieder immer fester aneinander kettende Greater Britain, und vor allem das mit Geschick und Rücksichtslosigkeit um die wirtschaftliche Vormacht ringende Panamerika drohten uns von ihrem Mutter- und Koloniallande auszuschließen, und ihre Konkurrenz stellt uns sogar auf neutralen Märkten und im Inlande Schwierigkeiten in Aussicht. Auch Frankreich — bemerkt der Verfasser dazu — mit seinem ausgedehnten Kolonialreich und Japan mit seiner unter billigen Arbeitsverhältnissen rasch aufblühenden Industrie dürften in ihrer den deutschen Absatz hemmenden Bedeutung nicht unterschätzt werden.

Freilich wäre es für uns viel bequemer, wenn wir allein industrielle Fortschritte machten, alle andern stehn blieben oder zurückgingen, und wenn trotz unsrer eignen Schutzzöllnerei die ganze übrige Welt den deutschen Fabrikaten die Einfuhrthore weit öffnete. Freilich bedroht die Verwirklichung der „imperialistischen Tendenz“ in gewissen Staaten nicht nur die Ausdehnung unsers Anteils an der Weltwirtschaft und ihren noch nicht erschöpften und noch nicht erschlossenen Futterplätzen, sondern den Weltfrieden überhaupt und den Fortschritt der menschlichen Wohlfahrt überall, wie das Schmoller selbst mit beweglichen Worten anerkennt. Aber daß wir mit diesem grauen Elend als mit einer unabwendbaren Thatsache zu rechnen hätten, dafür spricht doch Gott sei Dank noch rein gar nichts. Es ist in den Grenzboten erst kürzlich über diese Gespensterseherei das nötige gesagt und namentlich auch darauf hingewiesen worden, daß damit der extremen grundsätzlichen Schutzzöllnerei bei uns wie im Auslande der allerwirksamste Vorspann geleistet wird. Die „imperialistische Tendenz“ wird ins Recht gesetzt, sie wird als natürlich, notwendig, berechtigt anerkannt, statt einer scharfen, ernsthaft staatswissenschaftlichen, die Nation immer als Glied der Menschheit würdigenden Kritik unterworfen, vor der sie niemals Stich halten kann. Die von Schmoller in den zweiten Band der Beiträge des Vereins für Sozialpolitik aufgenommnen Arbeiten von Hewins und Rathgen sind völlig beherrscht von der imperialistischen Tendenz, ebenso wie es im ersten Bande der Aufsatz von Fisk war.

Wenn man ein richtiges Bild der Lage geben wollte, müßten auch nichtimperialistische Engländer und Amerikaner herangezogen werden. So ist das Bild in einseitig imperialistischem Sinne gefärbt und entstellt. Da sollten Schmoller und der Verein für Sozialpolitik doch lieber offen sagen: Chamberlain ist unser Meister! Friedliche Handelspolitik ist Unsinn; es giebt nur Machtpolitik auch für Deutschland, wenn wir auch im Auslande sie noch Piraten- und Schnapphahnpolitik schimpfen, die aller Menschenkultur ans Leben gehe.

Es ist von besonderm Interesse, zu sehen, wie sich einer der Großen der deutschen Finanzwelt, G. v. Siemens, der bisher auch eine Säule des Rests deutschen Manchestertums in der sogenannten freisinnigen Vereinigung war und neuerdings im „Handelsvertragsverein" gegen die Agrarier die Fahne trägt, mit der Schmollerschen Theorie von den drei Weltreichen und so auch mit dem Imperialismus auf freundschaftlichsten Fuß zu stellen verstanden hat. In der Berliner „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre" hat er einen Vortrag über die wirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge gehalten, worin er nach einem in diesem Falle wohl zuverlässigen Zeitungsbericht folgendes gesagt haben soll. Neben der Verbesserung der Verkehrsmittel komme die Erweiterung der Staatsidee in Betracht, die sich aus einem Rechtsstaat zu einer wirtschaftlichen Assoziation zu entwickeln beginne und die europäischen Staaten zur Ausdehnung ihrer Beziehungen auf fremde Weltteile zu zwingen scheine. Die Vereinigten Staaten und Rußland hätten sich schon zu in sich abgeschlossenen Wirtschaftsgebieten entwickelt; die von England eingeleiteten Bestrebungen bewegten sich in derselben Richtung; Frankreich sei im Begriff, sich durch die Herrschaft über Nordafrika und das Mittelländische Meer eine ähnliche Selbständigkeit zu schaffen. Deutschland sei unter den großen Nationen das in dieser Beziehung am meisten zurückgebliebne Land; es müsse darum die ernsthaftesten Anstrengungen machen, daß es in diesem Kampf um die Selbsterhaltung nicht wieder in den zweiten Rang zurücksinke. Seine Bevölkerung sei so zahlreich geworden, daß die Landwirtschaft allein zu ihrer Ernährung nicht mehr imstande sei, vielmehr eine für den Export arbeitende Industrie dazu beitragen müsse. Deshalb seien Handelsverträge notwendig als Aushilfsmittel, um der deutschen Nation über diese Notlage hinwegzuhelfen, bis es ihr gelungen sei, in andern Weltteilen so festen Fuß zu fassen, daß auch sie mit Sicherheit über ein in sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet verfügen könne, das auch einen etwaigen Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen vermöchte.

So kann auch heute noch aus einem Saulus ein Paulus werden, aus dem orthodoxen Freihändler ein vollwertiger Imperialist, der ganz wie Oldenberg ein „in sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet," über das wir „mit Sicherheit verfügen" können, für Deutschland verlangt, dem die Handelsvertragspolitik nur als Lückenbüßer annehmbar ist, bis die Machtpolitik die Handelspolitik auch für uns endgiltig außer Dienst gestellt hat, bis auch wir zum alten Merkantil- und Kolonialsystem mit seinen der heutigen Weltlage ent-

sprechenden neuen unabsehbaren Konsequenzen zurückgekehrt sind. Daß der neu bekehrte Imperialist selbst genau weiß, welchen praktischen Zielen seine Konversion förderlich sein soll, daran ist nicht zu zweifeln. Die Stichhaltigkeit seiner wissenschaftlichen Leistung ist ihm dabei vielleicht sehr gleichgiltig. Und er hätte damit nicht einmal so sehr Unrecht. Die jungdeutsche Nationalökonomie verdient es nicht besser. β

Kant, Goethe und der Monismus

Von Heinrich von Schoeler

(Schluß)

Sehen wir nun zu, welcher Art das Verhältnis Goethes zur monistischen Weltanschauung ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Goethe von jeher monistischen Anschauungen gehuldigt hat. Anfänglich schöpfte er sie aus der Antike, aus dem ἓν καὶ πᾶν der Eleaten. Später war es die Philosophie Spinozas — deren Studium durch Lessing, Herder und Jacobi aufgekommen war —, die seinen Geist fesselte. „Dieser Geist, sagt er im 14. Buche von Wahrheit und Dichtung, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza.... Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichsten Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande."

Aus dieser Stimmung stammen die spinozistisch gefärbten Stellen des Faust, die Lieder und Gedichte pantheistischen Inhalts, die philosophischen Xenien und der rhapsodisch-aphoristische Dithyrambus auf die Natur (1780), den Haeckel seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" vorausgesetzt hat; er hat mit Goethes naturwissenschaftlicher Thätigkeit nichts zu thun. Endlich waren es seine naturwissenschaftlichen Forschungen, die Goethe zu monistischen und transformistischen Überzeugungen im Sinne der Lamarckschen Deszendenztheorie und im Einverständnis mit den Ideen Geoffroy de Saint-Hilaires führten.

Seit 1781 etwa beschäftigte er sich emsig mit naturhistorischen Studien, auf die er besonders durch Herder, Merck und Knebel gelenkt worden war, und schon im Jahre 1784 konnte er, darauf bezüglich, an Knebel schreiben:

„In meinen Spekulationen bin ich glücklich, ich hoffe den Ariadnefaden bald zu besitzen, mit dem man sich aus diesen anscheinenden Verworrenheiten herausfinden kann!“ Mit Loder trieb er Osteologie, unternahm in den Ilmenauer Bergwerken geologische und mineralogische Touren, die ihn zu einer neuen Theorie der Gebirgsformation führten, beschäftigte sich mit Professor Büttner und Professor Batsch mit Botanik und krystallographischen Arbeiten und begann mikroskopische Studien über Infusionstierchen und Samenentwicklung. Bei seinen osteologischen Untersuchungen hatte Goethe aus der Idee der Übereinstimmung des menschlichen mit dem tierischen Skelett schon lange die Vermutung gehegt, daß man mit Unrecht dem Menschen den Zwischenkieferknochen abgesprochen habe. Am 27. März 1784 schreibt er freudig an Herder: „Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsäglich mehr Freude macht, das os intermaxillare des Menschen! Ich verglich mit Loder Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es! ... Der Mensch ist auf das nächste mit dem Tier verwandt. ... Und so ist jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man im großen und ganzen studieren muß, sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe.“ Sechs Jahre später entdeckte Goethe die Entstehung des Schädels aus Wirbelteilen an einem zufällig auf einem Spaziergange in Venedig aufgefundnen Schafschädel!

Nicht minder glücklich war er in seinen botanischen Meditationen. Am 10. Juli 1786 schreibt er hierüber an Frau von Stein: „Das ungeheure Pflanzenreich simplifiziert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. ... Und es ist kein Traum, keine Phantasie: es ist ein Gewahrwerden der Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfache Leben hervorbringt!“ Diese wesentliche Form, durch deren Entfaltung und Verwandlung die unendliche Mannigfaltigkeit der vegetabilischen Formenwelt entsteht, und in der Goethe das Grundorgan der Urpflanze sieht, ist ihm das Blatt. In der That, schon am 17. April 1787 schreibt er aus Palermo an Herder: „Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein, eh ich michs versah, erhaschte mich ein andres Gespenst, das mir dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehn hier froh und frisch unter freiem Himmel. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebilds fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte?“ Und aus Rom schreibt er am 8. Juni 1787 an Frau von Stein: „Sage Herdern, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. ... Sage ihm, daß ich den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, ganz klar und zweifellos entdeckt habe, und daß ich alles übrige auch schon im ganzen übersehe. ... Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden

soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten. . . ." „Es war mir aufgegangen, schreibt er später, daß in dem Blatte der wahre Proteus verborgen liegt, der sich in allen Gestaltungen versteckt und offenbart. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keim so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andre nicht denken darf."

Freilich ist die Urpflanze, wie sie Goethe in der üppigen Vegetation Palermos aufzufinden hoffte, eine bloße Idee, und das Grundelement der Pflanzen nicht das Blatt, sondern die Zelle: dennoch war sein Genius auf der rechten Spur, und sein Gedanke in morphologischer Hinsicht zutreffend, da auch beim tierischen Organismus das Blatt als Keimblatt die embryonale Grundform ist, aus der sich alle spätern entwickeln. Auch erkannte er richtig, daß man das Gesetz der Entstehung aller Arten aus einer gemeinsamen Urform auf alles Lebendige anwenden könne. Aus dem schlesischen Lager schreibt Goethe im August 1789: „In all dem Gewühle hab ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Tiere zu schreiben." In ihr versuchte er die divergente Evolution aller tierischen Arten von einem gemeinsamen Prototyp abzuleiten. „Dies also hätten wir gewonnen, ruft er triumphierend aus, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommneren organischen Naturen — worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letztern den Menschen sehen — nach einem Urbilde geformt seien!"

Aber aus dieser Übereinstimmung der Goethischen Naturauffassung mit der modernen monistischen, die dahin geht: „daß wir alle unsers Daseins Kreise nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen vollenden müssen," und daß es „das ewig Eine ist, sich gestaltend, umgestaltend, immer wechselnd fest sich haltend, was sich vielfach offenbart"; daß die verschiednen Organismen sich aus einer Urform durch Metamorphose entwickelt haben und alle Tierarten, mit Einschluß des Menschen, gemeinschaftlichen Ursprungs sind — aus allem dem darf noch nicht geschlossen werden, daß Goethe auch die Konsequenzen, die Haeckel daraus gezogen hat, acceptieren würde!

Denn Goethe war von einem tiefen Gottesglauben erfüllt. „Widersacher haben ihn oft beschuldigt, sagt Eckermann, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig sein, ihn zu fassen. Goethe selbst aber ist weit entfernt zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne, wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen gehn darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahnungen habe." (Ausg. Moldenhauer, Band II.) Goethes Auffassung des Göttlichen deckt sich also vollkommen mit der Kantischen. Auch in dem Kampfe Haeckels gegen das Christentum steht Goethe nicht auf der Haeckelschen Seite: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, sagt er im März 1832 zu Eckermann, mögen die Naturwissenschaften in immer

breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen!" Er glaubte auch an eine Seele und mehr noch, an ihre Unsterblichkeit. „Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervorthut?" heißt es im Wilhelm Meister (Wanderjahre I). Und klar spricht er, am Beginn und Schluß seines Lebens, die Überzeugung von der Unvergänglichkeit dieses seelischen Kernes des Menschen aus: „Mir kommt vor, schreibt der junge Goethe (Straßburg, 1771), das sei die edelste von unsern Empfindungen, die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. . . . Dieses Leben ist für unsre Seele viel zu kurz!" Ebenso schreibt er am 4. November 1781: „Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eignes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgschen Geisteruniversum erweitert zu fühlen." Und am Schluß seiner Laufbahn tönt dieser Unsterblichkeitsglaube noch ganz aus (Gespräche mit Eckermann am 4. Februar 1829): „Die Überzeugung unsrer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit: denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Man ersieht daraus auch, daß Goethe wohl wenig geneigt gewesen sein würde, der Haeckelschen Ansicht, daß der Geist nur eine Hypothese sei, beizustimmen. „Doch im Innern (der Natur) scheint ein Geist gewaltig zu ringen," heißt es in der „Metamorphose der Tiere." Und am Ende seines Lebens äußerte Goethe zu Eckermann (im letzten Gespräche) den schönen Gedanken, daß Gott wohl den Plan gehabt habe, sich auf der materiellen Unterlage der Natur eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. Einen Rafael, Shakespeare, Mozart bezeichnet er als solche „gottbegnadeten" Naturen. Und gegen die Meinung Haeckels, der alles Geistige für leeren Spuk hält, erklärt Goethe den Menschen „für einen Bürger jenes geistigen Reichs, woran wir den Glauben nicht ablehnen, noch aufzugeben vermögen." (Gespräch mit dem Kanzler Müller, 29. April 1818.) Goethe glaubte auch an die Unzerstörbarkeit der geistigen Persönlichkeit: „Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, sagt er am 2. Mai 1824 zu Eckermann, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehn scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet!" Vergleicht man den hoheitsvollen Ernst dieser feierlichen Aussprüche mit der Frivolität der bekannten Stellen der Haeckelschen „Welträtsel," so springt der Unterschied

zwischen den Goethischen Überzeugungen und denen Haeckels recht deutlich in die Augen!

Aber auch der Grundtendenz der ultradarwinistischen Weltanschauung in spezifisch Haeckelscher Fassung von dem Leben als einem lediglich physikalisch-chemischen Prozesse und von der Natur als einer mechanischen Entwicklung ohne Zweck würde ein Mann wohl kaum seine Zustimmung gegeben haben, der (am 2. April 1782) den emphatischen Ausspruch that: „Es freut mich, daß ich gegen Unbequemlichkeiten völlig gleichgiltig bin, sobald es sein muß und das Unternehmen einen Zweck hat: das Zwecklose macht mich rasend, und ich hab ihm eine ewige Feindschaft geschworen." Das Zwecklose also konnte Goethe nicht ertragen: wie hätte er also eine Naturauffassung zu der seinigen machen können, die die Zwecklosigkeit des Naturverlaufs und das bloß zufällige Entstehn aller Naturformen und Lebensvorgänge zum Prinzip erhebt.

Aus dem bisher gesagten ist schon jetzt klar, daß zwischen der Goethischen und der Kantischen Weltanschauung nicht allein kein Widerstreit bestehn kann, sondern daß sich vielmehr eine große Übereinstimmung beider ergeben muß. In der That erkennt man bei näherm Hinblick deutlich diese Kongruenz, die in den eignen Äußerungen Goethes ihre volle Bestätigung findet. Auf die Frage Eckermanns (11. April 1827), ob Goethe zu Kant in einem persönlichen Verhältnis gestanden habe, erwidert er: „Nein, Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigner Natur einen ähnlichen Weg ging. Meine »Metamorphose der Pflanzen« habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um seiner selbst willen existiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsre Flaschen pfropfen können: dieses hat Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." Man begreift deshalb die Bewundrung, die Goethe Kant gezollt hat, und die hohe Meinung, die er von seiner Philosophie hatte. „Kant ist der vorzüglichste (der neuern Philosophen), ohne allen Zweifel, sagt er in demselben Gespräch zu Eckermann, er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsre deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben!"

Goethe schätzte von den philosophischen Werken Kants am höchsten die „Kritik der Urteilskraft," weil sie seinem Geschmack und der Richtung seines Geistes am meisten entsprach. „Die »Kritik der reinen Vernunft«, äußert er, lag völlig außerhalb meines Kreises." Aber er ist sich ihrer unermeßlichen Bedeutung wohl bewußt. „Kant hat unstreitig am meisten genützt, sagt er zu Eckermann (1. September 1829), indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig ist, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ." „Er mochte freilich bemerkt haben, sagt Goethe an einer andern Stelle, wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenig Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht und voreilig

etwas festzusetzen, eine Grille, die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenständen aufzuheften trachtet. Deswegen beschränkt unser Meister seinen Denkenden auf eine reflektierende diskursive Urteilskraft, untersagt ihm eine bestimmende ganz und gar.... Nun aber kam die »Kritik der Urteilskraft« mir zu Händen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt, Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andre. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst, sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buch deutlich ausgesprochen. — Leidenschaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte, wohin sie führten, und für das, was und wie ich mirs zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte. — Auch in die »Kritik der reinen Vernunft« schien mir tiefer einzudringen zu gelingen, denn beide Werke, aus einem Geiste entsprungen, deuten immer eins aufs andre."

Und ganz im Sinne Kants, der die unübersteiglichen Schranken der Vernunft nur aufgedeckt hatte, um den menschlichen Geist aufzufordern, auf dem fruchtbaren Boden der Wirklichkeit — dem Insellande der Wahrheit inmitten des Ozeans des trügerischen Scheins — der Natur durch Beobachtung und Zergliederung beizukommen, ruft Goethe aus: „Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei? Studiere ich mich nicht immerfort, ohne jemals mich zu begreifen, mich und andre? Und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. — So auch mit der Welt! Liege sie anfang- und endlos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es sei so: aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen."

Von Kantischem Geiste erfüllt ist die Stelle des „Faust":

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt —
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Nach allen diesen Proben wäre es kaum noch nötig, den direkten Einfluß Kants und die Einwirkung seiner Lehre auf die Denkweise Goethes nachzuweisen, wenn er es nicht selbst in unzweideutiger Weise ausspräche: „Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, sagt er am 12. Mai 1825 zu Eckermann, und die beiden erstern auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung." Am 11. April 1827 äußert er: „Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantischen

Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studiert, und zwar nicht ohne Gewinn!" „Und so gewöhnte ich mich, heißt es an einer andern Stelle, nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd gewesen, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, die sie begünstigte, mir selbst vornehmer und reicher dünken mochte."

In der That lassen sich die Spuren des Kantischen Geistes und seiner tiefsinnigen Lehre in den Schriften und Äußerungen Goethes noch deutlicher verfolgen. So schreibt er an Eckermann (1830) in Bezug auf die Gesetze der Metamorphose: „Man wird durch sie in dem ganzen labyrinthischen Kreise des Begreiflichen glücklich umhergeleitet bis an die Grenze des Unbegreiflichen, wo man sich denn, nach großem Gewinn, gar wohl bescheiden kann." Und am 11. April 1827 sagte er zu ihm: „Es giebt in der ganzen Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das eine aufhört und das andre beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehn wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist, und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, das zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Der Grundgedanke der Kantischen Philosophie von der Begrenztheit aller Naturerkenntnis ist hier klar ausgesprochen, der Philosophie, die es unternahm, zu untersuchen, was innerhalb und was außerhalb der Schranken des menschlichen Verstands liegt, und zu dem Ergebnis kam, daß der Verstand a priori niemals mehr leisten kann, als die Form einer möglichen Erfahrung überhaupt zu antizipieren, und da alles, was nicht Erscheinung ist, d. h. was nicht als sinnliche Anschauung unser Vorstellungsvermögen affiziert, auch kein Objekt der Erfahrung sein kann, daß er mithin die Grenzen der Sinnlichkeit, innerhalb deren uns allein Gegenstände erscheinen, niemals überschreiten könne. Infolge der tiefen Argumentation Kants giebt es also keine „ewigen Wahrheiten," sondern nur Antizipationen der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt, die als solche, weil sie als Funktionen des Intellekts präformiert sind, a priori sind, aber nur für die Erscheinungswelt Giltigkeit haben. „Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, sagt Goethe ganz im Geiste Kants, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein totes und vergebliches Bemühen." (Gespräch mit Eckermann, 26. Februar 1824.)

Aber wie weit vermag die Erforschung der Natur zu bringen? In der

Stellungnahme zu dieser Kernfrage nähert sich Goethe immer inniger dem Kantischen Standpunkte der Unterscheidung der Erscheinungswelt von dem ihr zu Grunde liegenden übersinnlichen Substrat. „Der Verstand, sagt er zu Eckermann (13. Februar 1829), reicht zur Natur nicht hinauf, der Mensch müßte fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehn.“ Und eine andre Stelle lautet: „Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden liegt ein Ewiges.“ Und am 23. Februar 1831 spricht er mit Eckermann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, „hinter denen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaubt.“ „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, heißt es in den Sprüchen in Prosa, läßt sich niemals direkt erkennen: wir schauen es nur in seinem Abglanze, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. . . . Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden.“

Alles das ist Kantisch gedacht und klingt in den erhabnen Schlußstrophen des „Faust“: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ noch einmal mächtig aus. Es ist der Ausdruck der tiefsinnigen Kantischen Lehre von den sinnlichen Anschauungsformen, die das Wirkliche betreffen, und den intelligibeln Gedankenformen, die sich auf das Übersinnliche beziehn, wobei unter den ersten die Naturphänomene verstanden werden, wie sie unsern Sinnen erscheinen, unter den intelligibeln dagegen die Beschaffenheit dieser Phänomene gedacht wird, wie sie, unabhängig von unsrer Anschauungs- und Vorstellungsweise, an sich bestehn. Das transzendentale Objekt aller Naturphänomene — d. h. das übersinnliche Substrat, das ihnen zu Grunde liegt — ist aber als rein intelligibler Gegenstand für unsern diskursiven, nach empirischen Begriffen erkennenden Verstand unerreichbar und könnte deshalb nur durch einen höhern, intuitiven, einer nicht sinnlichen Anschauung fähigen Intellekt erfaßt werden.

So gelangt denn auch Goethe mit Kant zu der Einsicht von der Unmöglichkeit einer absoluten Erkenntnis, wovon zahllose Stellen in seinen Werken, sowie mündliche Äußerungen Zeugnis ablegen. „Was wissen wir denn, ruft er in einem Gespräch mit Eckermann (15. Oktober 1825) aus, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bemühen. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedne Dinge.“ Und 1821 schreibt er: „Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir stehn, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es rätlich ist, sich zeitig davon loszusagen: Anfang und Ende werden uns ewig problematisch

bleiben.“ Zahllos sind die Stellen im „Faust“ und besonders in den wichtigen „Sprüchen in Prosa,“ die den Gedanken von der Unmöglichkeit einer befriedigenden Erkenntnis nach allen Richtungen hin variieren und modulieren. Es wäre unmöglich, ohne den Leser zu ermüden, sie alle hier anzuführen; ich will mich deshalb damit begnügen, ein paar der prägnantesten herauszuwählen. Was Goethe von der heutigen Sucht hielt, alles mechanisch zu erklären, geht z. B. aus der folgenden Stelle hervor: „Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten: weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist.“ Und seine Meinung über die Naturerklärer und Welträtsellöser ergiebt sich deutlich aus diesem Spruche: „Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können.“ Und was die Hypothesenschmiede und theoretischen Luftschiffer betrifft, so ist auch für sie ein Denkzettel vorhanden: „Hypothesen sind Wiegenlieder, heißt es in den Prosasprüchen, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen: er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein!“

Das mag genügen. Ich denke, gezeigt zu haben, daß die Haeckelianer nicht das Recht haben, sich in allem und jedem auf Goethe zu berufen, der nur eine kurze Strecke mit ihnen gleichen Weg geht, und daß der echte Goethe von dem Goethe der Haeckelianer total verschieden ist!

Aus dem vorstehenden Essay ergiebt sich deutlich, wie sehr das thatsächliche Verhältnis Kants und Goethes zum modernen Monismus von dem Bilde abweicht, wie es Haeckel gezeichnet hat, und wie es seine Anhänger ihm nachzeichnen. Was aber Haeckel uns als eignes System und gewissermaßen als Programm der modernen Weltanschauung darbietet, vermag in seiner Buntscheckigkeit und Inkonsequenz einer besonnenen Kritik nicht stand zu halten. Mit köstlicher Ironie charakterisiert Eduard von Hartmann in dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner „Geschichte der Metaphysik“ wie folgt das Tohuwabohu der Haeckelschen Philosophie: „Haeckel ist also ontologischer Pluralist, indem er die Natur als eine Vielheit von getrennten Substanzen (Atomen) auffaßt, metaphysischer Dualist, indem er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundne metaphysische Prinzipien (Kraft und Stoff) annimmt, phänomenaler Dualist, indem er zwei verschiedne Gebiete der Erscheinung (äußeres mechanisches Geschehn und inneres Empfinden und Wollen) anerkennt, Hylozoist, indem er jedem Teil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zuschreibt, Identitätsphilosoph, insofern er den Grund beider Erscheinungsgebiete in einer und derselben Art von Substanzen sucht, kosmonomischer Monist, indem er die teleologische Gesetzmäßigkeit in der Welt leugnet und nur die kausale gelten läßt, und Mechanist, indem er alles kausale Geschehn als mechanischen Vorgang zwischen materiellen Teilchen ansieht. Monismus greift über seine eigentliche Bedeutung als kosmonomischer Monismus hinüber in die Bedeutung der Identitätsphilosophie und schillert manchmal sogar in einen ontologischen

Monismus im Sinne einer naturalistischen All-Einheitslehre, besonders in poetischen Zitaten. In dieser unklaren Vermischung dreier verschiedner Begriffe, von denen der dritte dem Haeckelschen Standpunkt geradezu widerspricht, hat der Ausdruck »Monismus« in die populäre Litteratur der letzten Jahrzehnte Eingang gefunden, sehr zum Nachteil einer scharfen philosophischen Terminologie."

Ein in sich selbst so widerspruchsvolles philosophisches System kann bei seinem einseitig naturwissenschaftlichen Standpunkte, der alles Seelische und Geistige im Welt- und Lebensprozesse grundsätzlich vernachlässigt, nicht als eine befriedigende Weltanschauung der Zukunft angesehen werden. Wollen wir also den aus der Philosophie, den Naturwissenschaften und dem Gestaltungsvermögen der Dichtkunst gebornen, tiefgründigsten, naturwahrsten und gegenständlichsten Gedanken der Welterkenntnis erfassen, so müssen wir uns auf der Grundlage einer fortschreitenden Naturforschung Kantische Spekulationskraft mit Goethischem anschaulichem Weltempfinden verbunden denken. Dann findet der lichtvolle, naturbegeisterte Aufschwung des Goethischen Weltschauens in der Besonnenheit der Kantischen Vernunftkritik seinen Ankergrund und der höchste deutsche Genius in dem tiefsinnigsten seine ergänzende Vollendung.

Ödipus

Unter den Übersetzungen griechischer Tragödien, die Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff neuerdings veröffentlicht hat, findet man auch den Sophokleischen Ödipus. Die Lektüre dieses Stücks und der vorausgehenden Einleitung rufen alte Probleme und Fragen wieder wach, die unendlich oft behandelt und doch noch immer nicht einmütig gelöst worden sind. Es sind die Fragen nach der tragischen Schuld des Ödipus, nach dem Verhältnis, das zwischen seinem Handeln und seinem Leiden besteht, nach dem Walten der Gottheit oder der Schicksalsmächte, nach der Lehre, die der Leser oder der Zuschauer etwa aus dem Laufe der vorgeführten Handlungen entnehmen kann.

Hat Ödipus überhaupt eine Schuld? Immer noch wird diese Frage verschieden beantwortet, immer wieder hört oder liest man, seine Schuld sei ja sonnenklar: in blindem Jähzorn habe er den Laios erschlagen, und später, als ihm der Auftrag geworden sei, nach dem unbekannten Thäter zu forschen, habe er nicht nur ein unbegründetes Mißtrauen gegen Tiresias und Kreon gezeigt, sondern auch, von maßloser Leidenschaft erregt, beide mit den stärksten Schmähungen überhäuft und Kreon mit dem Tode bedroht, ja sogar in vermessenem Selbstgefühl mehrfach Zweifel an der Allwissenheit der Gottheit ausgesprochen. Von dem ersten Vorwurf wird man ihn entlasten müssen, denn

nach Solons Gesetz war der in der Notwehr verübte Totschlag ausdrücklich von jeder Strafe ausgeschlossen. Aber mögen auch die übrigen Vorwürfe begründet sein, was beweisen sie für die tragische Schuld des Ödipus, für die tragische Schuld, die nach der Erklärung des Aristoteles der Fehltritt (ἁμαρτία) ist, durch den der Held vom Glück ins Unglück gebracht wird? Welche Verbindung besteht denn zwischen allen diesen Fehlgriffen des Ödipus und seinem Untergang? Hat ihn sein Argwohn ins Verderben gestürzt, seine Überhebung, sein Jähzorn und die daraus entspringende Ungerechtigkeit, seine Zweifelsucht? Keineswegs. Was ihn so jäh von der Höhe herabstürzt, auf der er nach der Lösung des Rätsels der Sphinx als unumschränkter Herrscher von Theben steht, ist einzig und allein die Entdeckung der Frevel, die lange vor dem Beginn der dramatischen Handlung begangen worden sind, die Entdeckung, daß er den eignen Vater getötet und die eigne Mutter geheiratet hat. Diese Entdeckung ist zum Teil das Werk des Zufalls, zum Teil ihm selber durch das unzweideutige Gebot des Gottes übertragen worden: denn er soll nach dem Mörder des Laios forschen und durch seine Austreibung das Land entsühnen. Er muß die Spur verfolgen, die ihn auf den unseligen Vorgang am Dreiwege nach Delphi führt, nicht einmal die Rücksicht auf seine eigne Sicherheit, falls eine Ahnung des Sachverhalts in ihm aufsteigen sollte, darf ihn davon abbringen; denn er ist der König des schwer heimgesuchten Landes und weiß, daß das Wohl des Landes auch für den Herrscher das oberste Gesetz ist. Ja, wenn er wirklich im Vorgefühl des Unheils die Forschungen einstellen würde, hat der Gott nicht noch andre Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen? Was kann er also thun, um dem Willen des Gottes entgegenzuwirken? Nicht das mindeste. Mag er hochmütig oder demütig sein, mag er toben oder schmeicheln, mag er argwöhnen oder vertrauen, an dem schließlichen Ausgange des Stücks ändert das nichts: er muß den Thäter suchen, und er wird ihn finden, ja er wird noch mehr finden, die Ehe mit der eignen Mutter — so wollen es einmal die Götter; an der Entdeckung seiner Frevel hat Ödipus nur als Werkzeug der göttlichen Allmacht teil.

Und seine Frevel selbst, die die eigentliche Ursache seines Unglücks sind? Für diese trifft ihn noch weniger die Verantwortung als für ihre Enthüllung. Daß er sie verüben wird, ist schon vor seiner Geburt durch den Ausspruch des Orakels verkündet worden; was geschehn ist, dessen Erfüllung zu vereiteln, hat die Ausführung nicht nur ermöglicht, sondern geradezu herbeigeführt. Er ist also für seine Thaten schon vor seiner Geburt prädestiniert und sicherlich frei von aller Verschuldung. Aber wenn auch von einer subjektiven Schuld nicht die Rede sein kann, eine objektive Schuld lastet auf ihm, die nach der Meinung der Griechen ebenso wenig abgeworfen werden kann, wie die begangnen Thaten rückgängig gemacht werden können. Zweimal ist die heilige Ordnung der Natur verletzt worden, diese Verletzung muß gesühnt werden mit derselben Notwendigkeit, wie die Wirkung auf die Ursache folgt, die Strafe auf die Schuld. Seine Schuld ist sein Schicksal, das ihm nach göttlichem Ratschluß mit auf den Lebensweg gegeben worden ist, und die

Lehre, die man aus dem grausigen Finale entnehmen darf, ist die, daß der Mensch, mag er noch so klug, noch so mächtig, noch so glücklich scheinen, doch ein Nichts ist gegenüber der göttlichen Allmacht, wie das Sophokles im Aias den Odysseus mit folgenden Worten aussprechen läßt:

Was sind wir Menschen hier auf Erden sonst
Als Gaukelbilder und ein flüchtig Schattenspiel?

Das ist hart, aber begegnen wir nicht auch anderswo ähnlichen Anschauungen? Die Stoiker kennen die Lehre von der Vorausbestimmung, von ihnen hat sie Augustin entlehnt, dann hat sich Luther ihr mit Entschiedenheit zugeneigt, und Calvin sie sogar zum Eckstein seines Lehrgebäudes gemacht. Und treffen wir nicht auch in der modernen Dichtung die Spuren derselben Auffassung? Wer kennt nicht die schmerzliche Klage des Harfenspielers in Goethes Wilhelm Meister, daß die himmlischen Mächte den Menschen ins Leben hineinführen, ihn schuldig werden lassen und ihn dann der Pein überlassen, weil jede Schuld auf Erden gerächt wird? In der That ist das Schicksal des Harfenspielers dem des Ödipus verwandt: auch er muß büßen für eine That, die er unwissentlich und unverschuldet begangen hat. Um nicht zu reden von dem mittelalterlichen Ödipus, dem Gregorius, der die unverschuldete Ehe mit der Mutter durch jahrelange Qualen büßt, auch in Schillers Jungfrau von Orleans ist die Verschuldung der Heldin schließlich auf die Fügung übersinnlicher Mächte zurückzuführen. Es ist uns unbegreiflich, wie man weltliche Regungen wie Eitelkeit, Hochmut oder gar Sinnlichkeit in ihrem Verhalten hat finden und dadurch eine Schuld im Sinne des Aristoteles hat begründen wollen — wir entdecken nicht die leiseste Spur davon. Hätte sie den Lionel umgebracht, so wäre das eine moralisch wie ästhetisch gleich verwerfliche Handlung gewesen, die an Unnatur die schon recht bedenkliche Montgomeryszene weit hinter sich gelassen hätte. Ihre Selbstanklage, der Vorwurf, daß sie den Lionel geschont habe, hat also für die Beurteilung des Falles wenig oder gar nichts zu bedeuten. In Wahrheit ist für ihren Fall dieselbe Macht verantwortlich, die sie erhoben hat, die sie mit übermenschlichen Eigenschaften ausgestattet, sie mit übermenschlichen Aufgaben betraut und sie doch nicht von allen Schlacken der Menschlichkeit befreit hat. Auch ihre Schuld ist ihr Schicksal, das Schicksal, daß sie den Feind ihres Landes lieben muß, seine Schonung ist die notwendige Folge davon. Diese Erkenntnis spiegelt sich in den Worten wieder:

Ach, du führtest mich ins Leben,
In den hohen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach es war nicht meine Wahl!

Aber freilich für Johanna giebt es nach dem Falle eine Rettung: durch Buße und Reue geläutert gewinnt sie abermals die Huld der Himmelskönigin und geht zu den höchsten himmlischen Ehren ein; auch der unselige Gregorius wird dank seiner freiwillig übernommnen Bußübungen seiner Schuld ledig — ihm wird sogar die höchste Würde der Christenheit zu teil. Für Ödipus da-

gegen giebt es keine Erlösung: die Begriffe von Buße und Gnade sind der antiken Welt noch verschlossen. Wohl büßt auch er in seiner Weise, indem er sich des Augenlichts beraubt; aber der Fluch bleibt trotzdem auf ihm lasten, er ist unzertrennlich von ihm wie sein Schatten und erlischt erst mit seinem Tode. An seinem Verhängnis hat auch Jokaste teil, auch bei ihr kann von einer subjektiven Verschuldung nicht die Rede sein.

An dieser dem Sophokles und seiner Zeit noch so geläufigen Auffassung menschlicher und göttlicher Dinge hat erst die grübelnde Logik der Aufklärung gerüttelt. Den Fall des Ödipus haben die Cyniker theoretisch behandelt; sie haben gefunden, daß Ödipus keinen Grund gehabt habe, sich zu blenden und aus dem Lande zu gehn, mit seiner Blendung habe er nur dem konventionellen Vorurteil seiner Zeitgenossen nachgegeben. Rationalismus und frommer, in unbewußten Stimmungen und alter Überlieferung wurzelnder Glaube sind von jeher unvereinbare Gegensätze gewesen.*)

Bis hierher wissen wir uns mit Wilamowitz, dessen Gedanken wir eben mit einigen wesentlichen Erweiterungen mitgeteilt haben, in vollem Einklang. Aber er ist entschieden zu weit gegangen, wenn er ferner den Ödipus von jeglichem Fehl zu entlasten sucht. Nach seiner Meinung ist das Verhalten des Ödipus dem Tiresias und Kreon gegenüber völlig gerechtfertigt; daß er beide ungekränkt habe gehn lassen, rechnet er ihm, dem unumschränkten Herrn des Landes, sogar als Verdienst an. Nun, ungekränkt läßt Ödipus weder den einen noch den andern gehn, die Schmähungen, die er namentlich dem Kreon ins Gesicht schleudert, sind deutlich genug, und Kreon selbst sagt, daß er sich durch die Beschuldigungen des Ödipus schwer in seiner Ehre gekränkt fühle. Es ist wahr, die Fehler des Ödipus sind keine schweren sittlichen Gebrechen: keine Habsucht, keine Grausamkeit, keine niedern Leidenschaften entstellen seine im Grunde edle Gemütsart. Seine Fehler entspringen einem leicht erregbaren Temperament, es sind menschliche Schwächen, die man begreifen, auch wohl entschuldigen kann. Immerhin muß die Maßlosigkeit seiner Angriffe auf den vollkommen unschuldigen Kreon auf das tiefste verletzen. Die Haupttugend der Griechen, die *σωφροσύνη*, fehlt ihm hier ganz. Es ist schwer zu glauben, daß die Athener darin anders als wir empfunden und geurteilt hätten. Zwar der Chor äußert kein Wort des Tadels über das Verhalten des Ödipus, er spricht ihm vielmehr öfter als einmal sein volles Vertrauen aus, aber der Chor besteht aus altersschwachen Greisen, die dem Ödipus zu Dank

*) Zu der Auffassung der Griechen bietet sich ein interessantes Gegenstück in der nordischen Sage dar. König Helgi von Dänemark — so berichtet die Hrolfs-Krakasaga — vermählte sich unwissentlich mit einem Mädchen, das er selbst durch Vergewaltigung der Königin Olöf von Schweden erzeugt hatte. Als Olöf, die das Kind seit seiner Geburt von sich gethan hatte, dies vernommen hatte, klärte sie die Gatten aus Rache über den Thatbestand auf. Darauf verließ Yrsa, die Tochter, den Gatten und begab sich zu ihrer Mutter nach Schweden. Helgi besiegte nach langer Trauer seinen Schmerz, keines von beiden that sich ein Leid an, auch ruhte keinerlei Makel auf ihnen. Offenbar ist diese unbefangne Auffassung der Dinge die ursprüngliche, sie ist älter als die der Griechen, die schon auf hochentwickelter Reflexion beruht.

verpflichtet sind, die in dem vollen Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit gewohnt sind, sich ihm unterzuordnen und den ärgerlichen Zwist des Herrschers mit den beiden Häuptern des Staats gern gütlich beilegen möchten. Sein Verhalten kann also für das Urteil der athenischen Zuschauer nicht maßgebend sein. Und Sophokles selbst, der für den Fehler der ὕβρις ein so offnes Auge, eine so empfindliche Seele hatte — sollte er den Chor zum Dolmetsch seiner eignen Meinung gemacht haben? Gewiß nicht, er hat vielmehr mit der Mischung der Eigenschaften in dem Charakter des Ödipus bestimmte ästhetische Wirkungen beabsichtigt. Gerade dadurch, daß Ödipus fast in demselben Augenblick zu Falle kommt, wo er in vermessener Verblendung Unschuldige an ihrer Ehre gekränkt hat und gegen alle Einsprüche taub bleibt, wird der Schrecken des Zuschauers noch gesteigert und die bedeutsame Lehre des γνῶθι σεαυτόν noch eindringlicher gepredigt. Ja noch mehr: in das peinliche Gefühl der Empörung, das das unverschuldete Schicksal des Ödipus eigentlich hervorrufen sollte, mischt sich ein andres Gefühl, wodurch die beklemmende Spannung bis zu einem gewissen Grade wenigstens paralysiert wird, ein Gefühl, das mit dem der Genugthuung einige Ähnlichkeit hat und zu entstehn pflegt, wenn einmal der Übermut handgreiflich zu Falle kommt. „Du wolltest klüger sein als alle andern und hast dich als blöder Thor erwiesen, du hast den Seher und Gott gelästert und liegst jetzt zerschmettert am Boden, du hast Ehrenmänner geschmäht und mit dem Tode bedroht und mußt nun selbst landflüchtig umherirren. Dir ist recht geschehn, geh und trage dein Schicksal so gut du kannst." So urteilt die Durchschnittsmoral des Philisters, und völlig wird sich auch der höher Stehende von solchen Empfindungen nicht frei machen können. Sie sind nicht schön, aber sie sind menschlich, und für Menschen hat Sophokles gedichtet. Kreon braucht dafür noch ein härteres Wort:

> Nicht Schadenfreude, sagt er, treibt mich, Ödipus,
> Nicht schmähen will ich deine frühern Frevel.

Damit ist der Gegensatz, worin er selbst mit den ihm verwandten Seelen zu der großen Masse des Volkes steht, deutlich genug ausgedrückt.

Für Ödipus freilich ist diese Lage der Dinge nur um so schmerzlicher. Die Einsicht, daß er dem Kreon so schweres Unrecht zugefügt hat — „denn alles, was ich an ihm that, war Frevel," bekennt er selbst, als Kreon erscheint, dem Chor —, kann nur noch die Wucht seines Leidens erschweren. Gleichwohl ist auch für ihn ein Tropfen der Linderung vorhanden: sie liegt in dem Verhalten des Kreon, der ihn zwar von dem auf ihm lastenden Fluche nicht lösen kann, aber ihm doch ein Wort des Mitleids schenkt und ihm seine Töchter zuführt, sie liegt ferner in der Aussicht, daß diese an Kreon einen Schützer finden und nicht sein Elend zu teilen brauchen. Und von diesem Trost, so gering er auch sein mag, fließt auch etwas in die Seele des Zuschauers über, und so mag sich denn das Gefühl des Grauens und des Jammers, das zunächst in ihm aufsteigen wird, schließlich in schmerzliche Wehmut und stumme Ergebung auflösen. In wundervollen Worten hat Geibel einmal die kathar-

tischen Wirkungen der Tragödie, die er besser verstanden hat als Lessing, besungen:

> Doch wenn die Kunst
> Mit priesterlicher Hand nun Lust und Trauer
> In ihre reinen Sphären hebt und mächtig
> Ans Herz anklingend mit verwandtem Ton
> In fremder Schickung auch die eigne zeigt:
> Da jauchzt befreit empor die trunkne Seele,
> Da löst wohlthätig sich der starre Bann
> Des Schmerzes und entladet sich in Thränen,
> Und menschlich euch im Menschlichen erkennend
> Erheitert und erhoben kehrt ihr heim.

Auf den Ödipus des Sophokles werden diese Worte nicht ohne weiteres angewandt werden können, aber mit einer gewissen Einschränkung doch — viel eher wenigstens als auf manche Shakespearische Tragödie, wie Hamlet oder König Lear, von denen wirklich das Wort gilt, das der Dichter dem geblendeten Gloster in den Mund legt:

> As flies to wanton boys, are we to the gods;
> They kill us for their sport.

F. K.

Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich

Am Schluß des Aufsatzes über Antiochia in Nr. 5 haben wir gesagt, dem glänzenden Bilde, das Libanius von seiner Vaterstadt entworfen habe, fehlten nicht die tiefen Schatten. Da die Übel, die er in andern Reden beklagt, nichts eigentümlich Antiochenisches waren, sondern der mangelhaften innern Politik des Römerreichs entsprangen, und da das, was der große Rhetor darüber sagt, einen interessanten Beitrag zur Kenntnis der kaiserlichen Staatsverwaltung liefert, so wollen wir das hauptsächlichste davon mitteilen.

Libanius hatte seine Mitbürger gelobt, daß sie ruhig und ordentlich lebten und nicht zu Aufständen geneigt seien wie die Römer und Alexandriner. So arg wie die Alexandriner, besonders in den arianischen Streitigkeiten, scheinen es ja die Antiochener auch wirklich nicht getrieben zu haben, aber kleinere Krawalle waren nichts seltnes. Kaiser Julian erwähnt einen im Misopogon. Der Apostat hatte sich bei seinem Aufenthalt in der syrischen Hauptstadt, wo er den Perserkrieg vorbereitete, den Christen durch sein Heidentum, den Geschäftsleuten durch seine Preistaxen, dem ganzen Volke durch seine Sittenstrenge, namentlich durch die Beschränkung der Theateraufführungen und des ausgelassenen öffentlichen Festtreibens verhaßt, durch seinen Eifer im Opfern und durch sein vernachlässigtes Äußere: sein ungepflegtes Haupt- und Barthaar, lächerlich gemacht; man verbreitete Schmähschriften auf ihn und sang Spottlieder. Er aber veröffentlichte eine sarkastische Anklage-

schrift gegen die unverständigen, undankbaren, verweichlichten Antiochener, die er, da sein struppiger Bart am schlimmsten mitgenommen worden war, Misopagone, Barthasser, betitelte. Darin also erwähnt er, unter seinem Vorgänger, im Jahre 354, habe die Volksmenge den Statthalter ermordet und den Reichen die Häuser angezündet. Ihr Zorn sei, wenn auch übertrieben in der Äußerung, doch an sich gerecht gewesen, und sie sei hart dafür bestraft worden; er denke nicht daran, die zu strafen, die ihn verhöhnt hätten. Eine gewisse Berühmtheit hat in christlichen Kreisen der Aufruhr von 387 erlangt. Das Volk, durch Ausschreibung einer ihm unerschwinglich scheinenden Steuer erbittert, überfiel den Statthalter, und da ihm dieser entkam, ließ es seine Wut an den Bildsäulen des Kaisers, der Kaiserin und der kaiserlichen Kinder aus, was nach byzantinischer Auffassung als Hochverrat galt. Wie es sich bei einem despotisch regierten orientalischen Völklein von selbst versteht, war es ebenso feig als frech und gewalthätig und litt nach vollbrachter That an entsetzlichem Katzenjammer. Man fürchtete, Theodosius werde ein Regiment Soldaten schicken, die Einwohnerschaft abschlachten, die Stadt verbrennen lassen. Johannes Chrysostomus, ein Schüler des Libanius, der vor seiner Berufung auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel als Priester in Antiochia wirkte, benützte die Gelegenheit zu einer Reihe von Trost- und Bußpredigten, die von ihrem Anlaß „Reden über die Bildsäulen" genannt werden. Die Kirche war täglich gedrängt voll, und der Redner pries die Gnade Gottes, die durch den Frevel das lose und vergnügungssüchtige Volk fromm und sittsam gemacht und die Zotenlieder durch heilige Gesänge verdrängt habe. Die Schuld des Frevels schob er übrigens auf fremde Herumtreiber, die vor kurzem angekommen seien und das Volk aufgehetzt hätten. So mag dem Kaiser auch der Bischof Flavian die Sache vorgestellt haben, der ans Hoflager gereist war, um Verzeihung zu erbitten, was ihm auch gelang. Ein paar Rädelsführer hatte der Statthalter sofort hinrichten lassen, und ein auf dessen Bericht eingehendes kaiserliches Edikt, das aber dann durch den von Flavian erwirkten Gnadenbrief aufgehoben wurde, bestimmte die Kategorien der noch zu Bestrafenden. Dieser Erfolg der verhaßten Christen wird von Libanius, der ihn nirgends erwähnt, als tiefe Demütigung empfunden worden sein. Er selbst hat ein paar Reden über den Gegenstand niedergeschrieben — ob auch dem Statthalter vorgetragen, darüber weiß man nichts — und wahrscheinlich dem Kaiser übersandt. Auf diesen, der sich hatte taufen lassen, Eindruck zu machen, waren sie schon wegen der häufigen Berufung auf den Willen und das Beispiel der Götter wenig geeignet; doch kommt eine politische Erwägung darin vor, die Beachtung verdiente. Libanius schreibt, er betrachte es als eine glückliche Fügung, daß gerade eine persische Gesandtschaft in Konstantinopel weile; der Kaiser werde den Reichsfeinden nicht die Genugthuung bereiten wollen, die bedeutendste der an ihrer Grenze liegenden römischen Städte zu verderben.

Höchst interessant ist die Rede des Libanius gegen die Flüchtlinge. Eine Menge Einwohner waren aus Furcht vor dem drohenden schrecklichen Strafgericht über Hals und Kopf fortgelaufen. Daß ihre Furcht nicht so ganz unbegründet war, hat später (390) das von dem im ganzen milden, aber jähzornigen Theodosius über Thessalonich verhängte Blutbad bewiesen, dessentwegen ihm Ambrosius den Eintritt in die Kirche verwehrte. Libanius aber erklärt diese Angst für ganz grundlos; so unvernünftig könne kein Herrscher sein, daß er durch Niedermetzelung zahlreicher Unterthanen und durch Verwüstung einer herrlichen Stadt sich selber strafe. Er zieht deshalb heftig los gegen die Thorheit dieser Menschen und sagt, sie verdienten kein Mitleid wegen des Elends, das sie mutwillig über sich und die ihrigen gebracht hätten. Wir vernehmen, sagt er, daß da draußen alles voll Leichen liege: Felder, Wege, Hügel, Berge, Schluchten, Höhlen seien damit angefüllt, andre

schwämmen im Fluß. Die Botschaft entsetzt mich zwar, aber den Unbesonnenen ist recht geschehn. Sie selbst haben sich den Räubern als Beute preisgegeben, ja die Leute, denen sie sich sozusagen anbaten, zu Räubern gemacht (an denen fehlte es freilich sogar in der Stadt nicht. Wie wir aus einer andern Rede erfahren, klagte man eine Zeit lang über organisierte Banden, die es besonders auf Kinder abgesehen hatten; diese wurden angelockt, beraubt und dann in den Fluß geworfen). Zu fürchten hatten doch nur die Schuldigen, die meisten von den Flüchtlingen aber sind ganz unbeteiligte Leute. Wie von Wahnsinn ergriffen sind sie fortgelaufen, haben Wohnhäuser und Werkstätten leer gelassen, ohne zu wissen, welcher Ort sie aufnehmen werde. Die Geld hatten, mieteten Esel, Maulesel und Kamele, die andern flohen zu Fuß. Man sah Frauen mit Kindern von den Landleuten nicht etwa Aufnahme ins Haus, sondern nur ein geschütztes Plätzchen im Freien erbitten. Viele Kinder sind umgekommen, durch das Liegen auf bloßem Erdboden, durch Hunger, aber weil sie die Wärterinnen fallen ließen. Das unsinnigste ist, daß man so viele Weiber in die Flucht geschreckt hat, darunter nicht wenig schwangere. Die studierenden Jünglinge aber — jetzt kommt die Hauptsache: das gepreßte treue Schulmeisterherz macht sich Luft —, diese Buben schrieben Lügen nach Hause, um das Schuljoch abwerfen und der Faulheit frönen zu können. Darauf hin wurden sie von den Eltern nach Hause gerufen. Aber auch solche, die Briefe weder geschrieben noch empfangen hatten, packten ihr Ränzel, bestiegen Pferde, trieben sich eine Weile auf fremden Grundstücken herum, und wenn sie dann nach Hause kamen, sanken sie mit erheucheltem Zittern und Zähneklappern ihren Eltern in die Arme, als ob ihnen die Henker schon auf den Fersen säßen, während ihnen doch kein Häscher nacheilte. Nur sie selbst hatten es eilig, vom Lernen wegzukommen; und so haben diese Unglücklichen die ganze schöne Zeit mit Essen und Schlafen, beim Weine und mit allerhand Unfug totgeschlagen. Und diesen Vorwand benützen sie jetzt noch, um die mittlerweile eingetretnen Ferien so weit als möglich auszudehnen. Nicht einmal um Urlaub haben sie gebeten, sondern eigenmächtig bleiben sie weg. Man sollte diese Menschen eigentlich hassen, die das beste hassen, was es auf Erden giebt, die Wissenschaft! Das wahre Leben, die Unsterblichkeit, fliehen diese Jünglinge und ergeben sich der Mutter aller Übel, der Trägheit und Weichlichkeit, indem sie das Unglück der Stadt als einen unverhofften Glücksfall begrüßen.

Wie sich doch die Menschen durch alle Zeiten gleich bleiben! Auch heute klingen Worte wie Feuersbrunst, Überschwemmung und Krieg, die eine Unterbrechung des Weisheitsstudiums ankündigen, wie eine Glücks- und Freudenbotschaft in den Ohren der Pennäler. Libanius setzt dann noch auseinander, daß seine Schüler ganz gewiß nichts zu fürchten gehabt hätten, denn erstens hätten sie während des Krawalls ruhig in der Schule gesessen, und zweitens seien sie in dem ersten der beiden kaiserlichen Briefe nicht unter den zu Bestrafenden genannt worden. Zuletzt aber klagt er über die Lieblosigkeit dieser Burschen. Wenn sie wirklich Gefahr vermuteten, hätten sie mich doch auffordern müssen, mich mit ihnen zu retten. Aber nein, ohne mir etwas zu sagen, sind sie bei nachtschlafender Zeit fortgelaufen, mich dem Tode überliefernd und unbekümmert darum, daß sie mich vielleicht nie mehr wiedersehen würden. Die wenigen Braven, die hier geblieben sind, schließt er, haben sich dadurch, daß sie das Bad entbehren mußten, nicht vom Studium abhalten lassen. Das Bad nach den Schulstunden und vor der Mahlzeit wird als wesentlicher Bestandteil der Tagesordnung oft erwähnt. Vor der Verkündigung der kaiserlichen Gnade sind, wie man aus dieser Bemerkung sieht, gleich den Theatern auch die Bäder geschlossen geblieben.

Außer den Steuerausschreibungen haben Teuerung und Hungersnot manchmal Unruhen erregt; denn trotz der von Libanius gepriesenen Fruchtbarkeit Syriens

kam es vor, daß Regenmangel Mißwachs zur Folge hatte, und die unverständigen Maßregeln der Behörden pflegten das Übel zu verschlimmern, ja die übertriebne Fürsorge der Behörden oder vielmehr ihre Nachgiebigkeit gegen unverständige Forderungen des Pöbels scheint manchmal ohne vorhergegangnen Mißwachs Mangel erzeugt zu haben. Es war dieselbe falsche Politik, die beinahe zweitausend Jahre gewaltet hat: daß man durch Preistaxen und durch Zwang zum Verkauf die Landwirte und die Händler verscheuchte, eine Praxis, die erst im neunzehnten Jahrhundert von dem durch die modernen Verkehrsmittel allmächtig gewordnen Handel so gründlich fortgeschwemmt worden ist, daß sich jetzt die geplagte Regierungsweisheit an der entgegengesetzten Aufgabe, das Brotgetreide wieder teuer zu machen, vergebens abarbeiten muß. Als Julian in Antiochia zum erstenmal das Theater betrat, rief ihm das Volk zu: Wir haben hier alles im Überfluß, aber die Preise sind unerschwinglich. Er glaubte dem Volke, erließ eine Preistaxe, beschuldigte die Grundbesitzer, daß sie ihr Getreide teils nach auswärts verkauften, teils aufspeicherten, und daß sie ihn haßten, weil er ihnen durch wohlfeilen Verkauf seiner ägyptischen Getreidesendungen ihre Wucherspekulationen verdorben habe. Libanius nahm dem angebeteten kaiserlichen Freunde gegenüber seine Mitbürger in Schutz und versicherte ihm, er täusche sich; die Grundbesitzer hätten kein verkäufliches Getreide, sondern zur Not soviel, als sie für sich und ihr Haus brauchten. Zweimal hat Libanius eingegriffen, um falschen Maßregeln Einhalt zu thun, dadurch Unschuldige aus der Pein zu befreien und die Not zu mildern. Als Sündenböcke wurden die Bäcker behandelt, die, wie es scheint, zugleich insofern Getreidehändler waren, als sie den Landleuten das Getreide abkauften und mahlen ließen. War nicht genug Brot in der Stadt, was sich zunächst am Preisaufschlag zeigte, so nahm der Statthalter die Bäcker am Ohr; brach die Verfolgung gegen sie aus, so flohen die meisten, und die Folge war natürlich eine wirkliche Hungersnot. Libanius erzählt: Die Gottlosen — damit meint er die Christen, denen er jedes Unheil, das sich ereignet, in die Schuhe schiebt — hätten den Praefectus Orientis Philagrius aufgehetzt, die bis dahin beobachtete Milde gegen die Bäcker mit Strenge zu vertauschen. Philagrius habe also die Bäcker vorführen und geißeln lassen, damit sie bekennten, was sie bestimme, so unverschämt zu stehlen; sie hätten aber trotz aller Pein nichts zu antworten gewußt. Man geißelte eben den siebenten, da kommt Libanius auf dem Schulwege am Richtplatz vorüber. Der umstehende Pöbel freut sich über das Klatschen der Geißelhiebe und genießt, mit offnem Maule hinstarrend, den Anblick des Blutes, das dem Manne über den Rücken rieselt. Dem Libanius erscheint dieser Anblick unerträglich. Er bricht sich mit den Händen Bahn durch die Menge bis zum Folterrad, nimmt das Wort und überzeugt sowohl den Präfekten als die Menge, daß die Bäcker nichts verbrochen hätten, und daß, wenn man diese Leute mißhandle und ihnen dadurch die Ausübung ihres Berufs unmöglich mache, die Stadt in eine sehr üble Lage geraten werde. In vieler Händen, berichtet er, habe er Steine gesehen; es sei ein Wunder, daß sie nicht auf ihn geflogen seien, daß man ihn ruhig bis zu Ende gehört habe. (Man sieht aus dieser Begebenheit, wie richtig die neutestamentlichen Erzählungen von der Steinigung des Stephanus, von der Einschüchterung des Pilatus durch Volksgeschrei, von der oftmaligen Verjagung der missionierenden Apostel durch Volksaufstände die Zustände des Römerreichs charakterisieren.) Ohne Zweifel sei es das Werk eines Gottes gewesen, und er sei von allen als Wohlthäter gepriesen worden, nicht allein von den Bäckern, sondern auch von dem aus großer Verlegenheit befreiten Präfekten, von den Armen, die nun wieder wohlfeiles Brot gehabt hätten, und von der ganzen Bürgerschaft, die der drohenden Brandstiftung und dem Gemetzel entgangen sei. Philagrius, rühmt Libanius, habe sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ihm das Gesetz

verbiete, dem Retter aus der Not seine Aufwartung zu machen. Es war nämlich den Statthaltern verboten, zu den Sophisten, wie die Rhetoren auch hießen, in die Häuser zu gehn; doch vermag Libanius eine ganze Reihe aufzuzählen, die, das Verbot nicht achtend, ihm die Ehre erwiesen hätten.

Über den zweiten Fall berichtet er folgendes. Als Ikarius das Amt des Consularis Syriae bekleidete, tobte der Pöbel wieder einmal, verjagte die Schauspieler aus dem Theater und schrie, es gehe beim Brotverkauf nicht mit rechten Dingen zu. Ikarius, anstatt die Menge zu bändigen, versprach ihr, alles zu thun, was sie wünsche, und das erwies sich nun als unmöglich, denn es gab eben nicht so viel Brot, daß alle hätten reichlich versorgt werden können. Drei Tage lang machte sich der Mangel fühlbar, und an jedem Tage wurde die Lage schlimmer. Vor den Bäckerläden prügelte man sich, und wer keine starken Fäuste hatte, der brachte statt des Brotes Beulen und zerrissene Kleider heim. Die Angesehenen flohen auf ihre Landgüter und hielten es schon für Gewinn, daß ihnen die Häuser noch nicht angezündet worden waren. Als Libanius am dritten Tage aus dem Bade kam, riefen ihm die Armen zu, die Mahlzeit werde ihm nicht besonders angenehm verlaufen, denn man gedenke ihm das Haus anzuzünden. Es hieß, schon seien einige Greise und Kinder Hungers gestorben; eine Frau zeigte ihr Kind und schrie, wenn man ihr nicht Brot schaffe, bringe sie es um. Da, erzählt Libanius, bewegte mich ein Gott — mein eignes Werk ists nicht gewesen —, mit dem Statthalter zu reden. Ich ließ mich, da mein Pferd nicht zur Hand war, von den Sklaven hintragen (er litt so sehr an der Gicht, daß er sich oft auch in die Schule tragen lassen mußte) und brachte ihn mit Vorstellungen und Bitten dahin, daß er von seinen Maßregeln gegen die Bäcker Abstand zu nehmen versprach. Das genügte jedoch nicht. Es waren zu wenig Bäcker in der Stadt; man mußte die hereinholen, die sich auf die Berge geflüchtet und in Höhlen verkrochen hatten, und das war nicht leicht, weil sie den Versprechungen der Obrigkeit nicht trauten. Da machte ich mich selbst ans Werk, und mich hielten sie für einen zuverlässigen Bürgen, da sie sich erinnerten, wie ich sie unter Philagrius von der Folter errettet hatte; zum Dank dafür, sagten sie, seien sie bereit, wenns sein müßte, ihre eignen Kinder ins Feuer zu werfen. Eine Nacht genügte, Wandel zu schaffen, und am andern Morgen gab es Brot die Hülle und Fülle. Alles jubelte, daß die Hungersnot vorüber sei, und vor Freude fiel man einander auf dem Markte um den Hals.

Daneben spielte sich noch eine charakteristische Episode ab, die einen einzelnen Mann betraf. Ikarius hatte sich verleiten lassen, die Brotaufsicht einem gewissen Kandidus anzuvertrauen, der sein Amt zu Erpressungen mißbrauchte: Bäcker, die ihm nicht tüchtig zahlten, wurden gepeinigt. So ließ er einen alten Mann, der täglich eine sehr bedeutende Menge Weizenmehl verbuk, unter dem Vorwand, er betrüge, entkleiden, blutig schlagen und dann den übel Zugerichteten in der Stadt herumführen. Als die Schergen bei dem Hause des Bäckers vorüberkamen, übergaben sie ihn der kniefällig bittenden Frau und schickten sogar, um sein Leben besorgt, nach einem Arzte. Libanius erfährt den Vorfall und erkundigt sich, ob die schuldige Behörde auch die Kurkosten bezahlen werde. Der Bericht über die Mißhandlungen regt ihn dermaßen auf, daß ihm Essen und Trinken vergeht, und er von den Wunden des Mannes träumt. Er muntert die Frau auf, zu klagen, was sie ohne seinen Beistand nicht gewagt haben würde. Wer wüßte nicht, schließt Libanius diese Erzählung, daß ich, die Stadt durchwandelnd, bei keinem Weinenden vorübergehe, sondern stehn bleibe, mich erkundige, wer dem Klagenden ein Unrecht zugefügt habe, und wenn ich ihm nicht sein Recht verschaffen kann, wenigstens seinen Schmerz teile!

Über das Elend des ganzen Reichs verbreitet sich Libanius in der Rede gegen die Leute, die ihn lästig (βαρύς, die beste Übersetzung wäre: einen Zwiderwurzn) schelten. Er sei, sagt er, von Natur heiter, aber bei dem allgemeinen Elend nicht klagen, das würde keine edle Gesinnung verraten. Lästig falle er nur denen, die aus dem Unglück der Gesamtheit Vorteil zögen; zunächst den Christen (denn die Verödung und Zerstörung der Tempel, die Konfiskation und Verschleuderung des Tempelvermögens rechnet er zu den schlimmsten Landplagen). Dann denen, die sich auf Kosten der Mehrheit der Bürger bereicherten. Er beklagt die Aussaugung des Bauernstands durch Steuereintreiber und durch Zwang zu Naturalleistungen. Früher habe jeder Landmann einen Kasten, Gewand und Geld darin gehabt und seine Tochter ausstatten können. Jetzt seien die Äcker durch die Steuereintreibung verödet, und wo etwa die Bauern noch nicht fortgelaufen seien, da brauchten sie ihre Thüren nicht zu verschließen, denn bei ihnen suche kein Räuber etwas. Dazu komme das größere Übel, daß sich die Höhlen mit der Art von Menschen füllten, die das Gewand zu Weisen mache (er meint die Mönche und die Einsiedler). Und wie seien die Stadträte heruntergekommen! Ehedem habe die Ratsversammlung einer größern Stadt aus sechshundert Mitgliedern bestanden, heute bestehe sie durchschnittlich nur noch aus sechzig, an manchen Orten aus sechs. Es komme vor, daß so ein armer Dekurio nicht allein das Holz ins öffentliche Bad liefern, sondern in eigner Person die Badenden bedienen müsse, die bald „heißes!" bald „kaltes Wasser!" kommandierten. In Antiochia seien sie ja noch nicht so tief gesunken, aber sie verarmten doch immer mehr. Ihre Landgüter würden sie gern verkaufen, wenn sich nur Käufer fänden. Hergelaufnes Volk kaufe die Grundstücke um ein Spottgeld zusammen und werde reich. Ein Ratmann werde nicht geachtet, niemand möge seine Tochter, und niemand gebe ihm seine Tochter zur Ehe, sodaß zu befürchten sei, die Ratsherrngeschlechter möchten aussterben. In nicht minder großem Elend schmachteten die Soldaten, die hungern und frieren müßten und dank der ausgezeichneten Rechtschaffenheit der Offiziere keinen Obolus bekämen. Denn diese Herren behielten alles Geld für sich und ließen auch die Pferde hungern; der Hunger der Pferde und der Menschen werde ihnen zu Gold. Ein herrliches Leben führten sie, äßen, berauschten sich und nähmen Brechmittel, um sich dann sofort aufs neue vollzustopfen; dagegen sich mit Dienstübungen abzurackern, das komme ihnen höchst widerwärtig vor. Kämen die zu Schatten abgemagerten Soldaten einmal ins Gefecht, so liefen sie entweder davon oder ließen sich gefangen nehmen. Das Marschieren falle ihnen schwer, weil sie keine Schuhe hätten. Dafür hätten sie Weiber und Kinder, was sie vollends elend mache, denn wie solle die für den einen Mann unzulängliche Ration hinreichen, wenn der Soldat mit einem halben Dutzend Mäulern zu teilen habe. Weder verbiete man den Soldaten das Heiraten, noch sorge man für ihre Angehörigen; in früherer Zeit habe man von Soldatenweibern nichts gewußt. Zu Herrschern seien in den bessern Zeiten die tauglichsten erwählt worden, heute kaufe man die Ämter; nicht mehr das Gesetz herrsche, sondern die Willkür.

Nachdem er noch besonders darüber geklagt hat, daß seine Kunst, die Rhetorik, und die griechische Sprache mehr und mehr der Mißachtung verfielen, daß man Latein lernen und Jura studieren müsse, wenn man etwas werden und Geld verdienen wolle, fährt er fort: Ein wackrer Mann beklagt nicht bloß sein eignes, sondern auch das Unglück andrer. Man weint ja sogar beim Anschauen einer Tragödie. Und was gehn uns Niobe, Lajus, Ödipus, Hekuba an? Weinen wir nicht bei dem Leichenbegängnis von Verwandten? Wenn wir aber darüber klagen, daß ein Mensch, vielleicht noch dazu im richtigen Alter, gestorben ist, sollen wir da nicht weit mehr darüber klagen, daß Lebende in Qualen seufzen, die weit bittrer

sind als der Tod? Als die Kunde von der großen thrazischen Niederlage (des Valens bei Adrianapel) gekommen sei, da habe er sich das Gesicht zerschlagen und die Haare gerauft und nach der Ursache des allgemeinen Unglücks geforscht; sei das unrecht gehandelt? Was immer das Reich betreffe, das sehe er ja an, als sei es seine eigne Angelegenheit; wer ja die Menschheit liebe, der verdiene doch gewiß keinen Haß. Sei es erlaubt, Feste zu feiern, solange die Mutter aller, das Vaterland, krank daniederliege? Und seine Worte seien nicht müßige Klagen gewesen; er habe bessern wollen, er habe gehofft, was er gesprochen habe, das werde sich herumsprechen und bis zum Kaiser dringen, der werde dann alle zur Rechenschaft ziehn, die sich ungerecht bereichern. Daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe, erachte er für das größte Unglück seines Lebens. Zu verwundern sei das freilich nicht; nach Höflingsbrauch werde zum Monarchen von allem möglichen geredet, nur nicht von dem, was das Wohl des Reichs erfordert. So bleibe denn nichts übrig, als die Götter anzuflehn, sie möchten Hand anlegen und Hilfe bringen den Tempeln, den Landleuten, den Soldaten, den Stadträten, der griechischen Sprache, möchten die durch Ungerechtigkeit aufgehäuften Vermögen klein machen, alles, was ungerechterweise verachtet werde, zu ihrer eignen Sache erwählen, ihm aber statt des Schmerzes Anlässe zur Freude senden.

Von Julian hoffte er, dieser werde allen Mißbräuchen der Verwaltung steuern und das Reich in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen, und die Anfänge seiner Regierung, die Reform des Hofs, die Verbannung aller Üppigkeit, der Eifer Julians für eine unparteiische Rechtspflege schienen seine Erwartung zu rechtfertigen. Julian habe, sagt er in einer der nach Julians Tode zu seiner Verherrlichung gehaltnen Reden, nicht allein der Schwelgerei, sondern auch den Räubereien und Erpressungen der Beamten ein Ende gemacht, den Dekurianen ihr Ansehen und ihre Kraft wiedergegeben, die Lieferungen beschränkt, die besonders im Winter mit unerhörter Menschen-, Pferde- und Eselschinderei betrieben würden, habe in eigner Person fleißig Recht gesprochen, den Parteien volle Redefreiheit gewährt und mit seinem Scharfsinn alle Sophismen der Ungerechten zerstört. In der Ferne habe schon sein Name genügt, Ungerechtigkeit zu verhüten; und er bejammert die Landleute, die nun den Steuereintreibern zum Fraß werden würden, die zerfließende Kraft der Ratsversammlungen, die Armen, die vergebens ihre Hände nach Gerechtigkeit zum Himmel ausstrecken würden, die Soldaten, die dazu verurteilt seien, weiter zu hungern.

Am größten erscheint Libanius in den Reden für die Heiligtümer, für die Gefangnen und für die Gastwirte. Die ersten beiden sind an Theodosius gerichtet, und die zweite ist wahrscheinlich vor diesem Kaiser gehalten worden. Da wir hier auf die religiösen Kämpfe der Zeit nicht eingehn wollen, teilen wir nur den Hauptinhalt der zweiten und der dritten mit. Es fehlte nicht an kaiserlichen Verordnungen zum Schutz der Untersuchungsgefangnen vor inhumaner Behandlung. Konstantin und seine Nachfolger haben eine Reihe solcher erlassen, die Gothofredus, der Herausgeber des Codex Theodosianus, in einer Einleitung zu der Rede des Libanius zusammenstellt. Sobald ein Bürger, sei es auf öffentliche oder Privatanklage hin, gefänglich eingezogen werde, solle er, befiehlt Konstantin, vernommen und, falls sich die Anschuldigung als falsch erweise, freigelassen werden. Lasse sich die Sache aber nicht sofort entscheiden, so solle er nur lose gefesselt, nicht mit schweren Ketten und ins Fleisch einschneidenden Banden gequält, nicht in finstere Löcher gesteckt, sondern an gesunden und dem Licht zugänglichen Orten verwahrt werden, und es solle streng darüber gewacht werden, daß nicht etwa die Gefängniswärter ihre Grausamkeit den Anklägern verkaufen, die Gefangnen mißhandeln oder über die gesetzliche Zeit hinaus eingesperrt halten. Gefängniswärter, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, sollen mit dem Tode bestraft werden, die Richter aber für die gesetzmäßige Ge-

fängnisverwaltung haften. Nach einer Verfügung des Konstantius sollen die Untersuchungsgefangnen innerhalb eines Monats verhört werden; spätere Gesetze verhängen hohe Geldstrafen über die säumigen Richter, und ein Gesetz von Theodosius und Honorius ordnet an, daß sich die Richter jeden Sonntag alle Untersuchungsgefangnen vorführen lassen, sie über die Behandlung, die sie erfahren, befragen, dafür sorgen sollen, daß es ihnen am Notwendigen nicht gebricht, und sie ins Bad führen lassen. (Hier würde man die Einwirkung des christlichen Geistes schon deutlich genug erkennen, auch wenn nicht ausdrücklich hinzugefügt wäre, die Vorsteher der christlichen Religion würden es hoffentlich an ihrer löblichen Fürsorge nicht fehlen lassen und würden die Richter an die Beobachtung der ergangnen Verordnung mahnen.)

Libanius sagt nun in seiner Rede: Wenn, o König, alle diese schönen Gesetze beobachtet würden, so brauchte ich dich nicht zu belästigen. Da es aber nicht geschieht, und da von den Berufnen, die auf jeden Fall unrecht handeln, mögen sie diese Zustände nicht kennen oder sie kennend verschweigen, keiner dir darüber berichtet, da auf diese Weise auch deine Regierung als Mitschuldige in übeln Ruf kommt, so will ich, der ich deine Milde bewundre, dir die Sache zu besserer Regelung empfehlen. Zunächst nun rede ich nicht von überführten Verbrechern, sondern von den vielen, die auf falsche Denunziation hin verhaftet werden. Wer einem andern übel will, der behauptet, der Mensch habe ihn oder seine Frau oder seine Kinder gemißhandelt, und mag der Angeschuldigte auch durch glaubwürdige Zeugen seine Unschuld darthun, er wird ins Gefängnis geschickt, wenn er sich nicht mit einer Geldsumme loskaufen kann. So verfahren namentlich die Mächtigern mit den Schwächern, die Vornehmen mit den Handwerkern, die Beamten mit Leuten, die ihnen nicht in allen Stücken zu Willen sind, die Possessoren (so nannte man in der spätrömischen Zeit die Stadtherren, die bedeutende Landgüter besaßen) mit ihren Kolonen. Und während die von ihnen dem Gericht Überlieferten im Gefängnis schmachten, gehn sie in die Daphne spazieren, machen Vergnügungsreisen zu Wasser und zu Lande und leben in allen Lüsten. Die durch ihre Schuld Gefesselten aber vergessen sie und kümmern sich nicht um ihr Schicksal. Dieses ist nun das denkbar schrecklichste. Die Gefängnisse sind überfüllt, weil immer neue Gefangne hinzukommen, selten aber welche entlassen werden. Die Ernährung ist unzulänglich, die Frauen der Gefangnen können ihnen nichts bringen, denn da ihre Ernährer im Kerker sitzen, so haben sie selbst nichts zu essen. Dazu leiden sie von der schrecklichen Finsternis; nur ein einziges Lämplein bewilligt der Wärter allen zusammen, wenn sie ihm nicht Geld zahlen. Überhaupt muß jede Erleichterung mit Geld erkauft werden, und die nicht zahlen können, werden geschlagen. Schon beim Überschreiten der Schwelle des Gefängnisses muß der Wärter bestochen werden, sonst sitzt der Gefangne nackt darin, und sein Gewand kleidet den Wärter. Woher soll nun der Gefangne, der ja meist arm ist, beständig Geld nehmen, um die Habgier des Aufsehers zu befriedigen? Er kann ja, sagt man wohl, durch Mitgefangne, die entlassen werden, eine Frau aus der Zahl der Leute, die sich ihrer Menschenfreundlichkeit rühmen (eine christliche Diakonissin), zu sich rufen und sie fußfällig bitten, ihm etwas zu bringen. Das gelingt ja auch einigen, andern nicht. Wenn einer gar nichts bieten kann, so hält sich der Kerkermeister an seinem Rücken schadlos und geißelt ihn. „Du weinst, o König! Möge dir viel Gutes zu teil werden für diese Offenbarung deiner Herzensgüte! Was mich betrifft, so habe ich, bei allen Göttern, diesen Anblick erwartet.“ (Aus dieser Stelle schließt man, daß Libanius die Rede wirklich vor Theodosius gehalten hat.) Das Gesagte sei wohl schrecklich genug, noch schrecklicher — manche würden vielleicht zweifeln, ob man es für schlimmer halten dürfe — sei, daß viele sterben, besonders infolge des

Luftmangels in den überfüllten Räumen. Ist es nicht schrecklich, daß, wenn einer in einer Schlägerei getötet wird, sich ein großer Lärm erhebt, und man den Thäter umzubringen droht, wenn aber so viele Menschen von den Behörden ums Leben gebracht werden, du dabei ganz ruhig und heiter zu bleiben scheinst? Nicht wohl geredet wäre es, wenn dich jemand damit entschuldigen wollte, daß du ja von alledem nichts wissest; denn von der königlichen Regierung, o König, muß man fordern, daß sie alles wisse. Zuletzt rügt er noch, daß nicht bloß Untersuchungsgefangne, und zwar meist unschuldige, in endloser Haft gehalten würden, sondern auch Zeugen, die doch sofort nach Ablegung des Zeugnisses entlassen werden müßten. Was solle man den Frauen dieser Unglücklichen sagen, die nur als Zeugen aufs Gericht gegangen seien und nun nicht wiederkämen?

Noch schlimmere Zustände enthüllt die Rede gegen den Statthalter Florentius, die ebenfalls an einen „König," wahrscheinlich wieder an Theodosius, gerichtet, aber wohl nicht vor ihm gehalten worden ist. Er habe, erzählt Libanius, den Florentius bei seinem Amtsantritt gefragt, ob er mild und gerecht regieren wolle, und dieser habe es versprochen. Anfänglich habe es auch geschienen, als werde er Wort halten, allmählich aber sei die Bestie zum Vorschein gekommen, die in ihm stecke. Unschuldige und rechtschaffne Personen habe er zu Tode geißeln lassen. Das sei nicht allein Mord, sondern schlimmer als Mord. Von einem Räuber ermordet zu werden, sei lange nicht so schrecklich. Als einen Hauptvorzug der Römer vor den Persern und andern Barbaren müsse man es bezeichnen, daß sie die Todesstrafe auf eine Weise vollstreckten, die den Tod rasch herbeiführe, statt nach Barbarenart die Marter lang auszudehnen.

Das allerschlimmste aber sei, wie Florentius die Unglücklichen peinige, die sich mit Krämerei und Gastwirtschaft ihren Lebensunterhalt verdienten. Er scheine jedem Polizeibeamten eine Anzahl solcher Leute gewissermaßen als Provinz zur Ausbeutung angewiesen zu haben. Man sagt, die Gastwirte verführen ungerecht gegen die Gäste. Freilich wohl, aber nur weil sie selbst Unrecht leiden von den Gästen, nicht von allen zwar, aber auch nicht von wenigen. Wir haben viele Behörden, und jeder Oberbeamte hat einen Troß von Unterbeamten und Dienern. Alle diese, ein ganzes Heer, fallen in die Schenken ein, manche täglich, und trinken bis zum Rausch, nicht allein sie, sondern auch die guten Freunde, die sie mitbringen. Niemand wagt, die Schoppen zu zählen, die da getrunken werden, weder der Wirt noch seine Frau, noch der Sohn oder die Tochter; da heißt es: Maul halten oder umkommen. Die Herren sagen: Ihnen gehöre das Weinfaß und der Schankwirt dazu. Und die wenigstens den Humpen dalassen — viele nehmen den mit fort — sind noch die anständigern, ans bezahlen aber denken auch diese anständigern nicht. So halten sie es auch mit dem Einkaufen bei Krämern und Handwerkern; jeder Laden und jedes Gasthaus ist für sie ein Grundstück, aus dem sie eine Rente herausschlagen, sie alle: der Chef, der Beisitzer, die Schreiber bis zum untersten Diener hinunter. Ebenso treiben es die Soldaten, und nicht sie allein, sondern auch die Leute, die sie als Spaßmacher mitbringen: Gaukler, die Affen, zahme Löwen, Bären, Leoparden herumführen, Flötenspieler, Schauspieler, die ein Bacchanal zum besten geben. Am allerunverschämtesten aber fordern die Polizeispione, die auch zugleich, wenn sie nicht befriedigt werden, die gefährlichsten Feinde sind. Alles, was königliche Abzeichen (Uniform würden wir heute sagen) trägt, erpreßt mit dem Schwert und mit Drohungen so viel, daß jeder einzelne auch alle seine Freunde bewirten und mit ihnen üppig leben kann. Ist einer noch so anständig, daß er Zahlung wenigstens verspricht, so hält er doch nicht Wort. Wieviel Wunden und Thränen es den Beraubten kostet, wenn sie manchmal widerstreben, das hat mich die Enge der Straße am Rathause (darin hielt er Schule) gelehrt, denn oft wird mein Vor-

trag durch das Gejammer der Geschlagnen unterbrochen. Wenn nur Soldaten die Schmarotzer wären, erschiene das Übel noch erträglich. Zwar sind unsre Soldaten nur noch Prahlhänse, Karikaturen echter Soldaten, aber immerhin vertreten sie, wenn auch schlecht genug, den an sich nützlichen und notwendigen Stand der Vaterlandsverteidiger. Aber ihnen gesellt sich die Theaterklaque zu, die Parteien der Grünen und der Blauen, verächtliche Drohnen, die zu gar nichts gut sind, die aber einen bedeutenden Einfluß ausüben; denn was dieses Gesindel im Zirkus mit Geschrei fordert, das geschieht, und wen sie bei den Behörden anschwärzen, der ist verloren. Es kommt vor, daß der Anführer seine Bande anstiftet, dem Wirt, der ihm nicht zu Willen war, das Haus anzuzünden; dann kommen die Soldaten löschen und ruinieren den Besitzer vollends, indem sie seinen ganzen Hausrat teils zerschlagen teils verschleppen.

Eine weitere Klasse von Blutsaugern sind die Regierungsboten und Kuriere. Ein solcher Herr fordert nicht allein Speise und Trank, sondern auch bequeme Speisesofas, Badediener, Mädchen, einen Arzt. Das alles muß der Wirt besorgen, wenn er nicht Prügel haben will. Und reist der Beamte wieder ab, so findet er, daß ihm in der Herberge Sachen gestohlen worden seien, manchmal wird ihm auch ein Diener erschlagen, und das soll dann der Gastwirt alles ersetzen; Unvermögen wird wieder mit Prügeln gestraft. Hohe Beamte halten sich auch an den Gastwirten schadlos für die Verluste, die sie durch den Betrug ihrer Vorgänger erleiden. Diese verkaufen ihnen nämlich ein angeblich vorhandnes Inventar, und wenn sie ankommen, finden sie ein leeres Haus, leere Scheuern und Keller; beim Abgang machen sie es selbst so mit ihren Nachfolgern, und da die Beamten aller Augenblicke wechseln, sind die Gastwirte immer geplagt. Dabei unterliegen diese Unglücklichen den allgemeinen Plagen aller Hausbesitzer. Da wird gefordert, daß sie die Kanäle reinigen lassen (es scheint nicht die Wasserleitung, sondern die Spülung gemeint zu sein), wobei die gedungnen Lohnarbeiter manchmal umkommen, und daß sie die schadhaften Säulen an öffentlichen Gebäuden durch neue ersetzen. Das ärgste aber ist die Steuer. Schon bei dem Gedanken an das nächste Lustrum (an dem neu eingeschätzt wurde) überläuft jeden die Gänsehaut. Wenn die Steuer das wäre, was ihr Name (aurum negotiatorum) sagt, so könnte man sie sich gefallen lassen, denn der Kaufmann schlägt sie aus seinem Handel schon heraus; aber der ärmste Flickschuster muß sie zahlen. Oft habe ich einen solchen mit der Ahle in der Luft herumfahren sehen, wobei er ausrief: Das da ist mein einziges Vermögen (womit er die Ahle oder auch die Luft gemeint haben kann). Man sagt ja freilich, die hohe Steuer sei notwendig, um das Vaterland vor den Einfällen des Feindes zu schützen, wie aber, wenn dadurch die Steuerkraft ganz vernichtet wird, und dann gar nichts mehr einkommt? Man schätze also nicht zu scharf ein, damit für die Zukunft noch etwas an Staatseinnahmen übrig bleibe; die Freiheit der Bürger ist freilich auf jeden Fall dahin, sie sind ganz und gar zu Sklaven erniedrigt worden. Am schändlichsten ist es, daß die zur Verwaltung des Staats und zum Schutze der Bürger angestellten Beamten die ihnen vom Kaiser verliehene Vollmacht zur Ausplünderung der Unterthanen mißbrauchen, sodaß die kaiserliche Regierung als reine Tyrannei erscheint. Wenn sie von ihren Köchen vernehmen, um wie viel wohlfeiler sie ihren Schweinebraten bekommen als andre Leute, müßten sie ihr Haupt vor Scham verhüllen und wünschen, daß sie die Erde verschlinge; denn zu ihrer Schwelgerei verhelfen ihnen Mittel, die, von Privatleuten angewandt, diesen die schwersten Strafen zuziehn würden. Wie können sie es wagen, andre wegen eines geringen Betrugs zu strafen, da sie selbst solche Erpressungen verüben? Aus alledem folgt, daß man die Schankwirte nicht eher zu gewissenhafter Beobachtung der Preisvorschriften und zum richtigen Einmessen zwingen kann, als bis man sie von

ihren Blutsaugern befreit haben wird; ohne dieses nutzen alle Geißelungen nichts. Jetzt geschieht es nicht selten, daß der Polizeidiener, der des Morgens den Mann wegen falschen Maßes gegeißelt hat, sich nachmittags in seine Gaststube setzt und der Frau, die jammernd des Mannes Wunden pflegt, unaufhörlich: Einschenken! zuschreit. — In dem folgenden, das uns vielfach unverständlich geblieben ist, scheint Libanius die Antiochener von dem Vorwurf reinigen zu wollen, sie hätten durch mehrfache Aufstände Strafe verdient, woraus man schließen kann, daß die Ausplünderung der Wirte und der Krämer als eine Strafexekution gerechtfertigt worden ist. Er schiebt die Schuld der Aufstände einerseits auf die Behörden, die die Bürgerschaft durch unverständige Behandlung aufbringen, andrerseits auf die von den Behörden begünstigte Zirkusklaque, die eigentliche Anstifterin aller Unruhen.

In der Stadt ging kaum etwas wichtiges vor, ohne daß Libanius öffentlich sein Gutachten darüber abgegeben hätte. So protestierte er gegen die Erweiterung eines Theaters und sagte dann, als man seine Einwendungen nicht beachtet hatte, es sei eingetroffen, was er vorausgesagt habe: Ehedem sei das Plethron ein anständiges Theater gewesen, jetzt gehe es wüst drin zu. Bei jeder Gelegenheit nimmt er sich solcher an, denen Unrecht geschieht und die Unterdrückung leiden, z. B. der Landleute, die Gemüse und Obst in die Stadt brachten, und die der Magistrat zwang, den städtischen Unrat mit fortzunehmen, wodurch den Bauern ihre Lasttiere überangestrengt und ihre Säcke verdorben wurden. Einen Blick in die äußern Verhältnisse der Rhetorenschulen läßt er uns thun in der Rede an die Antiochener für die Rhetoren. Darin sagt er: Daß ich nicht zu denen gehöre, die der Stadt oft mit Bitten lästig fallen, und daß euch bis auf den heutigen Tag aus meiner Lehrthätigkeit nicht die geringste Ausgabe erwachsen ist, werdet ihr mir zugeben. Jetzt aber muß ich euch etwas sagen, was ich anständigerweise nicht länger verschweigen kann. Hätte ich so viel Vermögen, daß es für mich und diese meine Gehilfen (er hatte sie, wie auch aus dem folgenden hervorgeht, in die Ratssitzung mitgebracht) hinreichte, so würde ich das, was ich euch sagen will, mir selbst sagen, und würde die Not dieser Männer nicht in der Öffentlichkeit zur Schau stellen. Da jedoch meine Lage so ist, daß ich zwar von andern nichts zu nehmen brauche, aber auch zum geben nichts übrig habe, so müßt ihr, o Bürger, dieser Not abhelfen. Helft ihr rasch, so beweiset ihr dadurch, daß ihr willens gewesen wäret, schon früher zu helfen, wenn ihr um die Not gewußt hättet, und daß der Tadel auf die fällt, die es versäumt haben, euch zu unterrichten. Den Männern nun, um die ich mich bemühe, werde ich wohl Thränen entlocken, wenn ich ihre Lage schildere, und aller Augen sich auf sie richten. Aber das kann ihnen nicht erspart werden, und wenn ihr manches von dem, was ich zu sagen habe, schimpflich findet, so sorget dafür, daß sie sich in Zukunft nicht mehr zu schämen brauchen. Und daß nicht etwa die unter euch, die keine Kinder oder nur Töchter haben, oder deren Söhne noch nicht die Schule besuchen oder schon heraus sind, daß die nicht etwa meinen, die Sache gehe sie nichts an! Es ist eine allgemeine Angelegenheit der Stadt, an der alle Bürger beteiligt sind. Was die Stadt glücklich und glänzend macht, das geht euch alle an, besonders aber das, was uns zur gegenwärtigen guten Ordnung verholfen hat. Das ist aber die Rhetorenkunst, die uns befähigt, mit der Kraft des Logos (des Worts, der Wissenschaft und der Vernunft) die unverständigen Eingriffe der Staatsbehörden unschädlich zu machen. An der Herstellung dieser Waffe muß beständig gearbeitet werden, wie ja auch die Waffenfabriken im Frieden nicht ruhn dürfen, wenn man nicht die Vernachlässigung mit Niederlage und Vermögensverlust im Kriege büßen will.

Was nun an unsern Schulen sonst noch zu verbessern wäre, soll später untersucht werden. Heute will ich nur erörtern, wie für die Rhetoren an meiner Schule — es sind ihrer vier — gesorgt werden könne. Wenn einen von diesen jemand

fragte: Seid ihr Antiochener? so würde er antworten: Nein! Seid ihr, von Feinden vertrieben, hierher geflohen? Nein! Was hat euch also bestimmt, eure Heimat mit Antiochia zu vertauschen? Weil wir, würden sie sagen, die mit andern Beschäftigungen verbundnen Unruhen fürchtend und die Ruhe des Schullebens begehrend zu Hause so kleine Verhältnisse fanden, daß wir uns als Lehrer von Müßiggängern nicht viel unterschieden haben würden. Hierher aber lockten uns große und glänzende Aussichten, denn nicht wenige, die außer ihren Kenntnissen und Fertigkeiten nichts mitbrachten, sind in Antiochia Gutsbesitzer und Kapitalisten geworden. Ist es nun nicht häßlich, daß sie in ihrer Hoffnung getäuscht werden, und daß sich die Wirklichkeit so unvorteilhaft von dem Rufe unterscheidet, den unsre Stadt auswärts genießt? Wenn ihr sie in der Schule seht, auf ihren Thronen sitzend und die Schüler ehrfurchtvoll zu ihren Füßen, so mögen sie euch wie würdige und wohlsituierte Männer vorkommen. Aber laßt euch nicht durch den Schein irre führen! Keiner von ihnen hat ein eignes Haus; wie Schuhflicker wohnen sie zur Miete. Einer freilich hat ein Haus gekauft, den Kaufpreis aber nicht bezahlen können, sodaß er in schlimmerer Lage ist als seine Kollegen. Einer hat drei Sklaven, der andre zwei, und die kommen ihnen grob, weil es bei ihnen so armselig zugeht; einer behilft sich ohne Sklaven, einer mit so schlecht aussehenden, daß sie ihm Schande machen. Viel Kinder zu haben, erscheint diesen Armen als das größte Unglück; wer nur eins hat, wird von den andern glücklich gepriesen. Ist ein Rhetor klug, so hütet er sich vor der Ehe. Früher war so ein Lehrer ein guter Kunde der Silberschmiede, mit denen er sich über ihre Kunst, über ihre Werke und den bestellten Gegenstand unterhielt. Jetzt aber braucht der Lehrer seine Redekunst beim Bäcker, um ihn zu bewegen, daß er nicht nur nicht wegen der angelaufnen Schuld klage, sondern noch weiter borge. Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als der Frau Halskette und Ohrgehänge vom Leibe zu reißen, um damit, seine Redekunst verfluchend, den Bäcker zu befriedigen. Daran, der Frau zum Ersatz etwas mit heim zu nehmen, kann er gar nicht denken. Er fürchtet sich, nach Hause zu gehn, wo er doch Erholung finden sollte. So bleiben denn die Männer, nachdem die Schüler fortgegangen sind, in der Schule beisammen hocken und bejammern ihr Schicksal [ganz wie bei uns!]; einer weiß immer schlimmeres zu erzählen als der andre. Ich aber sitze mitten unter ihnen und schäme mich, schäme mich doppelt, einmal als euer Mitbürger, zum andern als der Koryphäe eines solchen Chors. Ein schlechter Mann müßte das sein, der so etwas lange ansehen könnte, ohne auf Abhilfe zu sinnen. Höret nun, was ich gefunden habe!

Ich verlange nicht, daß ihr Geld, Weizen oder Wein steuert, denn ich weiß wohl, welche Ansprüche das Gemeinwesen täglich an euch stellt. Aber gebt ihnen etwas von den Gemeindeäckern, von denen ihr die Nutzung habt. Die kleinern Parzellen überlaßt ihr solchen Bürgern, die zu keinen Leistungen verpflichtet sind. Die Lehrer, die so bedeutendes für das Gemeinwesen leisten, verdienen ein solches Ackerstück gewiß mehr als mancher von denen, die sie jetzt inne haben. Oder ihr könnt ihnen auch einen kleinen Teil von den großen Grundstücken abtreten, die ihr selbst bewirtschaftet. Damit wird nicht allein den Lehrern geholfen sein, sondern auch die Schüler werden davon Gewinn ziehn. Denn wie der Regen das Erdreich befruchtet, Dürre dagegen das Wachstum hemmt, so lähmt die Sorge ums tägliche Brot dem Lehrer die Zunge, während Freiheit von Sorge den Redestrom in Fluß bringt; und so werdet ihr mehr empfangen, als ihr gegeben habt, indem ihr bewirkt, daß der Garten der Wissenschaft bei euch blüht. Aber, werdet ihr einwenden, bekommen sie denn nicht alljährlich ihren Gehalt? Zunächst: nicht alljährlich; sondern ein Jahr erhalten sie ihn, ein zweites Jahr nur einen Teil, ein drittes Jahr gar nichts. Was wir aber für Künste anwenden müssen, um zu unserm Gelde zu kommen, wie wir uns vor Magistratspersonen, Kassenbeamten und

Dienern bücken und winden müssen, davon will ich gar nicht reden. Wir Lehrer sollen Respektspersonen sein, und müssen uns vor Unterbeamten erniedrigen; das ist noch schwerer zu ertragen als der Hunger. Würde aber auch der volle Betrag regelmäßig ausgezahlt, so wäre er nicht genügend. Die Summe ist so gering in Ansehung der Größe unsrer Stadt, daß ich mich schäme, sie zu nennen. Die vier Rhetoren bekommen zusammen den Gehalt, den früher der Rhetor Zenobius allein bezogen hat, und dem hatte man außerdem noch das schönste und weinreichste Grundstück der Stadt rechts von der Daphne am Fluß zur Nutzung überwiesen. Sollen diese dafür gestraft werden, daß jener zu viel erhalten hat? Die Leute in den Werkstätten freilich räsonnieren darüber, daß es die Lehrer noch viel zu gut hätten; sie setzen ein Schülerverzeichnis auf und berechnen, wie viel so ein Lehrer wohl ziehn möge. Und auch ihr fragt vielleicht: Rechnest du denn die Schülerhonorare für nichts? Früher sind die allerdings bedeutend gewesen, sodaß man als Lehrer Vermögen erwerben konnte, aber das ist seit einiger Zeit anders geworden. Geld bringen nur die Künste, die von den Großen geehrt werden, und das Lehren dieser Künste, und zu ihnen gehört die Rhetorik nicht mehr. Wird aber ein Beruf von den Herrschenden verachtet, so verliert er, er mag an sich noch so nützlich sein, sein Ansehen, und mit dem Ansehen seinen Lohn. So lassen denn reiche Leute ihre Söhne nicht mehr in den Rhetorenschulen, sondern nur noch in den Juristenschulen studieren, und die Armen, die gern zahlen möchten, haben nichts. Gebt also diesen wackern Männern (er lobt sie alle vier der Reihe nach) so viel Acker, daß sie anständig leben können, wie es Freien geziemt. Nicht, daß ein solches Einkommen eine volle Entschädigung ihrer Leistungen bedeutete. Solltet ihr dieses meinen, so würdet ihr die Weisheit sehr niedrig einschätzen, die Kronen und Bildsäulen verdient und mehr als alles Gold der Erde wert ist. Aber ihr werdet wenigstens beweisen, daß euch eure Söhne mehr wert sind als ein paar Ackerstücke, und ihr werdet der Gefahr entgehn, Apollo und die Musen zu vertreiben, die eure Stadt zu ihrem Wohnsitze erwählt haben.

Man sieht, es war keine unbedeutende Rolle, die Libanius in der Stadt und im Reiche gespielt und ehrenvoll durchgeführt hat. Ibsen, der es von der Zeit ab, wo seine Verbitterung begann, nicht über sich gewinnen konnte, einen großen und edeln Charakter zu schaffen, hat sowohl den Libanius wie seinen kaiserlichen Schüler und Freund kleiner gemacht, als beide Männer in Wirklichkeit gewesen sind. Man hat Rußlands Verfassung eine Despotie, gemildert durch Meuchelmord, genannt; die des römischen Reichs vom dritten Jahrhundert ab könnte man eine Despotie, gemildert durch Volksaufstände und Rhetorenwirksamkeit, nennen, wenn die Zahl der Rhetoren, die ihren Beruf so ernst genommen und so tief aufgefaßt hätten wie Libanius, bedeutend gewesen wäre; das Geschrei des Volkes im Theater, das den Kaisern und den Statthaltern die Bedürfnisse, Wünsche, Nöte und Stimmungen des Volkes kund gab, und die Tumulte im Falle der Nichtbefriedigung würden dann das Parlament, die Reden der Sophisten aber, die nicht bloß mündlich gehalten, sondern den Gebietenden übersandt und in zahlreichen Abschriften unter dem Publikum verbreitet wurden, die Presse einigermaßen ersetzt haben. Indes scheint die Zahl solcher wackrer Rhetoren nicht eben groß gewesen zu sein, die meisten beschränkten sich darauf, entweder durch Schulunterricht oder durch Schmeichelei und Schönrednerei Ehre und Geld zu verdienen, und das entsprach ja auch am besten den Gesinnungen und Neigungen und dem Charakter des heruntergekommnen Volkes. Libanius hat einmal eine heftige Strafrede gegen die Nichtredenden gehalten, womit er nicht seine Standesgenossen, sondern die angesehenen Bürger, besonders die Ratsherren meint. Was sie in der Jugend gelernt hätten, das nützten sie nicht. Keiner thue in den Gerichtshöfen den Mund auf, um dem Recht zum Siege zu verhelfen, keiner rede vor den Statthaltern, um schädliche Maßregeln abzuhalten. Als kürzlich

der comes Syriae im Rat erschienen sei, um über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, hätten sie alle stumm dagesessen, ja viele hätten sich hinter den Rücken ihrer Vordermänner verkrochen, weil sie sich schon fürchteten, von dem Gewaltigen gesehen zu werden. So seien sie zu Sklaven herabgesunken. Es sei ja ganz schön, daß sie der Stadt dienten, indem sie die Bäder heizten, Pferde zum Wettrennen und Bären zu den Tierhetzen lieferten, aber die wichtigste Liturgie bleibe doch das verständige Nachdenken über das, was dem Wohle der Stadt diene, und das offne Aussprechen dessen, was man gefunden habe. Dazu gehöre nun freilich auch die Gewöhnung an ernste Beschäftigung, aber dieses verweichlichte und vergnügungssüchtige Geschlecht rühre eher Giftschlangen an als Bücher.

Einem solchen Volke war eben nicht mehr zu helfen, auch nicht durch das Christentum, dessen Vertreter seit Konstantins Zeit in weit höherm Grade als die Rhetoren Parlament und Presse ersetzten; die Synoden waren sogar schon Parlamente, und ein neuerer Historiker entrüstet sich über die „staatsgefährliche Frechheit,“ mit der Johannes Chrysostomus als Patriarch von Konstantinopel in seinen Predigten an der Regierung Kritik übte. Von dieser Thätigkeit der christlichen Bischöfe hat Libanius wohlweislich geschwiegen, aber die Eifersucht auf sie mag nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen eignen Eifer für die Verbesserung der öffentlichen Zustände zu spornen, wie andrerseits auch das Vorbild des Meisters ohne Zweifel von heilsamem Einfluß auf Chrysostomus gewesen ist.

Litteratur

Reden und Vorträge von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. VIII und 278 Seiten

Wer noch nicht weiß, aber wissen will, was die moderne Philologie, die Wissenschaft vom klassischen Altertum wirklich ist, und wie ein geistvoller Philolog von dieser Wissenschaft aus heute die Welt ansieht, der erfährt das am besten aus diesen Reden und Aufsätzen, die in den Jahren 1877 bis 1900 entstanden und bis auf die letzten vier einzelnen interessanten Fragen gewidmeten Beiträge (Der Zeus von Olympia, Die Locke der Berenike, Aus ägyptischen Gräbern, An den Quellen des Clitumnus) alle schon gedruckt, aber einem größern Leserkreis unzugänglich geblieben sind. Die klassische Philologie hat die Aufgabe, das Leben der beiden klassischen Völker, vor allem das der Griechen, die griechische Kultur, die mit der antiken so ziemlich zusammenfällt und von den Römern nur dem Abendlande vermittelt worden ist, die die Grundlage unsrer Kultur bildet, und mit der diese deshalb in beständigem Zusammenhang erhalten werden muß, in allen ihren Äußerungen als ein Ganzes zu erforschen und darzustellen, und sie hat dieses Ziel für ihr Gebiet Jahrzehnte eher erkannt und verfolgt, bevor die modernste Richtung der Geschichtschreibung es als etwas ganz neues verkündete. Mit seiner philologischen Kenntnis aber verbindet Wilamowitz einen weiten und freien Blick für alle geschichtliche Entwicklung überhaupt, und so hoch er die Kultur der Griechen einschätzt, so tief durchdrungen er ist von ihrer grundlegenden und unvergleichlichen Bedeutung, so begeistert er sie darum schildert, klassisch, vorbildlich in dem alten Sinne unsrer klassischen Dichter und des Neuhumanismus ist sie ihm keineswegs, er faßt sie durchaus historisch auf, wie jede andre Erscheinung der Weltgeschichte. Darin liegt der Unterschied zwischen

diesen Aufsätzen und den stark idealisierenden Reden von Ernst Curtius, die man wohl philologische Predigten genannt hat. Wo Wilamowitz als Festredner auftritt, da schlägt er auch den vollen Ton patriotischer Begeisterung an, ohne doch jemals in absprechenden „nationalistischen" Dünkel zu verfallen, und gehoben ist seine kraftvolle, meist in kurzen, einfachen Sätzen aufgebaute Sprache fast immer. Voraus geht ein Aufsatz: „Was ist übersetzen?", die etwas erweiterte Vorrede zu seiner größern Ausgabe des Euripideischen Hippolytos (1891). Übersetzen aus einer fremden Sprache in die eigne kann nach Wilamowitz nur der, der auch das Umgekehrte vermag, eine hochgespannte, mehr aus dem Gefühl eigner bewährter Kraft hervorgegangne als sachlich begründete Forderung. Übersetzen aber heißt nicht, die Kunstform des zu übersetzenden Stücks, also etwa die Versart, nachahmen, sondern dieses Stück in der Form wiedergeben, d. h. nachdichten, die es in der Sprache und Kunst des Volks haben würde, dem es verständlich gemacht werden soll, was freilich voraussetzt, daß dieses Volk einen selbständigen Kunststil für den Ausdruck der verschiednen Töne und Stimmungen schon gefunden hat. Er will also trotz Goethe von einer deutschen Nachbildung der antiken Vers- und Strophenformen nichts wissen. Darum übersetzt er ein Stück Ilias in mittelhochdeutsche Nibelungenstrophen, ein Stück Nibelungenlied in homerische Hexameter (wodurch beiläufig der Mangel an plastischer Bildlichkeit noch viel deutlicher hervortritt als im deutschen Original), das Goethische Lied „Über allen Wipfeln" in eine sapphische Strophe und in ein Epigramm, dagegen die Trimeter der Goethischen Pandora in griechische Trimeter. — Den Kern der Sammlung machen fünf Festreden aus: Von des attischen Reichs Herrlichkeit 1877, Basileia 1885, Weltperioden 1897, Volk, Staat, Sprache 1898, Neujahr 1900 zum Jahrhundertwechsel. Von dem reichen, immer fesselnden, zuweilen hinreißenden Inhalt lassen sich hier nur Andeutungen geben. Die erste Rede ist eine ebenso lebendige und schwungvolle wie knappe Schilderung des ersten attischen Seebundes, des ersten und jedenfalls ernstesten Versuchs, die Griechen unter athenischer Führung zu einigen, dessen tragisches Mißlingen die politische Kraft des Volks für immer zerbrach. („Das höchste Sinnen gab dem reinsten Mut Gewicht, wollte Herrliches gewinnen, aber es gelang ihm nicht.") In der „Basileia" zeigt Wilamowitz, an die Thatsache anknüpfend, daß das politische Verständnis für die griechische Geschichte sehr spät, eigentlich erst mit A. Böckh, begonnen habe, obwohl sie nach Treitschke für die Staatswissenschaft nicht weniger Ausbeute gewährt als für Litteratur und Kunstgeschichte, wie nach dem Untergange des attischen Reichs in Griechenland der monarchische Gedanke theoretisch durch die Rhetorik und Philosophie, praktisch durch die Tyrannis immer stärker in den Vordergrund getreten sei und somit den Sieg des makedonischen Königtums kräftig vorbereitet habe, das nun freilich den patriotischen Griechen wie Demosthenes nicht wohl als ein nationales habe erscheinen können, weil die Makedonier den Griechen zwar nahe verwandt, aber in den Grundlagen ihres Staatslebens von ihnen völlig verschieden gewesen seien, das aber mit merkwürdigem Scharfblick schon von Friedrich dem Großen dem preußischen und piemontesischen Königtum in seiner Bedeutung des einen für Deutschland, des andern für Italien an die Seite gestellt worden sei. Beiläufig findet sich dieses Gefühl innerer Verwandtschaft zwischen Makedonien und Preußen damals keineswegs beim König allein, sondern auch bei den gleichzeitigen Dichtern der sogenannten preußischen Schule, bei E. von Kleist im Cissides und Paches, bei Lessing im Philotas.

Die Rede über „Weltperioden" verwirft zunächst den Gedanken eines unendlichen, wenngleich zuweilen gestörten Fortschritts der Menschheit als dünkelhafte Meinung selbstzufriedner Halbbildung, die aller geschichtlichen Erfahrung widerspreche, vor allem schon durch den Untergang der antiken Kultur gründlich widerlegt werde. Dann führt sie aus, daß die Weltgeschichte in großen Perioden ver-

laufe, ohne daß man von einem durchgängigen Fortschritte der einen gegenüber der andern reden dürfe. Von diesem Standpunkt aus charakterisiert der Verfasser das klassische Altertum nach allen seinen Seiten und in seinen Entwicklungsstufen, deren Parallele mit der Entwicklung der modernen Völker er zugleich geistvoll nachweist. Die antike Welt aber ging innerlich nicht durch die Barbaren zu Grunde, sondern an einer ungeheuern Umwandlung der Weltanschauung um etwa 300 v. Chr.; „sie begrub die alten Ideale nicht wie die Leiche des Erblassers, sie warf sie von sich wie ein verschlissenes Kleid," und indem sich bald nachher der römische Occident politisch vom griechischen Orient trennte, verfiel er der Barbarei. Einen kurzen Abschnitt der deutschen Geschichte behandelt in ähnlicher Weise, alle ihre Gebiete umspannend und alle die in ihm wirksamen Kräfte gerecht und scharfsinnig abwägend, die Neujahrsrede von 1900, nämlich das neunzehnte Jahrhundert; aber er beginnt dieses mit der französischen Revolution von 1789 und schließt es — sehr richtig — mit dem Tode Kaiser Wilhelms I. 1888 ab. Vielleicht am weitesten zieht den Kreis der Betrachtung trotz ihrer Kürze die großartige Rede zum Kaisergeburtstage 1898 „Volk, Staat, Sprache." Auch hier tritt Wilamowitz weitverbreiteten Meinungen scharf entgegen. Die Sprache allein schafft noch kein Volk, Staat und Volk sind zweierlei, und die Volksindividualität allein giebt noch kein Recht auf staatliche Selbständigkeit; dieses Recht gewährt nur eine selbständige, individuelle Kultur. Vollendet also — so muß man ergänzen — wird die Ausbildung einer Nationalität erst durch den nationalen Staat. Es hat große geschichtliche Perioden gegeben, wo die Nationalität gegenüber universalen Mächten, wie dem Kaisertum und der Kirche im Abendlande, dem Islam im Morgenlande gar nichts bedeutete; aber durch den Mangel an staatlicher Selbständigkeit und selbst mit dem Verlust der Sprache geht die Volksart keineswegs immer zu Grunde; vielmehr haben Iberer, Kelten, Illyrier, unarische Kleinasiaten die Kultur der Länder, in die sie aufgingen, aufs stärkste beeinflußt. Die Juden leben noch heute als eine geschlossene Gruppe der semitischen Rasse fort, obwohl sie seit Jahrtausenden niemals einen Staat gebildet und ihre heimische Sprache längst mit den Sprachen der Völker, unter denen sie sich niedergelassen haben, vertauscht haben, und wieder die Griechen haben, jahrhundertelang ohne eignen Staat, ihre Sprache, Volksart und Kultur behauptet, die auch heute weit über die engen Grenzen des Königreichs Hellas hinausreichen und von dessen Schicksalen nicht abhängig sind. Ein Volk seiner Muttersprache zu entwöhnen und ihm dafür eine fremde zu geben, kann nur einer überlegnen Kultur, niemals der Staatsgewalt gelingen. So hat Rom den Westen romanisiert, freilich erst, nachdem es die widerstrebenden Völker gewaltsam niedergetreten hatte, und diese Kultur war deshalb „keine lebendige Kultur," sondern gab nur eine formelle Schulung durch die Rhetorik. Dagegen haben die hellenistischen Könige des Ostens nach Alexanders des Großen Grundsätzen die Völker zwar ihrer monarchischen Herrschaft, aber nicht der Herrschaft ihrer Rasse unterworfen; hellenisiert wurden sie lediglich durch die ungeheure Überlegenheit der hellenischen Kultur, die überall von autonomen griechischen Stadtgemeinden vertreten wurde. Wir Deutschen sollen uns deshalb freuen über jede neue wirklich selbständige und wertvolle Kultur an unsern Grenzen wie über die dänische und die russische. Aber die Geschichte kennt kein Existenzrecht eines kulturlosen Volks oder seiner Sprache. Ist ein solches von einer höhern Kultur abhängig geworden, so gehört es auch in Wahrheit dem Volkstum an, dessen Kultur es beherrscht; den notwendigen völligen Aufsaugungsprozeß soll man von oben vorsichtig fördern, „gewaltsame Hast wird ihn nur hemmen oder gar Rückbildungen hervorrufen." Ein Wort für unsre liberalen Polenfresser. „Wer diese (deutsche) Kultur bewußt oder unbewußt als Lebenselement in seiner Seele trägt, der ist ein Deutscher; Rasse, Sprache, Staatsangehörigkeit sind alle nicht entscheidend." Das Wesen und die Aufgaben der Philologie in der Gegenwart (Herrschaft über die Sprache, geschicht-

liches Verständnis, Übersicht über die Gesamtentwicklung, Anleitung zur eignen Arbeit) bestimmt Wilamowitz vor allem in der Göttinger Prorektoratsrede von 1892: „Philologie und Schulreform.“ Sie hat damals unter den Gymnasialphilologen viel Staub aufgewirbelt mit ihrer Behauptung, die Zukunft der Philologie hänge keineswegs von den höhern Schulen ab, und die Existenzberechtigung der Universitätsphilologen nicht von der Ausbildung der Gymnasiallehrer, so wenig etwa wie die der Orientalisten. Das klang vielen sehr geringschätzig und ist zwar richtig, aber nicht vollständig. Denn die Rolle der klassischen Bildung in unserm nationalen Leben, die Entscheidung der Frage, ob sie ihre Stellung behaupten soll oder nicht, die hängt allerdings nicht von den Universitäten ab, sondern von den Gymnasien (die beiläufig den Ausdruck „höhere Knabenschulen“ nicht annehmen können, weil in ihren obern Klassen keine „Knaben“ mehr sitzen). Auch damals aber hat Wilamowitz seine Sympathien für die Gymnasien ausgedrückt und der „Reform“ von 1892, für die kein Philologe von Beruf um seine Meinung gefragt worden sei, ein schlechtes Prognostikon gestellt, das vollkommen eingetroffen ist; jetzt spricht er in der Vorrede mit warmer Anerkennung von seinen alten Pförtner Lehrern, denen er mehr zu verdanken bekennt als allen seinen akademischen Lehrern zusammengenommen, und von dem „herrlichen“ Berufe des Lehrers, besonders in den obersten Klassen der Gymnasien. Vor allem ist er in der Berliner Pfingstkonferenz wie in seiner für diese bestimmten Denkschrift so energisch für die Gymnasien eingetreten, daß diese in ihm einen wertvollen Bundesgenossen begrüßen dürfen. *

Schwarzes Brett

Von Zeit zu Zeit erscheinen ganz neue stilistische Dummheiten und Unrichtigkeiten. Bei der thörichten Oberflächlichkeit vieler — auch angeblich gebildeter — Menschen verbreiten sich solche Sprachschnitzer wie eine Epidemie. Es giebt Leute, die solche von ihrer Zeitung einigemal wiederholte Sprachwidrigkeiten sofort für Mode oder für modern halten und sich dann förmliche Mühe geben, sich solche falschen und dummen Wendungen anzueignen.

Durch die Zeitungen gingen vor kurzem die Berichte über den Konitzer Meineidsprozeß gegen Moritz Lewy. Nebenbei gesagt, eine der traurigsten Illustrationen der durch den fanatischen und agitatorischen Antisemitismus gezeitigten Zustände. Dafür kann man ein offnes Auge auch dann haben, wenn man durchaus nicht für die Juden und ihr Treiben schwärmt.

In diesen Prozeßberichten wird von drei oder vier Zeugen hintereinander berichtet, die gesagt haben sollen: „Ich kann mich auf diese oder jene Thatsache nicht mehr erinnern.“ Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die Zeugen sich wirklich so ausgedrückt haben. Denn der Deutsche, wenn er richtig und natürlich spricht, erinnert sich nicht auf etwas, sondern an etwas. Man sagt richtig: „Ich kann mich auf dies oder das nicht mehr besinnen.“ Ganz verkehrt aber ist es, diese verschiedne Konstruktion der Zeitwörter sich besinnen und sich erinnern willkürlich miteinander zu verwechseln und zu vertauschen. Das ist einfach eine ganz unstatthafte Reporterunart, die wir Deutschen uns nicht gefallen lassen dürfen und wollen. Vollends unsinnig ist dann noch die immer wiederkehrende intransitive Wendung: „Ich erinnere nicht“ oder: „darauf erinnere ich nicht.“ Sehr traurig wäre es, wenn wirklich der Gerichtsvorsitzende diese Notzüchtigung unsrer Sprache aufgenommen und bei der weitern Befragung des Zeugen dessen Sprachfehler beibehalten und wiederholt haben sollte. Es mag ja wohl von der Redaktion einer täglich erscheinenden großen Zeitung kaum verlangt werden können, daß sie derartige Sprachsünden der ihr zugehenden Reporterberichte vor dem Abdruck korrigieren und ausmerzen soll. Desto schärfer aber muß sich das gebildete deutsche Publikum gegen ein derartiges schludriges Umgehn mangelhaft gebildeter und unverschämter Reporter mit unsrer Sprache verwahren und es verdientermaßen brandmarken, damit nicht solche Sprachdummheiten in noch größerer Zahl gäng und gäbe werden, als sie es leider ohnehin schon sind.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Landflucht und Polenfrage

Deutschland nimmt jedes Jahr um 800000 Menschen zu. Diese Thatsache ist in allen ökonomischen und politischen Ausführungen heute der grundlegende Satz, aus dem alles andre gefolgert wird. Nach irgend welcher dunkeln Mütter Rat und Beschluß erscheinen diese neuen Menschlein jedes Jahr. Sie schreien nach Brot, also müssen sie auch versorgt werden; dazu ist der Staat da. Dieser Schluß ist für jeden Sozialisten, Materialisten und Demokraten von apodiktischer Gewißheit, und wer wäre nicht eins von diesen dreien?

Um diese Aufgabe, die Masse zu versorgen mit ihrem materiellen Eintagsfliegenglück — darum dreht sich die ganze Politik, die Handelspolitik und die Weltpolitik, die Zollpolitik und die Sozialpolitik, und sogar die europäische hohe Politik geht, wenn auch mit dem Lächeln eines alten Weltmanns, an diese Hebammenarbeit, den kommenden Kindlein die Windeln zu bereiten. Das politische Programm, das wir uns alle Tage wiederholen, weil wir es alle so gern hören, lautet: Das deutsche Volk wächst ungeheuer. Es wird ihm zu eng in seinem Heimatswinkel, es braucht Ellbogenfreiheit in der Welt, es will auch einen Platz an der Sonne haben; es will Welthandel und Weltpolitik treiben, will Kolonien und Absatzmärkte haben, und wenn jetzt die Welt wirklich zum allerletztenmale verteilt wird, so will es auch ein großes Stück davon haben, nur weil sein Wachstum ihm das gebietet. Diese Melodie ist schon so oft geübt, daß sie ganz rein und gefällig gespielt wird. Aber die Weltgeschichte ist nicht für reine Melodien. Sie redet unverhofft in andrer Tonart dazwischen und ruft: Das deutsche Volk wächst nicht. In seinen eignen schwarzweiß-roten Grenzpfählen geht es zurück. Nämlich in den fünf östlichen Provinzen auf dem platten Lande. Die Anbaufläche des deutschen Volks wird eingeengt. Dadurch wird die zukünftige Menschenernte kleiner. Nun wägt zwischen jenem Wachstum und diesem Abnehmen.

Ein Volk hört und denkt nicht klar, sondern wie ein Schlafender, der seine Träume mit der Wirklichkeit vermischt. Die wirklichen Dinge nehmen

sich schreckliche Masken vor das Gesicht, um den Wehrlosen auf seinem Lager zu schrecken. Dem deutschen Volk erscheint sein eignes Zurückweichen als ein freches Vordringen der Polen. Abwechselnd spottet es über diese Maske und fürchtet sich davor und wehrt sich dagegen, ganz wie ein Schlafender sich wehrt, nämlich sinnlos und erfolglos. Wachen wir auf, und sehen wir die Dinge, wie sie sind.

An der Polenbewegung ist nicht die Hauptsache, daß die Polen einziehn, sondern daß die Einheimischen abziehn. Darin liegt in Wirklichkeit das Unglück und die Gefahr. Denn hier verdorren die Wurzeln des deutschen Volks. Sind diese einmal verdorrt, so stirbt das Volk ab. So wenig man einem Baume oder einem ganzen Walde andre Wurzeln untersetzen kann, so wenig einem Volke. Ein Volk ist wie ein Wald. Auch die schönsten und höchsten Baumkronen, auch der Adel des Volks, in dieses Wortes weitester Bedeutung, wächst aus den Wurzeln herauf und stammt aus einer Auslese von tausend Wurzelkeimen. Fehlt der tausendfache Nachwuchs, so wird es allmählich licht um die alten Riesen. Der feuchte Waldboden vertrocknet. Alles, was jung und hoffnungsfreudig schien, geht ein, zwischen den alten Bäumen dehnt sich die Wüste. Schließlich erreichen auch sie ihr natürliches Lebensende, und wenn der letzte Baum zum blätterlosen, hohlen Stamm geworden ist und vom Alter zerfressen stürzt, dann sagt er zu sich: Hier stand einst ein Wald, und es wird ein Jahrhundert dauern und viel kluger Arbeit bedürfen, ehe hier wieder ein Wald steht. Jeder Baum stirbt, aber der Wald braucht nicht zu sterben. In seiner Zeugungskraft liegt seine Ewigkeit. Jeder Mensch und jede Menschenkultur muß sterben, aber ein Volk braucht nicht zu sterben; in der physischen und noch mehr in der moralischen Gesundheit seiner untern Masse liegt seine Zeugungskraft und seine Ewigkeit.

Der unterste Stand, den man manchmal im engern Sinne das Volk nennt, muß alle höhere Kultur zum mindesten physisch immer von neuem gebären. Er ist das Chaos, worin unerkennbar die Kräfte schlummern, die schließlich auch dem schönsten Stern höchster Menschenkultur seine Leuchtkraft geben. Alle Hochkultur, jeder Adel verzehrt sich, und daß er sehr alt wird, ist an ihm nicht die Regel, sondern die kostbare Ausnahme. Die mütterlichen Kräfte der Wiedergeburt, die Kräfte der Zukunft eines Volks liegen in den untern Ständen. Es giebt freilich unter der großen Masse des Volks noch einen letzten Stand, das Proletariat, eine Art Ausschuß, der den für die Zukunft des Volks unfruchtbaren und unrettbar verlornen Teil umfaßt. Von diesem ist hier nicht die Rede. Aber das arbeitende Landvolk oder das Landarbeitervolk darf nicht zum Proletariat gehören. Im Gegenteil, hier gerade sollen die stärksten und gesündesten Wurzeln des Volks liegen. Hier sollen die körperlichen und nicht nur die körperlichen, sondern auch die sittlichen Kräfte liegen, aus denen auch in einer Jahrhunderte fernen Zukunft das Volk immer wieder neu geboren werden kann.

Von der Bevölkerung der Städte weiß man, daß sie sich verbraucht und

sich ohne Zuzug vom Lande nicht auf ihrer Zahl erhalten kann. Zumal in frühern Jahrhunderten waren die Städte wie Öfen, die mit Menschenleben geheizt werden mußten. In unsrer Zeit hat sich die Wohnlichkeit der Städte und damit die Lebenskraft der städtischen Bevölkerung ungemein verbessert, aber noch immer leben sie von der Kraft des Landvolks. Von allen zum Heere gemusterten jungen Leuten dreier Städte war ein Drittel auf dem Lande geboren. Das Landvolk ist also die eigentliche Mutter des Volks.

Ich sage Landvolk und nicht Bauern; denn mit diesem Wort wird heute Verwirrung gemacht. Im achtzehnten Jahrhundert hieß das Landvolk schlechthin die „Bauern," und dieser Name umfaßte alle, die den Acker selbstarbeitend „bebauten." Sie hatten alle irgendwelche Rechte am Boden, die sich in allen Abstufungen dem freien Eigentumsrecht näherten oder sich von ihm entfernten, und sie hatten alle irgendwelche Arbeitspflichten gegen ihre Grundherren. Die Steinsche Gesetzgebung, die Großes hoffte von der freien Entfaltung aller Kräfte, gab den meisten Bauern freies Eigentum, das sie bisher nicht hatten, und richtete so eine neue Art Bauernstand auf. Sie ließ aber allerlei Schutt achtlos übrig, woraus dann der freie, besitzlose Tagelöhnerstand wurde. Das Wort Bauern hängte sich an die Besitzenden, die großen und die kleinen. Die Tagelöhner nennt niemand Bauern.

Dem Bauernstand und besonders dem Kleinbauernstand rechnet man nun alle die Tugenden und Pflichten an, die dem ganzen Landvolk zukommen sollten. Er soll der Hüter der Wehrhaftigkeit des Volkes sein, er soll einfach und seßhaft leben, er soll an den alten Sitten und dem alten Glauben festhalten, er soll den Boden wirtschaftlich gegen die polnischen Einwandrer verteidigen — aber in allen diesen Dingen dürfen sich die Tagelöhner von den Kleinbauern nicht unterscheiden, und wo es wenig Kleinbauern giebt, da muß der Tagelöhnerstand alle diese Pflichten allein übernehmen, wenn das Volk nicht auf seiner eignen Erde wurzellos werden soll. Was das heißt, das kann man schon in manchen Gegenden unsers Ostens sehen. Es hat dort schon mancher Rittergutsbesitzer von der Art, die selbst ihr Gut bewirtschaften will, sein Gut verkauft, weil er selbst es auf die Dauer nicht ausgehalten hat, in einer Gegend zu arbeiten, wo es bloß polnische Arbeiter, polnische Bürger, Kaufleute und Handwerker, Geistliche und Ärzte giebt. Auch einem weniger vornehmen Bauern würde es schwer werden, in solcher Gegend zu leben. Der Kleinbauer aber muß dort, wo er national in der Minderzahl ist, immer wieder eingehn. Ihr wollt mit Bauern kolonisieren gegen die Polen, während diese gegen euch mit Arbeitern kolonisieren? Aber in diesem Kampfe zählt nicht das Geld, sondern die lebendigen Menschenleben zählen, und da sind die polnischen Kolonisten zehn gegen einen. Wo der Arbeiterstand immer polnischer wird, da kann der kleine Bauernstand nicht deutsch bleiben. Beide Stände müssen Blutsbrüder sein, durch gleiche Sprache und Sitte verbunden. Arbeiter müssen Bauern und Bauernsöhne müssen Arbeiter werden können, sie sind ein Stand, wenn auch ihre Erwerbsverhältnisse verschieden sind. Bauernsöhne werden aber im Osten

nicht Arbeiter werden, weil nicht einmal die deutschen Arbeitersöhne es werden wollen. Wenn man recht schnell und zukunftssicher einen Bauernstand schaffen will, so schaffe man ihn nur aus den umwohnenden Arbeitern heraus, wie es die Generalkommissionen machen. Schade nur, daß man auf diesem sichersten Wege in unserm Osten nur noch mehr zu einem polnischen Bauernstande kommt. Alle Rentengüter in Gegenden, wo es keine deutschen Arbeiter mehr giebt, düngen nur den Acker, worauf später die polnische Saat aufgehn wird.

Will man innere Kolonisation treiben, so darf man also den Arbeiter über dem Kleinbauern nicht vergessen. Für die Wiedergeburt des Volkes ist auch kein Unterschied zwischen beiden, aber bisher hat man ihn vergessen, und später wird man ihn vergebens suchen, denn er verschwindet. Wie aber soll man mit ihm kolonisieren, wenn man ihn nicht einmal in den alten Provinzen bei der Arbeit seiner Väter zu halten versteht?

Ich wiederhole, das Verschwinden des wurzelechten Landvolks ist die Hauptsache. Auch wenn es gelänge, den Polenzuzug abzusperren und an dessen Stelle nur Deutsche aus der Schweiz, aus Ungarn, Siebenbürgen und Rußland hereinzuziehn, so wäre das Grundübel doch nur wenig gemildert. Das wären täuschende Surrogate, denn aus dem allen wird kein Volk, sondern durcheinander gemengtes Proletariat, das auch noch den Rest von wirklichem Volk vom Lande verjagt.

Wie steht es denn mit dem wurzelechten Landvolk? Eine Arbeit „über die Wehrfähigkeit der ländlichen und der städtischen Bevölkerung"*) hat erwiesen, daß in dem Kreise Ülzen und im Saalkreis, die als Typen ländlicher Kreise gewählt sind, ein Drittel der männlichen Jugend schon vor der Musterung zum Heeresdienst aus der Heimat verschwindet, sicherlich größtenteils in die großen Städte. Ich habe Amtsvorsteher erzählen hören, daß in ihren Bezirken fast nie einer wieder vom Heeresdienst zurückkäme. Nehmen wir an, daß niedrig gerechnet noch ein Drittel nach der Militärzeit in der Stadt bleibt, so wird es schon klar, daß das letzte Drittel nicht genügen kann, die Bevölkerung auf ihrer Höhe zu erhalten. Das ist die männliche Jugend; mit der weiblichen steht es noch schlimmer. Nun sind es gerade die besten und tüchtigsten, die in der Stadt bleiben, als Erdarbeiter, Pflasterer, Maurer, Geschirrführer, Pferdebahnkutscher, Hausknechte, Eisenbahner, Postboten und Polizisten. Dagegen der Schund, die einfältigen, schwachen, unzuverlässigen bleiben zurück.

So kann es dazu kommen, daß das Land von wirklichem Landvolk ganz leer wird, wie es in England im Beginn des vorigen Jahrhunderts geschehn ist.

Was bei uns die Steinsche Gesetzgebung geleistet hat, die Umwandlung der feudalen Grundeigentumsverhältnisse, das geschah in England hundert Jahre früher, aber nicht durch bewußten Willen und Gesetz des Staats, sondern

*) Bindewald, Dissertation. Halle a. S.

blindlings von den Grundherren selbst. Sie nahmen das Land als ihr alleiniges Eigentum an sich und warfen das arbeitende Landvolk hinaus. Die Dörfer verschwanden, und schließlich wurde die Feldarbeit vom Proletariat der Städte und kleinen Flecken geleistet, vielfach von Frauen und Kindern, die zu der Zeit der Feldarbeiten in Horden ausschwärmten, und von deren Sittenlosigkeit schauderhafte Dinge berichtet werden.

Es könnte aber auch dazu kommen, daß auf dem Lande ein noch einigermaßen zahlreiches, hin- und herwalzendes Proletariat entstünde, gemischt aus den alten Resten und aus allen möglichen fremdartigen, zum Teil vollkommen kulturfremden Elementen. Es gäbe dann zwei Völker auf dem Lande, eins der Arbeiter und eins der Herren. Die Herren gewöhnten sich in ihren Arbeitern nur Proletarier zu sehen, Arbeitsvieh, zumal in den fremdländischen Wanderarbeitern, die vor jedem Weihnachten wieder hinausgekehrt werden. Es bestünde keine Gemeinschaft der Sprache, der Sitte, des Glaubens und der politischen Überzeugungen mehr zwischen beiden Parteien. Hier wäre das Gegenteil von dem Ideal: ein Volk, ein Reich, ein Gott. Darin läge eine große soziale Gefahr, zumal im Deutschen Reich mit seiner demokratischen Verfassung, aus der der Glaube an die Gleichheit aller Deutschen spricht; eine Gefahr, die ernster zu nehmen ist, als die soziale Gefahr in den Städten. Denn sie greift näher an das Herz und das Leben und an die Zukunft des Volkes. Nur weil auch auf dem Lande jedermanns Hand gegen den Edelmann war, konnte die französische Revolution siegreich bleiben. Diese soziale Gefahr wird außerdem noch zu einer politischen, wenn das Herrenvolk deutsch und das Arbeitervolk polnisch ist.

Es giebt freilich bedeutende Leute, die darin keine politische Gefahr sehen. Sie meinen, das deutsche Volk werde diese Fremdlinge in sich verschwinden lassen, und es sei doch lächerlich, wenn das große Volk sich vor ein paar hunderttausend polnischer Arbeiter fürchten wollte. Nun brauchen wir allerdings uns keine großen Sorgen darüber zu machen, daß die Polen in die Kohlengegenden Westfalens wandern, auch wenn dort dauernde Kolonien entstünden. Aber wenn in unsern östlichen Provinzen die deutschen Landarbeiter verschwinden und an ihre Stelle Polen treten, immer mehr, bis in der polnischen Masse schließlich jede Lücke gefüllt ist, dann liegt darin doch eine große Gefahr. Denn damit erweitern sich die Grenzen des zukünftigen Polenreiches.

Es wird wohl erlaubt sein, von einem solchen zu sprechen; denn jedenfalls ist es eine Möglichkeit, und wie ich glaube, keine sehr unwahrscheinliche. Im neunzehnten Jahrhundert sind längst tot geglaubte Völker wieder erwacht: Tschechen, Kroaten, Serben, Bulgaren, Rumänen, Ungarn und Italiener. Es war das Jahrhundert des Nationalismus. Vorher im aristokratischen achtzehnten Jahrhundert war die europäische Welt in Stände zerrissen, wie heute in Nationalitäten. Die Kultur der vornehmen Stände war international und kontranational, viel mehr als heute; die Politik war eine Politik der Höfe

und drehte sich um Heiraten und Erbschaften, die Kraft eines Staates lag in seiner Spitze. Österreich, aus sechs Völkern zusammengesetzt, war damals beinahe der mächtigste Staat. L'état c'est moi, sagte der König, und das war nicht Frivolität, sondern Wahrheit. Aber seitdem die Welt demokratisch geworden ist, giebt die Masse des Volkes der Nation den Namen, giebt der Politik die Ziele und der Kultur den Geschmack. Nationalismus und Demokratie sind zusammen geboren. Nationalismus ist offiziell gewordne Demokratie, Demokratie unter Glas und Rahmen. Jetzt heißt es: L'état c'est nous: das Volk; und wo es mehrere Völker giebt, da giebt es bald auch mehrere Staaten. In Staaten, wo mehrere Völker sind, da kann nicht demokratisch regiert werden, und in einem Staate, wo demokratisch regiert wird, da darf es nicht mehrere Völker geben. Das Beispiel ist Österreich, aber andre Länder sind es auch. Die nationale Grundfarbe aller verschollnen Völker und Völkerreste wird durch die Lackfarbe der übergepinselten „höhern" Kultur hindurch wieder sichtbar. Man denke an die Vlamen in Belgien. Wäre Polen noch das alte Adelsland ohne Bürger und Bauern, und stünde hinter dem Begriff Preußen nur ein absoluter König wie einst, so würde Polen weiter schlafen. Weil in ihm aber mühsam gepflegt durch die gewissenhafte Kulturarbeit Preußens ein Arbeiterstand entsteht, der lesen und schreiben und sprechen und wählen kann, und weil aus diesem ein Mittelstand herauswächst von Kleinbauern und Handwerkern und Kleinbürgern, Ärzten und Anwälten, und schließlich auch von Kaufleuten und Fabrikbesitzern — denn diese alle haben als Mittel und als Ursache ihres Daseins den Arbeiterstand nötig, für den und mit dem sie arbeiten —, kurzum weil hier ein wirkliches, modernes Volk entsteht, das noch dazu mit Fleiß mündig gemacht wird durch die erzwungne Teilnahme an allen Gütern der westeuropäischen, demokratischen Kultur, darum hat Polen wieder eine Zukunft. Sie kann ihm nicht genommen werden. Sie kann ihm höchstens durch Gewalt vorenthalten werden. Wie soll aber solche Gewalt aussehen in einem Gemeinwesen, zu dessen Lebensluft die demokratische Freiheit gehört?

Germanisierungspolitik heißt diese Gewalt. Neuerdings wird diese Germanisierung der Russifizierung immer ähnlicher. Aber auch wenn die Russifizierung ihr Ziel erreicht, die Germanisierung wird es auf diesem Wege nie erreichen. Denn alle deutsche Kultur und Geschichte predigt mit tausend Zungen, daß der Geist nicht gefesselt werden kann und darf.

Politische Versammlungen in polnischer Sprache abzuhalten, das kann verboten werden. Denn wir brauchen keinem Fremden politische Rechte anzubieten. Das Recht, zu wählen, gehört nicht unter die Menschenrechte und kann wie gegeben, so genommen werden. Aber es ist schon sehr zweifelhaft, ob es gerechtfertigt werden kann, wenn der Staat die Schule zu Germanisierungszwecken benutzt, z. B. wenn er bei den Schülern nach polnischen Geschichtsbüchern suchen läßt, oder privaten Unterricht verbietet. Die Schule ist nicht die Dienerin des Staates; sie gehört von Haus aus der Kirche oder

der Gemeinde und ist der Fürsorge des Staates nur anvertraut. Sie hat allgemein menschliche Zwecke, höhere als die des Nationalismus oder gar des Nationalitätenkampfes. Noch gefährlicher ist es, den Religionsunterricht anzutasten, und wenn man auch nur den Schein erweckt, als wollte man ihn mit solchen Zwecken verflechten. Beim Kampf mit der Kirche wird der Staat immer verlieren. Das formale Recht mag für ihn sein, das innere Recht wird immer gegen ihn sein. Er versucht mit dem Teil der Menschenseele zu experimentieren, der zu fein ist für seine groben Hände. Das ist nutzlose Quälerei. Im Namen der allein erlaubten Nationalität, des nationalen Staates wird da derselbe Frevel ausgeübt, der in frühern Jahrhunderten im Namen einer alleinseligmachenden Kirche oder im Namen des Landesherrn geschah, der für seine Landeskinder die Religion ausgewählt hatte, nämlich die Vergewaltigung des Gewissens. Aber so verkehrt ist die Welt; was man darf, davor scheut man sich, und wovor man sich ewig scheuen sollte, das eben wagt man.

Manche Maßnahmen unsrer Polenpolitik kommen mir vor wie die Beschwörungsformeln, womit die Chinesen das Feuer eines großen Brandes zu löschen suchen, währenddem das Feuer immer weiter frißt, statt daß sie dem Feuer die Nahrung wegrissen! Wir modernen Menschen sehen hinter dem Phänomen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, und hiernach richtet sich unser Handeln.

Die Ursache: das ist das Abwandern der deutschen Landbevölkerung, und das Wachstum der Polen ist nur eine der vielen Wirkungen dieser Ursache. In den mitteleuropäischen und besonders in den deutschen Städten liegt zur Zeit ein Maximum von Arbeitsgelegenheit oder ein Minimum von Arbeitslosigkeit und Elend. Dorthin wird die bewegliche Arbeiterbevölkerung geradezu mit Macht angesogen. Diese negative Druckschwankung zieht die polnischen Arbeitermassen tiefer in das Herz Deutschlands hinein. Sie müssen die Lücken füllen, die von den deutschen Arbeitern gelassen werden. Ebenso werden über die holländischen, dänischen, österreichischen Grenzen und von Italien her Arbeitermassen hereingesogen, während zugleich die deutsche Auswandrung versiegt. Diese negative Druckschwankung ist es auch, die Böhmens Städte, indem sie wachsen, tschechisch macht, und die die altdeutsche Stadt Wien slawisiert.

Hat man erst erkannt, worin die Ursache der Polenbewegung besteht, nämlich im Wegziehn der Deutschen, so wird man den Druck auf die Polen für nutzlos halten und die Rettung suchen in der Vermehrung der Deutschen. Es ist nicht unsre Pflicht, die Polen mit Gewalt und List deutsch zu machen. Damit verlieren wir bloß die Zeit, ganz abgesehen davon, daß wir uns damit zugleich an unserm Deutschtum und an der Menschheit versündigen; sondern es ist unsre Pflicht, dafür zu sorgen, daß wir, daß unsre Partei, unsre Landsleute nicht weiterhin das Feld räumen. Hier ist ein Schachspiel im Gange, das nicht mit Paragraphen und Verordnungen, sondern nur mit lebendigen,

zählbaren Menschenseelen gewonnen werden kann. Hier siegt die größte Wachstumskraft. Ist der Acker richtig bestellt und gutes Saatkorn genommen, so muß der Weizen aufgehn. Wo der Weizen ausbleibt, da muß das Unkraut wuchern; und wenn man auch noch so gegen das Unkraut wütet, der Weizen bleibt doch aus. So steht es bei uns: der Weizen bleibt aus, und das ist unsre, ganz allein unsre Schuld.

Ich wiederhole nochmals: man scheide die Polenfrage aus, um das Problem rein zu erhalten. Das deutsche Volk wird in seinen alten Landsitzen wurzellos. Darüber darf uns auch das Wachstum der absoluten Zahl nicht hinwegtäuschen. Was bedeutet denn die Zahl für die Kraft eines Volks? Nicht mehr als der Fettansatz und das Gewicht für die Kraft eines Leibes; er vermehrt nicht die Muskelkraft und die Wachstumskraft und die Zeugungskraft. So vermehrt auch das Wachstum der städtischen Bevölkerung nicht die Zukunftskraft eines Volks, seine Virilität.

Dieser Landverlust in der Heimat kann uns auch durch keinen Landgewinn auf dem Erdenrund und durch keinen Reichtumsgewinn im Welthandel ersetzt werden. Das Wort Weltpolitik hat ja vielen Leuten das Augenmaß verdorben. Sie sehen nicht, daß alle diese Dinge, die man heute fälschlich mit dem Worte Welt belegt, wie Afrika und China, Samoa und Kleinasien und dergleichen, nur Kleinigkeiten sind gegen Posen, Westpreußen und Schlesien. Die wirkliche große Welt liegt in Europa, das ist jedem klar, der einmal draußen in der Peripherie der Welt gewesen ist. Der Kampfplatz um die Herrschaft über die Welt liegt auch nur in Europa und in den europäischen Meeren. Wer in Europa unangreifbar ist, dem fällt die Herrschaft über das Weltmeer zu. Die Bedingungen aber für eine gesunde Zukunft des deutschen Volks — Gesundheit ist bei einem Volke eine moralische Eigenschaft —, die liegen nicht auf dem Wasser, sondern da, wo seine Wiegen stehn, bei den einfachen Leuten im Wald und auf dem Felde. Hier muß die Mannschaft geboren und erzogen werden, die als Ver sacrum die Welt erobern soll. Was aber viel wichtiger ist: hier soll auch die Jugend erzogen werden, die dem von den Vätern ererbten Gemeinwesen mit den Tugenden ihrer Väter zu dienen bereit ist, wie der Leib dem Geiste, wie der Sohn dem Vater, wie der Soldat der Fahne, wie der gute Preuße seinem Könige, weil sie eins mit ihm sind. Diese Menschenernte zu erhalten, das ist die eigentliche Agrarfrage, auch die rücksichtsloseste Agrarpolitik könnte schließlich hingenommen werden, wenn sie nur dazu führte.

(Schluß folgt)

Die englische Kirche

Von Hugo Bartels

(Schluß)

Die Gefahr, die der anglikanischen Kirche aus dem Treiben der Ritualisten erwächst, ist nicht zu verachten, wenn sich auch die Erfolge einer mehr als sechzigjährigen Wühlarbeit nicht zahlenmäßig darlegen lassen, weil Geheimthuerei im Wesen der ganzen Bewegung liegt. Ganz geheim läßt sich heute freilich nichts mehr halten. Über kurz oder lang dringt doch das eine oder das andre in die Öffentlichkeit, und über die geheimen ritualistischen Genossenschaften ist so viel bekannt geworden, daß man sie als abgesagte Feinde des Protestantismus, in welcher Form er sich auch zeige, bezeichnen muß.*)

Nach der ritualistischen Auffassung ist der Priester ein höheres Wesen, ganz im Sinne der katholischen Kirche. Er allein hat die Macht, dem Menschen seine Sünden zu vergeben. Daran schließt sich als selbstverständliche Folgerung die Notwendigkeit, dem Priester die Sünden zu beichten. Mit dieser Einführung der Ohrenbeichte begann die Arbeit. Geschickter hätte der Anfang nicht gemacht werden können; denn nichts übertrifft die Macht, die der Priester im Beichtstuhle ausüben kann, im guten wie im schlimmen. Vom Jahre 1838 an hat Pusey als Beichtvater gewirkt, und durch ihn ist die Ohrenbeichte bei den Ritualisten allgemein geworden. Pusey hat auch den traurigen Ruhm, seine Büßer mit der Geißel von fünf fünfknotigen Riemen bekannt gemacht zu haben, die jetzt neben andern Marterwerkzeugen eine nicht geringe Rolle spielt.

Die nächsten Früchte des Wirkens Puseys waren eine Anzahl Frauenklöster, von denen einige an Strenge der Ordensregel kaum zu übertreffen sind, andre widmen sich der Krankenpflege und sind wohl dabei auch bemüht, Seelen für die Partei zu fangen. Daneben traten eine Reihe von Gesellschaften ins Leben, die mit Recht das Licht der Öffentlichkeit scheuten, da sie nichts andres als die Einführung römischer Gebräuche und Lehren bezweckten. Die älteste und vielleicht gefährlichste war die nur aus Priestern bestehende Gesellschaft vom Heiligen Kreuze (Society of the Holy Cross) vom Jahre 1855. Sie richtete ihre Thätigkeit vornehmlich auf die Bearbeitung der Laienwelt im

*) Walter Walsh giebt darüber genaue Auskunft in seinem Buche: The Secret History of the Oxford Movement.

Beichtstuhle und mit nicht geringem Erfolge. Sie hat sich unrühmlich bekannt gemacht durch ein für den Gebrauch der Priester im Beichtstuhl bestimmtes Handbuch, The Priest in Absolution, ein Buch so unsittlich und niederträchtig, daß, als Lord Redesdale es im Oberhause an den Pranger gestellt hatte, viele seiner Anführungen daraus sogar in den amtlichen stenographischen Parlamentsberichten weggelassen werden mußten.

Die Gesellschaft vom Heiligen Kreuze war nur Priestern zugänglich. Ein Sprößling von ihr, die 1862 gegründete Brüderschaft des Heiligen Sakraments (Confraternity of the Blessed Sacrament), umfaßt jedoch auch Laien. Sie hatte 1894 nicht weniger als 1682 Geistliche und 13444 Laien, Männer und Frauen. Nachdem das Sakrament der Buße so viele Anhänger gefunden hatte, konnte man einen Schritt weiter gehn, und diese neue Brüderschaft vertrat die Einführung des Abendmahls nach römischem Ritus und die Anerkennung des Dogmas der Transsubstantiation. Dazu fügte sie die Messe, die letzte Ölung, und da sie auch ein Fegefeuer annimmt, so läßt sie es an Seelenmessen nicht fehlen. Für Fegefeuer und Seelenmessen besteht außerdem noch eine besondre Gesellschaft, die Gilde aller Seelen (Guild of all Souls) vom Jahre 1873. Sie hatte 1897 71 Zweige und unter ihren Mitgliedern 646 Geistliche.

Alle diese Gesellschaften werden jedoch übertroffen durch eine, die sich Order of Corporate Reunion nennt und als Ziel nicht nur die Annahme der andern Sakramente verfolgt, sondern ohne Scheu den Papst als Oberhaupt anerkennt. Entstanden ist dieser Orden um 1877, und da die Giltigkeit anglikanischer Weihen zweifelhaft erscheint, so haben die drei Geistlichen, die ihn ins Leben riefen, Sorge getragen, sich von unzweifelhaft katholischer Seite zu Bischöfen weihn zu lassen. 800 Geistliche der anglikanischen Kirche sollen von ihnen eine neue Weihe erhalten haben, daß diese 800 aber aus der anglikanischen Gemeinschaft ausgeschieden seien, davon hat nichts verlautet. In den Dogmen steht der Orden natürlich ganz auf römischem Standpunkt und tritt für die unbefleckte Empfängnis der Maria so gut wie für die päpstliche Unfehlbarkeit ein. Auf derselben Stufe steht der Orden des Heiligen Erlösers (Order of the Holy Redeemer), ebenso geheim und ebenso jesuitisch. Ein Mitglied des Ordens schrieb: Ich glaube, daß in Zucht, Lehre und Sittlichkeit die englische Kirche durchaus verdorben ist, und ich glaube, daß niemand ein Verbleiben in dieser Kirche rechtfertigen kann, außer wenn er den Ruf Gottes in sich fühlt, mitzuhelfen an dem Werke, sie zu ihrer verlornen Stellung zurückzuführen, in demütige unbedingte Unterwerfung unter St. Peters Stuhl und unter die Gewalt unsers heiligen Vaters, des Papstes, was das Ziel des Ordens des Heiligen Erlösers ist.

Es giebt noch eine große Anzahl andrer Orden und Gesellschaften, die mehr oder weniger ausgesprochen demselben Ziele zusteuern. Doch Erwähnung verdienen hier nur noch zwei, die offen aufgetreten sind, die St. Osmund-Gesellschaft und der englische Kirchenverein (English Church Union). Die St. Osmund-Gesellschaft ist 1897 durch den Alcuin-Klub ersetzt worden; der

Kirchenverein, der bis auf das Jahr 1859 zurückgeht, blüht noch heute mit einer Anzahl von 38500 Mitgliedern, unter denen 4400 Priester sind, unter dem Vorsitze des Viscount Halifax.

Man fragt sich erstaunt, wie es möglich war, daß in der Mitte der anglikanischen Kirche eine starke Partei entstehn konnte, deren Ziel die Vernichtung dieser Kirche ist. Im Jahre 1877 brandmarkte der damalige Erzbischof von Canterbury, Dr. Tait, die Bewegung als eine Verschwörung gegen die Kirche. Trotzdem fallen die besten Pfründen oft in die Hände von Ritualisten. Es ist nicht anzunehmen, daß die Erzbischöfe und Bischöfe die anglikanische Kirche Rom überliefern wollen. Erzbischof Laud und Karl I. dienen ihnen hinreichend zur Warnung. Aber sie haben bisher wenig Thatkraft in der Bekämpfung des Unfugs gezeigt und über der Anerkennung der Wiederbelebung des religiösen Gefühls versäumt, die Auswüchse zu beschneiden. Um es zusammenzufassen, die Ritualisten laufen den 39 Artikeln stracks entgegen. Wo die anglikanische Kirche nur zwei Sakramente kennt, fordern sie sieben. Sie rufen die Jungfrau Maria und die Heiligen an, sie gebrauchen Weihwasser und Weihrauch, treiben den Teufel aus Wasser, Salz und Blumen aus, halten feierliche Umzüge mit Bannern und Kruzifixen, und die weiter vorgeschrittnen nehmen sämtliche römischen Dogmen an und beten zuerst „für unsern Papst," dann „für unsern Bischof" und endlich auch für die Königin.

Wie zu erwarten ist, haben sich auch viele Stimmen gegen die Gesetzlosigkeit in der Kirche erhoben. Die mehr zum Protestantismus neigenden Anglikaner haben 1865 der Church Union eine Church Association entgegengestellt, und Staatsmänner wie Harcourt und viele Privatleute, unter ihnen vor allem der streitbare Buchhändler John Kensit, haben öffentlich gegen die römischen Gebräuche Verwahrung eingelegt. An Zahl sind ja die Ritualisten in der Minderheit; denn von den rund 23000 Priestern, die Seelsorge ausüben, sind nur einige Tausende zu den Ritualisten zu rechnen, und auch von diesen gehören nicht alle der äußersten Richtung an. Aber ihre Zahl ist doch nicht zu verachten, und sie beweisen in allem eine größere Rührigkeit als ihre Gegner. Sie sind der angreifende Teil, der dem „Bastardglauben" des Protestantismus zu Leibe geht, und erfreuen sich strammer Organisation, beides Dinge, die taktisch wertvoll sind. Dazu finden sie für manche ihrer Bestrebungen wohlwollende Nachsicht bei den Bischöfen und haben auch sonst einflußreiche Gönner.

Nur dem wiederholten Drängen der protestantischen Partei haben die Kirchenobern endlich so weit nachgegeben, daß sie einige Fälle ritualistischer Ausschreitungen untersucht haben. Den Gebrauch von Lichtern bei Umzügen und die Verwendung von Weihrauch während des Gottesdienstes haben sie für unerlaubt erklärt und ferner die Reservation der Hostie für Kranke untersagt. Gegen den Beichtunfug sind sie nicht eingeschritten. Wenig ist also gethan worden, und mehr zu thun werden die Erzbischöfe wenig Neigung spüren, aus Furcht, sich die Finger zu verbrennen. Denn die Church Union

unter Lord Halifax hat sich geweigert, die Entscheidung der Erzbischöfe anzunehmen, und schwerlich würde sie sich in andern Punkten fügsam zeigen. Der Zwiespalt ist demnach nicht gelöst, sondern nur verschärft worden, wenn sich auch viele Geistliche unterworfen und die weitere Übung der verbotnen Gebräuche eingestellt haben. Die strammen Ritualisten erkennen eben in dem Erzbischofe von Canterbury nicht das wahre Oberhaupt der anglikanischen Kirche.

Vielleicht aber ist das zögernde, nachsichtige Benehmen der Kirchenobern weiser, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Sie könnten die Übertreter vor die kirchlichen Gerichtshöfe fordern, die zwar sehr beschränkte Befugnisse haben, doch vollkommen ausreichen würden, und auch vor der Berufung an die oberste, freilich weltliche Behörde, den geheimen Rat, brauchten sie nicht zurückzuschrecken. Aber in Sachen des Glaubens ist der weltliche Arm machtlos. Was würde gewonnen sein, wenn die angeklagten Ritualisten die Unterwerfung unter die Entscheidung eines weltlichen Gerichtshofs verweigerten? Bei ihren Ansichten von der Stellung, die der Kirche gebührt, würden sie es sicher thun. Die Geistlichen könnten ihrer Stellen entsetzt werden, gegen ihre Anhänger unter den Laien ist nichts zu machen. Ein scharfes Vorgehn gegen die Priester würde jedoch sofort als Glaubensbedrückung und Verfolgung ausgelegt werden und den Ritualisten eine erwünschte Gelegenheit bieten, sich der Welt als Märtyrer vorzustellen. Es giebt Dumme genug, die es glauben würden, und nichts ist so geeignet, Seelen zu fangen, als Märtyrertum, selbst wenn es keinen Scheiterhaufen bedeutet.

Wahrscheinlich vertrauen die Erzbischöfe auf den gesunden, nüchternen Sinn des englischen Volks, das vom Papsttum nichts wissen will. Die Vorgänge der letzten Jahre haben die Laienwelt der anglikanischen Kirche gründlich aus ihrer ahnungslosen Ruhe aufgestört und sie vor die Frage gestellt, ob die Reformation der Königin Elisabeth erhalten bleiben, oder ob sich England wieder unter das geistige Joch Roms beugen soll. Die Wahl kann nicht schwer sein. Vor einer Reihe von Jahren hat Mrs. Lynn Linton einen Roman geschrieben Under which Lord?, worin gerade das heimliche Treiben der Ritualisten wie das Wesen ihrer Anhänger geschildert wird. Diese stellen sich dar als Leute, die Gefühlsregungen leicht zugänglich sind und sich nicht durch scharfe Denkthätigkeit auszeichnen. Die Mehrheit der Engländer aber sind doch helle Köpfe, die recht wohl sehen können, daß England erst nach dem Bruche mit dem Papsttum aufgeblüht ist, und daß bei einem Vergleiche der Länder, in denen die römische Kirche allgewaltig ist, mit denen, die eine Reformation durchgemacht haben, jene sehr schlecht fahren, geistig wie wirtschaftlich.

Protestantisch ist ja die anglikanische Kirche nicht; aber sie hat vom Protestantismus genug angenommen, eine freie Entfaltung aller Kräfte zu ermöglichen, und wenn in ihr kein Platz für die eigentlichen Protestanten ist, so ist auch keiner für die Katholiken vom römischen Schlage. Sicher ist, daß

bei allen politischen Parteien im Parlament wenig Neigung zu verspüren ist, von dem, was in den 39 Artikeln niedergelegt ist, abzugehn, und so lange die anglikanische Kirche Staatskirche ist, kann sie sich über das Parlament nicht hinwegsetzen. Aller Voraussicht nach wird deshalb die ritualistische Bewegung einen ähnlichen Ausgang nehmen, wie die protestantischen Bewegungen früherer Zeiten. Sie wird mit einem Ausscheiden der hartnäckigen Ritualisten enden. Die Ausgeschiednen haben es dann in der Hand, entweder die große Zahl der bestehenden Sekten noch um eine oder mehrere zu vergrößern, oder wie die Herrschaften in Mrs. Lynn Lintons Roman mit Sack und Pack nach Rom zu marschieren.

Schwierig wird die Stellung der anglikanischen Kirche immer bleiben. In jedem Jahrhundert seit der Reformation ist etwas von ihrem Leibe abgebröckelt. Hindern kann sie solche Vorgänge nicht. Es ist ihr nicht möglich, durch Entgegenkommen zu versöhnen, noch auch stehn ihr die Mittel zu Gebote, Widerstrebende zu zwingen und an der Abzweigung zu hindern, selbst wenn sie es wünschte, was jedoch nicht der Fall ist. Sie ist Staatskirche nur insoweit, als der Staat einen maßgebenden Einfluß auf sie hat und eine Oberaufsicht ausübt, von der alle andern religiösen Gemeinschaften frei sind. Die Unterstützung, die sie vom Staate erhält, fällt dagegen nur leicht ins Gewicht. Ihre Sonderrechte sind gefallen. Mancher gute Anglikaner würde deshalb ohne großes Bedauern die Kirche verstaatlicht sehen und dafür der Kirche die Freiheit und Unabhängigkeit eintauschen, auf die wie zum Hohne in mancherlei altertümlichen Formen hingewiesen wird. Wenn z. B. ein erledigter Bischofsitz wieder besetzt werden soll, dann verkündigt der amtliche Anzeiger mit der ernstesten Miene, daß die Königin in Gnaden geruht habe, nicht etwa den Herrn N. zum Bischof zu ernennen, nein, dem Domkapitel von X. die Erlaubnis zu geben, den Herrn N. zum Bischof zu wählen. Und ein getreues Domkapitel tritt daraufhin zu dem Possenspiel einer feierlichen Wahl zusammen und wählt den Herrn N. zum Bischof. Ihre Majestät hat natürlich mit der Auswahl des neuen Bischofs wenig zu thun, das wird vom Premierminister besorgt, und je nach der Partei, die am Ruder ist, werden die Stellen besetzt.

Auch in der Vergebung der niedern Stellen hat die Kirche verhältnismäßig wenig Bedeutung. Die Pfründen, die in den Händen der Erzbischöfe und Bischöfe liegen, sind nur ein Bruchteil der ganzen etwas über 14000 betragenden Anzahl. Die Dechanten werden ohne die Posse einer Wahl von der Krone ernannt, d. h. von der Regierung; in die Bestellung der Domherren teilen sich die Krone, die Bischöfe, der Lordkanzler und die Universitäten. Bei der Vergebung der eigentlichen Pfarrstellen aber kommen zu diesen noch Privatleute, die sogenannten Laieneigentümer (lay improprietors). Nur ganz wenig Gemeinden, man könnte sie an den Fingern abzählen, haben ein Recht, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen. Die Hälfte aller Pfarreien ist dagegen im Besitze von Laieneigentümern, denen nicht verwehrt ist, mit diesem ihrem Eigentum Schacher zu treiben, ja bis zum 1. Januar 1899 durften sie öffentlich

versteigert werden, und ein Priester konnte selbst ein solches Patronat kaufen und bei Erledigung der Stelle sich ernennen.

Vor der Reformation gab es nur wenig Laieneigentümer, und wo sie vorkamen, beruhte das Recht der Stellenbesetzung wohl darauf, daß der Patron die Stelle ausgestattet hatte. Im Laufe des Mittelalters hatte nun die Habsucht der Kirche ein volles Fünftel von England in ihren Besitz gebracht, und von den übrigen vier Fünfteln bezog sie den Zehnten. Die Klöster und Stifter besaßen davon ein erkleckliches Stück, und auch vom Zehnten hatten sie einen guten, man möchte sagen den Löwenanteil in ihre Hände zu bekommen gewußt, wofür sie dann die Seelsorge in den betreffenden Gemeinden versahen oder durch Vikare versehen ließen, denen jedoch ein möglichst geringes Einkommen ausgesetzt wurde. Die Hauptsache des Zehnten behielten sie selbst.

Mit dem Vermögen der eingezognen Klöster ging auch der Bezug des Zehnten, den diese genossen hatten, in die Hände Heinrichs VIII. und seiner Nachfolger über. Doch wie gewonnen, so zerronnen. Bald war das Kirchengut, das die englische Krone zur reichsten der Welt gemacht hatte, zum größten Teile wieder verschleudert. Heinrich sowohl wie seine Nachfolger bis auf die Königin Anna verwandten es zur Ausstattung ihrer Günstlinge, des neuen Adels, der seit den Tudors aufkam. Die Namen vieler Sitze des englischen Adels, Byrons Newstead Abbey, des Herzogs von Portland Welbeck Abbey, erinnern noch heute an jenen Raub. Erst die Königin Anna führte den bescheidnen Rest wieder der Kirche zu. So kam ein großer Teil des alten Kirchenvermögens in die Hände von Laien, und mit dem Rechte auf den Zehnten, der dadurch seiner ursprünglichen Bestimmung völlig entfremdet wurde, ging auch die Pflicht, einen Seelsorger zu bestellen, an Laien über.*) Wenn das Patronat mit der Grundherrlichkeit unzertrennlich verbunden wäre, würde die Sache nicht so schlimm sein; denn der Großgrundbesitz ist in England meist in festen Händen, beim Adel und auch sonst bei alten Geschlechtern, sogar unveräußerliches Majoratsgut. Die großen Häuser sind ferner so eng mit dem Boden verwachsen und so auf die Erhaltung ihres persönlichen Einflusses in ihrer Umgebung bedacht, daß sie nicht leicht etwas thun, das Unzufriedenheit erregen könnte, und sie halten darauf, die ihnen zur Verfügung stehenden Stellen mit tüchtigen Leuten zu besetzen. Daß die einträglichsten Pfründen zur Versorgung von jüngern Söhnen und Verwandten benutzt werden, ist menschlich, ist auch in andern Ländern nicht unerhört. So hat Lord Salisbury seinem Sohne Lord W. Gascoyne Cecil die Pfarrei von Hatfield mit einem Einkommen von rund 2000 Pfund verliehen, und der verstorbne Lord Derby hat in derselben Weise einen Verwandten mit mehr als 4000 Pfund jährlich ausgestattet.

*) Im Jahre 1836 ist der Zehnte in eine Geldabgabe verwandelt worden, die rund 4 Millionen Pfund jährlich einträgt. Davon fließen über 750000 Pfund in die Taschen der Laieneigentümer.

Sonst giebt das Patronat der großen Adelsgeschlechter zu wenig Klagen Anlaß. Leider aber giebt es eine große Menge Stellen, deren Patronat, vom Grundbesitz und damit auch von jeder Teilnahme an dem Wohle der Gemeinde getrennt, fortwährend den Besitzer wechselt. Sie werden wie eine Spekulation behandelt. Je älter der Inhaber, um so wahrscheinlicher ist die Eröffnung der Stelle, und um so höher der Preis, der für das Patronat gefordert und gezahlt wird. Welchen Umfang der Schacher hat, ergiebt sich aus dem massenhaften Angebote und der nicht geringern Nachfrage. Vor 1899 belief sich die Zahl der Anzeigen von verkäuflichen Patronaten in der Ecclesiastical Gazette auf achtzig bis hundert monatlich, und diese Anzeigen bezogen sich teils auf das ganze Patronat, teils bloß auf das Recht der nächsten Besetzung. Den Bischöfen bleibt nichts übrig, als mit saurer Miene die Bestätigung zu geben, die nicht verweigert werden kann, sofern der Vorgeschlagne die ordnungsmäßigen Weihen erhalten hat. Erst 1899 hat ein Gesetz etwas von dem gröbsten Unfug hinweggeräumt, und seitdem kann der Bischof die Einführung ins Amt verweigern, wenn der Einzuführende in sittlicher Beziehung Anstoß erregt. In der Hauptsache ist alles beim alten geblieben. Der Kauf der Offizierstellen ist 1870 von der Krone, ohne Mitwirkung des Parlaments abgeschafft worden. In der Kirche, wo der Krone solche Macht nicht zusteht, treibt die Simonie ihre Blüten lustig weiter, und ob ein Priester der geeignete Mann für eine Stelle ist, geht den Bischof gar nichts an. Der erste Grundsatz des Parlaments, das fast nur aus reichen Leuten besteht, ist, die Rechte des Eigentums zu schützen, und dagegen können die armen Seelen der Gemeindemitglieder nicht aufkommen. Die Seelen gelten bei dem Handel als Zugabe.

Daß die Sehnsucht nach einer Pfründe so groß ist, erklärt sich leicht aus der Zahl abhängiger und schlecht besoldeter Geistlichen auf der untersten Sprosse der hierarchischen Leiter. An der Spitze stehn die beiden Erzbischöfe, von Canterbury, Primas von ganz England, und von York, Primas von England. Nach ihnen kommen 33 Bischöfe, von denen 24 im Oberhause sitzen, und 27 Suffragan- und Hilfsbischöfe. Jedem vollen Bischofe steht ein Dechant mit dem Domkapital zur Seite. Nur die Dechanten von Westminster und Windsor sind selbständig. Die einzelnen Bistümer teilen sich wieder in Erzdechaneien und die Erzdechaneien in Landdechaneien, die jedoch heute kaum noch Bedeutung haben. Die Verwaltung eines Sprengels liegt thatsächlich nur beim Bischofe und den Erzdechanten. Dann folgt auf der hierarchischen Leiter das große Heer der Pfarrgeistlichen, der Rektoren und Vikare. Die Vikare, zu denen auch die „immerwährenden Kuraten" (perpetual curates) zu rechnen sind, haben meist ein geringeres Einkommen als die Rektoren, da diese neben den eigentlichen Pfarreinkünften im Genusse des ganzen Zehnten sind, während sie sich mit dem begnügen müssen, was der glückliche Eigentümer des Zehnten ihnen seinerzeit ausgesetzt hat.

Solcher Pfründeninhaber giebt es nahe an 14000. Aber außer ihnen giebt es noch eine Schar von rund 6000 Hilfsgeistlichen oder Kuraten, deren

Los gewöhnlich ist, für wenig Geld schwer arbeiten zu müssen. Es sind nicht bloß junge Leute, sondern oft genug Männer in höherm Alter, denen es an Einfluß oder Geld fehlt. Sie werden von einem Pfründeninhaber zur Unterstützung angenommen und können nach Belieben wieder entlassen werden. Ihre Besoldung ist gewöhnlich sehr mäßig, und wenn ihr Brotgeber in seiner Pflicht lässig ist, liegt die Hauptlast der Arbeit in der Gemeinde auf ihren Schultern. Was das Einkommen anbetrifft, so sind freilich die meisten Pfarrer auch nicht auf Rosen gebettet. Der Niedergang des Bodenwerts in den letzten Jahren hat gerade den geistlichen Stand schwer getroffen, schwerer als andre Kreise, da ein Wettmachen des Ausfalls durch Nebenerwerb nur in seltnen Fällen möglich ist. Es wird angenommen, daß die Hälfte aller Pfarrstellen weniger als 150 Pfund einträgt, für englische Verhältnisse eine sehr geringe Summe, besonders wenn man bedenkt, was für Ansprüche an die Tasche des Geistlichen gestellt werden, und daß von dem, was nach Abzug der Steuern übrig bleibt, eine oft vielköpfige Familie anständig leben soll.

Neben den armen Stellen finden sich natürlich auch gute und reich ausgestattete. An Stellen, die über 500 Pfund bringen, giebt es viele, und die Würdenträger, Erzbischöfe, Bischöfe, Dechanten usw., brauchen nicht am Hungertuche zu nagen. Der Erzbischof von Canterbury erfreut sich eines fürstlichen Gehalts von 15000 Pfund, der von York und der Bischof von London beziehn jeder 10000 Pfund. Die übrigen Bischöfe schwanken zwischen 7000 und 3000 Pfund. Bloß der von Sodor und Man (Sodor steht abgekürzt für insularum sodorensium) muß sich mit 1500 Pfund bescheiden.

Großer Reichtum und bittere Armut stehn also auch in der Kirche nebeneinander. Und doch sind die Verhältnisse unvergleichlich besser als früher. Zur Zeit der Königin Anna hatte gewiß das Geld mehr Kaufkraft als heute. Doch eine Pfarrstelle mit weniger als 10 Pfund jährlichen Einkommens war auch damals zum Leben nicht genug. Die Einziehung und Verschleuderung des ursprünglich für den Unterhalt der Pfarrgeistlichen bestimmten Zehnten machte eine durchgreifende Verbesserung unmöglich, und alles, was die Königin Anna thun konnte, war ein Verzicht auf die ihr noch aus dem Raube zustehenden Bezüge, die seitdem unter dem Namen der Königin Anna-Stiftung (Queen Anne's Bounty) zur Aufbesserung der ärmern Stellen verwandt worden sind. Seit 1809 hat ferner der Staatsschatz 1100000 Pfund für denselben Zweck beigesteuert, und eine noch größere Summe, etwa 1300000 Pfund, ist von Privatleuten aufgebracht worden. Alles in allem kann man, ohne den Wert der Pfarrhäuser zu berechnen, das jährliche Einkommen der Pfarrgeistlichkeit auf 4500000 Pfund veranschlagen, dem das der Würdenträger mit 352000 Pfund gegenübersteht.

Als durchaus gesichert ist jedoch dieses Einkommen nicht anzusehen; denn der größte Teil stammt aus dem Zehnten, der nicht mit Unrecht als eine drückende, und was schlimmer ist, ungerechte Last empfunden wird. Er ruht fast nur auf dem durch den Freihandel schon schwer genug getroffnen Lande und ist

unbillig verteilt, indem alle Ländereien, die einst Eigentum der Kirche waren, noch heute, auch wenn sie in Laienhänden liegen, davon befreit sind. Die größte Abneigung gegen den Zehnten ist natürlich bei den Nonkonformisten zu finden, die nicht nur zur Erhaltung einer ihnen abgeneigten Kirche beizutragen, sondern daneben auch noch für ihre eignen Geistlichen zu sorgen haben. Diese Abneigung und der Widerstand gegen die Zehntenabgabe macht sich besonders in Wales bemerkbar, wo die Anhänger der Staatskirche in der Minderheit sind, und mehr als einmal haben dort die Bauern sich lieber Vieh abpfänden lassen, als daß sie die lästige Steuer freiwillig entrichteten.

Der Ruf nach Entstaatlichung der Kirche läßt sich darum des öftern hören, und es liegt ganz im Bereiche der Möglichkeit, daß, sobald die liberale Partei wieder erstarkt ist und sich die konservative Hochflut verlaufen hat, das Parlament mit der Staatskirche in England ebenso verfährt wie mit ihrem Zweige in Irland. So wenig die anglikanische Kirche in Irland, wo sie eine Schmarotzerpflanze auf fremdem Stamme war, durch die Entstaatlichung untergegangen ist, so wenig wird sie es in England selbst, wo sie fest im Boden wurzelt.

Schon hat sie vieles von ihrer frühern bevorzugten Stellung eingebüßt. Sie kann Nichtanglikaner nicht mehr von den Universitäten oder öffentlichen Ämtern fernhalten. Sie hat schon lange nicht mehr das alleinige Recht, Ehen zu schließen, und hat auch bürgerliche Trauung zulassen müssen. Die Befugnis der Ehescheidung und die Gerichtsbarkeit in Testamentsachen, die ihr ausschließlich zustanden, sind 1850 einem weltlichen Gerichtshofe übertragen worden. In den Angelegenheiten der Laien hat sie überhaupt nichts mehr zu sagen, und der Klerus selbst untersteht den geistlichen Gerichtshöfen nur noch in Sachen der Lehre und Kirchenzucht. Von Rechten, die sie vor andern Religionsgemeinschaften auszeichnen, ist ihr so gut wie nichts geblieben. Sie hat sogar weniger als diese. Denn die Kirchenversammlungen der beiden Erzsprengel, die Konvokationen, haben nur eine beschränkte Freiheit in der Erörterung kirchlicher Fragen und keinerlei eigne gesetzgebende Gewalt, nicht einmal über die Geistlichkeit selbst. Dafür, daß die Kirche öffentliche Gelder bezieht, untersteht sie dem Staate in allem und muß sich Gesetze geben lassen von einem Parlament, worin Nonkonformisten, Katholiken und Juden neben Anglikanern stimmen.

Durch Entstaatlichung würde die Kirche die Freiheit der Selbstbestimmung erhalten, deren sich die Sekten erfreuen. Sie würde den aus öffentlichen Mitteln fließenden Teil ihrer Einnahmen einbüßen, aber man darf mit Sicherheit annehmen, daß der Verlust durch die Freigebigkeit ihrer Anhänger bald mehr als ausgeglichen werden würde. In dem einen Jahre 1897/98 beliefen sich die freiwilligen Spenden für verschiedne kirchliche Zwecke, Schulen, Missionen, Armenpflege, Kirchenbauten auf die Summe von fast $7^1/_2$ Millionen Pfund. Wenn es sich um das Bestehn der Kirche selbst handelt, würde es gewiß an reichen Beiträgen nicht fehlen. Mit der Entstaatlichung würde die Kirche auch

Herr im eignen Hause werden, und viele Mißbräuche, die ihren Ursprung und ihre Stütze gerade in der Abhängigkeit vom Staate haben, würden verschwinden, zur großen Genugthuung der Bischöfe, die bisher vergebens oder doch nur mit geringem Erfolge gegen sie angekämpft haben.

Daß die Kirche noch einen festen Halt im Lande hat und bei allen Schäden und schwachen Seiten doch einen guten Kern enthält, wird durch nichts besser bewiesen als durch die rühmliche Opferwilligkeit ihrer Anhänger und die entsagungsvolle Arbeit so vieler Geistlichen. Mancher Priester auf guter Pfründe mag ja sein Amt nur als eine milchende Kuh betrachten und von seinen Pflichten gerade soviel erfüllen, als unumgänglich nötig ist, bei den meisten, seien sie aus den obern Zehntausend oder aus der Million entsprossen, herrscht ein ernster Geist redlicher Pflichterfüllung. Das herrliche Bild, das Chaucer von dem kleinen Pfarrer entworfen hat, paßt auch jetzt auf tausende:

Was Christus samt den zwölf Aposteln sprach,
Das lehrt' er, doch zuerst that er danach.

Dieser Geist, der jetzt alle Schichten der Geistlichkeit durchdrungen hat, ist hauptsächlich eine Folge der Oxforder Bewegung, und das darf nicht vergessen werden, wenn man die ritualistischen Auswüchse verurteilt. Noch hat es nirgends eine starke Bewegung gegeben, die von häßlichen Auswüchsen frei geblieben ist. Eine ernste Gefahr für die Kirche liegt in dem ritualistischen Treiben nicht, und an Einbußen ist sie gewöhnt. Wohl aber kann die Krisis heilsame Wirkung ausüben, indem sie die öffentliche Teilnahme erregt und vereinte Aufmerksamkeit auf die Gebrechen, die der Kirche anhaften, lenkt. Nur das schwerste Gebrechen kann nicht berührt werden; denn das liegt in der eigentümlichen Zwitterstellung der anglikanischen Kirche zwischen Protestantismus und Katholizismus. Sie wird neue Kämpfe zu bestehn haben und wird wahrscheinlich nach rechts und links Mitglieder verlieren. Ob sie entstaatlicht wird oder nicht, eine Zwitterkirche muß sie bleiben oder überhaupt aufhören zu sein.

Aus den Briefen Goethes

Vor kurzer Zeit ist ein neuer Band der Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen erschienen. Es ist dies der dreiundzwanzigste und umfaßt die Zeit vom Mai 1812 bis August 1813, also sechzehn Monate. Man kann daraus ungefähr entnehmen, wie viel Bände noch erforderlich sein werden, um die ganze Sammlung zum Abschluß zu bringen. Die meisten der Briefe sind schon bekannt, aber weit zerstreut gewesen; doch sind nicht wenige mit dem Stern bezeichnet, der

anzeigt, daß sie hier zum erstenmal oder in bedeutend vervollständigter Gestalt veröffentlicht sind. Über den Wert der Sammlung braucht man kein Wort zu verlieren. Die nach den verschiednen Empfängern verteilten Briefwechsel sind andrer Art; ihr Reiz besteht darin, daß sie jede einzelne der persönlichen Beziehungen erkennen und verfolgen lassen. Sie legen die besondern Fäden bloß, die vereinigte Sammlung zeigt das ganze Gewebe. Nur diese vergegenwärtigt unmittelbar die Vielseitigkeit der Beziehungen, in denen Goethe lebte, die Unerschöpflichkeit seines Aneignungsvermögens, die Stärke seiner gleichzeitigen Interessen. Gerade die Vollständigkeit der Sammlung, das Neben- und Durcheinander einer ausgebreiteten Korrespondenz bringt das erst zum vollen Ausdruck. Ein einziges Beispiel mag das deutlich machen. An einem und demselben Tage schreibt Goethe an Zelter über Ifflands Spiel und von seinem Versuch über Myrons Kuh, an Seebeck über Optisches und über einen Hegelschen Satz, dessen Paradoxie ihn geärgert hatte, an Fritz Schlosser Ökonomisches und zugleich eine auf Dichtung und Wahrheit bezügliche Anfrage, an Bertuch wegen einer Berghöhenkarte, die er, durch Alexander von Humboldts Ideen zu einer Geographie der Pflanzen angeregt, entworfen hatte und in Bertuchs Anstalt anfertigen ließ, an D. Friedländer über eine Anzahl Münzen, die er dem Berliner Sammler als Gegengabe für eine antike Herme zusandte, an J. H. Meyer wegen Nürnberger Skulpturen des sechzehnten Jahrhunderts, endlich an den Theaterintendanten Kirms in Weimar wegen eines neuen, von Eberwein in Musik gesetzten Balletts. Das alles an einem Tage.

Versenkt man sich in die Briefe eines so kurzen Zeitraums, so erscheint das Leben Goethes von einer andern Seite als der gewohnten: anstatt des Aufrisses sieht man es gleichsam in einem Querschnitt, der mit einemmal die ganze Mannigfaltigkeit der Gegenstände bloßlegt, die diesen rastlosen Geist beschäftigten. Dies ist der erste Eindruck. Der nächste ist der, daß er es zugleich im höchsten Grade versteht, aus dem weiten Umkreis von Menschen und Dingen, denen er hingegeben scheint, in sich selbst zurückzukehren. Dem unersättlichen Trieb, in alle Gebiete einzudringen, hält die höchste Fähigkeit und Energie, sich selbst zu behaupten, die Wage. Man kann sagen, die Kunst, sich grenzenlos auszubreiten und zugleich ganz für sich zu sein, ist der Grund, auf dem sein geistiges Gleichgewicht ruht. Er läßt sich in alles ein, aber nur um für sich zu sammeln und zu lernen. Man hat deshalb nie das Gefühl fruchtloser Zersplitterung, denn er nimmt nur das auf, was seiner Natur gemäß ist, und was er dieser assimilieren kann. Alles andre lehnt er ab, es ist nicht für ihn vorhanden. So vor allem das Politische.

Niemals spricht er in seinen Briefen über die allgemeine Weltlage oder über besondre politische Vorgänge. Mit deutlicher Absicht hält er dieses ganze Gebiet von sich fern. Es ist die Zeit der Allmacht Napoleons, der Katastrophe in Rußland, des Anfangs des Befreiungskrieges. Keine Silbe verrät, daß er einen innern Anteil nimmt, weder an dem Druck, der auf dem Weltteil lastet, noch an den Anläufen, die Ketten zu zerbrechen, an dem Sturm der Be-

geisterung, der im Frühjahr 1813 den Norden des Vaterlandes durchbrauste. Doch auch kein Wort des Unmuts über den Franzosenhaß, wie deren sonst von ihm bekannt sind, keine spöttische Äußerung über den patriotischen Aufschwung hat er den Briefen anvertraut. Was auf dem großen Welttheater vorgeht, ist nicht seine Welt. Nur einmal entschlüpft ihm eine Art politischer Stoßseufzer. Man weiß, mit welcher Spannung im Sommer 1813 dem Ablauf des Waffenstillstands entgegengesehen wurde. Goethe wünschte, daß er zum Frieden führe. „Die Verlängerung des Waffenstillstands — so schreibt er am 1. Juli seiner Gattin aus Teplitz — beruhigt uns hier; die Einrichtung des Schlosses und der Stadt Gitschin zu einem Kongreß giebt die besten Hoffnungen denen, die den Frieden wünschen. Worunter ich denn auch im stillen gehöre. Denn laut darf man mit solchen Gesinnungen nicht sein." Die Patrioten wünschten bekanntlich das Gegenteil. Sie hatten alle Ursache, einen faulen Frieden zu fürchten.

In keinem der Briefe dieses Zeitraums, und es sind fast dreihundert an der Zahl, wird auch nur der Name des Imperators genannt. Und aus keinem würde man eine Parteinahme in dem ungeheuern Entscheidungskampf, der sich in diesen Monaten vorbereitete, herauslesen können. Erst nachdem die Entscheidung gefallen war, verraten die Briefe, auch jetzt noch leise und bescheiden, daß die Wünsche des Dichters im stillen auf Seite der Verbündeten gewesen waren. (An die Gräfin O'Donell, 30. Oktober 1813 und 8. Februar 1814.)

Goethe hat sich in seiner Weise mit den Dingen des Weltlaufs abgefunden. Er weiß, daß er nichts dazu thun kann, folglich bescheidet er sich, ein stummer Zuschauer zu sein und inzwischen dem zu leben, was seines Berufes ist. Kommt er auf seinen Reisen zu Szenen, die mit dem Kriege zusammenhängen, so ist es lediglich der ästhetische Eindruck, der ihn beschäftigt. Auf der Reise nach Karlsbad im Jahre 1812 trifft er auf italienische Soldaten, die im Begriff sind, zur großen Armee zu stoßen. Und wie berichtet er über dieses Erlebnis? Er schreibt am 1. Mai aus Hof an die Seinigen: „Hübsche Lage des Gasthofs zum Hirsch, große Lebendigkeit, hübsche Mädchen, muntere Kinder, viel Beweglichkeit, italienische Truppen, bei der günstigen Witterung alles mit Ackern und Säen auf den umliegenden Feldern beschäftigt. Die Truppen hatten dunkelbraun und gelb. Der vielen Fuhren nicht zu vergessen, die uns, schwer beladen, teils entgegenkamen, teils in Hof an uns vorbeifuhren. . . . 150 Wagen, jeder mit zwei Ochsen bespannt, zogen vorbei; die Wagen, wie man sie in Italien sieht, die Räder und Gestelle schwer und altertümlich; oben waren Bretterkasten, groß, aber flach aufgesetzt; die Ochsen graulich, falb, gesprenkelt" usw. Ganz wie ein Maler solche Szenen beschreiben würde.

Nach dem Brande von Moskau kann er nicht umhin, auf eine Mitteilung Reinhards, des damaligen französischen Gesandten in Kassel, zu erwidern. Er erwähnt das Ereignis mit ausgesuchter Gleichgiltigkeit, mitten unter andern Gegenständen, fast geringschätzig: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar

nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben." Ja er steigert sich in dieser künstlichen Stimmung und zwingt sich dazu, das Ereignis spaßhaft zu nehmen. Dann aber knüpft er Worte menschlicher Teilnahme daran, weil Reinhard von persönlichen Familienverlusten, die er in der Katastrophe erlitten, berichtet hatte.

Goethe hatte in dieser Zeit viel über Störungen seiner Gesundheit zu klagen, aber es war zugleich, um allem, was an Krieg und Staatshändel erinnerte, zu entgehn, daß er gerade in diesen Jahren länger als sonst in den böhmischen Bädern verweilte. Im Jahre 1812 ging er Anfang Mai nach Karlsbad und kehrte erst gegen Mitte September nach Weimar zurück, und im folgenden Jahre reiste er schon am 17. April nach Teplitz. Recht eigentlich als Flüchtling suchte er diesesmal das friedliche Böhmen auf, denn gleich am Tage nach seiner Abreise trafen die Franzosen in Weimar ein. Das Heranziehn des Kriegsgewitters, „die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen und militärischen Himmels," hatte ihn unruhig und unentschlossen gemacht; er schwankte, ob er reisen sollte oder nicht, bis endlich die Seinigen, die seine Natur kannten, ihn an dem genannten Tage forttrieben. Und kaum ist er auf der Reise, so ist er auch schon in der besten Laune. Gleich am ersten Tage regt sich der dichterische Trieb. Er hört unterwegs eine Sage vom getreuen Eckardt, die sogleich rhythmische Gestalt gewinnt. Anderntags bringt er die Totentanzlegende in Reime, und gleich darauf reizt ihn ein geschmackloses, sentimentales Lied, das er rezitieren hört, zu einer Parodie. „Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr," dieses „elendeste aller deutschen Lieder" verkehrt er in das freudig bejahende: „Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht." Gegen Zelter entschuldigt er sich allerdings, daß diese Strophen in der jetzigen Zeit entstanden sind, und nennt sie einen unzeitigen Scherz. In Wahrheit wurzeln sie gerade in dem Gegensatz gegen das trostlose Weltgetümmel: sie atmen ganz das frohe Behagen an seiner privaten und häuslichen Existenz, das er sich durch nichts rauben lassen will. — Unterwegs läßt er sich wohl von vorangegangnen Kriegsszenen erzählen, aber allem Aufregenden weiß er auch hier zu entgehn. Was er vernimmt, rückt sich ihm unwillkürlich gleich ins Epische. In Meißen erzählt ihm die Wirtstochter „mit großer Gemütsruhe" die Verbrennung der Brücke durch Davoust, „und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehen habe." Jetzt war alles vorüber, auch die Einquartierungen, die Gefangnenzüge, die Kosaken mit ihren nachschwimmenden Pferden. „Das war alles vorübergegangen, und Meißen befand sich vor wie nach. Dies ists, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet."

Näher wird er vom Kriege während seines Aufenthalts in Dresden berührt; die beiden verbündeten Potentaten, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, werden erwartet, Truppen ziehn hin und her, und Kosaken lagern in der Stadt. Wiederum reizen ihn die sich darbietenden Genreszenen:

die Kosaken führen ein Kamel mit sich, und die seltsamen Fremdlinge bewundern in den Schauläden den Nürnberger Tand, kaufen Nadelbüchschen und freuen sich an den Holzpferdchen und an den bespannten Kutschen. „Es ist, so fährt er fort, ein großes Treiben in der Stadt. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern, die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo wie an der Messe allerlei Wunderliches zu sehen ist.“ Eines Nachts aber hatte er ein „fürchterliches“ Erlebnis. Man muß es mit seinen eignen Worten erzählen: „Des Nachts gegen elf weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Thore der großen Häuser aufthaten und zehn, zwanzig, dreißig bei Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirte das nun schon gewöhnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein sind die Hauptingredienzien des Gastmahls.“ In der Galerie, im Kupferstichkabinett und bei den Mengsschen Gipsen erholt er sich bald wieder von der fürchterlichen Erscheinung. Bewegung und Zerstreuung thun ihm gar wohl. Personen aber sieht er nicht viele, „und ist auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen. Das Vergangne zu hören ist ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen.“

Nichts war ihm verhaßter, als wenn er die „müßigen philisterhaften Zuschauer“ von Politik reden hörte. Er hatte eine sehr hohe Meinung von denen, die die Weltgeschicke zu lenken hatten; doch schwatzen, wo man nichts thun konnte, hielt er für Thorheit. Daß es aber nicht Gleichgiltigkeit war, sondern ein nach innerer Verarbeitung gefaßter und durchgeführter Entschluß, was ihn veranlaßte, sich das Politische vom Leibe zu halten, das zeigt eben jenes Wort in dem Brief an seine Frau aus Dresden am 25. April: „man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen.“ Daß er in der Stille schwer unter dem Druck der Zeiten gelitten hat und die ganze Willenskraft anspannen mußte, um sich davon zu befreien, verrät sich in mancher brieflichen Äußerung. An Meyer, der im Begriff war, nach seiner schweizerischen Heimat zu reisen, schrieb er (21. Juli 1813): „Wer es just möglich machen kann, soll sich aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ An Zelter schreibt er am 27. Juli, er habe den Sommer in äußerer Ruhe und gutem Wohlbefinden zugebracht, „das Gemüt aber über das allgemeine, was die Welt drückt und bedroht, zu beruhigen, hält schwer.“ Und um dieselbe Zeit an Voigt, er könnte diesesmal recht glücklich in Teplitz sein, „wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nöte so vieler

unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen verscheuchte, dergestalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu genießen, wie mir denn doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren.“ Das Behagen also, das er genießt, und das er wiederholt dankbar preist, ruht auf einem ernsten Grunde. Er ist nicht fühllos in dem allgemeinen Elend, nicht gleichgiltig gegen den Krieg und seine Leiden, vielmehr bricht immer seine menschliche Teilnahme durch, aber er kann nichts dazu thun, und darum steht sein Entschluß fest, sich für seine Person aus dem Weltgetöse in die Stille zurückzuziehn und das zu thun, was sein Beruf und seine Pflicht ist. Thue jeder das seinige, das ist die Lehre, die er für sich aus der Weltlage ableitet, und die er gerade in diesen Tagen als seine Maxime immer wiederholt. „Haltet euch nur an eurer Stelle so gut ihr könnt, und wegen meiner seid unbesorgt; ich will schon das meinige thun.“ „Thue nur jeder in jedem Augenblick das seinige.“ „Allen tüchtigen Menschen bleibt durchaus nichts weiter zu thun, und wenn der Schmied immer sein Hufeisen schmiedet und die Köchin immer kocht, so ist das notwendige und rechte gethan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, schwätzen und klatschen ist vom Übel.“

Das Geschäft aber, das ihm jetzt obliegt, und zu dessen Förderung er sich in die böhmischen Bäder zurückzieht, ist die Erzählung seines eignen Lebens. Inmitten der Bedrängnisse der Zeit beschwört er die Tage seiner Jugend herauf und versenkt sich mit historischem Sinn in die Zustände des vergangnen Jahrhunderts. Seine Denkart hat mit den Jahren eine „historische Wendung“ genommen (an Jacobi, 10. Mai 1812). Zur Fortsetzung des Werkes erbat er sich noch immer Beiträge von den alten Freunden, und obwohl von Anfang an das ganze Werk mit dem Eintritt in Weimar abschließen sollte, waren ihm doch auch Beiträge über spätere Zeiten willkommen. So wünschte er von dem Berghauptmann von Trebra Aufzeichnungen für die erste Weimarer Zeit, die Auffrischung der Bilder jener glücklichen Epoche. „Die frühern Zeiten der Kindheit und ersten Jugend bleiben lebhaft bestimmt in der Einbildungskraft geprägt, wenn die spätern Ereignisse, die sich leidenschaftlicher übereinander drängen, sich wechselseitig aufheben und nur erst mit einiger Anstrengung und von ihrer Seite, wie der Geist des Hohepriesters, widerstrebend hervorrufen lassen.“ Seine Jugendjahre aber will er mit heitern Farben darstellen, hierzu braucht er heitere Stimmung, und auch darum will er sich vom Lärm der Welt abschließen, will Ruhe um sich haben. Zwar im Mai 1813 hatten sich die Kriegsunruhen auch bis an die böhmische Grenze, in die Nähe von Teplitz gezogen, und er war damals froh, daß er seinen eignen Wagen mit ins Bad genommen hatte. „Denn da man so nah am Kriegsschauplatz ist, daß man nachts sogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel sieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt, da man von lauter Flüchtigen, Blessierten, Geängstigten umgeben ist, so sucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hause sein bischen Geschäft abgethan hat.“ Um so ungestörter war

der Sommer zuvor in Karlsbad gewesen, und immer wieder rühmte er, wie er hier Ruhe und Muße zur Arbeit gefunden habe. „Ich bin gesund und kann arbeiten. Was verlang ich mehr?" „Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder thun muß, er mag ein Geschäft oder ein Handwerk haben, welches er will." Der Badegesellschaft weicht er möglichst aus, aus Gründen, die wir schon kennen. „Gesellschaft seh ich fast gar nicht, sie sind alle im Augenblick ersoffen und quälen sich von Morgen zu Abend mit widersprechenden Neuigkeiten." Übrigens bringen die Kriegsläufte es auch mit sich, daß die Badegäste überhaupt spärlicher sind als sonst. Aufregendes aber für seinen Herzenszustand giebt es nichts — mit einer einzigen Ausnahme.

Es ist die Kaiserin Maria Ludovika von Österreich, die in dieser Zeit den obersten Platz in seinem Herzen einnimmt. Zum erstenmal war er mit der jungen schönen Fürstin im Juni 1810 in Karlsbad zusammengetroffen, und schon damals hatte sie ihn lebhaft angezogen. „Höchst angenehm, heiter und freundlich" rühmte er sie gegen den Herzog. Alle, die sie kannten, priesen ihre natürliche Anmut, ihr ungezwungnes, gewinnendes Wesen, ihre Freude an Scherz und Spiel; eine echte Wienerin, wie R. M. Werner sagt, der Goethes Briefe an ihre Hofdame, die Gräfin Josefine O'Donell, zuerst herausgegeben hat. Damals, im Jahre 1810, hatte er auf Wunsch der Karlsbader Bevölkerung die Kaiserin bei ihrer Ankunft in einem Gedichte begrüßt, und als sie nach vierzehn Tagen schied, dichtete er auf ihren Wunsch „Der Kaiserin Abschied," Strophen, in denen die Hoffnung des Wiedersehens an diesem Platze ausgedrückt war. Diese Hoffnung schien sich nun im Juni 1812 zu erfüllen. Goethe weilte seit dem 3. Mai in Karlsbad, wo nun Kaiser Franz mit Maria Ludovika (seiner dritten Gemahlin) und mit seiner Tochter Marie Luise, der Kaiserin von Frankreich, erwartet wurden. Und wiederum begrüßte Goethe im Namen der Karlsbader die drei hohen Gäste in drei Gedichten — „Blumen auf dem Weg Ihro des Kaisers Majestät am Tage der höchst beglückenden Ankunft in Karlsbad, allerunterthänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft." Das erste dieser Gedichte war an die Kaiserin Maria Ludovika gerichtet. Aber gerade dieses sollte zu seinem Leidwesen gegenstandlos werden. Während der Kaiser mit seiner Tochter, der Gemahlin Napoleons, auf zwei Tage nach Karlsbad kam, hatte sich die Kaiserin von Österreich unerwarteterweise sofort zur Badekur nach Teplitz gewandt. Goethe war unwohl geworden, sodaß er in Karlsbad von dem durchziehenden Schwarm der hohen Herrschaften gar nichts zu Gesicht bekam. Er war aber zum Glück wieder gesund, als ihn die Kaiserin nach Teplitz rief. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Herzog Karl August, der gleichfalls in Teplitz war, schrieb ihm am 8. Juli: „Die Kaiserin scheint sehr zu wünschen, daß du herkömmst; wenn du ihr vorläsest, würdest du ihr viel Freude machen. Komm doch balde." Goethe besann sich keinen Augenblick, die Badekur in Karlsbad wurde unterbrochen, und am 15. war er in Teplitz, wo er nun fast einen Monat verweilte, solange, als die Kaiserin dort blieb. Aus seinen Briefen strahlt das Glück dieser Tage, die er in der Nähe der „unvergleichlichen Dame" verlebt. Obwohl er sich vorgenommen

hatte, alles Erzählen aufs Mündliche zu versparen, kann er doch nicht umhin, seiner Frau, die inzwischen in Karlsbad geblieben ist, von der Gnade und Auszeichnung, die ihm zu teil wird, zu berichten. Sein Bewillkommnungsgedicht darf er jetzt persönlich der Kaiserin vortragen und erntet dafür ihren wie der andern Beifall. Fast alle Morgen hat er das Glück, der Kaiserin vorzulesen, und aus den Tagebüchern weiß man, daß er dazu meist eigne Dichtungen wählte: aus den Elegien, aus Iphigenie, Pandora, Balladen, den Aufsatz über Diderot, auch Schillersche Balladen und das Leben ein Traum von Calderon. „Sie spricht meistens dazwischen und äußert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit außerordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen.“ Öfters wird er auch zur Tafel geladen. „Da ist sie denn womöglich noch heiterer und anmutiger als sonst; sie neckt diesen oder jenen von den Gästen und reizt ihn zum Widerspruch und weiß der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben.“ Es ist dies derselbe Brief, worin er auch von Beethoven erzählt, der zu derselben Zeit in Teplitz war: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen.“ „Der Kaiserin Gnade — heißt es im nächsten Brief vom 27. Juli — scheint täglich zuzunehmen, auch ihre Umgebungen sind mir günstig, und ich kann nicht mehr und nichts besseres wünschen.“ Und am 1. August: „Die Kaiserin sehe ich täglich bei ihr selbst, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel, und immer ist sie sich gleich, heiter, geistreich, anmutig, verbindlich, und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwundrung setzt. Sie hat ein klein Theaterstück in diesen Tagen geschrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe.“ Das war stark euphemistisch ausgedrückt. Ohne Kompliment gesagt: die Kaiserin hatte die Anregung zu einem dramatischen Scherz gegeben, und Goethe hatte ihn niedergeschrieben oder vielmehr dem Sekretär Vogel diktiert. Es ist das in Goethes Werke aufgenommne kleine Lustspiel: Die Wette. Um den Spaß zu vollenden, sollte es nun von den Liebhaberkräften in der Umgebung der Kaiserin aufgeführt werden, und Goethe selbst ließ sich dazu herbei, die Hauptrolle (die des Vaters Dorn) zu übernehmen. Schon sind die Rollen ausgeschrieben, schon werden Leseproben gehalten, auch die Allongeperücke für Goethe ist schon zur Stelle — da wird der Dichter wieder von einer Unpäßlichkeit befallen, und die Aufführung muß unterbleiben. Schon seit dem 6. August klagte er über sein Befinden, sodaß ihm die letzten Tage des Zusammenseins mit der Kaiserin getrübt wurden. Und sie selbst war leidend, als sie am 10. August abreiste. „Den 10. abends geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt.“ Am folgenden Tage ist er wieder nach Karlsbad zurückgereist.

Er hatte in Teplitz seinen Kräften zu viel zugemutet. Aus einem Brief an Reinhard ersehen wir den starken Eindruck, den er von der Kaiserin empfangen hat. Diese vier Wochen sind ihm „ein reicher Gewinn fürs ganze Leben.“ „Ich darf nicht anfangen, von ihr zu reden, weil man sonst nicht

aufhört. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, giebt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich, lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist." Aber er schreibt zugleich, das Glück, das ihm widerfahren, „wäre ganz überschwenglich gewesen, wenn mich nicht die Sorge, meine Kräfte möchten nicht hinreichend sein, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte." Er fühlt sich erschöpft, er bedarf der Ruhe und Einsamkeit, teils um sich physisch wiederherzustellen, teils um die für seine Arbeit verlorne Zeit wieder einzubringen. So braucht er denn eine förmliche Nachkur in Karlsbad. Ich fange, so schreibt er an Knebel, „nun abermals ein neues Leben in Karlsbad an, wo ich hoffen kann, mich durch Ruhe ins Gleichgewicht zu setzen, das ich denn doch bisher mitunter verloren habe." Daß er womöglich das verlorne Gleichgewicht wiederherstellen will, schreibt er auch an Frau von Wolzogen, und der Ausdruck zeigt deutlich an, wie sehr sich sein Zustand einem leidenschaftlichen angenähert hatte. Der Aufenthalt in Karlsbad aber leistet, was er von ihm erhofft. Es kommt ihm zu statten, daß sich die Gesellschaft größtenteils schon verloren hat. „Karlsbad ist nun wirklich wie ausgestorben." Er zeichnet, er klopft Steine, das Bad bekommt ihm aufs beste, und als er am 12. September nach Weimar zurückkehrt, ist der zweite Band von Dichtung und Wahrheit nahezu vollendet. Am 4. Oktober schickt er an Frommann das letzte Manuskript, und schon am Ende des Monats kann er den fertigen Band an die Freunde versenden.

Die Verbindung mit der angebeteten Frau aber wurde mittelbar durch den Briefwechsel unterhalten, den Goethe mit der Gräfin O'Donell, ihrer Palastdame, führte. Doch schon der erste Brief der Gräfin berichtete von einer erneuten Unpäßlichkeit der Kaiserin und versetzte den Dichter in die größte Unruhe. „Giebt es irgend eine Gelegenheit, so schreibt er am 28. August, seinem Geburtstag, so bitte, in der Allerhöchsten Gegenwart, meiner als des dankbarsten Knechts zu gedenken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrin versichert zu sein, unfähig ist irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen." Und in einem Briefe vom 24. November aus Jena wiederholt er seinen angelegentlichen Wunsch, über das Wohlbefinden „unsrer allverehrtesten Frau und Herrin" unterrichtet zu werden. Übrigens, schreibt er, habe er sich gegen dritte, obgleich ungern und mit Mühe, von der Angebeteten zu sprechen abgewöhnt. Dasselbe schrieb er in einem Briefe an Reinhard, fügte aber zugleich hinzu: „Ich fühle mich im stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre besondern Züge mir zu vergegenwärtigen und sie festzuhalten." Als er dann im nächsten Frühjahr wieder nach Teplitz reist, ist sein erstes, daß er die Augen ostwärts wendet und in einem sehnsüchtigen Brief an die Gräfin den Wunsch ausspricht, daß ihm von dorther einige gnädige und freundliche Blicke möchten entgegenkommen; auch läßt er die Hoffnung durchblicken, daß die Kaiserin auch dieses

Jahr in Teplitz erscheinen werde. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, und seine Korrespondentin ließ ihn diesesmal solange auf Antwort warten, daß er nahezu die Fassung darüber verlor. Endlich aber, am 1. Juni, kann er seiner Frau mitteilen, „daß ich von Wien sehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihro Majestät fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken." Der Brief, den er tags zuvor von der Gräfin O'Donell erhalten hatte, hat ihn geradezu von einem „entsetzlichen Druck" erlöst, und er will sich zeitlebens an den Sonntag Exaudi erinnern, an dessen heiterm Morgen er seinen schönsten, heißesten Wunsch erfüllt sah, d. h. Nachrichten erhielt, die ihn über die fortdauernde Huld der Kaiserin beruhigten. Schon am 27. Juni kann er seiner Frau berichten, daß er von Wien abermals einen „himmlischen Brief" erhalten habe; er ist glücklich, „daß man von Südost etwas höchst erfreuliches vernimmt, da von Nordwest nichts als Unheil zu erwarten steht." Das ging wohl auf die Schreckensnachrichten aus Hamburg, das am 30. Mai wieder in Davousts Hände gefallen war. Immer ist er mit seinen Gedanken in Südost, und er verweilt so lange in Teplitz, schreibt er der Gräfin am 24. Juli, weil er sich noch immer nicht von gewissen Hoffnungen trennen kann, denn er kann sich gar nicht denken, „wie Teplitz nur da sein kann, ohne durch jene Gegenwart eigentlich aufgebaut zu werden." Und am 5. August, vor seiner Abreise aus Teplitz, schreibt er: „Kann ich hoffen, daß das gnädige und allergnädigste Andenken mir ebenso beharrlich zu teil wird als die Sonne, die noch alle Morgen, wenn sie aufgeht, mir ins Zimmer scheint, so habe ich weiter nichts zu wünschen. Im Glauben halt ich mich daran, doch würde ein sichtbares Zeichen, das mich balde zu Hause aufsuchte, sehr wohlthätig sein." In jedem seiner Briefe hatte er sich mit immer neuen zierlichen Wendungen in das Andenken und die Huld der Herrin empfohlen. Ein Geschenk der Kaiserin, das ihren Namen in Sternenzügen enthielt, verwahrte er wie eine Art Talisman, und als nach der Leipziger Schlacht Weimar wieder von Truppendurchzügen heimgesucht wurde, und er seine Kunstschätze zu retten dachte, war es ihm vor allem andern um dieses Heiligtum zu thun. „Die hoch und heilig gehaltnen Namenszüge blickten mich in diesen Stunden der Verwirrung wie glückbringende Sterne freundlich an, als ich sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten suchte."

Damit haben wir aber schon über den Zeitraum, den die Briefe dieses Bandes umspannen, hinausgegriffen, und es sei nur noch hinzugefügt, daß von da an der Briefwechsel zwischen Goethe und der Gräfin O'Donell ins Stocken kam. In den nächsten Jahren suchte Goethe seine Erholung nicht in den böhmischen Bädern, er war am Rhein und am Main, und der Wind hatte von Südost in westöstliche Richtung umgeschlagen. Das Bild der Kaiserin blieb ihm gleichwohl tief im Busen haften, und die Nachricht von ihrem frühen Tode — sie starb noch nicht neunundzwanzig Jahre alt am 7. April 1816 — versetzte ihn in einen Zustand, „dessen Nachgefühl ihn niemals verlassen hat." Und am 15. März 1820 schrieb er der Gräfin: „Auch ich lebe in Erinnerungen, und da kennen Sie die unauslöschlichen."

Zu den Liebhabereien, die Goethe in dieser Zeit pflegte, gehörte die des Sammelns von handschriftlichen Briefen namhafter Männer. Er hatte ein Verzeichnis seines bisherigen Besitzes drucken lassen und sandte es den Freunden, damit sie es ihm gelegentlich ergänzten. Reinhard erfreute ihn mit einer Anzahl Handschriften von Männern der französischen Revolution und begleitete sie mit kurzen biographischen Erläuterungen. Andres erhielt er durch die Gräfin O'Donell, durch Villers, Lindenau, Zelter und andre. Bekanntlich war Goethe ein leidenschaftlicher Sammler, aber der Zweck war dabei immer ein innerer Gewinn für ihn selbst. Auch das Sammeln von Handschriften war ihm keine bloße Spielerei, es entsprach einem Bedürfnis seiner Natur. „Da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt. Solche Dokumente ihres Daseins sind mir, wo nicht ebenso lieb als ein Porträt, doch gewiß als ein wünschenswertes Supplement oder Surrogat desselben." So schrieb er an Jacobi am 10. Mai 1812, der ihm gleichfalls Blätter „von unendlichem Wert" zugesandt hatte, und den er am 6. Januar 1813 um weitern Zuwachs anging. Wenn er aber an den alten Freund schrieb, konnte er sich nicht auf das nächste Anliegen beschränken: in diesen beiden Briefen setzte er sich mit Jacobi auch über ihre Differenz in den höchsten Angelegenheiten auseinander. Diese Differenz hatte sich mit den Jahren immer mehr vertieft, doch gerade das dauernde Nachgefühl der einstigen Jugendfreundschaft zwang dazu, sie immer wieder zur Sprache zu bringen. Jacobi hatte ihm kürzlich seine Schrift: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" zugeschickt, die gegen Schellings Identitätsphilosophie gerichtet war, und da sie auf eine Trennung Gottes von der Natur hinauslief, auch Goethes Grundansicht widersprach, ja ihm als ein Angriff auf die öffentlich bekannten Überzeugungen seines eignen Lebens und Strebens erschien. Andern gegenüber hat sich Goethe, der sich einmal geradezu als zur Identitätsschule gehörig, „ja zu ihr geboren" erklärt, aufs schärfste gegen diese Schrift Jacobis ausgesprochen und sich ganz auf Schellings Seite gestellt, der in seiner massiven Art den armen Offenbarungsphilosophen mit Keulenschlägen bearbeitete. Auch ist das damals entstandne satirische Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" bekanntlich direkt auf Jacobi gemünzt. In den Briefen an diesen selbst spricht er sich über den Zwiespalt ihrer Meinungen gleichfalls mit voller Offenheit aus — das Gegenteil würde „die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen" —, aber er thut es zugleich mit der Schonung und mit der Weitherzigkeit, die ihm überhaupt eigen ist und in diesem Falle durch das alte Freundschaftsverhältnis noch verstärkt wird. „Die Differenz zwischen uns beiden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie selbst bei zunehmendem Auseinanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist." Jacobi fand lange nicht den Ton, auf diesen Brief zu antworten. Als er aber seine Verstimmung unterdrückend nach Monaten wieder an Goethe

schrieb, das Gedächtnis des einstigen Jugendbundes mit herzlichen Worten heraufbeschwörend, antwortete dieser sofort mit dem schönen Briefe vom 6. Januar 1813, worin er ausführte, wie unter alten Freunden das, was durch die Meinungen getrennt sei, durch die Gesinnung, durch Liebe und Verträglichkeit zusammengehalten werde, und in diesem Zusammenhang stehn die oft angeführten Sätze, die den hohen Standpunkt der Goethischen Denkart auf unvergleichliche Weise bezeichnen: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das Gleiche thue."

Wie empfindlich er aber sein konnte, wenn er auf Ansichten stieß, die auch nur scheinbar seiner Naturbetrachtung entgegengesetzt waren, das zeigt in höchst bezeichnender Weise der Anstoß, den er an einer Stelle in Hegels Phänomenologie nahm. Wir erfahren es aus einem bisher unbekannten Brief an Seebeck vom 28. November 1812. Goethe hatte das Zitat (irrtümlicherweise als ein Zitat aus Hegels Logik) in einem eben erschienenen Buche des Arztes Troxler gefunden. Sie lautet: „Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; ebenso wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich miteinander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur widerstreiten, sondern eins so notwendig als das andre ist, und diese gleiche Notwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus." Das sind echt Hegelsche Gedanken in echt Hegelscher Prägung. Ihr Sinn ist vollkommen deutlich und deckt sich im Grunde ganz mit Goethes eigner Ansicht, wie sie z. B. in der Metamorphose der Pflanzen durchgeführt ist. Aber ihn störte die paradoxe, damals noch neue Sprache der Hegelschen Dialektik. In den Vordersätzen war scheinbar die Unverträglichkeit der wechselnden Naturformen, die Aufhebung ihres Zusammenhangs ausgesprochen. Goethe übersah in seiner Erregung den Nachsatz, der diesen Zusammenhang wiederherstellt, und doppelt verdrießlich war ihm, daß ein Mann wie Hegel, auf den er so große Stücke hielt, eine richtige Idee „sophistisch verfratzt und durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen verneint und vernichtet" habe. „Es ist wohl nicht möglich, etwas Monstroseres zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spaß vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig zu sein." Seebeck macht ihn dann auf den Sinn der aus dem Zusammenhang gerissenen Stelle aufmerksam, und es

gelingt ihm, den Erzürnten zu beruhigen. Goethe erklärt jetzt, daß Hegel bei ihm entsühnt sei, und wirft die Schuld für das Mißverständnis auf Troxler, der durch die Art des Zitats den Irrtum begünstigt habe, „daß wir unsern Vorfahren nichts schuldig sind, ob er gleich, wie man im Zusammenhange sieht, das Entgegengesetzte sagen will."

Und nun wäre noch des schönen Trostbriefes Erwähnung zu thun, den Goethe am 3. Dezember 1812 an Freund Zelter sandte, als dessen Stiefsohn seinem Leben ein Ende gemacht hatte, sowie des andern Trostbriefes, den der Geheime Rat v. Voigt von ihm empfing, als dessen einziger Sohn im Frühjahr 1813 an den Nachwirkungen seiner Gefangennahme durch die Franzosen gestorben war; beides die Zeugnisse herzlicher Teilnahme aus dem Innersten einer männlichen Freundesseele. Aber was wäre nicht alles noch zu erwähnen? — sein fortdauerndes Interesse am Weimarer Theater und an den wissenschaftlichen Instituten in Jena, die schönen Worte über Freund Wielands Hingang, die Bemerkungen zu Niebuhrs römischer Geschichte; dann was er mit Seebeck Optisches, mit Döbereiner Chemisches, mit Schelver Botanisches, mit Bergrat Lenz Mineralogisches, mit Meyer Kunstgeschichtliches, mit Einsiedel über die Übertragung Calderons, mit Riemer, der ihm seine Druckschriften korrigiert, über Sprachreinigung verhandelt, nicht zu gedenken der eigentlichen Geschäftsbriefe und derer, die er nach Hause, an Gattin und Sohn, schrieb. Gerade innerhalb eines so kleinen Ausschnittes, wie ihn die Briefe dieses einen Bandes darstellen, springt der ungeheure Reichtum dieses Lebens doppelt sichtbar ins Auge. Seine unendlichen Verzweigungen sind ebenso erstaunlich, wie die Energie der Zusammenfassung in sich selbst. An dem Inhalt des einen Bandes mag man ermessen, welche Schätze aus dem Briefwechsel zu heben sind, und wenn einmal die ganze Sammlung vollendet ist, wird es eine schöne und dankbare Aufgabe sein, durch eine geeignete Auswahl diese Schätze zu einem allgemeinen Besitz der Nation zu machen. **W. L.**

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

5

So unklar die Vorstellung ist, die man sich im deutschen Vaterlande von der Wallonie und besonders von Malmedy macht, so widersprechend sind auch die Angaben über Gegend und Stadt in den geographischen Handbüchern und der Reiselitteratur. Da heißt es einmal: „Malmedy, die Perle der Westeifel," ein andermal: „Malmedy, das Nizza des Hohen Venns" und schließlich: „Malmedy, die freundliche Ardennenstadt." Der Begriff „Eifel" ist so unbestimmt,

daß es schwer sein dürfte, für oder gegen die erste Bezeichnung etwas Stichhaltiges anzuführen. Will man, wie dies viele Geographen thun, unter „Eifel" das ganze Gebirgsland zwischen dem Rhein einerseits und der belgischen oder luxemburgischen Grenze andrerseits verstehn, so muß man auch Malmedy als „Perle der Westeifel" gelten lassen. Keinesfalls darf man jedoch diese Stadt als zum Venngebiet gehörig bezeichnen, denn das Hohe Venn wird nach Süden hin durch das Warchethal deutlich erkennbar abgegrenzt. Nun liegt aber Malmedy mit Ausnahme einiger weniger Häuser auf der linken südlichen Seite des Flusses, also am Nordrande der Ardennen, die sich als breiter Gebirgsrücken riegelartig zwischen Venn und Schneeeifel bis zum Losheimer Walde vorschieben. Und in der That trägt die nähere Umgebung Malmedys durchaus den Charakter der Ardennenlandschaft und unterscheidet sich durch ihre außerordentlich breiten, fruchtbaren Thäler wesentlich von den Gegenden des Venns und der eigentlichen Eifel.

Für den Wandrer, der von Nordosten oder Osten kommt, hat Malmedy entschieden etwas Südliches; man ist überrascht, plötzlich wieder wohlbestellte Äcker, Gemüsefelder und prächtige Gärten zu sehen. Behäbig dehnt sich die Stadt in der grünen Ebene aus, überragt von dem steilen, schön bewaldeten Livremont (Kalvarienberg) und durchströmt von dem klaren Wasser der Warchenne, die sich hier mit den durch Gerbereibetriebe stark getrübten Fluten der breiten Warche vereint. Einen Überblick über das eigentümliche Architekturbild bietet eine weit vorspringende Felsplatte (roche tournante) des Kalvarienbergs, auf der in neuerer Zeit ein kleiner Pavillon errichtet worden ist. Zu Füßen des Beschauers liegen die Gebäude der ehemaligen Abtei mit der wohlerhaltnen herrlichen Kirche; weiter unterhalb, am felsigen Ufer der Warche, breiten sich zahlreiche Gerbereianlagen aus, deren hohe Dächer und galerieartige Vorbauten eine keineswegs unmalerische Wirkung ausüben. An altvornehmen Patrizierhäusern, wie Montjoie deren so viele aufweist, fehlt es in Malmedy eigentlich gänzlich, wenigstens an solchen, die durch schöne Architektur in die Augen fielen. Die Wohnhäuser zeigen meist ein schmucklos-nüchternes Gepräge, viele sind von oben bis unten mit Schiefer benagelt, was nicht gerade zur Erhöhung eines anheimelnden Aussehens beiträgt. Die Straßen sind unregelmäßig in Richtung und Breite; das Pflaster läßt namentlich in den ältern Stadtteilen viel zu wünschen übrig.

Ein großer, mit Bäumen bestandner Platz trägt die pompöse Bezeichnung Place de Rome. Die Ladenaufschriften sind ohne Ausnahme in französischer Sprache abgefaßt, doch wissen sich die Verkäufer fast überall deutsch zu verständigen. Allerdings beherrschen viele von ihnen das Deutsche nur sehr mangelhaft. Das ist nicht wunderbar, da Malmedy wenig von Deutschen besucht wird und wirtschaftlich weit mehr zu Belgien als zu Preußen hinneigt, was schon der außerordentlich rege Verkehr auf der schönen nach der belgischen Grenzstadt Stavelot führenden Landstraße beweist. Die altangesessenen Familien sollen einen ausgeprägten Sinn für heitere Geselligkeit haben und in der Veranstaltung prächtiger Feste hervorragendes leisten. Man rühmt ihnen Gastlichkeit und feinen Takt nach, wie sich denn überhaupt der wallonische Stamm durch Höflichkeit und angeborne Liebenswürdigkeit vorteilhaft auszeichnet.

Von dem Niedergange der Lederindustrie ist in Malmedy vorläufig noch wenig zu merken, obwohl jeder über die Lage der Verhältnisse klagt. Noch immer sind etwa dreißig große Gerbereien im Betriebe; sie verarbeiten neben den Häuten einheimischer Rinder vorzugsweise amerikanische Ware, die sie von Hamburger Importhäusern beziehn. Das Malmedyer Fabrikat, in der Haupt-

sache ein kräftiges Sohlleder, unterscheidet sich von den Gerbereiprodukten andrer Gegenden durch seine Dauerhaftigkeit. In dieser Eigenschaft wurzeln seine wirtschaftlichen Vorzüge und Nachteile. Für bestimmte Zwecke ist das Leder von Malmedy nicht zu entbehren, doch wird es im allgemeinen von den großen Händlern nur ungern gekauft, weil eben seine Dauerhaftigkeit den aus kommerziellen Gründen wünschenswerten raschen Konsum einschränkt. Daß die Gerber in Malmedy, genau so wie die in St. Vith und Prüm, gar nicht mehr mit den auswärtigen Fabriken konkurrieren könnten, wenn sie statt der guten einheimischen Eichenrinde Quebrachoholz als Gerbemittel verwenden würden, wissen sie selbst am besten. Sie bleiben deshalb bei ihrem altbewährten mühsamern und zeitraubenden Verfahren und suchen dadurch das Renommee ihrer Ware auf seiner alten Höhe zu erhalten. Ob sie jedoch mit ihrem Wahlspruche „teuer und gut" auf die Dauer der Parole ihrer Kunden „billig und schlecht" die Spitze bieten können, muß die Zeit lehren. Es wäre ihnen umso mehr zu gönnen, als sie auch in andrer Hinsicht durchaus soliden Grundsätzen folgen und beispielsweise die rohen Häute immer nur gegen Barzahlung beziehn. In frühern Zeiten waren die Vertreter der Malmedyer Gerbereien regelmäßige Besucher der Leipziger Messen, woran der Name eines Gasthauses in der Leipziger Ritterstraße „Zur Stadt Malmedy" noch erinnert. Auch sonst zeigt der Ort mit seinen 5000 Einwohnern eine recht lebhafte industrielle Thätigkeit. Mehrere Fabriken verarbeiten die Rückstände der Lederfabrikation zu Leim, andre beschäftigen sich mit der Herstellung von Dominosteinen, wieder andre fabrizieren Holzstoff und Papier. Eine einst sehr bedeutende Blaufärberei, die mit einer Kittelnäherei verbunden ist, leidet unter dem allmählichen Verschwinden des früher im Wallonenlande allgemein getragnen Leinwandkittels.

Glänzender als Malmedys Gegenwart ist seine Vergangenheit. An der Stelle, wo bis dahin ein Tempel der Diana Arduenna gestanden hatte, gründete im Jahre 675 der heilige Remaklus, der Apostel Belgiens, eine Benediktinerabtei, die er Malmundarium nannte, angeblich, quia locum a malo daemonum cultu mundasset. Dieses Kloster war dem erzbischöflichen Stuhle von Köln unterthan, und so kam es, daß der Stifter, als er selbst zum Bischof von Tongern und Maestricht erhoben wurde, ein Schwesterkloster von Malmundarium in seiner eignen Diözese gründete. Dieses, Stavelot (deutsch Stablo) genannt, wurde durch den Gönner des Remaklus, den austrasischen König Sigebert, mit bedeutenden Privilegien und reichen Gütern ausgestattet und mit Malmedy zu einer freien fürstlichen Abtei vereinigt, deren Abt in Stablo residierte. Wir kennen ein analoges Staatengebilde in der reichsunmittelbaren Abtei Werden-Helmstedt, deren Gebiet ebenfalls in zwei verschiednen Diözesen lag, und deren Geschichte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der von Stablo-Malmedy aufweist. Wie dort, so wurde auch hier die Einigkeit der von ihrem Stifter gleichgestellten Klöster durch Streitigkeiten um den Vorrang gestört. Malmedy machte sein höheres Alter geltend, Stablo berief sich darauf, daß in seinen Mauern der heilige Remaklus gelebt habe und bestattet worden sei. Bis um die Mitte des elften Jahrhunderts hatten die Mönche von Malmedy ihr Gelübde in Stablo ablegen müssen, nun weigerten sie sich, hierdurch Stablos Vorrang weiter anzuerkennen.

Man entschloß sich, den Erzbischof von Köln als Schiedsrichter anzurufen, und dieser — es war der gewaltthätige Anno — fand sich zu der wahrhaft salomonischen Entscheidung bereit, Malmedy einfach für ein Eigentum des Kölnischen Stuhls zu erklären und mit seinen Truppen zu besetzen. Der Abt rief den Herzog Friedrich von Lothringen zur Hilfe, der jedoch durch eine Be-

lagerung Malmedys weiter nichts erreichte, als daß er sich mit dem Zorne Kaiser Heinrichs IV. belud. Als dieser im Jahre 1071 das Osterfest in Lüttich feierte und gerade bei Tafel saß, rückten Abt und Mönche von Stablo mit dem Schreine des Heiligen an und bestürmten ihn mit Bitten, bis er ihnen versprach, für die Rückgabe Malmedys Sorge zu tragen. Dort hatten sich die Verhältnisse insofern geändert, als dieses Kloster jetzt einen eignen Abt hatte, zu dessen Anerkennung Stablo sich bequemen mußte. Zu Kriegszeiten hatten beide Abteien viel zu leiden, am meisten beim Einfalle Ludwigs XIV., dessen Truppen unter Turenne im Gebiete der Fürstäbte vandalisch hausten. Im Frieden von Luneville kam das kleine Land an Frankreich und 1815, nach Napoleons Sturz, zur einen Hälfte an Preußen, zur andern an die Niederlande. Aus der langen Reihe der Äbte verdienen zwei wegen der außerordentlichen politischen Rolle, die sie zu spielen Gelegenheit hatten, besonders hervorgehoben zu werden: Poppo I. (1020 bis 1048) und Wibald „der Große" (1130 bis 1158).

Poppo, einem flandrischen Geschlecht entstammend, hatte in seiner Jugend das einträgliche Gewerbe des Wegelagerns betrieben, war dann plötzlich fromm geworden und in ein französisches Kloster eingetreten, wo er sich durch Demut und Unterwürfigkeit auszeichnete. Der Lohn für diese Gesinnungsänderung blieb nicht aus: der junge Mönch wurde bald zum Abt von St. Mauritius in Wasloi und sodann, auf Betreiben Kaiser Heinrichs II., zum Abt von Stablo-Malmedy gewählt. Hier zog er sich durch seine rücksichtslose Strenge den Haß der Konventualen zu, die sich seiner wiederholt durch Gift zu entledigen versuchten. Aber unbekümmert um alle Anfeindungen führte er die völlige Reorganisation der Klöster durch, bethätigte nach Kräften seine Baulust und verstand es, von Kaiser Heinrich III., der ihn als Ratgeber schätzte, weitgehende Vergünstigungen zu erlangen.

Interessanter ist die Geschichte Wibalds, der ebenfalls Flamländer war. Er hatte in Lüttich studiert und war bald darauf nach Stablo gekommen, wo man ihm wegen seiner weltmännischen Umgangsformen das wichtige Amt eines Introduktors oder, wie wir uns ausdrücken würden: eines Cicerone vornehmer Besucher übertrug und im Jahre 1130 einstimmig zum Abte wählte. Obwohl er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Gebietsvergrößerung der Abtei richtete und zahlreiche auswärtige Güter erwarb, beteiligte er sich lebhaft an dem Versuche zur Schlichtung des großen Kirchenstreits. Kaiser Lothar berief ihn bei seinem gegen den Gegenpapst Anaclet II. gerichteten Kriegszuge in seine Umgebung und ernannte ihn zum Admiral der Flotte, die gegen König Roger von Sizilien gerüstet wurde. Als sich der Abt Rainaldus I. von Monte Cassino auf die Seite des Gegenpapstes stellte, setzte ihn Lothar ab und ernannte Wibald zu seinem Nachfolger. Bei der Annäherung Rogers mußte Wibald fliehen, aber noch in demselben Jahre berief ihn Lothars Nachfolger, der Hohenstaufe Konrad, als Erzieher seines Sohnes an den Hof. Während der Palästinafahrt des Kaisers teilte Wibald mit dem Erzbischof Heinrich von Mainz die Würde des Reichsverwesers. Noch ein dritter Kaiser, Barbarossa, bediente sich der außerordentlichen Fähigkeiten des Abtes; er sandte ihn als Brautwerber an den Hof von Byzanz. Auf der Heimreise erkrankte und starb Wibald; sein Leichnam wurde in Stablo beigesetzt. Die Beziehungen dieses merkwürdigen Mannes zu den höchsten Machthabern seiner Zeit konnten nicht ohne günstigen Einfluß auf Stablo-Malmedy bleiben. Und in der That sehen wir bei Wibalds Tode die Abtei auf dem Höhepunkt ihrer Macht und Bedeutung.

Sichtbare Denkmäler dieser Glanzzeit haben sich bedauerlicherweise weder in Malmedy noch in Stablo erhalten. Die noch vorhandnen Gebäude entstammen durchweg einer spätern Zeit, manche erst den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. In Malmedy werden die ausgedehnten Klosterräume jetzt zu verschiednen Zwecken benutzt; unter anderm haben das Hauptzollamt, das Amtsgericht, das Gefängnis, das Progymnasium und der Betsaal der kleinen protestantischen Gemeinde Unterkunft darin gefunden. Mein erster Besuch galt der imposanten Abteikirche, die jetzt als Pfarrkirche dient. Mit seinen beiden mächtigen Türmen erhebt sich der schöne Spätrenaissancebau an der Ostseite des Chateletplatzes, in seiner Gesamtwirkung allerdings durch die dichten Laubkronen der den Platz beschattenden Bäume stark beeinträchtigt. Desto überraschter ist der Besucher, wenn er das Innere betritt. Es dürfte in der ganzen Rheinprovinz keine zweite Kirche geben, die ähnlich großartige Raumverhältnisse aufwiese. Die kreuzartige Vereinigung von vier Innengewölben unter einer Kuppel erinnert an die erhebende Schlichtheit einzelner italienischer Kirchen der Hochrenaissance, am meisten vielleicht an Sa. Giustina in Padua. Wie dort, so hat auch hier der Baumeister in weiser Selbstbeschränkung alles vermieden, was den Eindruck ruhiger Größe stören könnte. Auch das reiche Arabeskenwerk der Pilasterkapitäle und Gesimse ist so wenig körperhaft gehalten, daß es mehr die Wirkung eines Linienornaments als den eines plastischen Schmucks erzielt. Es ist zu loben, daß man sich durch die großen Wandflächen nicht zu koloristischen Experimenten hat verleiten lassen, sondern die wahrscheinlich schon vom Architekten angeordnete zarte Abtönung in gelblich-weiß und grau beibehalten hat, durch die der herrliche Raum erst zur vollen Geltung gelangt.

Nachdem ich meinen Rundgang durch die Kirche beendet hatte, setzte ich mich in eine der Bänke, um den Gesamteindruck des Bauwerks noch einmal in vollkommner Ruhe zu genießen. Während ich dort saß, kam eine aus sieben oder acht Herren und einer Dame bestehende Gesellschaft an, die sich ziemlich geräuschvoll auf eine Reihe Stühle vor dem Hochaltar niederließ. Die Herren trugen Cylinder, die Dame ein schwarzseidnes Festkleid, jedoch keinen Hut. Ich vermutete, daß hier eine Trauung vor sich gehn würde, und wollte, ehe ich die Kirche verließ, noch die Ankunft des Brautpaars abwarten. Aber kaum hatten die Leutchen Platz genommen, was nicht ohne sehr lebhaft und laut geführte Unterhaltung geschah, so näherte sich ihnen aus einem Seitenraume schon der Geistliche. Die Dame, die weder Kranz noch Schleier trug und keineswegs sehr bräutlich aussah, trat mit einem der Herren an den Altar, und die Trauungszeremonie nahm ihren Anfang. Der Geistliche schien der Ansicht zu sein, daß Kürze auch die Würze einer Traurede sei, und so wurde denn das Paar vereint, noch ehe ich mir den Inhalt der in sehr schnellem Tempo gesprochnen Einleitungsworte der französischen Predigt klar gemacht hatte. Das Rücken der Stühle schreckte mich aus meinen linguistischen Meditationen auf; ich sah, wie jeder der Herren sich erst gegen den Altar und dann gegen den Geistlichen verneigte, wie dieser mit schnellen Schritten in der Sakristei verschwand, und wie der kleine Hochzeitszug dem Ausgange zueilte. Und nun erfolgte etwas Überraschendes: die Gesellschaft bemerkte mich, hielt meine Anwesenheit offenbar für eine dem Brautpaar zugedachte Ehrung, man verständigte sich untereinander und schwenkte im Gänsemarsche in die vor mir stehende Bank ein. Das Ganze machte halt, und jeder schüttelte unter zahllosen Verbeugungen meine Hand, wobei man mir in bewegten Worten seinen Dank für meine Aufmerksamkeit aussprach. Ich war durch diese plötzliche

Wendung der Dinge so verblüfft geworden, daß mir mein „bischen Französisch" völlig abhanden kam, und ich mich darauf beschränken mußte, die Verbeugungen, soweit dies die Enge der Bank gestattete, auf eine schickliche Weise zu erwidern. Wie um die Komik der Situation zu erhöhn, stimmte das Glockenspiel droben auf einem der Türme in demselben Augenblick die lustige Weise des Radetzkymarschs an. Da war es natürlich um die weihevolle Stimmung, die sich meiner in dem herrlichen Gotteshause bemächtigt hatte, geschehn, und ich mußte die Wahrheit des Worts, daß vom Erhabnen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei, an meinem eignen Leibe erfahren.

Es versteht sich von selbst, daß die mehr als elfhundertjährige Wirksamkeit des Benediktinerordens in Malmedy nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben der Stadt geblieben ist. Besonders die Naturwissenschaften haben sich hier von jeher eines regen Interesses erfreut. So stammt die bekannte Medizinerfamilie Doutrelepont, die ihren Namen von dem kleinen Stadtteile auf dem rechten Ufer der Warche, Outrelepont, herleitet, aus Malmedy. Eine weitere Berühmtheit der Stadt ist Maria Anna Libert (1782 bis 1856), ausgezeichnet durch ihre botanischen Kenntnisse und die reichen Sammlungen, die sie hinterlassen hat. Von mehr lokaler Bedeutung ist ein Malmedyer Maler des achtzehnten Jahrhunderts, Counet, dessen „Geburt Christi" heute noch in der Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters zu sehen ist. Daß es endlich an Musikern nie gefehlt hat, liegt auf der Hand. Die Begabung für Musik ist ja ein charakteristisches Merkmal des wallonischen Stamms.

In der Erwägung, daß Malmedy ohne Stavelot nur etwas Halbes sei, machte ich mich nach dem Mittagsmahle auf den Weg, um die belgische Schwesterstadt aufzusuchen. Die schöne Landstraße zieht sich schnurgerade durch das breite Thal dahin, zu Anfang zwischen großen, wohlgepflegten Gärten und eleganten Gartenhäuschen, später zwischen ausgedehnten Wiesen, auf denen stattliche Herden des gescheckten holländischen Rindviehs weideten. Zur Rechten des Wandrers fließt die Warche, sie hat im Laufe der Jahrtausende den Fuß der Uferberge entblößt und die Felswände zu phantastischen, hie und da an die Gesteinsformationen der Sächsischen Schweiz erinnernden Gebilden umgewandelt. Auf einer kleinen Insel tritt eine Mineralquelle, le pouhon des îles, zu Tage, deren Wasser in der ganzen Gegend viel getrunken wird. Wo die Chaussee bei Pont-de-Warche den Fluß überschreitet, um in weit gestreckten Serpentinen die Höhe des Bergrückens zu erreichen, liegt die preußische Zollstation Warschbrück. Von hier an bietet die Straße den köstlichsten Fernblick über das Thal von Malmedy und die grünen Ufer des Flusses, der sich südwestlich in einer engen Gebirgsschlucht verliert, wo er sich mit der Amblève vereinigt. Hat man die Höhe erstiegen, so schweift der Blick in nordöstlicher Richtung über das Hochplateau des Hohen Venns, in westlicher über das wellige Land der belgischen Ardennen, auf deren sanft abfallenden Vorbergen schmucke Dörfchen aus ihren Buchenhecken hervorlugen. Sie scheinen ausschließlich auf Viehzucht angewiesen zu sein, da man bebaute Felder verhältnismäßig selten sieht.

Wo sich Landesgrenze und Chaussee schneiden, stehn Pfähle in den preußischen und belgischen Landesfarben. Der preußische trägt die Aufschrift „Zollstraße nach dem Königl. Preußischen Zoll-Nebenamt und Ansageposten Warschbrück," der belgische die lakonischen Worte Droits de l'état. Daß man, wie immer an der Grenze, auch hier seine Nationalität besonders stark betont, konnte ich an dem kleinen Wirtshause erkennen, das mit seinem Garten noch an preußisches Gebiet stößt. Hier waren sogar Schaukel und Turngeräte

schwarz-gelb-rot angestrichen. Auch die Landstraße nahm plötzlich ein andres Aussehen an: statt der Ebereschen auf preußischer Seite hatte man in Belgien Ulmen als Chausseebäume angepflanzt, und zwar so dicht nebeneinander, daß sich die Kronen zu einer langen, zusammenhängenden Laubwand vereinigten. Ihrem Zwecke, Schatten zu spenden, entsprachen die Ulmen weit mehr als die Ebereschen mit ihrem dünn belaubten, nie eine geschlossene Krone bildenden Geäst. In der Qualität der Straßendeckung war kein Unterschied zu bemerken, wohl aber fiel mir die beinahe monumentale Ausführung der belgischen Kilometersteine auf. Während man sich in Preußen mit einfachen, weiß getünchten Bruchsteinen begnügt, hat man in Belgien schön behauene Würfel aufgestellt, die in einem runden Medaillon die Zahl tragen. Bei jedem vollen Kilometer ist der Stein größer und mit einem massiven Sockel versehen.

Die Landstraße passiert eine breite, von einem Bache durchflossene Thalmulde und steigt auf der andern Seite einen neuen Hügelrücken hinan. Hier verraten mehrere Wirtshäuser mit der Aufschrift Vin, bière, pouhon die Nähe Stavelots, dessen im Thale liegende Abteigebäude bald sichtbar werden. Bei einer Biegung der Landstraße öffnet sich dann der Ausblick auf die Stadt selbst, die sich — ein Genua des Binnenlands — amphitheatralisch den Bergabhang hinaufzieht. Die prächtige Lage des Orts, schöne Gärten, eine Kapelle des St. Louis, öffentliche Anlagen mit einem gewaltigen Musikpavillon spannten meine Erwartung aufs höchste, ich sah mich jedoch ziemlich enttäuscht, als ich die nähere Bekanntschaft Stavelots machte. Ohne gerade schmutzig zu sein, macht diese Stadt allenthalben einen unerquicklichen Eindruck. Die schlecht gepflasterten auf- und absteigenden winkligen Gäßchen wirken trotz der alten Häuser und Häuschen durchaus nicht malerisch; die öffentlichen Plätze, zum Teil mit Gras bewachsen und mit plumpen Brunnen „geschmückt," sind für ihre nüchterne Umgebung viel zu groß; monumentale Gebäude fehlen ganz, und sogar die große neue Kirche beleidigt durch ihren Mangel an jeglichem Stil das Auge des Beschauers.

Interessant ist hier nur das Volksleben, das in mancher Hinsicht an das italienischer Landstädte erinnert. Vor jedem Hause stehn ein oder zwei Bänke, auf denen die Familie, soweit es die Witterung erlaubt, den Tag zu verbringen scheint. Hier saßen Handwerker mit ihrer Arbeit beschäftigt, Frauen und Mädchen verrichteten vor der Thür ihre häuslichen Obliegenheiten, nähten, strickten und säuberten Gemüse, Kinder lernten hier ihre Schulaufgaben, und die zahllosen Nichtsthuer, junge und alte, freuten sich, mehr oder minder malerisch auf ihre Bank hingegossen, des warmen Herbstnachmittags. Soldaten mit rotwollnen Epauletten, grau uniformierte Briefträger, Nonnen mit riesigen weißen Leinwandkappen und Jesuiten in ihrer Ordenskleidung gaben dem Getriebe ein spezifisch belgisches Gepräge. Der Verkehr auf den Straßen ging hier hastiger vor sich als in den benachbarten deutschen Städten, wo sich die Leute auch durch den Drang der Geschäfte nicht aus ihrer behaglichen Ruhe aufstören lassen: die Zeitungsverkäufer und Ausrufer rannten, als gelte es, eine Weltstadt zu durcheilen, und sogar die Esel der Gemüse- und Obsthändler trotteten im schnellsten Tempo des Wegs dahin. Daß Stavelot ein weit milderes, ich möchte sagen: südlicheres Klima hat als das nahe Malmedy, konnte ich aus der üppigen Vegetation der Gärten erkennen. Sogar die Rebe gedeiht hier wieder, und so herrliche, großbeerige Trauben, wie ich dort an den Spalieren reifen sah, hätte nur ein Weingarten des welschen Tirols hervorbringen können.

Echt südlich war auch das Café, in das ich einkehrte, um mich zur Heim-

wandrung in das deutsche Vaterland zu stärken. Es war ein mit schäbiger Eleganz ausgestattetes, höchst unsaubres Lokal. Die zwei oder drei Marmortischchen und der Goldrahmen des Spiegels dienten unzähligen Fliegen als Guanoablagerungsstätten. Die Thür nach der Straße war weit geöffnet, desgleichen die nach dem Hofe, aber der scharfe Zugwind, der sogar die Zeitungsblätter von den Tischen trieb, schien weder Gäste noch Wirtin zu behelligen. Diese plättete mitten im Lokale Wäsche; es war eine alte Dame von so überwältigender Häßlichkeit, daß ich kaum den Blick von ihr abzuwenden vermochte und unter einem Banne stand, der der bekannten suggestiven Hinneigung eines Vogels zur Klapperschlange verzweifelt ähnlich war. Man hätte die gute Frau ohne weiteres als Knusperhexe ins Märchenreich versetzen können, obwohl die stattliche Spitzenhaube, die brandrote, sich nach rechts und links verschiebende Perücke und die schwere Hornbrille das Schreckenerregende ihrer übrigen Erscheinung etwas milderten. Ich war leichtsinnig genug, mir ein Glas Bier zu bestellen, das sich als eine fade, lauwarme und gänzlich ungenießbare Flüssigkeit erwies. Die andern Gäste, die in blauen Kitteln, den Hut auf dem Kopfe, an den Wänden entlang saßen, tranken Likör, rauchten Cigaretten und spuckten auf den Fußboden. In ihre Unterhaltung warf die alte Wirtin von Zeit zu Zeit ein bedeutsames Wort, wobei sie von ihrer Plätterei aufsah und den Zeigefinger wie beschwörend erhob. Wenn sie ein Likörgläschen füllte, so vergaß sie nie, den am Flaschenhalse hinablaufenden Tropfen sauber abzulecken. Einer der Gäste hatte einen Korb neben sich stehn, aus dem ein überaus kräftiger Wildgeruch aufstieg. Ein paar Angorakatzen kamen, offenbar hierdurch angelockt, aus dem Hofe herbei, umstrichen eine Weile den Korb, zupften an dem darübergebreiteten Tuche und zerrten schließlich zwei Rebhühner heraus, mit denen sie, unbemerkt, wie sie gekommen waren, verschwanden. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, gegen diese Wilddiebe einzuschreiten, umso weniger, als das Geflügel keineswegs in einem Zustande war, der seine Verwendung als Nahrungsmittel für Menschen wünschenswert gemacht hätte, und freute mich innerlich der wohlverdienten Strafe, die dem gewissenlosen Blusenmanne zu teil geworden war. Gern hätte ich mich noch an seiner Überraschung geweidet, allein die vorgerückte Stunde gebot mir aufzubrechen, ehe der Wildbrethändler daran dachte, das Café zu verlassen.

Der Rückweg nach Malmedy war wegen der herrlichen Abendbeleuchtung äußerst genußreich. Auf dem Bergrücken über dem Warchethale wanderte ich noch im letzten Sonnenlichte dahin, während unten auf den Wiesen der Nebel braute und die Stadt schon im tiefen Schatten lag. Dünn wie die Töne einer Spieldose klang von der Abteikirche das Glockenspiel zu mir herüber; ich blieb stehn, lauschte und erkannte wieder den unglückseligen Radetzkymarsch, der mich schon am Morgen einmal um meine Illusionen gebracht hatte.

Mein nächstes Reiseziel war St. Vith, eine alte Gerberstadt wie Malmedy, die aber im Gegensatze zu diesem auf einem Bergrücken liegt. Die Fahrt über Weismes und Ondinal geht fast ausschließlich durch Heide und Fichtenwald und bietet wenig Bemerkenswertes. Einige Kraniche, die in dieser Gegend, wenn auch nur auf kurze Zeit im Frühjahr und Herbst, die Störche zu vertreten scheinen, spazierten gravitätisch am Waldrande entlang. Wo die Bahn bei Montenau die Amblève überschreitet, hört die Wallonie auf. Schon die Namen der Dörfer, die wir rechts und links in den Thalmulden liegen sehen, verraten uns, daß wir wieder in einem Lande deutscher Zunge sind. St. Vith ist seinem Aussehen nach ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt. Neben städtischen Häusern mit hübschen Läden trifft man hier ländliche Hütten

und Höfe, die sich noch nicht von dem alten Gebrauche, die Düngerstätte möglichst nahe an die Straße zu legen, emanzipiert haben. In frühern Zeiten war der Ort viel bedeutender. Seine Blütezeit fällt unter die Herrschaft des Hauses Nassau-Oranien, wurde jedoch durch die sechsundzwanzigjährige Mißwirtschaft der Spanier unterbrochen. Damals war die Stadt wenigstens dreimal so groß wie heute, und ihre Tuchmanufakturen wetteiferten mit denen von Gent und Brügge. Die Soldateska Ludwigs XIV. brannte St. Vith bis auf das letzte Haus nieder und schleifte die Stadtmauer, von der sich nur ein kleines Stück nebst einem einzelnen Turm als Denkmal einer glänzendern Vergangenheit erhalten hat. Aber dank seiner günstigen Lage am Kreuzungspunkte der Straßen Luxemburg-Köln und Aachen-Trier hat sich der Ort langsam wieder aus den Ruinen erhoben und nimmt heute als Zentralpunkt des deutschen Ardennengebiets erneuten Aufschwung.

(Schluß folgt)

Die industriellen Monopole in den Vereinigten Staaten

Nach neuern Quellen dargestellt von Oswald Collmann

(Fortsetzung)

2. Der Anthrazitkohlenring

Obwohl in der Kohlenindustrie zum Teil ganz ähnliche Verhältnisse bestehn wie in der Petroleumindustrie, haben sie doch keinen amerikanischen Kohlenring zustande gebracht. Was zunächst die Fettkohle betrifft, so waren ihrer Monopolisierung besonders zwei Umstände hinderlich: die Menge der vorhandnen Lager und dann die große Leichtigkeit der Kohlengewinnung, besonders in dem reichen Kohlenbecken von Pittsburgh. Man kann sich nicht leicht zu dem Herrn einer Industrie machen, die an so vielen Stellen besteht und mit verhältnismäßig geringem Kapital betrieben werden kann.

Im Gegensatz dazu bietet die Anthrazitkohle gerade die für das Monopol günstigen Bedingungen, denn sie ist sehr selten und viel schwerer zu gewinnen. Dazu kommt noch, daß die amerikanischen Eisenbahnen infolge der Unabhängigkeit, deren sie sich erfreuten, die Ausbeutung der Anthrazitlager selbst unternahmen und — mit Hilfe ihres ausschließlichen Transportmonopols — das natürliche Monopol der Anthrazitregion befestigen konnten. Gegenwärtig sind zwölf Eisenbahnen an der Bergwerksindustrie von Pennsylvanien beteiligt. Hier handelt es sich also nicht, wie bei der Standard Oil Company, um eine Mitschuld der Eisenbahnen an einem in der Bildung begriffnen Trust. Es sind vielmehr die Eisenbahnen selbst, die in einer Industrie, die ihrer eignen untergeordnet ist, einen Ring zu bilden suchen. Ein lehrreiches Beispiel hierfür liefert die Geschichte des Reading Railroad. Diese Eisenbahngesellschaft hat — sei es von Privatleuten oder von kleinen Gesellschaften — die meisten der von ihrer Linie durchschnittnen Kohlengebiete angekauft. Der Reading Railroad hat nicht immer diesen doppelten Charakter eines Bergwerk-

und eines Transportunternehmens gehabt, denn in den ersten dreißig Jahren seines Bestehens ist er nur eine Eisenbahngesellschaft gewesen. Aber zwischen beiden Arten von Unternehmungen besteht ein gewisses natürliches Band. Dieses Band ist da weniger sichtbar, wo der Transport des Anthrazits und seine Gewinnung von vornherein in denselben Händen gewesen sind. In den Jahren 1820 und 1824 erlangten zwei Schiffahrtsgesellschaften, die Leigh Coal & Navigation Company und die Delaware & Hudson Canal Company Freibriefe (charters), die ihnen das doppelte Privileg gewährten, Kohlen zu gewinnen und zu transportieren. Später wurden charters derselben Art mehreren Bergwerksgesellschaften verliehen zur Errichtung von Eisenbahnen, die ihre Gruben mit den großen Bahnlinien verbinden sollten. Aber seit 1873 hat die revidierte Verfassung des Staates Pennsylvanien ausdrücklich verboten, daß ein und derselben Gesellschaft das Recht verliehen werde, die Gruben auszubeuten und zugleich ihr Produkt zu transportieren.

Diese Maßregel wurde durch die Erbitterung gegen die Ringe veranlaßt. Die Gesetzgeber glaubten, daß nur die Nachsicht des Staats die Vereinigung beider Industrien unter derselben Leitung begünstigt hätte, und dem hofften sie durch diese Bestimmung einen Riegel vorzuschieben. Aber diese Bestimmung hat doch nicht verhindert, daß bald darauf der Reading Railroad begann, die an seiner Linie liegenden Kohlengebiete anzukaufen. Was hat den Reading Railroad veranlaßt, der schweren Bürde eines Eisenbahnunternehmens auch noch die Ausbeutung riesiger Kohlenbergwerke aufzupacken? Das war auf seiner Seite keine Laune oder etwa ein Anfall von Großmannssucht, sondern eine Notwendigkeit: um dem Eisenbahnverkehr Nahrung zuzuführen, mußte man die Gruben, die in Gefahr waren, ihre Ergiebigkeit zu verlieren, in eigne Regie nehmen.

Bisher waren die Anthrazitgruben in der Umgegend von Pottsville meist nur von Privatleuten oder kleinen Gesellschaften betrieben worden, die sich damit begnügten, die obern Schichten abzubauen. Um zu der Kohle der tiefern Lager zu gelangen, hätte man größere Kapitalien aufwenden müssen, als diesen Leuten zur Verfügung standen — sie mußten deshalb die Schätze dieses Bodens ungehoben lassen. Damals begann die Abwandrung der kleinen Besitzer. Die Abnahme der Förderung zwang den Reading Railroad, die Ausbeutung der Lager selbst in die Hand zu nehmen. Einmal auf diese Bahn getrieben, sah sich der Reading Railroad veranlaßt, auch die Gruben der Privatleute anzukaufen, die noch stand hielten, und in wenig Jahren hatte er sich mit ungeheuern Kosten zum Herrn von mindestens dem dritten Teil der anthrazitkohlenhaltigen Gebiete gemacht. So trug der Reading Railroad dazu bei, das Verschwinden der kleinen Eigentümer zu beschleunigen, aber den ersten Anstoß zu der eben geschilderten Konzentrationsbewegung hatte gerade dieses Verschwinden der kleinen Grubenbesitzer gegeben.

Wir finden hier also alle Vorbedingungen zur Gründung eines Trusts vereinigt: wir haben es mit einem Raum versperrenden Produkt zu thun, das auf ein natürliches Monopol schon deshalb hinweist, weil es örtlich beschränkt ist. Dieses Produkt wird nun außerdem von den Eisenbahnen in Beschlag genommen, die mit den Wirkungen dieses natürlichen Monopols auch noch die ihres (Transport-) Monopols vereinigen. Die ganze Lage würde ganz ähnlich sein wie beim Petroleum, wenn sich ein Rockefeller gefunden hätte, der die Eisenbahnen und damit die Anthrazitgruben Pennsylvaniens in seine Hände zu bringen verstanden hätte. Wie kam es, daß dies nicht geschah? Die Anthrazitgegend hat fünf verschiedne Eisenbahnen, deren Gesellschaften für sich allein — sei es direkt oder durch ihre Verbindung mit Bergwerksgesellschaften — fast sämtliche (etwa 95 Prozent) Anthrazitlager besitzen. Um den Markt vollständig zu beherrschen, wäre weiter nichts nötig, als daß sich diese Eisenbahngesellschaften miteinander verständigten. Aber da hapert

es eben: keine will ihre Unabhängigkeit einem wirklichen Trust zum Opfer bringen, worin eine oder die andre ihrer Rivalinnen notwendigerweise einen beherrschenden Einfluß haben würde. Gleichwohl unternahm Mr. Mac Leod, der Präsident des Reading Railroad, den Versuch, die Bahnen, die das Anthrazitgebiet durchschneiden, unter seiner Herrschaft zu vereinigen und dadurch, als Herr der Transportmittel, die Bergwerksgesellschaften in seine Gewalt zu bekommen. Durch die Port Reading Railroad Company, die nur dem Namen nach eine von dem Reading Railroad verschiedne Gesellschaft war, hatte er die New Jersey Central und die Lehigh and Susquehannah-Eisenbahn gepachtet. Dann war er mit der Lehigh and Wilkesbarre-Kohlengesellschaft in Verhandlungen getreten, deren Gruben in dem Gebiet dieser Eisenbahnen lagen. Da er der Reading-Kohlengesellschaft sicher zu sein glauben durfte, so hoffte er, auf diese Weise auf den Anthrazitkohlenmarkt einen beherrschenden Einfluß ausüben zu können.

In dem mit dem Reading Railroad abgeschlossenen Vertrage verpflichtete sich die Lehigh and Wilkesbarre Company, ihre ganze Kohlenproduktion an den Reading zu verkaufen, und zwar unter vorher festgesetzten Bedingungen, die aber je nach dem Durchschnittspreis, zu dem der Anthrazit in den Seehäfen notiert wurde, verschieden waren. Diese Bedingungen liefen auf eine Teilung des Gewinns zwischen den beiden Kontrahenten hinaus, aber in dem Maße, wie die ursprünglich vorgesehenen Preise stiegen, wurde der Anteil des Reading verhältnismäßig größer als der der Wilkesbarre Company. Dieser ganze künstliche Aufbau hing nun aber durchaus von dem guten Willen der verschiednen beteiligten Gesellschaften ab.

An dem Tage, wo die Wilkesbarre Company die dem Reading aus dieser Verbindung zufließenden Gewinne zu übertrieben fand, konnte sie mit Leichtigkeit die Annullierung dieses Kontrakts erlangen. Wenigstens gab es kein Gericht, das sie zur Erfüllung eines Kontrakts gezwungen hätte, der gesetzlich verboten ist. Denn nach dem amerikanischen Landrecht (Common Law) ist die vertragsmäßige Einschränkung der Produktion oder — um in der Sprache des Gesetzes zu reden — „die von einer Person übernommne Verpflichtung, von irgend einer Ware nicht über ein gewisses Quantum hinaus zu verkaufen," ein Vergehn gegen die Gewerbefreiheit, ein restraint of trade, und folglich können die Gerichte weder eine solche Verpflichtung anerkennen, noch eine zwischen den Kontrahenten für den Bruch des Vertrags etwa vereinbarte Geldstrafe beitreiben helfen.

Ebenso waren auch die von Mac Leod gepachteten Eisenbahnen jederzeit imstande, diesen Pachtvertrag für gesetzwidrig erklären zu lassen. Eine dieser Eisenbahngesellschaften, die New Jersey Central, griff denn auch wirklich zu diesem Mittel, um sich wieder frei zu machen. Sobald nämlich die ersten Anzeichen des Bankrotts vorlagen, dem der Reading Railroad einige Monate später wirklich erlag, ließ die New Jersey Central durch das Gericht von New-Jersey erklären, „daß ihr Kontrakt (mit der Port Reading Railroad Company) gegen eine Akte vom 2. Mai 1885 verstieße, die jeder Eisenbahngesellschaft untersagte, ihren Betrieb an andre Gesellschaften zu verpachten."

Damit war die mühsame Kombination des Mr. Mac Leod zusammengebrochen.

Um einen wirklichen Trust zu errichten, genügt es eben nicht, daß unabhängige Gesellschaften ihre Namen unter irgend einen durch keine gesetzliche oder thatsächliche Gewalt sanktionierten Kontrakt setzen: sie müssen wirklich, und nicht bloß dem Namen nach, ihre Unabhängigkeit verlieren. Wie dies geschehn kann, haben wir in der Einleitung angegeben. Eine solche straffe Organisation hat sich unter der Ägide Rockefellers der Petroleumring gegeben, aber der Reading war finanziell und ökonomisch nicht mächtig genug, sie seinen Kontrahenten aufzuzwingen.

Bei dem Verhältnis gegenseitiger Unabhängigkeit, warin die einzelnen Eisenbahngesellschaften zu einander standen, war hier nur Platz für pools, d. h. mehr oder weniger vorübergehende Verbindungen.

3. Der Zuckerring

Bei manchen Rohstoffen, z. B. beim Petroleum, beim Eisen, bei der Kohle u. a., hat die Natur selbst viel dazu beigetragen, die Gewinnung auf bestimmte Punkte zu konzentrieren. Sie hat somit der Bildung von Monopolen die Wege gebahnt durch die Seltenheit der Lagerungen. Beim Zucker dagegen hat sie das Feld der Produktion sehr weit geschaffen: es giebt zahllose Gegenden, wo Zucker erzeugt wird. Hier ist also eine erste Grundlage, die dem Zuckerring fehlt: es giebt kein natürliches Monopol, auf das er sein Dasein gründen könnte. Eisen, Petroleum, Kohlen sind Raum versperrende Güter, bei deren Preis folglich die Transportkosten eine wichtige Rolle spielen. Beim Zucker haben wir es im Gegenteil mit einer Ware zu thun, die in einem gegebnen Volumen einen hundertmal größern Wert hat als dasselbe Volumen von Kohlen, und deren Transport überdies, im Gegensatz zum Petroleum, ganz ungefährlich ist. Daraus folgt, daß beim Zucker weder die Erzeugung des Rohstoffs, d. h. seine Gewinnung aus dem Zuckerrohr oder der Runkelrübe, noch auch sein Transport der Gegenstand des Rings sein kann, sondern lediglich die Industrie der Raffinerie.

Der Pflanzer von Kuba oder Louisiana, der deutsche oder der amerikanische Rübenbauer — sie alle erzeugen den Rohstoff unter der Herrschaft des freien Wettbewerbs, aber ehe dieser Zucker in die Hände der Konsumenten kommt, muß er dem Prozeß der Raffinage unterzogen werden. Hier nun setzt der Ring ein und schiebt sich als ein notwendiges Mittelglied zwischen den Produzenten und den Konsumenten ein. Der Zuckertrust ist also nichts weiter als der Ring der Raffinerien.

Das in der Zuckerraffinerie heutzutage übliche Verfahren hat aus dieser Industrie ein sehr kompliziertes Gewerbe gemacht. Überdies ist das zur Aufstellung und Einrichtung einer solchen Fabrik erforderliche Kapital sehr bedeutend, die Raffinerien mittlerer Größe können deshalb mit den ganz großen Fabriken nicht konkurrieren. Dies ist die erste wichtige Thatsache, die für den normalen Gang dieser Industrie eine Konzentration fordert: der Zucker kann mit Nutzen nur in ganz großen Raffinerien verarbeitet werden. Es giebt deshalb notwendigerweise nur wenig derartige Etablissements, und diese sind in den Händen einiger mächtigen Gesellschaften oder Großkapitalisten. Auch haben sie durchaus das typische Gepräge der großen modernen Industrie. Der Maschinismus ist in diesen Raffinerien so weit getrieben, daß das Gros der in ihnen beschäftigten Arbeiter fast gar keiner Lehrzeit bedarf. Dadurch wird es leicht gemacht, Arbeiter für solche Betriebe zu beschaffen.

Der Zuckerring hat in Newyork einen Agenten, der eine Anzahl fremder Sprachen spricht und beauftragt ist, die einwandernden Arbeiter bei ihrer Landung anzuwerben. Diese Leute, die mit den amerikanischen Lohnsätzen noch unbekannt sind, sind froh, für einen Dollar pro Tag arbeiten zu können. Wenn sie nach einiger Zeit die Arbeit in der Raffinerie mit einer einträglichern Beschäftigung vertauschen, braucht der Agent nur die Ankunft des nächsten Passagierdampfers abzuwarten, um Ersatz für sie zu finden, denn für die Arbeit in der Raffinerie bedarf es ja keiner langen Anlernung. Die Beschaffung solcher Arbeitskräfte ist aber für den Ring um so leichter, als alle seine Fabriken — ebenso wie die der wenigen unabhängigen Raffineure — in Seehäfen liegen. Das ist wieder wichtig für die Konzentration: man kann nicht an jedem beliebigen Ort der Vereinigten Staaten

eine Raffinerie errichten. Man findet sie denn auch nur in den großen Seehäfen, wohin der Rohzucker aus allen Teilen der Welt — Amerika selbst liefert davon nur wenig — zusammenströmt.

Wie für das Petroleum und die Kohle, so besteht demnach auch für die Operation der Zuckerraffinerie nur ein eng begrenztes Gebiet. Das ist allerdings noch kein natürliches Monopol — aber die betreffende Industrie ist darum nicht weniger durch die gebieterische Notwendigkeit an einem bestimmten Platz zentralisiert. Während also der Rohzucker so ziemlich überall erzeugt werden kann, entzieht sich die Operation des Raffinierens 1. den Unternehmungen von kleinerm Umfang; 2. allen nicht an der See liegenden Ländern (wenn sie nicht selbst Rohzucker produzieren); 3. allen Hafenplätzen zweiten Ranges.

Noch etwas andres kommt hinzu, das in dieser Industrie von dem Unternehmer ein großes Kapital erfordert, nämlich der hohe Preis des Rohstoffs, verbunden mit dem geringen Grad von Umformung, den er durch die Raffinage erfährt. Jede Industrie verlangt bekanntlich immer auch zwei rein kaufmännische Operationen, nämlich den Ankauf des Rohprodukts und den Verkauf des fertigen Fabrikats. Je größer nun die industrielle Umwandlung des Rohprodukts ist, desto geringer ist (im Verhältnis zur Gesamtheit der Industrie) die Wichtigkeit dieser kaufmännischen Operationen. Je geringer dagegen die industrielle Umwandlung des Rohprodukts ist, desto wichtiger werden diese kaufmännischen Operationen.

Im vorliegenden Fall sind sie von großer Bedeutung, sodaß die Raffineure immer zugleich auch große Zuckerhändler sein müssen. Zu diesem Geschäft bedürfen sie aber — noch mehr als zu der Einrichtung und zu dem Betrieb ihrer Fabriken — sehr beträchtlicher Kapitalien. Nun ist aber der Zucker auch ein sehr geeignetes Objekt für rein kaufmännische Spekulationen, denn es handelt sich um einen Gegenstand des Massenverbrauchs. Man kann darum große Mengen auf einmal verarbeiten, da ihr Absatz immer leicht ist. Auch läßt sich der Zucker leicht aufbewahren und eignet sich deshalb zur Anlage von großen Lagern, und sein massenhafter Einkauf ist nicht (wie z. B. beim Fleisch) durch die Notwendigkeit eines baldigen Verkaufs begrenzt. Kurz — alles wirkt bei der Zuckerindustrie zur Konzentration zusammen. Kleinere Industrielle sind deshalb von ihr ausgeschlossen, oder sie müssen sich von einer der großen Gesellschaften aufsaugen lassen.

Der von den Herren Havemeyer & Elder unter dem Namen der American Sugar Refining Company gegründete Zuckerring verfügte schon im Juli 1891 über ein Gesellschaftskapital von 50 Millionen Dollars, im Jahre 1896 hatte sein Umsatzkapital die Höhe von 135 Millionen Dollars erreicht. Unter diesen Umständen ist der Zuckerring immer bereit, die guten Gelegenheiten zu benutzen, und auch imstande, seinen Rohstoff möglichst günstig einzukaufen. Dank seiner finanziellen Macht kann der Ring aber auch auf den Kurs des raffinierten Zuckers einen regulierenden Einfluß ausüben. Da er über eine große Menge dieser Ware verfügt, so sorgt er dafür, daß der Markt nicht überfüllt wird, weil das die Preise drücken könnte. Kurz — es ist dem Ring gelungen, sich zum Herrn des Zuckermarkts dadurch zu machen, daß er sich der Raffinerie des Zuckers bemächtigt hat, der dem gewöhnlichen Verbrauch unterliegt. (Die wenigen noch vorhandnen unabhängigen Raffinerien erzeugen einen extra feinen Zucker, der hauptsächlich in der Zuckerbäckerei verwandt wird.)

Hat nun allein die Macht des Großkapitals, verbunden mit finanzieller Geschicklichkeit, dieses Resultat erreicht? Nein — denn erst durch viele wissenschaftliche Fortschritte und ihre praktische Verwertung ist die Raffinerie zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gelangt, hat sie die Fabriken, die nach dem alten Verfahren weiter arbeiteten, überflügelt und so die soliden Grundlagen des Rings

gelegt. Der Zuckertrust ist folglich kein bloßer Spekulationsring, nur dazu bestimmt, eine vorübergehende Konjunktur auszunützen, sondern ein wirklicher industrieller Ring.

Aber hierin liegt noch immer nicht die Erklärung für das Vorhandensein des Trusts. Denn die Thatsache, daß eine einzige Gesellschaft für sich allein 80 Prozent des in Amerika raffinierten Zuckers liefert, wird nicht durch den Umstand erklärt, daß die Zahl der Raffinerien wegen der dazu erforderlichen kaufmännischen Geschicklichkeit und gewaltigen Mittel notwendig sehr beschränkt sein muß. Es muß vielmehr bei der Bildung des Zuckerrings noch ein andrer Umstand mitgewirkt haben, der uns bisher entgangen ist. Der Zuckertrust bildete sich zum erstenmal im August 1887, wie man behauptet infolge der großen Krise von 1885/86. Damals gab es in der That eine Zeit der Depression, während deren die Überproduktion einen starken Rückgang der Preise und dadurch den Ruin vieler Raffineure herbeiführte. Denen, die die Krise überstanden hatten, lag natürlich der Gedanke nahe, ihrer Wiederkehr dadurch vorzubeugen, daß sie sich über eine Einschränkung der Produktion verständigten. Aber ein solcher Versuch kann doch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen den gewünschten Erfolg haben, eine Erhöhung des Preises herbeizuführen.

Es ist eben doch kein kleines Unternehmen, auf einem bestimmten Markt das Angebot einer Ware einzuschränken, wenn diese Ware in einer großen Anzahl von Ländern erzeugt werden kann, und wenn sie sich überdies durch das Verhältnis ihres Gewichts zu ihrem Wert zur Versendung auch auf weite Entfernungen eignet. Jeder Versuch, diese Ware selten zu machen, um ihren Preis zu steigern, zieht sofort eine Menge ausländischer Konkurrenten herbei und droht, die Gefahr der Überfüllung des Marktes, die die einheimischen Produzenten eben beseitigen wollten, noch zu vergrößern. Das wäre auch dem Zuckerring passiert, wenn der amerikanische Markt nicht vorher durch die hohen Schranken eines übertriebnen Zollschutzes geschlossen worden wäre. Durch diese chinesische Mauer geschützt waren die großen Raffineure imstande, sich den einheimischen Markt zu unterwerfen und auf ihm ein Monopol zu begründen. Die Grundlage dieses Monopols ist — ähnlich wie beim Petroleum — eine falsche Auffassung der Staatsgewalt über die ihr zustehenden Befugnisse. Bei dem Petroleum war ein Versehen begangen worden, als man die Eisenbahnen baute: vollständige Überlassung eines öffentlichen Dienstes an private Gesellschaften und infolge dessen Mißbrauch durch diese Gesellschaften. Beim Zucker ist es im Gegenteil die Staatsgewalt selbst, die durch ihre gesetzgeberischen Maßregeln das Werkzeug lieferte, womit der Ring sein Monopol errichten konnte.

Und die Folgen dieser Sachlage sind nichts weniger als erfreulich. Da der hohe Schutzzoll für die Existenz des Rings notwendig ist, so scheuen seine Leiter nicht einmal vor dem Mittel der Bestechung zurück, um die Zollgesetzgebung im Interesse des Rings zu beeinflussen. Dazu kommt noch, daß jede Änderung der Zollgesetzgebung den Fortbestand des Rings in Frage stellen muß, wodurch gerade dieser Trust den Charakter einer gewagten Spekulation erhält. Dies tritt schon in der von ihm gewählten äußern Form hervor, durch die er sich vom Petroleumring ganz wesentlich unterscheidet.

Die Gründer der Standard Oil Company — von der Solidität ihrer Spekulation überzeugt — verbanden sozusagen ihr persönliches Geschick mit dem ihres Trusts und sicherten sich ihre Herrschaft über ihn durch die gewaltigen Kapitalien, mit denen sie sich in jede der zum Ring gehörenden Gesellschaften einkauften. Ganz anders verfuhren die Leiter der American Sugar Refining Company. In der Voraussetzung, daß eine freihändlerische „Reaktion" immerhin im Bereich der Möglichkeit lag, hatten sie ihrem Trust von vornherein die Form einer großen Aktien-

gesellschaft gegeben. So konnten sie sich, wenn es nötig war, schnell und ohne eine Panik herbeizuführen aus dem Geschäft zurückziehn. Der Zuckertrust ist im Jahre 1887 errichtet worden. Seitdem wurde das amerikanische Zollsystem schon dreimal geändert, und jedesmal hat der Trust bei den Mitgliedern des Kongresses alle Minen springen lassen müssen, um die gewünschten Zolltarifsätze durchzudrücken. Der Tarif Mac Kinley (1890) belegte jeden Zucker, der in der Farbe über Nr. 16 des holländischen Normalmusters hinausging, mit einem Eingangszoll von $^{5}/_{10}$ Cents pro Pfund. Von allem derartigen Zucker, der aus einem Prämienland (Deutschland, Frankreich oder Österreich-Ungarn) kam, wurde überdies ein Zuschlag von $^{1}/_{10}$ Cent pro Pfund erhoben. Daneben wurde der amerikanische Markt noch auf eine andre Weise isoliert: jeder amerikanische Produzent von Rohzucker konnte sich, je nach der Reinheit seines Produkts, vom Staatsschatz eine Prämie bezahlen lassen, nämlich 2 Cents pro Pfund, wenn der Zucker im Polariskop 90 Grad, aber $1^{3}/_{4}$ Cents, wenn er nur 80 bis 90 Grad erreichte.

Dafür war aber der Zucker unter und bis zu Nr. 16 des holländischen Standard, desgleichen Melasse und Sirup von jedem Eingangszoll befreit.

Dies war immerhin nicht geradezu ein Prohibitivzoll. An einen solchen konnte ja auch beim Zucker nicht gedacht werden. Die Amerikaner verbrauchen jährlich 1500000 Tonnen Zucker und erzeugen selbst nicht den fünften Teil davon. Eine vernünftige Schutzzollpolitik müßte darum die Gesetzgeber veranlassen, den fremden Zucker mit einem mäßigen Eingangszoll zu belegen und die einheimischen Erzeuger von Rohzucker durch eine hohe Prämie zu begünstigen. Jedenfalls tritt in diesen Bestimmungen der verderbliche Einfluß des Zuckerrings noch nicht zu Tage. Um so mehr war dies aber bei dem Zollgesetz von 1894 (Wilson-Tarif) der Fall. Damals wurde die Losung des „freien Frühstückstischs" ausgegeben, d. h. die Befreiung des Konsumenten von dem seinen Morgentrunk verteuernden Zuckerzoll. Unter dem Eindruck der Furcht vor dieser freihändlerischen Strömung beeilten sich die Hauptaktionäre der American Sugar Refining Company, unter der Hand einen großen Teil ihrer Aktien zu verkaufen, da sie wohl wußten, daß von dem Tage an, wo etwa der amerikanische Markt für den fremden Zucker geöffnet würde, die Herrschaft des Trusts ernstlich gefährdet war. Schließlich gelang es ihnen jedoch, nicht nur die Gefahr einer Zollermäßigung zu beschwören, sondern sogar eine große Zollerhöhung durchzusetzen. Die Zahlung von Prämien an die amerikanischen Rohzuckerproduzenten hörte auf. Von jedem Zucker (auch von dem unter Nr. 16 des holländischen Standards), von Melasse und Sirup wurden 40 Prozent ad valorem erhoben. Dazu kam a) ein Zuschlag von $^{1}/_{8}$ Cent für das Pfund für höhere Nummern als 16, und b) der Differentialzuschlag für Zucker aus Prämienländern. Der Skandal dieser Zollerhöhung war um so größer, als gerade dieser Wilson-Tarif für die meisten andern Produkte eine Herabsetzung des Eingangszolls gebracht hatte.

Das Jahr 1897 führte eine neue Erörterung des Zolltarifs herbei. Mit Mac Kinley waren die extrem schutzzöllnerischen Republikaner zur Herrschaft gelangt. Dadurch wurden die protektionistischen Bestrebungen nicht wenig ermutigt. Außerdem war die Regierung gezwungen worden, auf neue Einnahmequellen Bedacht zu nehmen, denn der Staatsschatz war leer, hauptsächlich durch die unsinnige Verschwendung, die man mit der Verleihung von Pensionen an die ehemaligen Kämpfer der nordstaatlichen Heere getrieben hatte. Unter solchen Umständen wurde der Dingley-Tarif vorbereitet. Das ursprüngliche Programm lautete: Keine Prohibitivzölle, sondern nur Schutzzölle, die immerhin noch die Einfuhr fremder Waren erlauben und so für den Staatsschatz Erträge liefern würden. Aber bei der Diskussion des Dingley-Tarifs zeigte es sich, daß die republikanische Partei nicht die nötige Unabhängigkeit hatte, ihn durchzusetzen. Die Fabrikantenkreise hatten zum

Sieg der Republikaner viel beigetragen, die großen Trusts hatten sie ganz besonders unterstützt bei ihrem Kampf um die Aufrechterhaltung der Goldwährung. Für diese Dienste verlangten sie natürlich belohnt zu werden, und dazu bot die Beratung des Tarifs die günstige Gelegenheit. Da blieb denn von dem ursprünglichen Entwurf des Dingley-Tarifs nicht viel übrig. Die Artikel, die nur dem Staatsschatz hatten Erträge liefern sollen, wurden ausgemerzt, die dagegen, deren direkter Zweck es war, eine mächtige Industrie zu schützen, einen Ring zu begünstigen, wurden allein beibehalten, ja noch übertrieben. Insbesondre wurde der Verzollungsmodus des Zuckers völlig geändert: Rohzucker über Nr. 16 holländischen Standards und ebenso Raffinade zahlt seitdem 1,95 Cents für das Pfund. Rohzucker unter und bis Nr. 16 und Melasse bis 75 Grad Polarisation zahlen einen Grundzoll von 0,95 Cent und 0,035 Cent Zuschlag für jeden höhern Polarisationsgrad.

Aber sogar dieser modifizierte Dingley-Tarif, wie ihn das Repräsentantenhaus angenommen hatte, genügte dem Zuckerring noch nicht. Der Senat mußte dem deutschen und dem österreichischen Zucker den Markt verschließen, indem er entschied, daß alle ausländischen Waren, die Exportprämien genießen, von Zuschlagszöllen in gleicher Höhe wie diese Prämien getroffen werden sollten. Dieser Artikel wurde im Senat nur mit vierzehn Stimmen Majorität angenommen — ein Beweis, wie wenig er sachlich gerechtfertigt war. Man behauptete denn auch, seine Annahme sei nur den Bemühungen gewisser Finanzgrößen des Trusts zu verdanken gewesen, die sich — als Besitzer von Zuckerplantagen auf den hawaiischen Inseln — die Konkurrenz des europäischen Rohzuckers vom Leibe halten wollten. (Der Rohzucker von Hawai geht schon seit 1875, und natürlich erst recht seit der Annexion dieser Inseln, in Amerika zollfrei ein.) Wie das auch sei — der Kurszettel hat damals den Einfluß des Zolltarifs auf die Lage des Zuckertrusts außer allen Zweifel gestellt. Als der Kongreß den Tarif zu erörtern begann, standen die gewöhnlichen Aktien auf 110. Als die Verhandlung beendet war, waren sie auf 140 gestiegen. Auf die Gesamtheit der Aktien ergiebt das eine Wertsteigerung von 13 Millionen Dollars! „Diese Prämie — meint unser Gewährsmann — war wohl einige kleine Opfer wert, um das Votum der Senatoren aufzuklären."

Trotz dieser Thatsachen — so schließt de Rousiers seine interessante Schilderung — darf man nicht vergessen, daß der Zuckertrust nicht bloß ein Spekulationsring ist, sondern daß er eine tiefere Ursache hat in den normalen ökonomischen Verhältnissen der amerikanischen Raffinerie. Aber diese Verhältnisse haben für sich allein den Trust nicht hervorgerufen, sie haben ihn nur sehr begünstigt. Indem der Tarif den amerikanischen Markt verschließt und isoliert, erlaubt er dem Ring, sich diese Verhältnisse zu nutze zu machen. Der Trust hat somit einen doppelten Charakter, je nachdem man ihn betrachtet. Bald ist es ein industrieller Ring, der sein Monopol auf die Entwicklung der großen Raffinerien gründet, bald ist es ein Spekulationsring, der Senatorenstimmen kauft, um den Kurs seiner Aktien in die Höhe zu treiben.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Soziologische und sozialpolitische Schriften. Dr. Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern, hat 1897 ein größeres Werk unter dem Titel: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ herausgegeben. Als Ergänzung schickt er ihm jetzt ein kleineres Buch nach, eine Sammlung von Zeitschriftaufsätzen, die „Ansätze zu einer Philosophie des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems enthalten,“ unter dem Titel: An der Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie (Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1899). Die Aufsätze behandeln sehr verschiedne Gegenstände, z. B. die griechische Philosophie bei den Arabern, Nietzsche als philosophischen Klassiker (weder Philosoph noch Klassiker, lautet das Urteil), darwinistische und sozialistische Ethik, aber da sie alle auf Förderung des sozialen Fortschritts als des nächsten Ziels der heutigen Menschheit berechnet sind, durften wir das Buch in unsre Rubrik einreihen. Genauer bestimmt der Verfasser dieses Ziel als die Schaffung einer Aristokratie der Arbeit, die alle frühern Aristokratien verdrängen soll. Als Mittel zu ihrer Schaffung sei die Sozialdemokratie nötig; nur so fortgeschrittne Staatswesen wie die Schweiz könnten sie entbehren. Umdenken habe uns das neunzehnte Jahrhundert gelehrt, das beginnende müsse uns umfühlen lernen: die neu zu schaffenden Institutionen sollen uns das neue Fühlen beibringen. Der Fortschritt der Erkenntnis in den letzten Jahren bestehe vorzugsweise darin, daß die beiden in Marx und Nietzsche verkörperten Extreme des krassen Sozialismus und des ebenso krassen Individualismus wissenschaftlich überwunden seien. Zu überwinden bleibe noch die krankhafte Vorherrschaft des Gefühls, das Dekadententum. „Der soziale Optimismus, den wir vertreten, bekämpft grundsätzlich alles, was uns dem Leben abwendig machen könnte, was unsre Unternehmungslust unterbinden, was Vertrauen und Zuversicht in die unüberwindliche Energie unsers Kultursystems lähmen könnte. Deshalb fort mit allem Mystizismus, mit aller Dekadenz und Romantik, fort mit allen muckerischen, asketisch gerichteten Sekten, fort mit allen Nörglern und Krittlern, die durch mattherzige, weichknochige Skepsis oder gar vergiftenden Pessimismus uns und unsre Nachkommen um die Zukunft betrügen möchten! ... Wie nach Spinoza ein Affekt immer wieder nur durch einen andern gleichwertigen paralysiert werden kann, so läßt sich der Buddhismus als die Weltanschauung der Unfrische, der degenerierten Instinkte nur durch das hellenisch-jüdisch-christliche Kultursystem heilen, als die Weltanschauung jugendkräftiger Lebensbejahung.“

Unter der Überschrift: „Ein typisches Beispiel von logischer Kontinuität in der Geistesgeschichte“ zeigt Stein, wie verschiedne, einander ganz unähnliche Gestalten die große Frage der Freiheit und Notwendigkeit in verschiednen Zeiten angenommen hat: „Theodicee, Fatum, Erbsünde, Gnadenwahl, Vorsehung, Allwissenheit, Prädestination, siderische Konstellation, Kismet, Milieu und viele andre sind nur mehr oder weniger unbeholfne, stammelnde Laute für einen und denselben Begriff des Determinismus.“ Diesen Faden spinnt eine seiner Schülerinnen weiter: Eugénie Dutoit in ihrer Inauguraldissertation: Die Theorie des Milieu (Bern, Sturzenbegger, 1899). Sie zeigt, wie Taine seine Theorie, wonach die Weltgeschichte ein Rechenexempel und Laster wie Tugend ein chemisches Produkt gleich dem Zucker oder Vitriol sein soll, durch seine eignen Werke widerlegt, und wie die Lehre vom Milieu, natürlich ohne so zu heißen, bei alten und neuen Philosophen, besonders bei Hippokrates, Aristoteles, Bodin und Montesquieu aussieht. Für die Menschenwelt müsse der Begriff der Kausalität durch den der

Wechselwirkung ersetzt werden, da sich die Seele nicht rein passiv verhalte. Freilich wird jeder durch Motive bestimmt, aber er kann durch Erweiterung seines Gesichtskreises die Zahl der Motive vermehren, durch vernünftige Überlegung den höhern Motiven zum Siege über die niedern verhelfen und sich durch die Gewohnheit solcher Entscheidungen Gehirnbahnen schaffen, die das Gute bei ihm zu einer Wirkung der Naturkausalität machen. Für die Mehrzahl freilich, meint die Verfasserin, bleibe das Milieu Fatum.

Ein höchst interessantes Milieu war das der Reformationszeit in Deutschland. Unzufriedenheit mit der Kirche war ein Grundbestandteil der allgemeinen Stimmung, und diese Unzufriedenheit war vor allem sozialer Natur. Eine Hauptursache sozialer Unzufriedenheit ist in allen Zeiten, daß Unproduktive oder wenig Produzierende den Rahm der Milch abschöpfen, die die Arbeitenden liefern. In dieser Zeit aber waren das die Geistlichen und Klosterleute, und damit ist die Stimmung zur Genüge erklärt. Insofern fällt die Reformation unter die Naturkausalität. Das will nun freilich Josef Gény in seinem Buche: Die Reichstadt Schlettstadt und ihr Anteil an den sozialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490 bis 1536 (Freiburg i. B., Herder, 1900) nicht zeigen, denn es ist ein Band der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen=Pastors Geschichte des deutschen Volks," aber er zeigt es wider Willen. Er muß berichten, daß das zwar durch Gelehrte wie Beatus Rhenanus bedeutende aber nur 4000 bis 5000 Einwohner zählende Städtchen sechs Klöster und zwölf Kapläne zu ernähren hatte und noch von einigen auswärtigen Stiften gezinst wurde, und wie böses Blut das machte. Daß der kluge und konservative Rat die Bürgerschaft trotzdem beim alten Glauben festgehalten hat, war unter diesen Umständen eine Leistung, die freilich von katholischen Historikern hoch gepriesen zu werden verdient.

Daß ein Mann, der genug Brot zum Sattessen hat, wenn es seine Mittel erlauben, lieber Braten und Gemüse kauft als noch ein Brot, vermag man wohl auch ohne die Hilfe der höhern Mathematik zu begreifen. Aber wenn man sich tiefer in die Sache einläßt, gerät man allerdings in ein solches Wirrsal von Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Produktion, Bedürfnis, Nachfrage, Konsumgewohnheiten, daß man es den Gelehrten nicht verargen darf, wenn sie, um sich zurechtzufinden, die Differentialrechnung zu Hilfe nehmen. Diesen etwas abstrakten Weg hat diesmal Gustav F. Steffen beschritten, den wir im 49. Heft des Jahrgangs 1896 als geistreichen, liebenswürdigen und sehr konkreten Schilderer englischer Zustände kennen gelernt haben. Er veröffentlicht jetzt Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der Veränderungen ihrer Lebenshaltung. (Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1900.) In dem uns vorliegenden Bruchstück des ersten Bandes finden wir unter andern interessanten Erörterungen eine, deren Ergebnis ebenfalls auch dem Nichtmathematiker einleuchtet, daß es nämlich nicht bloß für die untern Klassen, sondern für das ganze Land, sein Gewerbe, seinen Wohlstand, seine Kultur einen gewaltigen Unterschied ausmacht, ob die Masse nach irischem Muster nur Kartoffeln, Branntwein und Lumpen oder nach englischem Weizenbrot, Fleisch, Bier und gute Kleider verbraucht, und daß ein in tiefster Armut zufriednes Volk den toten Punkt niemals überwindet, über den man hinweg muß, wenn man aus der einen Verbrauchsweise in die andre hineingelangen will. Was Steffens bei der Untersuchung der mittelalterlichen Zustände herausbringen wird, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Er stützt sich vorzugsweise auf Rogers, an dem er jedoch Kritik üben will.

Christliche Gewerkvereine, ihre Aufgabe und Thätigkeit (15. bis 25. Tausend. M.=Gladbach, Verlag der Westdeutschen Arbeiter=Zeitung, 1900) ist ein geschickt abgefaßtes Handbüchlein, das über die Natur des freien Arbeitsvertrags, über das

Recht der Arbeiter, am wirtschaftlichen Aufschwung teilzunehmen, und über die Aufgaben der christlichen Gewerkvereine belehrt, deren Notwendigkeit gegenüber den sozialdemokratischen beweist, aber als Ziel der Gewerkschaftsbewegung die Zusammenfassung aller Arbeiter in paritätischen Gewerkschaften hinstellt, d. h. in solchen Gewerkschaften, „die sämtliche Arbeiter je eines Industriezweigs, einerlei welcher Partei oder welchem Bekenntnisse sie angehören, umfassen, und zwar umfassen auf dem neutralen Boden des Aus-dem-Spielelassens aller religiösen und politischen Anschauungen, selbstverständlich auf dem gegenwärtigen Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung." Wenn es nur nicht gerade die Interessen der Berufsstände wären, die die Anschauungen der politischen Parteien bestimmen! Haben die Staatsanwälte und Polizeibeamten Unrecht, wenn sie jede Versammlung, in der Lohnfragen erörtert werden, für eine politische erklären? Schwerlich. Ob es recht sei, solche Versammlungen zu verhindern, aufzulösen, ihnen die Freiheit der Diskussion zu schmälern, das ist wieder eine andre Frage. Von Klassenkampf wollen die christlichen Arbeiter nichts wissen, sie hassen die Unternehmer nicht, sondern lieben sie und fühlen sich mit ihnen solidarisch verbunden, aber ihre Rechte wollen sie den Unternehmern gegenüber wahrnehmen, „maßvoll" freilich, aber auch „fest." Warten wir ab, wie sich die Unternehmerschaft zu diesen christlichen, königstreuen und nicht revolutionären Vereinen stellen wird, wenn sie stark genug sein werden, ihre Forderungen mit der verheißenen Festigkeit geltend zu machen.

Einige Wohnungsreformer haben den weiträumigen Städtebau empfohlen, nicht bloß aus Gesundheitsrücksichten, sondern als ein Mittel, die Wohnungen wohlfeil zu machen; sie meinen nämlich, wenn eine strenge Baupolizei die heutige Ausnützung der Bauplätze unmöglich mache, werde kein Bauspekulant mehr den Bauern der benachbarten Dörfer Millionen für ihren Kartoffelacker zahlen. Gegen diese von vornherein nicht sehr wahrscheinliche Ansicht wendet sich Amtmann Dr. Abele, Sekretär des Stadtschultheißenamts Stuttgart, in der Broschüre: Weiträumiger Städtebau und Wohnungsfrage. Er berichtet über die frühern Zustände und die ältern Reformbestrebungen, über die Verhandlungen des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, über die dem Gegenstande gewidmete Litteratur, über die Anregung von Gesetzen und kommt mit seiner Kritik zu dem Ergebnis, daß erzwungne Weiträumigkeit das Übel nur ärger mache. Er verweist unter anderm auf Stuttgart, wo „je zwanzig bis dreißig Arbeiter in wenigen Dachstuben zusammengekeilt liegen müssen. Was nützen diesen Arbeitern und den kleinen Leuten, die, um den Hauszins zu erschwingen, Schlafburschen einnehmen müssen, die breiten Straßen und die Villen auf den Bergabhängen?" Nicht das hohe und große Haus, die Mietkaserne, sei gesundheitsschädlich, sondern die überfüllte Stube. Auch von dem Reichswohnungsgesetz, das Schäffle und Lechler vorschlagen, mag Abele nichts wissen, weil die Verhältnisse in den verschiednen deutschen Staaten und Landschaften zu verschieden seien. Seine Kritik der bisherigen Reformbestrebungen verdient ohne Zweifel Beachtung, aber was er selbst auf den letzten zwei Seiten vorschlägt, das scheinen uns teils gar zu kleine, teils unanwendbare Mittel zu sein: Staat und Gemeinde sollen den Bau kleiner Wohnungen wieder rentabel machen durch Vorschüsse an Bauunternehmer, Zinsgarantien, Übernahme der Straßen- und Kanalisationsanlagekosten, und man soll die Unannehmlichkeiten, die mit dem Vermieten kleiner Wohnungen verbunden sind, beseitigen durch eine Reform des Mietrechts, oder den Besitzer dadurch davon befreien, daß gemeinnützige Vereine die Verwaltung solcher Häuser übernehmen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



„Beschwichtigungsversuche"

Unser Artikel „Wozu der Lärm?" ist nicht totgeschwiegen, sondern vielfach abgedruckt worden, von vielen Zeitungen verschiedner Richtungen zu unsrer Genugthuung beifällig, von andern mit kritischen oder ganz ablehnenden Bemerkungen; nur die Alldeutschen haben ihn gänzlich ignoriert. Die Kreuzzeitung, die ihm im übrigen zustimmt, nimmt doch an unsrer Bemerkung, daß nirgends giftiger räsonniert werde als in Berlin, Anstoß und verweist uns auf Leipziger und Dresdner Blätter, die dasselbe besorgten. Das ist uns leider nicht unbekannt, und wir hätten jeden Tag Gelegenheit, uns über die Dummheiten und Taktlosigkeiten zu ärgern, die in diesen Organen der öffentlichen Meinung fast in jeder Nummer breitspurig und anspruchsvoll ausgekramt werden, unermüdlich immer dieselben, hundertmal gesagten Dinge, von den „Nebengeräuschen" bei der „Chinaexpedition" an bis zu dem unglücklichen Schwarzen Adler für Lord Roberts. Aber wenn die Kreuzzeitung etwa meinen sollte, wir hätten das aus Lokalpatriotismus verschwiegen, so würde sie irren; diese Blätter sind uns nur nicht wichtig genug, weil ihre Bedeutung nicht über eine ganz lokale oder landschaftliche hinausgeht. Die Hamburger Nachrichten bekämpfen unsern Artikel ausführlich, weil sie darin einen „offiziösen Beschwichtigungsversuch" zu erkennen glauben. Er ist weder das eine noch das andre, sondern eine ruhige Entwicklung klarer Gründe, und wir finden es kläglich, wenn man ein Blatt, das aus ehrlicher Überzeugung und gelegentlich auch aus ebenso ehrlicher Entrüstung für die maßlos verlästerte auswärtige Politik des Kaisers und des Kanzlers eintritt, nur deshalb für offiziös, d. h. für abhängig erklärt, also dermaßen verrannt ist, daß man einen andern, abweichenden Standpunkt gar nicht mehr für möglich hält. Aber das nebenbei. Wir haben gar nicht gesagt, daß uns der Dreibund vor einer europäischen Koalition beschütze, sondern nur, daß er zwar für Europa, also für einen europäischen Krieg genügen möge, aber nicht für die großen Weltverhältnisse, die natürlich unsre Reibungsfläche mit fremden Staaten vermehrt haben, so gut wie die Ver-

wandlung des ohnmächtigen Deutschen Bundes in das starke Deutsche Reich sie vermehrt hat, und wir wissen so gut wie die Hamburger Nachrichten, daß wir uns vor allem auf unsre eigne Stärke verlassen müssen; aber wozu das besonders erwähnen, da dafür ohnehin alles Nötige geschieht? Jedenfalls finden wir es mehr als undiplomatisch, wenn die Hamburger Nachrichten behaupten, der Dreibund bestünde nur auf dem Papier fort; das heißt doch geradezu unsern Feinden Mut machen und unsre Bundesgenossen beleidigen. Und gesetzt, es wäre kein Verlaß auf ihn, dann wäre ein deutsch-englisches Einvernehmen doch wohl erst recht wertvoll. Aber von einem solchen wollen die Hamburger Nachrichten natürlich nichts wissen. Vielleicht erkundigen sie sich einmal in ihrer Nähe, ob die Hamburger Reeder und Kaufherren, die doch etwas von der Welt verstehn, auch so denken wie sie. Jedenfalls bekämpfen sie eine Annäherung an England aus zwei Gründen, einmal weil England unser schärfster wirtschaftlicher Konkurrent sei, also uns gar nicht fördern könne, ohne sich selbst zu schädigen, und dann, weil ein solches Einvernehmen unser Verhältnis zu Rußland stören müsse. Haben denn die Hamburger Nachrichten ganz vergessen, daß Fürst Bismarck politische Freundschaft mit einem wirtschaftlichen Gegensatze, ja mit direkt feindlichen wirtschaftspolitischen Maßregeln gerade gegenüber Rußland für vollkommen vereinbar erklärt hat, und daß er in seiner ganzen afrikanischen Politik immer voll Rücksicht auf England gewesen ist, daß er Lüderitzland erst dann unter den Schutz des Reiches stellte, als England keinen Anspruch geltend machte, daß er die Santa Luciabai, die für die Zukunft der Burenstaaten die größte Bedeutung gehabt hätte, aufgab, weil England sie uns nicht lassen wollte, daß er die Anregung, diese Republiken unter deutsches Protektorat zu nehmen, natürlich aus Rücksicht auf England, ablehnte? Das Verhältnis zu Rußland nicht zu gefährden ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben unsrer Politik; aber man soll doch nicht vergessen, daß ein eigentliches Bündnis mit Rußland unmöglich ist, solange der russisch-französische Zweibund besteht, und die Franzosen nicht rückhaltlos den Frankfurter Frieden angenommen haben. Und welche Macht uns im Falle eines europäischen Kriegs mehr nützen oder, was ziemlich dasselbe ist, mehr schaden könnte, ob Rußland oder England, das ist noch die Frage. Rußland könnte uns nur zu Lande ernsthaft bedrohen, und da wären wir stark genug; England könnte unsre Seeverbindungen offen halten oder, solange wir zur See nicht sehr viel stärker sind als heute, im andern Falle sperren, und in diesem zweiten Falle würde eine furchtbare wirtschaftliche Krisis über Deutschland hereinbrechen. Wir wissen nicht, was schlimmer wäre, wir wissen nur, daß unsre ganze Flottenpolitik darauf ausgeht und ausgehn muß, uns die Seewege freizuhalten. Eine Erschütterung unsrer Beziehungen zu Rußland fürchten die Hamburger Nachrichten vor allem von unsrer „Chinapolitik.“ Dort, sagen sie, unterstützen wir lediglich die Sache Englands gegen Rußland, „ohne durch unsre Interessen dazu genötigt zu sein, ja ohne den geringsten Vorteil davon zu haben“; wir werden uns schließlich darüber mit Rußland

überwerfen und England von dem russischen Drucke befreien. Diese Argumentation galt vielleicht vor zehn oder zwanzig Jahren noch, heute ist sie veraltet. Rußland ganz freie Hand im Osten zu lassen, ruhig zuzusehen, wie es China in seinen Vasallenstaat verwandelt und damit Herr von ganz Asien wird, das ist uns heute ganz unmöglich; wer das nicht einsieht, mit dem ist über diese Dinge nicht zu reden. Wir müssen hier uns alle Thüren offenhalten, und Rußland würde sie uns alle vor der Nase zuschlagen. Und wir möchten doch wissen, welche Rücksichten diese rücksichtslose, ja wenn man will treulose russische Politik von uns verdiente, die ihre Truppen kaltblütig aus Petschili herauszieht, ehe irgend etwas entschieden ist, den Beschützer dieser hinterhaltigen, treulosen Chinesen spielt, wo sie kann, Sonderverträge mit ihnen schließt, wo sie kann, kurz uns, die wir, weil wir uns die Genugthuung zu holen haben für die Ermordung unsers Gesandten, dort in vorderster Reihe stehn müssen, nicht nur nicht in dieser selbstverständlichen Pflicht unterstützt, sondern uns überall Knüppel vor die Füße wirft? Sind das Zeichen von Freundschaft oder auch nur von gutem Willen? „Wir laufen niemand nach," hat Fürst Bismarck von unserm Verhältnis zu Rußland gesagt, und wir haben unter seiner Amtsführung trotz aller Rücksichten, die vielen zu weit gingen — man denke an die Battenbergische Sache —, zweimal dicht vor dem Kriege mit Rußland gestanden. Gott verhüte, daß es noch einmal so weit kommt, aber nur festes, mannhaftes Auftreten wird das verhindern, nicht schwächliche Nachgiebigkeit, die die Russen nur in dem Glauben bestärken würde, sie dürften sich alles gegen uns erlauben. Jedenfalls haben wir keinen Grund, Rußland von dem englischen Gegendrucke zu befreien. Darum ist es nun geradezu lächerlich zu sehen, wie unsre Liberalen, die einst Rußland als Hort des Absolutismus tödlich haßten, jetzt salbungsvoll für das engste Einvernehmen mit ihm eintreten, weil sie meinen, damit in Fürst Bismarcks Sinne zu handeln, wie sie andrerseits gegen England toben, das ihnen einst als politisches Musterland galt, nur weil sie wieder glauben, das sei gut Bismarckische Politik, und wie sie durch beides eine unabhängige Haltung der Reichspolitik nach Kräften erschweren.

Wir hatten gelegentlich gesagt, auch Bismarck würde unter den heutigen Umständen in China kaum anders gehandelt haben als jetzt geschieht. Die Hamburger Nachrichten entrüsten sich darüber sehr und versichern, er würde die ganze „Chinapolitik" nicht gemacht haben. Wir wissen nicht, woher sie das wissen wollen, und möchten nur fragen, was denn wohl andres hätte geschehn können, als jetzt geschehn ist; im übrigen ist die Frage von untergeordneter Bedeutung. Fürst Bismarck hat die Politik seiner Zeit gemacht, Kaiser Wilhelm II. und Graf Bülow machen die Politik unsrer Zeit. Wir stellen darum die jetzige Chinapolitik durchaus nicht „unter den Schutz des verewigten Fürsten Bismarck," sie bedarf dessen auch gar nicht, und wenn die Hamburger Nachrichten in unsrer beiläufigen Bemerkung „die ganze gedankenlose Dreistigkeit, die für unsre Offiziösen charakteristisch ist," erkennen wollen,

so bemerken wir auf diese Grobheit ruhig und kühl, daß wir uns schmeicheln, weder gedankenlos, noch dreist, noch offiziös zu sein, und wir wundern uns nur, wie ein Blatt, das offiziös für das heutige Friedrichsruh ist, den Grenzboten einen Vorwurf daraus machen kann, daß sie offiziös für die Regierung wären. Jedenfalls würden diese, wenn sie die Wahl zwischen beiden hätten, das Auswärtige Amt vorziehn.

Zuletzt noch ein Wort für unsre guten Freunde, die „Alldeutschen." Sie sind das nämlich wirklich, denn wir ziehn mit ihnen an demselben Strange, wir wollen beide die Weltstellung Deutschlands, aber so, wie sie das jetzt zuweilen thun, geht es wirklich nicht. Sie haben am 5. März im Reichstage wieder die alten Sachen vorgebracht und sich mit dem Bewußtsein niedergesetzt, daß sie Sieger geblieben seien, denn Graf Bülow hat nicht mehr geantwortet, und qui tacet consentit. Aber das alte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstande" wird in seiner echten Form („beschränkte Einsicht") für die auswärtige Politik immer seine Berechtigung haben, schon weil man über laufende Geschäfte vernünftigerweise nicht öffentlich reden kann, und für eine Reihe sehr wichtiger Dinge werden wir in der That auf eine spätere Öffnung der Geheimarchive warten müssen, daran ändert unsre so sehr gewachsene politische Reife gar nichts. Oder hat etwa Fürst Bismarck seiner Zeit die Gegenminen aufgedeckt, die er zwischen 1867 und 1870 gegen die französisch-österreichisch-italienischen Machenschaften legte? Hier entscheidet weder die Befriedigung der öffentlichen Neugier noch das Bedürfnis des Historikers, sondern lediglich das Staatsinteresse. Und an so selbstverständliche Dinge muß man erst erinnern! Was von der „Verbitterung und Erbitterung" weiter Volkskreise über gewisse, entsetzlich breitgetretne Vorgänge in England und dergl. gesagt worden ist, das klingt ja sehr graulich; aber hochkomisch wirkt es, wenn dem Grafen Bülow vorgehalten wird, daß Berliner illustrierte Blätter Bilder von der Bekleidung des deutschen Kronprinzen mit dem Hosenbandorden und der Ernennung des deutschen Kaisers zum englischen Feldmarschall gebracht haben. Ja gegen das Sensationsbedürfnis unsers lieben Publikums ist kein Kraut gewachsen, und wir haben doch Preßfreiheit! Schließlich wünschen auch wir, daß „die Empfindungen des kleinen Mannes, der trotz solcher Dinge monarchisch denkt, nicht ohne Not verletzt" werden, denn auch wir legen Wert auf ein Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und Volk, namentlich in der schwierigen Lage, in der wir sind, aber wir meinen gerade von diesem Standpunkt aus, es wäre auch recht sehr am Platze, dafür zu sorgen, daß die Empfindungen unsers Kaisers geschont würden, und doch werden ihm tagtäglich Dinge gesagt und immer wieder gesagt, die ihn aufs tiefste verletzen müßten, wenn er nicht zu vornehm dächte. Zu diesen Dingen gehört auch der Satz: „Noch ist es Zeit zur Umkehr, aber es ist die allerhöchste Zeit." Worin soll diese „Umkehr" bestehn? In einer Änderung unsrer Politik? Die hat ihre guten Gründe. In der Unterlassung von höfischen Aufmerksamkeiten? Sie sind entweder bedeutungslos oder von politischen Rücksichten geboten. Und wenn

die „Umkehr“ nun ausbleibt? Soll dann die Erschütterung der monarchischen Gesinnung weiter gehn? Nun, eine „monarchische Gesinnung,“ die durch solche Dinge erschüttert würde, wäre verwünscht wenig wert. Revolution aber wollen die Alldeutschen doch nicht machen. Umkehr ist allerdings not, dringend not, nämlich in der Haltung unsrer Presse. Wir machen für das traurige Vorkommnis in Bremen, das so leicht viel schlimmer hätte ablaufen können, als es Gott sei Dank abgelaufen ist, natürlich keine Partei und keine Zeitung verantwortlich; aber wenn ein epileptischer Arbeiter auf den ruchlosen Einfall kommt, ein scharfkantiges Eisenstück gegen den Kaiser zu schleudern, der ahnungslos und ohne jede Bedeckung vorbeifährt, und zwar so sicher zu schleudern, daß von einer geistigen Störung in diesem Augenblicke kaum die Rede sein kann, so kann die jahrelang fortgesetzte, meist gegen den Kaiser ganz persönlich gerichtete Aufregung und Verhetzung der öffentlichen Meinung den Boden für eine solche Niederträchtigkeit gerade so gut vorbereitet haben, wie das Attentat Oskar Beckers auf König Wilhelm am 14. Juni 1861 mit der Motivierung, „weil er der deutschen Einheit im Wege stehe,“ und der Mordanfall Julius Cohns auf Bismarck am 7. Mai 1866 von den maßlosen Schmähungen und Verdächtigungen in der damaligen demokratischen Presse moralisch mit verschuldet worden sind. Wir sollten meinen, das gäbe ernsten und patriotischen Leuten zu denken.

Landflucht und Polenfrage

(Schluß)

Als sich das alte Preußen im Jahre 1866 zum neuen größern Preußen auswuchs, und als es dann nochmals die Arme aufthat und sich zum neuen Deutschen Reich erweiterte, da haben viele alte Preußen, zumal die Anhänger und die Führer der konservativen Partei diese Verwandlung mit zweierlei Augen angesehen, mit einem zufriednen und einem traurigen. Ihre Partei, die Partei der Junker und der Pastoren konnte im neuen Reiche nur verlieren; in den eroberten Provinzen waren die Wähler entweder liberal oder partikularistisch-konservativ. Thatsächlich herrschte denn auch im neuen Reiche die ersten zehn Jahre lang der Liberalismus. Aber die alten Verfassungskämpfe schliefen ein. Es entbrannte der Kampf um die wirtschaftlichen Fragen. Nunmehr sind die alten Parteiunterschiede verblaßt; eine neue große Partei hat sich aus allen Teilen Deutschlands zusammengefunden, die agrarische mit einem ultramontanen linken Flügel und einem konservativen rechten Flügel und mit einer im ganzen sehr breiten demokratischen Grundlage. Der rechte Flügel giebt der alten

konservativen Partei einen breitern Unterbau, als sie je gehabt hat, macht sie heimisch in Provinzen, wo sie nie gewohnt hat, giebt ihr Einfluß auf Kreise, um die sie sich früher vergebens bemüht hat. Ihre Machtverhältnisse sind so sehr verändert, daß sie in dem demokratisch gewählten Reichstag zusammen mit dem Zentrum eine sichere Mehrheit für ihre nächsten Zwecke hat, und daß sie auch der Regierung und der Krone gegenüber Selbständigkeit und eigne Kraft gewonnen hat. Freilich hat sie ihre alten ehrwürdigen Fahnen, die Ideale des Kampfes für das Königtum gegen Parlamentsherrschaft und gegen die Phrasen des Liberalismus eingetauscht gegen die Losungen einer scheinbar recht materiellen Interessenpolitik. Es ist kein Wunder, wenn manche alten Konservativen diesen Tausch nicht mitmachen wollen und es für unwürdig halten, wenn sich die konservative Partei im eignen Lager besiegen ließe von dem Geiste des Materialismus, den sie so lange an den Sozialisten und manchen Liberalen bekämpft hat. Denn das ist das Gift, das im vulgären Liberalismus und in der Sozialdemokratie steckt, dieser Aberglaube, daß der Staat dazu da sei, die Gegenwärtigen materiell glücklich zu machen. Das kann er nicht, und das darf er nicht. Denn es ist überhaupt nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft der Gegenstand seiner Arbeit und Verantwortung, und nicht die materielle Wohlfahrt des Einzelnen, sondern die Tüchtigkeit und die Mannhaftigkeit, die Virtus der Gesamtheit ist sein Ideal, dem man gemeinhin durch Anstrengungen und Entbehrungen näher kommt als durch Zufriedenheit und Genuß.

Nun bin ich freilich der Überzeugung, daß der großen agrarischen Bewegung eine Berechtigung inne wohnt, daß sie aus einer wirklichen Not entstanden ist, daß die Agrarier nicht nur für ihren eignen Vorteil, sondern auch für die Zukunft des Vaterlands streiten. Es sind Unglücksvögel, die man nicht gern hört; aber es ist nicht ihre Schuld, sondern ihr Verdienst, daß sie Unglück verkünden. Ich halte es durchaus für wünschenswert, daß höhere Kornzölle für die nächsten Jahre durchgedrückt werden, ich glaube, daß es Recht und Pflicht der alten konservativen Partei ist, an dem Schwert der agrarischen Bewegung die scharfe Spitze zu sein. Das Sinken der landwirtschaftlichen Rente muß zunächst auf diese etwas plumpe Weise einmal gehemmt werden. Aber das Sinken der Rente ist nur ein Symptom und nicht das Grundübel selber.

Wenn sich die agrarische Bewegung in der Eroberung höherer Zölle für das nächste Jahrzehnt erschöpfen würde, wenn dann unter der künstlich durch die Schutzpolitik erhaltnen Intensität der Betriebe die Arbeiterverhältnisse nur noch trüber würden, wenn sich vielleicht auch bei diesen Zöllen die Getreidepreise nicht wesentlich höben, und wenn auch nach Ablauf eines weitern Jahrzehnts die Landwirte nicht in der Lage wären, die freie Konkurrenz mit dem Ausland auf dem eignen Markte aufzunehmen — unterdessen würde sich auch die Bevölkerungsverteilung noch mehr zu Ungunsten der Landwirtschaft verschoben haben, und mit ihr die Machtverhältnisse im Reichstag —, dann

wären diese Kornzölle sicherlich die letzten Kornzölle gewesen; dann hätte die Kornzollkur nicht mit der Genesung, sondern mit dem Siechtum des Patienten geendet. Denn so viel ist wahr: Agrarische Politik ist aus vielen Gründen erlaubt und geboten, aber bloß zur Erhaltung der Rente der jetzigen Privateigentümer, zu diesem alleinigen Endzweck ist sie nicht erlaubt. Es ist ein Verbrechen, den Staat den materiellen Gegenwartsinteressen eines Standes, und sei es auch des zahlreichsten, dienstbar zu machen. Der Staat ist dazu da, für die ideale Zukunft des Volkes zu sorgen, und nur weil zu diesem Ziele der Weg über die materiellen Dinge geht, darf dieser Umweg gemacht werden, indem man das höhere Ziel stetig im Auge behält. Hat die Landwirtschaft des deutschen Ostens in zwanzig Jahren nur polnische Arbeiter auf ihren Gütern, so ist sie keine deutsche Landwirtschaft mehr, und die Phrase vom Schutz der nationalen Arbeit wird eine Lüge. Wird die Landwirtschaft des deutschen Westens nach zwanzig Jahren nicht mehr von ordentlichen, angesessenen Arbeitern, sondern von dem hin und her walzenden Proletariat der Städte bedient, so hat sie kein Verdienst mehr, um dessen willen sie von dem vaterländischen Staat verlangen dürfte, geschützt zu werden. Die Geschichte Englands kann uns hierzu das Beispiel geben. Dort hat man jahrzehntelang eine agrarische Schutzzollpolitik mit allen Finessen gehabt, und sie hat mit der Niederlage der englischen Landwirtschaft geendigt. Sie mußte so enden. Erstens, weil es am Ende der Schutzzollperiode nur noch Großgrundeigentümer gab. Alle kleinern selbstwirtschaftenden Besitzer waren von den großen ausgekauft. Danach fehlte zur Verteidigung der Landwirtschaft der Rückhalt im Volke. So steht es bei uns aber noch nicht, es ist die Stärke unsrer östlichen Agrarier, daß sie die Bundeshilfe der kleinen Landwirte ganz Deutschlands haben. Zweitens, weil in der Zeit der intensiven Wirtschaft unter den Schutzzöllen die arbeitende Landbevölkerung aus dem flachen Lande herausgekehrt wurde. Es gab schließlich kein eigentliches, auf der Scholle gebornes Landvolk mehr mit festen Wohnsitzen und festen Sitten; sondern ein aus den Städten schwärmendes, nirgends heimisches Proletariat beiderlei Geschlechts besorgte die Arbeit. So konnten die Grundherren keine Interessen für ihre Politik anführen als ihr eignes nacktes Geldinteresse, nicht daß eine zahlreiche glückliche Bevölkerung von ihrer Landwirtschaft lebe. Es ist im Grunde nicht die Freihandelsliga, die diese Politik zu Falle brachte, sondern das eigne böse Gewissen. Denn das Gewissen ist eine Macht im politischen Leben der Parteien. Wenn die agrarische Bewegung einmal erst das Gewissen gegen sich hat, so wird ihre Macht dahin sein. Es verlassen sie dann die sittlichen, aufopferungsfreudigen Kräfte, und für sein allereigenstes Privatinteresse sorgt jeder schließlich am besten allein.

Ich glaube darum, daß es die Aufgabe der konservativen Elemente in der agrarischen Partei und besonders der alten Führer ist, in denen die Devise „Mit Gott für König und Vaterland" noch lebendig ist, dafür zu sorgen, daß es in der Agrarpolitik nicht dabei bleibt, daß den jetzigen Besitzern eine kurze Gnadenfrist geschenkt wird, sondern daß hinterher die eigentliche Agrarfrage

angefaßt wird: die Arbeiterfrage. Denn hier erst fangen die Lebensinteressen des Vaterlands an gefährdet zu werden. „Die Landwirtschaft wird unrentabel!" Was macht das? „Das Volk läuft weg von der Landarbeit, um der industriellen nachzulaufen!" Darin liegt die Gefahr. Denn das Volk opfert damit für ein bischen Gegenwart seine Zukunft, seine Ewigkeit. Das Landvolk besteht aus Besitzern und Arbeitern. Die Besitzer können nicht so schnell verschwinden: sie sitzen mit ihrem Vermögen festgeklemmt und besorgen das agrarische Geschrei. Die Arbeiter hält nichts; sie verschwinden lautlos, aber mit Eile.

Wenn die alten Sachsenherzöge etwas Gutes gethan haben, als sie Ostelbien eroberten, wenn die preußischen Könige recht thaten, als sie in mühsamer Arbeit die leeren Länder mit Menschen anpflanzten und ein Volk schufen, ein wirkliches Volk mit dem Bewußtsein der Pflichten und nicht nur der Rechte gegen den Staat, dann ist es heute die Pflicht des Staats, unsre Pflicht, diese Volkspflanzung nicht wieder eingehn zu lassen. Das arbeitende Landvolk soll erhalten werden, nicht nur weil und insoweit es zur Produktion der Rente notwendig ist, sondern um seiner selbst und um des Vaterlands willen. Im Anfang des Jahrhunderts wurde die alte Agrarverfassung zerstört. Aus dem Tagelöhnerproletariat, aus dem Schutt, den sie zurückgelassen hatte, soll nun ein sicher gestellter, freier Arbeiterstand gemacht werden. Das ist eine große soziale Aufgabe. Die vorigen Jahrzehnte haben auch ihre soziale Aufgabe gehabt; sie haben die Gesetzgebung zu Gunsten der Industriearbeiterschaft gebracht, und das war ein großes und gutes Werk. Es hat uns vielleicht eine Revolution erspart. Dieses Werk ist in der Hauptsache beendet, die städtischen Arbeiter sind dadurch zu einem verhältnismäßig wohlhabenden und gesicherten Stande geworden. Die Erhaltung des Landvolks aber ist ein größeres, besseres, schwereres, aber im Interesse der Zukunft des Vaterlands auch nötigeres Werk.

Was sucht das Landvolk in der Stadt? Mehr Vergnügen und mehr geistiges Leben. Das städtische Leben zieht die Leute an; so reden die Großstadtkinder unter den Gebildeten, die sich selber ihr Leben nicht ohne elektrische Bahnen, Tingeltangel und Schaufenster denken können, aber das ist ein Irrtum. Die jungen Leute sind natürlich auf dem Lande ebenso vergnügungssüchtig wie in der Stadt, aber die Vergnügungen, die sie brauchen und schmackhaft finden, nämlich den Verkehr untereinander beim Tanz, etwas Radau machen und dergleichen, das können sie auf dem Lande mindestens ebenso haben. Höchstens die Putzsucht der Mädchen findet in der Stadt mehr Nahrung. Was aber die Arbeit anbetrifft, so zieht jeden gesunden Jungen die Arbeit auf dem Felde mit Pferden gewiß ungemein mehr an als das Stehn in der Fabrik. Es ist aber im allgemeinen nicht der Geschmack der Jungen, der die Wahl entscheidet, sondern der Rat und das Beispiel der Eltern. Wenn sich auch die jungen Leute einige Jahre in der Großstadt umhertrieben, so sollte sie doch in der Zeit, wo sie heiraten wollen, ihr eignes Interesse und der Rat der Eltern aufs Land treiben, wo es doch viel leichter und angenehmer sein müßte, einen Hausstand zu führen. Aber Rat und Beispiel der Eltern treiben sie in die Stadt. Es ist nicht das Vergnügen, sondern etwas ernsthafteres,

was die Leute in die Stadt zieht, trotzdem daß sie dort so viel, was ihnen wert sein muß, entbehren: die freie Luft, den weiten Spielplatz für die Kinder, die Bekanntschaft mit ihren Nachbarn, deren Teilnahme und die Hilfe der Wohlhabenden, wenn es ihnen schlecht geht, billigere Wohnung und teilweise billigere Nahrungsmittel. Sie finden aber in der Stadt etwas, was sie höher schätzen als diese Dinge, nämlich größere Freiheit ihrem Brotherrn gegenüber. Sie wollen Herren haben, die nur für ein paar Arbeitsstunden ihre Herren sind. Sie wollen freie Arbeiter sein. Ihr Stolz, ihre Selbstachtung verlangt das. Die Tagelöhner des Ostens sind nun aber nicht in diesem Maße freie Arbeiter. Wo Gut an Gut liegt, da giebt es keine eignen, freien Wohnsitze für die Arbeiter, sondern sie wohnen bei ihrem Arbeitsherrn. Zanken sie sich mit ihrem Herrn, ein Recht, worauf sie viel geben, so müssen sie ausziehn, mit Familie und Hausrat über Land reisen und sehen, bei einem andern Herrn unterzukommen. Das heißt: sie sind Tag und Nacht, mit Frau und Kindern und jedem Huhn, das sie halten, ihr ganzes Leben unter der Botmäßigkeit eines Herrn, und das ist etwas, was der heutige deutsche Arbeiter nicht mehr aushält. Nach der Arbeit mit seiner Familie in seinen vier Wänden will er frei sein. Ich glaube nicht, daß er den Komfort der Wohnung höher schätzt als diese Freiheit. Einigen Gutsbesitzern mag es gelingen, ihre Arbeiter durch gesunde und komfortable Wohnungen zu halten, aber der Gesamtheit der Gutsbesitzer wird es nicht gelingen, und wenn sie den Arbeitern lauter Villen hinbauten. Es ist eben ein Irrtum, zu glauben, daß es bei Arbeiterwohnungen auf dem Lande auf helle Zimmer und Ventilation ankäme. Das alles wiegt dem Arbeiter nicht so viel als seine Freiheit. Mancher aus dem Mittelstande wird hierbei denken: Du lieber Himmel, als ob wir so frei wären, jedermann hat seine Kette! Aber unsre Arbeiter sind nun einmal toll auf die persönliche Freiheit und hassen alles, was einem patriarchalischen Verhältnis ähnlich sieht. Es giebt Leute, die ihnen eben das zur Sünde anrechnen, die es für das Nötigste halten, alles, was es an Patriarchalischem und Autoritärem bei uns noch giebt, zu stützen; auch noch das Verhältnis auf dem Lande zwischen Herrn und Knecht zerreißen, das werden sie für revolutionären Wahnsinn halten. Aber es ist thatsächlich aus mit diesem patriarchalischen Verhältnis, es hat keine persönliche Wahrheit mehr, und an seinem Schein ist nichts gelegen. Es gab eine Zeit, wo der Unterschied zwischen dem arbeitenden Landvolk und der Grundherrschaft so weit klaffte, daß die Furcht und die Ehrfurcht der Niedern vor den Höhern selbstverständlich war. Damals war der Grundherr nicht nur des armen Mannes Peiniger, sondern ebenso oft sein einziger Beschützer und Helfer. Von allen körperlichen und geistigen Unterschieden, die damals die Aristokraten und das Volk in zwei verschiedne Welten wiesen, ist nur noch einer übrig geblieben: die Macht über das Geld. Wenn sich heute mancher Sohn eines reichen großstädtischen Fleischers ein Rittergut kauft, so kauft er sich damit doch nicht Autorität und patriarchalisches Ansehen. Wenn er mit seinem Knecht in Streit gerät, so geht das Wortgefecht wie inter pares und

schließt auf der Seite des Knechts mit: Du verdammter Fleischerjunge! Gutsbesitzer und Arbeiter sind in vielen Fällen nicht mehr so voneinander unterschieden, daß ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis unter ihnen natürlich wäre, unsre Gesellschaft ist schon ungeheuer demokratisch geworden. Manchen Leuten mag das freilich wider den Geschmack gehn. Diese Entwicklung ist aber nicht etwa erst aus den letzten zwanzig Jahren zu erklären oder von der französischen Revolution zu datieren; sie ist um einige Jahrhunderte älter und ist von vornehmrer Herkunft. Seit der Zeit, wo Martin Luther das Gewissen jedes Christen in Sachen des Glaubens von jeder menschlichen Autorität frei gab, seit der Zeit, wo die allgemeine Schulpflicht zuerst als Forderung aufgestellt wurde, seit der Zeit, wo die preußischen Könige ihre Domänenbauern freigaben, wo sie die Unterthanen der Gutsherren der ständischen Gerichtsbarkeit entzogen, um sie vor die königlichen Gerichte zu ziehn, seit der Zeit, wo die Steinsche Gesetzgebung alle Rechte an der Person für erloschen erklärte, seit der Zeit, wo es zum Gesetz wurde, daß jeder, wer es auch sei, dem Vaterlande mit seinem Blute zu dienen habe, seitdem ist es bei uns das Ziel aller bewußten und unbewußten Kulturarbeit, die Menschen einander gleich zu machen durch den Zug nach oben; seitdem haben thatsächlich die untern Stände die obern beinah eingeholt. Was man in der Volksschule lernt, das ist für einen von der Natur gut ausgestatteten Kopf genug, bei uns oder in Amerika oder sonstwo ein reicher, angesehener und einflußreicher Mann zu werden. Natürlich sind die Menschen auch heute noch nicht gleich, heute vielleicht weniger als je; aber was sie unterscheidet, wird immer feiner, liegt im Ethischen und Ästhetischen, aber nicht mehr in dem, was einer in früher Jugend hat lernen müssen, oder in welchen Stand und mit welchem Namen er geboren ist, oder welchen Rang er sich ersessen hat, alles Dinge, die früher Realitäten waren.

Diese demokratische Entwicklung werden auch die Agrarier nicht aufhalten. Sie thun vielmehr gut, ihre Arbeiter anzuerkennen als das, was sie sind oder werden wollen, freie Arbeiter, die Herren in ihrer Wohnung sind wie der Gutsbesitzer auf seinem Hof und Acker. Darauf allein läuft das innere Kolonisieren hinaus, daß der Arbeiter auf dem Lande eine Wohnung finde, worin er, so lange er seine Miete zahlt, ungestört ist und auf Arbeit gehn kann, wohin er will. Es sind ja schon in mancher Gegend Genossenschaften gegründet worden, die Arbeiterhäuser bauen wollen. Aber sie alle haben, so viel ich weiß, nicht der Versuchung widerstehn können, den Arbeiter zu verpflichten, daß er nun auch zu den Genossenschaftern auf Arbeit gehe. Darin liegt aber ein prinzipieller Fehler. In einzelnen Fällen mag es ja glücken, die Wohnungen zu füllen. Aber die allgemeine Landflucht wird auf diesem Wege nicht aufgehalten werden. Nur wenn die Verbände groß genug sind, z. B. den ganzen Kreis umfassen, und nur, wenn sie sich darauf beschränken, den Mietzins zu verlangen, und sich aller andern Schnüffelei enthalten, werden sie gegen die Landflucht helfen; dann aber auch rapid und radikal. Denn nichts schätzt unser Arbeiter so hoch als ein Häuschen, worin er ungestört mit seiner Familie

wohnt, und worin er sich etwas Kleinvieh halten, besonders Schweine mästen kann. Gerade darin liegt die Möglichkeit des Vorwärtskommens für ihn und eine unbegrenzte Möglichkeit, sogar Sicherheit bei einigem Fleiß und einigem Glück. Hier wohnt und lebt er als freier Mann von seiner freien Arbeit, mehr will er ja gar nicht.

Die Polenfrage wird nicht in den polnischen Provinzen entschieden, sondern in den altpreußischen. Darum kann nicht eine Ansiedlungsbank für Posen und Westpreußen genügen, sondern jeder preußische Kreis muß an das Werk der Landbesiedlung gehn, und kann es ohne materielle Hilfe; denn richtig angefaßt muß das Unternehmen sich selbst erhalten. In der agrarischen Ständevertretung der Kreise sind die nötige Sachkenntnis und der Antrieb des eignen Interesses vereint. Auf ihnen ruht demnach auch die Pflicht, ein solches Unternehmen zu versuchen. Aber falsch ist es, wenn man glaubt, mit Landbesitz locken zu können. Der Arbeiter sehnt sich nicht nach Besitz. Man hat so lange den besitzlosen Arbeiter als einen Gegenstand des Mitleids hingestellt, daß man die Lichtseiten der Stellung eines freien Lohnarbeiters zu übersehen gewohnt ist. Vor hundert Jahren hatte der größte Teil des arbeitenden Landvolks, damals im allgemeinen Bauern geheißen, Besitz, Teilbesitz, zum mindesten Weiderecht, zumeist aber Ackerstellen und Höfe der verschiedensten Größe. Sie mußten aber für diesen Besitz Abgaben leisten in Arbeit oder in Naturalien oder in Geld, und diese Lasten waren häufig so hoch, daß für sie selbst nur das Notwendigste oder weniger als das übrig blieb. Ihre Lasten waren unveränderlich, der Ertrag ihrer Arbeit aber, ihre Ernte war sehr veränderlich, wie immer im kleinen Landbau. Alle Verlustchancen lagen früher auf den Allerärmsten, und das ist noch so in den Ländern hohen Steuerdrucks, oder wo die Abgaben in natura festgesetzt sind, oder wo die Halbpacht üblich ist, wie in Italien, Rußland, der Türkei und Indien. Nur dort kann es geschehn, daß der Mann, der das Brotgetreide baut, keins übrig behält zur Nahrung. Unsre Kleinbesitzer stehn auch heute noch ähnlich. Sie wissen wohl, was sie für Kosten haben werden, aber nicht, was sie einbekommen werden, und sie haben auch das mit den Bauern des achtzehnten Jahrhunderts gemein, daß sie nicht von der Arbeit davonlaufen können; ihr Besitz macht sie schollenpflichtig. Viel besser ist der besitzlose Lohnarbeiter daran, denn ihm muß sein Lohn vor dem Ertrag seiner Arbeit werden und unabhängig davon, ob sie gelingen wird oder nicht. Er trägt nicht mehr die Verlustchancen des einzelnen Betriebes, nur noch die unvermeidlichen der ganzen Volkswirtschaft. Für einen Arbeiter, der im Besitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte ist, steht der Lohn immer über dem nötigsten Bedarf. Gegen die Gefahren, die aus seiner eignen Person heraus seine Erwerbsfähigkeit bedrohn, ist er durch unsre Versicherungsgesetze nach Möglichkeit geschützt. Der Arbeiter kann von einem Ort Deutschlands zum andern ziehn — und nicht wenige machen es so —, überall findet er sein Einkommen mit großer Wahrscheinlichkeit wieder. Im allgemeinen wünscht der Arbeiter einen kurzfristigen Arbeitsvertrag, womöglich jeden Sonnabend

Lohnzahlung. Hätte er Mühe, Arbeit zu finden, so würde er lange Fristen wünschen. Es giebt beinahe kein sichreres Einkommen als das eines besitzlosen Arbeiters, so lange er gesund ist. Dieses Vorzugs seiner Stellung ist sich der Arbeiter auch bewußt. Es fällt ihm gar nicht ein, den Kleinbesitzer zu beneiden. Darum wird man, so viel man den Leuten auch kleine Häuser und kleine Grundstücke anbieten mag, damit doch keine Gegenliebe, sondern nur Mißtrauen ernten. Die kleinen Leute wittern Übervorteilung in den Rentenschulden, die sie übernehmen sollen. Sie glauben, daß man ihnen auf diese Art den Lohn ihrer Arbeit wieder aus der Händen zaubern will. Sie fürchten Schollensklaverei, sie glauben ihre Freiheit und Freizügigkeit verloren, wenn sie ihre Arbeit und ihr Leben einem Gute verschreiben. Kinder von Kleinbauern thun das vielleicht noch; wer aber freier Arbeiter gewesen ist, nicht mehr. Vielleicht sind die Verhältnisse aus der Zeit vor der Steinschen Gesetzgebung, aus der Zeit der unübersehbaren Grundlasten noch viel mehr beim Volke in Erinnerung als bei manchen Gebildeten.

Ganz anders aber gelänge es mit Mietwohnungen, worin der Tagelöhner so frei wäre wie der Arbeiter in der Stadt. Ich setze natürlich voraus, daß zu diesen Wohnungen auch Garten und Stall gehören. Dann hat der Arbeiter alles, was er braucht und wünscht. Arbeit und Unterhalt wird er schon finden, eine Frau auch. Je mehr solcher Wohnungen auf dem Lande, um so mehr Pflanzstätten zukünftiger Generationen. Auf diese Weise kommt die Landflucht zum Stehn. Das Bevölkerungsdefizit kann wieder verschwinden, vielleicht ohne daß das Wachstum der Industriebevölkerung und der Industrie selber nachzulassen braucht. Verschwindet es aber nicht, so ist das stolze Wachstum unsers Welthandels und unsrer Weltindustrie kein Glück, sondern ein Unglück, ein allzu teuer erkaufter Sieg.

Diese Agrarpolitik ist eine Aufgabe für die konservative Partei, die ihres Namens und ihrer Vergangenheit würdig ist. Indem sie die unersetzlichen Kräfte im Volke konserviert und vor den Verwüstungen einer kurzsichtigen Augenblickspolitik, sei es des Freihandels, sei es des Schollzolls nur um der Rente willen, beschützt, rettet sie die Zukunft des Volkes. Für diese Sache kann sie ihre alten Bundesgenossen, die Beamtenkreise und die christlichen Kreise wieder an ihre Rechte rufen, damit sie von ihrem Freunde zur Linken, dem rein materiellen, zum Teil demagogischen Agrariertum nicht zu stürmisch voran gerissen wird. Die Macht ihres guten Gewissens, ihre werbende Kraft wird ungeheuer vermehrt, wenn sie nicht nur eine Partei der Landbesitzer darstellt, sondern des Landvolks, eine Partei für alles Bleibende im Volk und damit nicht nur eine Partei der Vergangenheit, sondern ebenso der jugendfrohen Zukunft.

Sch.

Laiengedanken über Humanismus
und humanistische Schule

Es ist eigentümlich, daß ein Schlag, der die humanistische Sache getroffen hat und ihr vollends den Garaus zu machen drohte, dazu dienen muß, daß der hinsiechende Humanismus wieder neue Kraft und neuen Mut schöpfen darf, wieder hoffnungsvoll das Haupt erheben kann. Das darf man sich nicht verbergen, daß er auf dem Wege war, immer elendere Knechtsgestalt anzunehmen. Je mehr er sich verleiten ließ, sich in den Dienst des nackten Nützlichkeitsprinzips zu stellen, desto mehr versagte ihm die Kraft, die Leuchte zu sein, die alles durchstrahlen, alles durchwärmen sollte. Sein Licht wurde klein. Die sogenannten realen Mächte, d. h. die auf materiellen Erwerb und materielle Genüsse gerichtete Arbeit, wuchsen zu solchem Umfange heran und drängten sich dergestalt in den Vordergrund, daß sie es wagen durften, zu verlangen, daß alles Ideale als alter Plunder beiseite geworfen würde. Wer nicht direkt auf Macht und Besitz, Ausnutzung der Naturkräfte zu diesen Zwecken, Steigerung des materiellen Wohlbefindens des Einzelnen und der Nation, auf die Bewältigung der nächsten Zwecke des Staats zur Regelung des immer mächtiger anwachsenden Wirtschaftslebens und der sozialen Erscheinungen, die es im Gefolge hatte, wer nicht direkt auf diese äußern Dinge hinarbeitete, der wurde über die Schulter angesehen und belächelt. Was wollte er noch in dieser modernen Welt, in der die Kämpfe um reale Dinge die Anspannung aller Kräfte verlangten? Freilich sind die Ergebnisse und Errungenschaften der realen Arbeit, Forschung und Unternehmung von ungeheuerm Nutzen und Wert für das Leben des Volks und die Entwicklung der Nation, kein Mensch wird es in Abrede stellen, und sicher befähigt die Beschäftigung mit Homer nicht zur Lösung der Frage, ob Kanalisation oder Abfuhr. Aber dennoch, woher hat das deutsche Volk die Kraft genommen zu dem materiellen Aufschwung, dessen es sich freut, und zu den Siegen auf dem Schlachtfeld und auf dem Gebiet der Industrie und der Technik, die es über andre errungen hat und erringt? Dem berühmten Volksschulmeister soll sein Anteil nicht geschmälert werden, aber er hätte das nicht wirklich geleistet, was er geleistet hat, wenn er nicht der äußerste Strahlenkranz einer mächtigen Glut und Leben spendenden Sonne gewesen wäre, der humanistischen, an idealer Lebensanschauung gesättigten Wissenschaft, die ihre Pflegstätten in den Universitäten und Gymnasien hatte. Ihr verdanken wir alles.

Hundertmal haben es einsichtige Leute mit warnender Stimme hervorgehoben: Unsre realen und materiellen Erfolge beruhen allein auf der Kraft, die aus dem humanistischen Boden unsrer Lebensanschauungen emporgewachsen ist. Unterbindet diese Quelle der Kraft, und ihr werdet im Materialismus untergehn.

Was sehen wir denn jetzt schon um uns, wo doch die realistische Erziehung erst beginnt, sich gänzlich von der humanistischen zu lösen und eigne Wege zu gehn? Einen glänzenden Aufschwung des materiellen Lebens. Und seine Kehrseite? Wo der Idealismus zurückweicht, dem der materielle Fortschritt nicht das Höchste ist, beginnende Fäulnis. Geist und Stoff müssen sich das Gleichgewicht halten, wo gesundes Leben sein soll. Überwiegt das eine, muß das andre erkranken. Verkriecht sich das geistige Leben in die Spintisierstube der „Ideologen," so verliert es seine zeugende Kraft und Begeisterungsfähigkeit, der entgeistigte Volkskörper aber wird fremder Kraft keinen Widerstand entgegensetzen können und zerfallen. Jagt ein sich vollblütig dünkender Körper den geistigen Zwang des Idealen als störendes Hemmnis seiner Kraftbethätigung zum Teufel, wird ihn langsam aber sicher ein Zerstörungsprozeß ergreifen, dessen sich zu erwehren der dicke Wanst keine Kraft hat. Was sind denn die unsre hochherrliche Zeit der realen Kräfteentfaltung begleitenden Erscheinungen im geistigen Leben? Eine sittliche Verrohung, ein Sinken des Geschmacks, die der schönen Litteratur wie den bildenden Künsten ihren häßlichen Stempel aufdrücken. Das weiß jeder Einsichtige, es braucht nicht im einzelnen gezeigt werden. Aber auch auf andern Gebieten zeigen sich Krankheitserscheinungen. Die Künste sind die zartesten Zweige am Baume des Lebens; sie zeigen am ersten die Wirkungen der Säfte, die seine Wurzeln saugen. Ist das Grundwasser eine faule Philosophie, eine falsche Lebensauffassung, so werden sie zuerst unnatürliche Wucherungen aufweisen, in denen sich das Wachstum erschöpft. Das nüchterne Alltagswerkeln der praktischen wissenschaftlichen Berufe zeigt nicht so bald und so deutlich die Spuren der krankhaften Wucherung, die auch sie ergreifen muß, wenn der Boden faulig wird. Das Lied vom braven Manne ist so lange gesungen worden, die Pflichttreue des deutschen Beamten ist eine solche Selbstverständlichkeit, der deutsche Michel ist überhaupt eine so gesunde Natur, daß es gar nicht möglich scheint, daß da etwas anders werden könnte. Sind wir dessen so ganz sicher? Allmählich, allmählich sind die materialistischen Anschauungen in die Adern des Volks eingedrungen, an den Krankheitserscheinungen können wir das Erlahmen der Widerstandskraft in dem gesunden Holz unsers Volkstums erkennen. Frauenfrage und Sozialdemokratie sind solche Erscheinungen, und je berechtigter diese Bewegungen erscheinen, je mehr sie wie ein Fieber die Massen ergreifen, desto sicherer ist der Schluß auf pathologische Ursachen. Daß die führenden Schichten vielfach nicht mehr den Saft und die Kraft haben, die ihre Väter befähigte, Großes zu schaffen, ist jedem klar, der offnen Auges um sich sieht. Der alte Idealismus mit seinen bescheidnen Anforderungen an

das materielle Leben wird als eine Albernheit verachtet. Geld, Bequemlichkeit, Genuß, das sind greifbare und sichtbare Dinge, die sich der praktische Mann verschafft, wie er kann. Die Lohnfrage ist in den obern Ständen fast noch mehr die Hauptsache als beim niedern Volk. Denn je höher man steht oder kommt, desto empfindlicher wird man für die Verfeinerung der äußern Lebensverhältnisse und Genüsse. Zufrieden sein in bescheidnen Grenzen, zufrieden sein in stiller geistiger Arbeit, wem fällt das noch ein? Ein hastiges Vorwärtsstreben auf allen Lebensgebieten, ein liebloses Sichvordrängen, Unruhe und Übergeschäftigkeit, um etwas von dem Glanz und der Sattheit der vom Glück am meisten Begünstigten zu erhaschen, ohne Überlegung, ob dieser Glanz nicht auch Elend umhüllt und ein falscher Schein ist, und ob die Sattheit nicht mit geistiger Leere erkauft ist; und auf der andern Seite ein verdrossenes und hoffnungsloses Fortwerkeln, das nur an das denkt, was ihm unerreichbar bleibt, und das nicht mehr imstande ist, sich im Idealen einen Ersatz zu schaffen für das Materielle, das ihm versagt ist. Es ist eine trostlose Sache, dieses Aufgehn im Materialismus, und dieser dumpfe Zustand des Entsagens und des Versinkens in ebenso materiellen Stumpfsinn. Es ist ja ganz unmöglich, daß sich alle Menschen auf dieselbe Stufe materiellen Wohlbefindens schwingen; ist es aber nötig, daß ihnen allen deshalb die Freude am Leben zerstört wird? Sind der Neid und die Mißgunst, mit denen ein Stand auf den andern, ein Mensch auf den andern sieht, nicht Zeichen eines Krebsleidens am geistigen Leben unsers Volks?

Die Wurzel aller Übel liegt so klar zu Tage! Überall ist es die Überschätzung der materiellen Seiten des Lebens, die einseitig verfolgt eine Blutleere hinter sich lassen müssen. Es ist die Verleugnung der Bedürfnisse der Seele. Wo diese verkümmert, kann der Leib nicht gesund bleiben. Wo man sich aber von den idealen Gütern abwendet, nimmt man der Seele den Boden, aus dem sie ihr Leben saugt, und die Kraft, geistiges Leben zu gebären, gesundes, fest sich zusammenhaltendes Leben. Das geistige Gesicht des Volks wird zur Fratze, die Philosophie zum Wahnsinn; Wucherung, grenzenloser geistiger Hochmut, der sich über alle natürlichen Grenzen und Fesseln hinwegsetzen zu dürfen glaubt bis zum Übermenschentum auf der einen, Verdorren, Verkümmern und Verflachen auf der andern Seite. Haben wir das nicht erlebt, wissen wir nicht genau den Zeitpunkt, wo bei uns Naturwissenschaft und Freigeisterei sich verbanden und begannen das Haupt zu erheben? Haben wir nicht erlebt, daß sie alle Widerstände brachen, das Althergebrachte über den Haufen warfen, an Kirchen- und Beamtenhierarchie als vertrockneten Mummelgreisen verächtlich vorbeimarschierend dem vom Milliardensegen berauschten Volke siegreich die Fahnen vorantrugen? Und haben wir es verstanden, diesem Triumph des Materialismus entgegenzutreten, uns aus diesem Verfall emporzureißen? Wir sind noch viel zu befangen in dem Zauber, den der große wirtschaftliche Aufschwung um sich gewoben hat. Der Mensch fühlt sich noch viel zu sehr im Bewußtsein der Macht, die ihm die Siege über die Naturkräfte verliehn haben. Das

Naturerkennen hat eine viel zu große Überschätzung der Realitäten erzeugt, und sie hat es endlich bis zur Leugnung alles Geistigen gebracht. Naturwissenschaft ist Trumpf bis zum heutigen Tage; wer eine andre Welt hinter der Materie sucht, der ist ein Narr.

Ja, diesen Weg zum Banausentum sind wir gegangen. Es ist fast banal, das zu konstatieren, denn es ist hundertmal warnend darauf hingewiesen worden. Aber der Zustand ist da. Er ist gekommen wie der Dieb in der Nacht trotz aller gesalbten Wächter, die das Heiligtum unsrer Volksseele umstanden, der Wissenschaft, der Kirche und des Staats, und droht uns das Beste zu rauben, eben unsre Seele selbst. Ist es da würdig, daß man die Hände in den Schoß legt und müde sagt: Es ist nun einmal so? Ist es nicht Pflicht, sich dagegen aufzubäumen und mit aller Kraft dafür zu kämpfen, daß es wieder anders werde?

Wie ein tötender Brei hat sich das Banausentum über alles gedeckt. Das Leben zirkuliert in immer engern Kreisen, und das Philistertum ist froh, wenn ein enger Schematismus ihm die nächsten Wege weist und es des eignen Denkens und Wollens überhebt. Es ist wohl überflüssig, das mit Beispielen zu belegen. Es zeigt sich in den freien Berufen, wo Manier und Mode das schaffende Leben ersticken, es zeigt sich in der subalternen Arbeit der Stände, die durch ihre akademische Abkunft die höchste Weihe empfangen haben — die höchste Weihe! Sie haben an trocknen Brüsten gesogen.

Für gewisse Dinge braucht man ja nur subalterne Beamte, und von denen kann man schließlich nicht mehr verlangen als subalternen Geist und subalterne Gesinnung. Auch der Betrieb mancher Ämter, die noch von akademisch Gebildeten versehen werden, verlangt nicht viel mehr. Das wird dann ein Sinken in das Banausentum fast notwendig zur Folge haben. Komisch ist es aber, daß der Staat heutzutage auf der einen Seite für subalterne Beschäftigung akademische Bildung verlangt, auf der andern — und hier sind es vor allem die Städte — mit subalterner — seminaristischer — Bildung für Ämter zufrieden ist, die unbedingt akademische Bildung fordern. Z. B. bei der Schulverwaltung und für die Erziehung der Töchter und der zukünftigen Lehrerinnen.

Auf dem wirklich akademischen Gebiet giebt es ja parallele Erscheinungen. In manchen Fächern werden für die Erlangung des Doktortitels Bedingungen gestellt, die den Aspiranten das Blut aus der Haut treiben; die besten Jahre, oft eine ganze Reihe Jahre, müssen mit nutzlosen, in keinem Verhältnis zum wissenschaftlichen Gewinn stehenden Arbeiten vergeudet werden zur Erreichung dieses schönen Ornaments. In andern Fächern backt man Doktoren aus subaltern vorgebildetem Material, soviel es werden wollen. Wieviel Sorten „Doktor" hat man denn jetzt? Und was schwingt sich auf die höchsten Lehrstühle selbst? Selbstverständlich die höchste Wissenschaftlichkeit, aber bei der strengen Abschließung der Universitäten mit ihrer schulbildenden Cliquenherrschaft und ihrem Konnexionsbetrieb gelangt auch manches Verlegenheitsgewächs dahin, und dank der zweckmäßigen Einrichtung der Privatdozenten in ach

wie vielen Fällen auch die Dauerhaftigkeit des Sitzfleisches! Es ist bitter, den Begriff des Banausentums mit den höchsten akademischen Würden in Verbindung zu bringen, aber es ist ja so, die Begriffe schließen sich nicht immer aus.

* * *

Jeder, der dieses Abgleiten auf einer schiefen Ebene mit Sorge beobachtet hat, wird auch mit schwerem Herzen der Bewegung für die Gleichberechtigung zugesehen haben, die die Realisten nach langem zähem Kampf für ihre Schulen durchgesetzt haben. Man mag die Sache betrachten, wie man will, sie ist doch ein Sieg des Banausentums und der materialistischen Weltanschauung. Und trotzdem, als die Würfel endlich gefallen waren, seufzte man erleichtert auf. Es war wenigstens eine reinliche Scheidung ermöglicht. Die Realisten mögen jetzt zeigen, was sie vermögen, und die Universitäten, was sie aus den Leuten machen, die ihnen die Realanstalten vorbilden, die Regierungen aber mögen sehen, wie sie es verhüten, daß sich neue Scharen von Amts- und Erwerbshungrigen zu Berufen drängen, die schon jetzt von mehr Anwärtern belagert werden, als sie zu beschäftigen imstande sind. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man das Elend im Medizinerstand, die Ausnützung der Kraft der Jahre und Jahre auf frei werdende Ämter harrenden Jünger andrer akademisch gebildeter Berufe neben die Hoffnungen hält, die den Neuberechtigten leuchten werden. Das mag nun werden, wie es will; den Gymnasien ist jedenfalls die Möglichkeit geboten, ihre Tenne reinzufegen und aus der Zwitterstellung, in die sie hineingetrieben waren, wieder auf reinen und wirklich humanistischen Boden zu gelangen. Je energischer sie sich dazu entschließen, desto sicherer gehört ihnen die Zukunft; je höher sie sich ihr ideales Ziel stecken, desto stärker werden sie wieder an sich ziehn, was sich jetzt von ihnen löst. Denn es ist keine Frage, der ideale Sinn unsers Volks wird sich nicht auf die Dauer mit rein praktischen und materiellen Zielen und Bestrebungen zufrieden geben — wer weiß denn, ob uns nicht in dem großen Wettbewerb der Nationen auf dem Weltmarkt bittere Enttäuschungen bevorstehn? —; es wird sich nach den Zeiten zurücksehnen wie nach einem Paradies, wo noch die Musen sein einfacheres Leben reich machten und verschönten, und nicht der Götze Mammon alles beherrschte. Ich bin ganz sicher, daß die Realisten nur einen kurzen Triumph feiern werden. Sie werden es erleben, daß ihnen der Boden unter den Füßen wie Sand wegrinnt. Die Berechtigung ist für ihre Schulen eine Errungenschaft von zweifelhaftem Wert, die wohl nur klar machen wird, daß ihre bescheidnern Ziele ihr eine bescheidnere Stellung anweisen, als sie jetzt erobert zu haben glauben. Die Väter werden ihre Jungen erst recht auf das Gymnasium schicken, wenn sie wirklich höheres Streben haben, und das Gymnasium sich danach einrichtet.

Aber es muß sich eben auch wieder auf seine höhern Zwecke besinnen und entschlossen dafür einrichten, wenn es seinen alten Rang wieder erreichen will.

Die Gelegenheit ist jetzt gegeben, und man hört ja, Gott sei Dank, daß energische Männer die Sache energisch in die Hand genommen haben und an den Stellen ihre Stütze finden, wo die Entscheidung liegt.

Das erste, was not thut, ist, daß dem Gymnasium wieder ein rein humanistisches Rückgrat gegeben wird. Dabei soll das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Die realen Fächer sollen nicht mit Stumpf und Stiel weggeschnitten werden — denn das drängte ja alle Kräfte, die einen realen Beruf mit humanistischer Vorbildung erstreben, von ihm ab und in die Reihen der Realisten —, sondern es soll ihnen die Stelle zugewiesen werden, die ihnen an einer humanistischen Schule zukommt, sie sollen fakultativ werden. Die Sache ist sehr einfach. Während die humanistischen Fächer des Griechischen, des Lateinischen, des Deutschen und der Geschichte den Hauptlehrstoff für sämtliche Klassen abgeben und schließlich die einzigen Fächer für die Reifeprüfung werden sollen, bleiben die realen Fächer: Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie und die neuen Sprachen Elementarfächer. Sie sind ja sämtlich Fächer, die in dem praktischen Leben der meisten Nichtfachleute nur eine geringe Rolle spielen, die sich jeder ohne Schwierigkeiten, soweit er ihrer bedarf oder soweit sie ihm Freude machen, auch außerhalb der Schule und nach ihr aneignen kann. Vor allem die modernen Sprachen! Können die überhaupt auf einer Schule und durch eine Schule gelehrt werden? Man rede nur einmal unsre Herren Richter, Pastoren, klassischen Philologen, Juristen usw. englisch oder französisch an, und man wird ergötzliche Wahrnehmungen machen. Sie haben alle nichts auf der Schule gelernt, und wer nicht durch das Leben dazu geführt worden ist, sich einer fremden Sprache bedienen zu können, der pflegt gemütlich ohne sie auszukommen. Es ist auch gar nicht die Aufgabe einer klassischen Schule, moderne Sprachen zu lehren. Als formalistisches Unterrichtsmittel sind sie mehr als überflüssig, davon hat das Gymnasium reichlich genug an den beiden alten Sprachen. Und wozu braucht sie denn der Gebildete? Zum Sprechen? Wieviele kommen denn über die Grenze! Er braucht sie doch wohl nur dazu, daß er imstande ist, die Litteratur der modernen Völker im Original zu lesen. Das kann jedermann ohne Schule in kurzer Zeit lernen, und wer zu faul oder zu bequem dazu ist hinter der Schule, der bleibt eben nach dieser Seite ein ungebildeter Mensch und wird in den meisten Fällen nicht daran sterben. Übrigens pflegt der, der eine Sprache lesen kann, sie auch gewöhnlich bald schreiben zu können; wir Deutschen getrauen uns nur nicht, wenns nicht anders ist, ebenso schlecht französisch und englisch zu schreiben, wie unsre Nachbarn deutsch. Welche Verpflichtung hat denn ein Deutscher, in einer fremden Sprache ein feiner Stilist zu sein? Doch eine noch geringere als unsre klassischen Philologen, es in der deutschen zu sein. Denn wieviele klassische Philologen schreiben nicht im Deutschen ruhig Dinge, die sie im Lateinischen und Griechischen als eine klägliche Unbildung verachten würden! Und das Sprechen? Das bringen ja nicht einmal oder kaum die Töchterschulen ihren Mädchen bei. Wer es nötig hat, eine fremde Sprache sprechen zu lernen, der kann es da thun — kann es eigentlich nur da thun —, wo man sie spricht.

Also weg mit dem gegenwärtigen Betriebe des Französischen von den Gymnasien — das Englische zu einem ernsthaften Unterrichtsgegenstand für das Gymnasium zu machen ist vollends überflüssig —, die Elemente genügen, und wenn das Französische seine Eigenschaft als eines Hauptfachs in den untern Klassen verliert, ist schon ein Teil der Überbürdung gefallen, über die Jungen und Lehrer beide seufzen.

Natürlich ist es etwas andres bei denen, die auf ein wissenschaftliches Studium der neuern Sprachen losgehn, und ebenso ist es mit der Mathematik und den angrenzenden Materien für die, die auf ein reales Fach losgehn und doch den humanistischen Untergrund nicht missen wollen. Da ist denn das Einfache, zu kompensieren, indem man fakultatives Studium zuläßt. Das eigentliche Vorarbeiten für wissenschaftliches Studium wird wohl erst in den beiden obern Klassen beginnen. Hier muß also eine Spaltung eintreten. Die Leute, die sich neben der eigentlichen humanistischen Schulung für einen realen Beruf auf einem der beiden realen Gebiete vorbereiten wollen, müssen die Gelegenheit dazu haben, aber von dem korrespondierenden Fach entbunden werden können. Die künftigen Mathematiker, Physiker, Ingenieure, Architekten usw. sollen den höhern entsprechenden Unterricht haben und werden von den modernen Sprachen ganz befreit; entsprechend werden die künftigen Neuphilologen von Mathematik und Naturwissenschaften entbunden. So werden sie vor Überbürdung behütet, können ihre Fachvorbildung und doch den vollen humanistischen Unterricht genießen. An Lehrkräften dafür kann es auch an kleinen Gymnasien nicht fehlen; sie sind ja schon überall vorhanden und würden künftig eben nur mit freiwilligen Schülern, also mit einer geringern Zahl als bisher zu thun haben.

Wie weit die realen Fächer in ihrem elementaren Umfang in die obern Klassen hinaufgeführt werden sollen, ohne daß sie die Kraft von den eigentlich humanistischen Fächern abziehn und zu Überbürdung führen, ist eine rein technische Frage, die sich mit Vernunft wird lösen lassen.

Schneidet man so die Zweige des Lehrstoffs zurück, so wird der eigentliche humanistische Kern des gymnasialen Unterrichts wieder kräftigeres Leben treiben — oder vielmehr, er kann es. Denn es gehört noch mehr dazu als ein vernünftiger Lehrplan, es gehört vor allem eine Lehrerschaft dazu, die den höhern Ansprüchen gewachsen ist, und es gehören Einrichtungen dazu, die eine fruchtbare Lehrthätigkeit möglich machen.

Eine Kritik des Gymnasiallehrerstandes soll hier nicht gegeben werden. Nur das sei ausgesprochen, daß das Brot, das gebacken wird, nicht besser sein kann, als das Mehl überhaupt ist, das unsre höhern und hohen Schulen liefern. Was sieben denn die Gymnasien selbst aus? Wo nur ein geistloser, rein formalistischer und mechanischer Unterricht herrscht, der ein materiell hochgespanntes, reglementarisch vorgeschriebnes Ziel mit äußerlichem Erfolg zu erreichen sucht, da ist nur ein „Material" glücklich, dessen mechanische Gaben bis über die letzten Klippen ausreichen. Wie wenig aber mechanische Lernfähigkeit bei Kindern und jungen Leuten mit geistiger Begabung zusammen-

fällt, das zeigt ein Blick um uns. Die Begabung der Leute, die als die Sieger über den Lernstoff und als die Blüte wissenschaftlichen Unterrichts aus den Gymnasien hervorgegangen sind, hat sie doch in vielen Fällen nur dazu gebracht, ganz gewöhnliche Handwerker in ihrem Fach zu werden, die nichts kennen und nichts wissen als ihr Metier, ohne jeden höhern Flug, mögen sie von den Universitäten zu der oder der Wissenschaft gedrillt sein. Die wirklichen Talente gehn ja ihren Weg für sich, durch das Gymnasium und durch die Universität, oder neben beiden vorbei, wenn sie sich für den üblichen Trott als unqualifiziert erwiesen hatten. Aber wieviel wirkliches Talent, das den mechanischen Massendrill nicht aushält, wird vorzeitig abgedrängt und geht dem wissenschaftlichen Leben ganz verloren!

Mittelmäßigkeit und Banausentum spielen in den akademisch gebildeten Kreisen dieselbe Rolle, wie auf jedem andern Gesellschaftsgebiet, sie fallen hier nur noch schärfer in das Auge als anderswo, wo man schließlich nicht mehr verlangt, als vorhanden sein kann. Ihre Wurzeln müssen aber bis in das Gymnasium hinabreichen, das doch die Auslese getroffen hat. War nun aber das „Material" wirklich so schlecht, daß es im spätern Leben bei so vielen nur einen so geringen Durchschnittsbildungsgrad ergeben mußte? Nein, es lag doch wohl daran, daß die Schule nur keinen Geist zu vergeben hatte und keinen zu wecken verstand. Müssen nicht die Fähigkeiten der Jugend verkümmern, wo ein gleichgiltiges und liebloses Handwerkertum verdrossenes Tagewerk übt?

Jeder, der mit der Schule und mit Schulmännern in Berührung kommt, weiß es, daß es ernste, in ihrem Beruf aufgehende, ihrem Amt mit Hingebung und Liebe dienende Männer giebt; aber er weiß es auch, daß niemand mit schwererem Herzen auf die vorhandnen Zustände sieht, als gerade diese für ihren Beruf begeisterten Männer. Wieviele geben sich denn überhaupt noch dem Lehrerberuf aus wirklichem innerm Drang hin? Die meisten thun es wohl nur, wie die meisten in den andern wissenschaftlichen Berufen, um gerade hier einen bescheidnen Broterwerb für ihre bescheidne Fähigkeit zu suchen, einen Unterschlupf bei dem nährenden Staat. Ideales Streben ist wenig dabei. Arbeit ist notwendig zum Leben, also hackt man pädagogisches Holz, wenn gerade die Aussicht vorhanden gewesen war, daß sich hier auf diesem Gebiet Arbeitsgelegenheit bieten würde. Wäre nicht gerade bei den Theologen Überfüllung, kostete das Medizinstudium nicht so viel Geld, müßte man bei den Juristen nicht so endlos warten, hätte man sich gescheiter einem dieser Studien zuwenden können. Holzhacken ist es eben schließlich überall. Jedermann weiß, daß solche Erwägungen in neunzig Fällen von hundert den Ausschlag für die Ergreifung eines Berufs geben. Und die Väter lassen es sich ruhig gefallen.

Es ist ihnen gleichgiltig, wem sie ihre Jungen zur Erziehung übergeben. Bekümmern können sie sich ja um die nicht, denn in dem hastigen Erwerbsleben oder in der Knechtschaft des Amtes und des Dienstes haben die meisten mit sich selbst genug zu thun und für ihre Jungen keine Zeit. Leider! sagt jeder in dem Bewußtsein, daß ihm etwas Schönes verloren geht, und vielleicht auch, daß er eine heilige Pflicht verabsäumt. Aber kann er denn anders? Er

muß sich eben auf Schule und Staat verlassen. Freilich sieht er, daß die Karre doch nicht so zu laufen scheint, wie sie laufen sollte. Er erfährt es, was für Leute mit dem Unterricht seines Jungen betraut sind, er sieht, wie die Jugend unter einem wunderlichen und mechanischen Betrieb überlastet wird und ermattet, statt sich fröhlich zu entwickeln — dann schimpft er wohl über die Schulmeisterei im allgemeinen und über den Staat, der nicht richtig eingreift, sondern in vielen Fällen selbst weiter nichts ist als ein wirklicher geheimer Oberbanause. Weiter thut er nichts; er schließt die Augen, legt die Hände gottergeben in den Schoß und läßt die Sache laufen, wie sie läuft. Was kann er denn thun?

Können wir Väter wirklich nichts thun? Ist es nicht unsre Pflicht, uns zusammenzuthun und gegen Zustände Sturm zu laufen, die nachgerade zum Himmel schreien? Ist es nicht unsre erste und höchste Pflicht, unsern Kindern, die die Träger unsers Volkstums werden sollen, die Wege so zu ebnen, daß sie sich fröhlich, frei und gesund entwickeln können, fähig zu selbständigem Handeln, fähig, den von den Voreltern ererbten geistigen Schatz in sich aufzunehmen und zu mehren? Haben wir nicht städtische Vertretungskörper, Landtag und Reichstag? Können wir nicht vor diesen und durch diese unsre Stimme erheben und das erzwingen, was not thut?

Ja, die haben wir freilich. Es ist auch gar keine Frage, daß sie ein offnes Ohr haben würden, denn die Stadtverordneten und die Abgeordneten wissen so gut wie wir, was faul ist; sie sind ja auch Väter und gehören zu uns. Auch die Regierungen werden hinter ihren allbekannten grünen Tischen wohlwollend das Haupt neigen. Sie wissen ja ganz genau, wie es gemacht werden kann. Sie werden das befreiende Wort sprechen, auf das wir mit Spannung harren, sie werden sagen: Thu Geld in deinen Beutel, Rodrigo!

Kein Lehrplan, und wenn er noch so vernünftig, praktisch und auf ideale Ziele zugeschnitten wäre, kann etwas wesentliches erreichen, wenn nicht Verhältnisse geschaffen werden, die seine Durchführung möglich machen. Klagt man jetzt über den mechanischen Betrieb und die Überbürdung der Schüler, so pflegt man zu übersehen, daß die Lehrer nicht minder überbürdet sind und zu einem mechanischen Betreiben ihres Unterrichts geradezu gezwungen werden. Die Klassen werden in den großstädtischen Schulen vollgepfropft, soweit sie sich vollpfropfen lassen — die Schulverwaltung hat ja zunächst das Interesse an der Wissenschaft, wie viel Schulgelderertrag erzielt wird, und Stadtvertretung wie Landtag sind gleichmäßig befriedigt, wenn der Allgemeinheit so geringe Lasten wie möglich aufgebürdet werden —; ist da ein individualisierender Unterricht möglich? Vierzig Jungen als Durchschnitt in einer Klasse, fünfundvierzig oder höchstens fünfzig Minuten Schulstunde, wieviel Zeit hat da der Lehrer für den Einzelnen in der Stunde, in der Woche, im Semester? Es ist ganz unmöglich, daß er zu einem persönlichen Verhältnis zu jedem einzelnen Schüler kommt, daß er verständnisvoll den Einzelnen zu fördern vermag; es ist ganz natürlich, daß ihm die Schülerschaft nur das „Material" ist, das er so gut es geht dem vorgeschriebnen

Ziele zuzutreiben hat. Was dabei ausgleitet, strauchelt und stürzt, kann ihm gleichgiltig sein, wie es ihm gleichgiltig ist, wer das Ziel erreicht. Er arbeitet sein Pensum ab, dafür wird er bezahlt.

Klagt man jetzt über das auch in dem Lehrerstand einreißende Banausentum, so vergißt man, daß man dem Beruf eine Stellung bereitet hat, die ihn wenig verführerisch für strebende Geister macht. Die Söhne der akademischen Kreise wenden sich ja selbst zuletzt dem philologischen Studium zu, nur weil man „Lehrer" werden muß. Es giebt eben kein Ziel mehr für den Lehrer, als die Jahre abzusitzen, die nach und nach zu den bescheidnen Gehaltsverbesserungen führen. Eine andre Veränderung giebt es nicht für ihn. Jahrein jahraus der gleichmäßige angestrengte Dienst, der die Nerven aufreibt und den Körper mürbe macht. Das Lehramt war auch früher nicht leicht, aber früher hatte man doch nicht diese Masse von Schülern vor sich, es war ein Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern vorhanden, bei dem man sich an der Jugend erfrischen konnte; man konnte sich auch freier bewegen bei der Erfüllung seiner Aufgabe. War der Gehalt auch bescheiden, so stand er doch in einem bessern Verhältnis zu der Durchschnittslebenshaltung der Gebildeten, vor allem aber: man konnte aus den engen Grenzen hinausstreben, sie waren für manchen auch der Durchgang zur akademischen Lehrthätigkeit, und jeder hatte den Ansporn zu wissenschaftlichem Weiterarbeiten. Das ist jetzt anders geworden, seitdem die Verwaltungen auf wissenschaftliches Arbeiten ihrer „Angestellten" scheel sehen oder es gar verbieten, und seitdem sich die Universitäten durch eine hohe Scheidewand von den Schulen abgetrennt haben. Daß sie es thun, ist ganz verwunderlich, denn wo haben sie denn ihre natürlichen Wurzeln? Sind sie jetzt unangenehm überrascht davon, daß man sie auf andre pfropfen will, so mögen sie nur an ihre Brust klopfen; sie haben selbst geholfen, den Ast abzusägen, auf dem sie saßen, und wenn sie auch kein andrer Vorwurf träfe, als der, daß sie über der Maulwurfsarbeit des Spezialistentums vergessen hätten, Lehrkräfte zu erziehen, die im Stande sind, humanistisch zu wirken, und daß sie auf anderm Gebiete fortwährend darüber gejammert hätten, daß das Gymnasium den Anforderungen ihrer Wissenschaften nicht genüge, bis es denn gekommen ist, daß ihnen wie der Frau im Märchen die Wurst an der Nase sitzt. Nun möchten sie sie sich freilich wieder wegwünschen. Ist es aber ein Wunder, daß der Lehrerstand unter solchen Verhältnissen allmählich sinkt? Daß sich mehr und mehr nur noch Leute um ihn bemühn, für die er eine Stufe über noch kleinere Verhältnisse hinauf ist, daß jeder, der es kann, vorzieht, sich den freiern und aussichtsreichern Berufen der Juristen, der Mediziner, der Theologen usw. zuzuwenden? Ist es ein Wunder, daß ein Beruf, der auf keine Höhen führt, als auf die des Alters, die Spannkraft verliert und zu einem mechanischen Handwerksbetrieb wird, der seine Erholung nicht mehr in wissenschaftlicher Arbeit sucht, sondern bei Skat und Schafkopf; daß sich seine Jünger durch Schürzenstipendien wenigstens in eine etwas behaglichere Lebenslage zu setzen suchen und sich für die Öde der Woche durch den aus noch für den Doktortitel empfänglichen Spießbürgerkreisen erheirateten Sonntagsbraten trösten?

Es ist gar kein Wunder, wenn so etwas geschieht. Wer hat aber die Hand geregt, zu verhindern, daß es soweit kommen konnte? Man schimpft wohl auf die Schulmeister, aber man läßt es zu, daß das höchste und das wichtigste Amt in Hände gleitet, die nicht berufen sind, es zu verwalten, zum Unsegen der Jugend, die doch unsre Hoffnung ist und unser Stolz werden soll. Und warum? Weil der städtische Haushalt und der Staatshaushalt sich ängstlich vor unnötigen Ausgaben hüten müssen. Denn kommen Stadt und Staat mit Steuerforderungen, dann halten wir empört die Taschen zu.

Es ist zu kläglich, daß man hierin den letzten Grund der unerfreulichen und gefährlichen Zustände erkennen muß. Es ist mehr als das, es ist eine Schande für unsre Gesellschaft. Sind denn unsre Kinder nicht unser Bestes, und ist es nicht unsre höchste Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie in gesunden Schulzuständen aufwachsen, nicht als stumpfgedrilltes „Material" aus der Schule hervorgehn, sondern als ein frohes Geschlecht mit erhobnem Haupt, erfüllt von idealem Schwung, gestählt für den Kampf des Lebens?

Soll das Gymnasium wieder imstande sein, die Jugend höhern Zielen entgegenzuführen, so müssen nicht nur die Lehrpläne beschnitten, auch die Schülerzahl muß verringert werden; keine Klasse darf mehr Schüler haben, als ein den einzelnen Schüler berücksichtigender Unterricht erlaubt. Also stelle man da, wo es nötig geworden ist, neben den einen vollgepfropften Kasten ein weiteres Gymnasium und ein drittes und gebe jedem einen vernünftigen Umfang. Das Schulgeld verdoppele und verdreifache man getrost für die, die humanistischen Unterricht haben wollen, und die ihn bezahlen können — wer einer Erleichterung bedarf, dem kann sie gewährt werden wie bisher —, und fordere das, was darüber nötig ist, von der Allgemeinheit der besser gestellten Klassen, denn der Allgemeinheit werden die Schüler dienen, die auf der Schule gebildet werden, und je sorgfältiger sie gebildet werden, desto bessere Dienste werden sie dem Staate, der Gesellschaft, dem Volke leisten. Das Geld, das die Väter opfern, wird ihren Kindern reiche Zinsen tragen und ihnen selbst das Bewußtsein geben: Ich habe meine Pflicht gethan.

Das Lehramt statte man so aus, daß es wieder ein begehrenswerter Beruf wird, und daß nicht nur Leute aus kleinen, dürftigen Verhältnissen heraus ihn ergreifen, die mit dem engsten Horizont in ihn eintreten und dann natürlich oft die schlimmsten Pedanten werden. Dazu gehört aber vor allem, daß den Lehrern auch wieder die Möglichkeit zum Vorwärtskommen gegeben wird. Das Anciennitätsprinzip muß durchbrochen werden, der Lehrer muß dahin gestellt werden, wo er seine Fähigkeiten am besten verwerten und seine Befriedigung finden kann, und es muß ihm Entlastung gewährt werden können für seine eigne wissenschaftliche Fortbildung. Den Direktoren aber muß ein größerer Einfluß auf die Lehrerwahl gegeben werden, als ihnen an Staatsanstalten gewöhnlich zusteht. Es muß aber auch die Möglichkeit geschaffen werden, Lehrer, deren Untauglichkeit sich herausstellt, aus dem Amt zu entfernen. In welcher Weise das geschehn kann, und ob den Direktoren allein die schwere Verantwortung für einen solchen Schritt zugemutet werden dürfte,

darüber haben die Berufnen zu entscheiden. Solche Forderungen werden auf zuständiger Seite erhoben, und sie werden durchgesetzt werden müssen. Die Möglichkeit des Vorwärtskommens erzeugt überall in den wissenschaftlichen Berufen auch wissenschaftliches Streben; nirgends wird der Durst danach größer sein als in den Lehrerkreisen selbst; der ganze Stand wird wieder auf eine andre Stufe gehoben werden, nach außen und nach innen, wenn ihm freierer Weg gegeben wird. Übrigens sollten sich wohl auch noch andre Wege für ein Weiterstreben öffnen lassen als gerade auf dem engsten Fachgebiet. Man spottet ja längst darüber, daß die Juristen die Mädchen für alles sind auf den praktischen Gebieten, für die sie auf der Universität doch nicht das mindeste lernen; sie verstehn alles und machen alles und greifen jede Arbeit an. Zu manchem, was jetzt Domäne der Juristen ist, wird sich auch die allgemeine Bildung der Philologen eignen.

Den Männern, die jetzt ihre Kraft an die Befreiung und die Hebung des Gymnasiums setzen, wird es hoffentlich gelingen, daß alles in gute Wege geleitet wird. Aber sie haben große Hindernisse zu überwinden; im Innern in dem Schlendrian, der sich nicht stören lassen mag und mit allen Kräften gegenstemmen wird — da wird erst manches absterben müssen, was jetzt noch den Bakel schwingt; nach außen in den materiellen Schwierigkeiten und in der Zaghaftigkeit der Regimente, mit Forderungen an die Steuerzahler heranzutreten. Die Klassen, denen die höhern Schulen zunächst fruchten, können auch die Mittel aufbringen. Mit Leichtigkeit.

Pflicht ist es für jeden, der ein Herz für die Jugend und für die Zukunft unsers Volks hat, beizuspringen und mit allen Kräften zu helfen, wenn jetzt Hand angelegt wird, das Gymnasium zu heben. Man giebt sich mit so unendlich viel überflüssigem Vereinswesen ab. Hier ist einmal ein vernünftiger Zweck. Die Väter und die Jugendfreunde, die Vertreter einer humanistischen Lebensanschauung, sie sollten zusammentreten zu Vereinen zur Förderung des Gymnasialwesens.

Alte und neue Romantik

Gedenkfeiern pflegen nicht nur Menschen zu angenehmen Festen zu versammeln, sie lenken bisweilen auch ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit, und dann entstehn leichte Festschriften oder auch gehaltvollere Arbeiten über längst Vergessenes; wenn sichs aber um das Andenken von Dichtern handelt und dieses mit einiger Stärke auf das zeitgenössische Dichten reflektiert, so bekommen wir außerdem noch eine Dichtung, die dem einen dies, dem andern das bedeuten wird, und die wir auch wohl einmal als Jubiläumslitteratur ansehen dürfen. Wäre nicht nach 1870 der junge Goethe wieder wissenschaftlich erforscht und

lebendig gemacht worden, so hätten sich die jungen Dichter der achtziger Jahre schwerlich als Stürmer und Dränger gefühlt und bezeichnet, und daß ihnen dann weiter noch Symbolisten, Dekadenten oder Neuromantiker gefolgt sind, war kein Bedürfnis unsrer Zeit, die alles andre eher ist als verträumt, müde und romantisch, sondern ein Ergebnis wissenschaftlicher Bemühungen und historischer Rückblicke, Jubiläumsstimmung also, die sich in Dichtung umgesetzt hat. Als im Musenalmanach von 1800 Schillers Lied von der Glocke erschien, wollten sich die Romantiker totlachen: das war alles so feierlich ernst gesagt, so deutlich und ohne eine Spur der romantischen Ironie, für die Schiller der Sinn gänzlich fehlte. Und heute nach hundert Jahren? Schillers Glocke lebt und schwingt und klingt uns hell ans Herz, aber die romantischen Glocken sind längst von ihrem Stuhle herabgefallen, verstummt und versunken, und wenn sie einmal einer wieder anschlägt, so geben sie wohl noch einen Ton und läuten, aber so, wie versunkne Glocken läuten müssen.

„Im Bildungshorizont der obern Zehntausend ist nur noch wenig von der romantischen Dichtung selbst lebendig, und ebenso im Volksbewußtsein nicht mehr viel," heißt es in der Vorrede einer schöngedruckten, stilvoll ausgestatteten Anthologie der romantischen Lyrik: Die blaue Blume (Leipzig, Eugen Diederichs). Und weiter: „Man wird staunen, welche reichsten Schätze echtester deutscher Dichtung hier unbeachtet in den Bibliotheken, diesen Totenkammern des Geistes, zu vermodern begannen, und wie es möglich war, daß fünfzig Jahre vergehn konnten, ohne daß jemand sie wieder gehoben hätte." Wenn wir auch annehmen möchten, daß es zwischen den Zehntausend und dem Volke noch eine mittlere Schicht giebt, der das hier Gebotne nicht ganz so staunenswert neu sein wird, so ist doch jedenfalls soviel richtig, daß Goethe, Schiller, Uhland, Heine oder Rückert uns vertrauter sind als die romantischen Lyriker, und daß diese unsre Teilnahme sicherlich ebenfalls verdienen. Nur hätten die Herausgeber, Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski, ihren Zweck noch besser erreicht, wenn sie sich auf die eigentlichen und in der Litteraturgeschichte so genannten Romantiker beschränkt und nicht das achtzehnte Jahrhundert und eine Menge moderner Dichter (Geibel, Scheffel, Fontane usw.) mit allbekannten Gedichten mit hineingezogen hätten. Dann wären die Hauptdichter, Novalis, Tieck, die Schlegel, Brentano besser zu Worte gekommen, die jetzt doch nur kümmerlich vertreten sind. Was sollen uns dreizehn Gedichte von Heine oder sechs von Rückert, die nicht einmal alle charakteristisch sind? An Stelle der vier Lieder von Schenkendorf hätte besser ein einziges gestanden, das Lied vom Rhein (Es klingt ein heller Klang); es giebt den Mann ganz und ist romantisch wie kein andres. Und, um auch die Jüngsten zu berühren, wenn die Brüder Stöber (von denen übrigens August der ältere war, nicht Adolf) „recht bescheidne Talentchen" sind, warum nehmen sie dann hier mit vier sehr unbedeutenden Gedichten den andern den Platz weg? Gottfried Kinkel endlich hat bisweilen den Ton der Rheinromantik recht gut getroffen, aber der hier mitgeteilte Abschied des Lehnsmannes ist flau und konventionell

und zeigt nichts davon. Es macht uns wirklich kein Vergnügen, die Auswahl noch weiter zu bekritteln; wir wollten nur andeuten, warum sie uns nicht befriedigt hat: sie giebt zu vielerlei und keine Vorstellung von dem Umfang der ältern Romantik, auf die es doch vor allem ankommt. Und nun noch eins. Anstatt einer durchgearbeiteten litteraturgeschichtlichen Einleitung erhalten wir zwei getrennte Essays der beiden Herausgeber, persönlich empfunden und sehr lebendig geschrieben. Das mag modern sein, aber wissenschaftlich ist es nicht, und für den, der Belehrung sucht, sehr unbequem; er will etwas abgeschlossenes, anleitendes, worauf er fußen kann, und bekommt statt dessen den Eindruck, als wären seine Lehrer mit ihren Formulierungen selbst noch nicht ganz fertig und mit sich eins geworden. Übrigens ist Karl von Raumer, von dem ein Gedicht mitgeteilt wird, der Erlanger Mineraloge, der auch eine bekannte Geschichte der Pädagogik geschrieben und einiges aus Augustin übersetzt hat. Dagegen ist der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, über den sich Heine lustig machte („das Raumerchen"), sein Bruder Friedrich, der in Berlin lebte. Wir würden das kleine Quiproquo mit Stillschweigen zugedeckt haben, wenn sich nicht der eine Herausgeber selbst über diesen so unbarmherzig lustig gemacht hätte.

Die Romantiker sind unsrer Teilnahme wert, sagten wir, und darum ist es gut, daß man ihre Jubiläen feiert und sie selbst uns wieder nahe zu bringen sucht. Zwar die litteraturgeschichtlichen Vorlesungen und Aufsätze der Brüder Schlegel sind niemals ganz vergessen worden und stehn noch heute bei den Kundigen in großen Ehren, und auch ihre geistvollen Kunstbetrachtungen hat man in neuerer Zeit wieder gebührend beachtet, die Gespräche über die Gemälde der Dresdner Galerie im zweiten Bande des „Athenäums" (1799, hauptsächlich von August Wilhelm und Karoline Michaelis verfaßt) und die Pariser Kunstkritiken Friedrichs in der „Europa," 1803. Aber das sind Leistungen der Kritik. Mit den eignen Schöpfungen der romantischen Dichter verhält es sich anders. Man warf ihnen von jeher vor, und sie selbst, die sich mit Unterstützung ihrer geistreichen Frauen und Freundinnen gegenseitig reichlich beleuchteten und charakterisierten, haben es einander bescheinigt, daß sie keine wirklichen Dichter seien, weil sie nichts „machten," da doch der Poet ein Macher ist und sein soll. Sie hatten alle eine Abneigung gegen das berufsmäßig geregelte Arbeiten und wanderten, sie hatten Empfindung für alles und griffen vieles an, trugen sich mit Plänen und ließen Programme über alles mögliche in die Zukunft hinausleuchten. Der einzige, der Arbeitslust hatte und die Überzeugung von dem Werte des praktischen Amts für die geistige Vervollkommnung eines Menschen in sich trug, Novalis, starb früh und ist Fragmentist geblieben. Friedrich Schlegel, nächst ihm der gedankenreichste, wurde zuletzt faul und genußsüchtig, und das beste von ihm steckt ebenfalls in Fragmenten und Aphorismen. Vielerlei Kenntnisse also und feinste künstlerische Empfindung, eine Bildung der allerhöchsten Art, aber keine fertige poetische Leistung! Von Tieck, der doch der eigentliche Dichter unter ihnen ist, wird heute keiner mehr ein Drama oder ein Bündel Novellen zu seinem Vergnügen

lesen, außer dem Litterarhistoriker oder dem Dichter, der sich wieder für einen Ritt in das romantische Land ausrüsten möchte. Kurz, es giebt kein großes Ganzes hier, das wir rein und ohne historische Voraussetzungen genießen könnten, wir müssen uns das einzelne Schöne, das noch klingt und erwärmt, aus einer toten Masse heraussuchen, und andres könnte höchstens durch Kenntnisse, die dem Einzelnen verloren sind, wieder lebendig gemacht werden. Sogar in der Lyrik der Romantiker, von der wir ausgingen, wie selten sind da die ganz reinen Naturlaute des Herzens, die gleich, wenn sie zum erstenmal laut werden, eine Anweisung auf die Ewigkeit mitbringen, wie Clemens Brentanos „Es sang vor langen Jahren"; und sehr groß ist auch die Zahl der spruchartigen und erzählenden Gedichte nicht, die ihren Weg in die Welt gemacht haben oder allein ohne Kommentar machen könnten, wie es Verse von Schiller und Goethe gethan haben bis auf den heutigen Tag. Die Romantiker sind reizbar und empfänglich für alles, was sie umgiebt, ihr Sinnesvermögen ist bis ins krankhafte verfeinert und gesteigert. In einem Zwielicht, das für andre Dunkelheit ist, sehen sie noch, oder sie meinen es wenigstens, und darum suchen sie es mit Vorliebe auf. Sie verkehren mit dem Unbegreiflichen und sprechen am liebsten Halbverstandnes, denn die volle Klarheit ist nüchtern wie das Tageslicht oder wie das menschliche Denken, das z. B. nach Novalis nur ein Traum des Fühlens ist, ein erstorbnes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben. Daher kommt ihre Vorliebe für das Märchen, für unbestimmte Umrisse und schwankende Grenzen in den Künsten, für poetische Prosa und malerische Plastik, das Widerspiel also von Lessing. Das ganze Wissen der damaligen Welt berührt an irgend einem Punkte ihr Interesse; sie lehnen es ab oder nehmen es an. Philosophen, Theologen, Naturforscher, Historiker, Sprachkundige und Juristen gehören zu ihrem Kreise; sie sind die Encyklopädisten ihrer Zeit, wenigstens eines kurzen Zeitraums, bis die Anregungen, die sie verbreiten, überall Früchte tragen und sich in strenge, ernste Arbeiten der einzelnen Fächer umsetzen, denen gegenüber sie selbst mit ihren Leistungen dann schließlich als Dilettanten dastehn. Wer sie verstehn will, muß sich wieder in ihre Zeit hineinversetzen; kein einziges ihrer Werke ist populär geworden, aber alle tragen etwas bei zu dem Bilde eines verschwenderisch reichen geistigen Lebens, dessen hohes Ziel der vollkommne Mensch war, und dessen Produkt ein litterarisches Virtuosentum gewesen ist, wie es Deutschland nicht wieder gehabt hat. Gegen den Reichtum an Gedanken, Einfällen und Formen, mit dem man damals um sich warf, ist unsre neuste Romantik kümmerlich, eine Ware aus zweiter Hand, die nur dem neu vorkommt, der die alte Romantik nicht kennt. Wichtiger als Neudrucke ihrer Werke, die ohne weiteres keinen großen Leserkreis mehr finden werden, sind zunächst gute Bücher über die Romantik, vom Standpunkt unsers heutigen Wissens und in einer Schreibart, die ihren Gegenstand lebendig macht. Um es stark auszudrücken, die Umwelt dieser Gedanken und die Art, wie sie entstanden, interessiert uns heute mehr als die fertigen Werke der Romantiker; wenn sie aber außerdem selbst

noch in einer geschickten Auslese aus ihren Büchern und Briefen zu Worte kommen, so mögen einzelne Leser dann weiter wie durch eine Anthologie zu ihren vollständigen Werken hingeführt werden.

Diese Aufgabe ist prächtig gelöst in einem fesselnd geschriebnen Buche von 400 Seiten: Blütezeit der Romantik von Ricarda Huch (Leipzig, Haessel, 1899). Gemeint ist die Frühromantik bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit Jena als Hauptstätte und mit Ausblicken auf Dresden (Tieck) und Berlin (Schleiermacher), bis dahin, wo Novalis stirbt (1801), Fichte und August Wilhelm Schlegel nach Berlin, Friedrich nach Paris gehn, und Schelling Jena verläßt, um bald darauf August Wilhelms Gattin, Karoline Michaelis, zu heiraten. Tieck und die beiden Schlegel werden noch in einem Überblick bis in ihr Alter verfolgt, übrigens aber ist die spätere Entwicklung der Romantik einem künftigen Buche vorbehalten. Die Stimme der Frauen galt bei den Romantikern viel, und davon zu berichten mußte für eine Frau einen besondern Reiz haben. Die Verfasserin hat daraus die Wärme eines lebendigen und höchst persönlich geprägten Ausdrucks gewonnen, ohne der Verlockung zu sentimentalen Oberflächlichkeiten, die hier so nahe lag, nachzugeben. Sie bevorzugt die dämonisch kluge Karoline Schelling gegen Dorothea Veit-Mendelssohn, Friedrich Schlegels Gattin, die eine Güte des Herzens hatte, die „Frau Lucifer" entbehrte, und die doch auch intellektuell höher stand, als sie der Verfasserin erschienen ist, und in der künstlerisch freien Gruppierung der Menschen und Dinge passiert es ihr auch wohl einmal, daß sie Novalis in Dresden sterben läßt anstatt an seinem Amtssitz Weißenfels. Aber das sind Kleinigkeiten. Wenn sie von den Philosophen reden muß, von Kants Ding an sich, oder von dem strengen nüchternen Fichte, der den romantischen Dämmerungsmenschen zu grell und schneidend, Tieck sogar beinahe widerwärtig war, von dem Sprudelkopf Schelling, der ihrem Naturbedürfnis entgegenkam, und weil er sich hier mit Novalis am nächsten berührte, diesen mit den Augen eines Rivalen ansehen mußte: so geschieht das mit der Sachkenntnis des Mannes, aber nicht in der Schulsprache der Philosophen, und darum macht es mehr Eindruck. Die Abschnitte des Buches handeln bald mehr von Menschen: den Brüdern Schlegel, Karoline, Novalis, bald mehr von Sachen: romantischer Philosophie, Liebe und Ironie oder romantischen Büchern. Die Personen werden gezeichnet mit kleinen Zügen, die sich nach und nach zusammenschließen, die weniger bedeutenden auch durch eine einmalige Charakteristik, die sehr schön bei Wackenroder ausgefallen ist; ihre Gedanken und ihre Bücher werden uns immer zunächst in ihrer Wirkung auf die damalige Zeit, also als etwas lebendiges, geschichtlich neues vorgestellt, und von da aus werden wir dann zu Werturteilen geführt und schließlich zu den großen Formeln, dem Zwiespalt unsers Daseins und der Sehnsucht nach dem Fehlenden, der Vereinigung von Fühlen und Wissen, der Menschenbildung und der Poetisierung des Lebens, dem höhern Künstlertum, l'art pour l'art, und was sonst noch alles gerade heute wieder in Vers und Prosa wie aus nie entdeckten Quellen daher rauscht.

Proben der Darstellung zu geben müssen wir uns versagen, die Auswahl würde auch schwer sein, denn eigentlich ist jede Seite gleich schön geschrieben; lieber wollen wir vergleichend ein ebenso anziehendes, erst kürzlich erschienenes Buch hier anschließen: Novalis der Romantiker von Ernst Heilborn (Berlin, Georg Reimer). Es hat etwa den halben Umfang und behandelt natürlich Novalis eingehender als Ricarda Huch, aber doch nicht ihn allein, sondern den ganzen Jenaer Kreis, mit Nachdruck z. B. Fichte, der auf den Studenten Novalis sehr viel Eindruck machte. Heilborn hat ganz umfassende Studien gemacht, ihm stand das Familienarchiv zur Verfügung mit Briefen von so intimer Beschaffenheit, daß ein Teil ihres Inhalts nicht veröffentlicht werden konnte. Sophie von Kühn, die Novalis zu seiner Beatrice idealisierte, war ein viel irdischeres Wesen, als man es sich früher gedacht hat, ihre Familie und ihre Umgebung rücken geradezu in eine bedenkliche Beleuchtung, und der Dichter selbst, „Fritz der Flatterer," bekommt bei dieser Rollenverteilung ebenfalls ein andres Gesicht. Er hat schon vielen den Hof gemacht, ehe er diese neue Geliebte auf ihrem Landsitz kennen lernt, dem Zauberschloß seiner Illusion, und lange bleibt es ungewiß, ob sie ihm mehr sein wird als ein vorübergehender Zeitvertreib. Erst als sie krank wird und es scheint, daß er sie verlieren muß, wird sein Gefühl heftige Sehnsucht, und aus dieser neuen Stimmung geht die Frühverklärte hervor, mit der er nach ihrem Tode (1797) im Geiste weiterlebt. Nach anderthalb Jahren verlobt sich der Schwindsüchtige mit einem Mädchen ohne Herz, der er wieder alle Vollkommenheiten andichtet, Julie und Sophie fließen in eins zusammen, und in mystischer Beschauung und aufflackernder Sinnlichkeit, in Todessehnsucht und dem Verlangen nach irdischem Liebesdienst verzehrt sich sein jetzt nur noch kurzes Leben. Eine Natur voller Gegensätze deckt sich vor uns auf. „Wie der erste Brief in der Lucinde, Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander," sagte Dorothea Veit von ihm, und während die andern meinten, seine Krankheit hätte ihn nur verändert, urteilte sie: „Gemein **wird** man nicht, das wird einem angeboren." Niederschläge des Unedeln also, die sich in seiner Erscheinung sehr bemerkbar gemacht haben müssen. Friedrich Schlegel fand ihn gegen früher merklich geändert. Sein Gesicht sei länger geworden und winde sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut von Korinth, mit den Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten. Aber dieser Geisterseher war zugleich ein guter Verwaltungsbeamter, der auf praktische Erfindungen sann, auf Doppelfenster, künstliche Bewässerung und allerlei Verbesserung des Landbaus. Seiner Phantasie, die lange nicht so weit flog wie die Tiecks oder gar E. Th. A. Hoffmanns, stand ein nüchterner Verstand beobachtend und zügelnd gegenüber; sein Ofterdingen ist zum größten Teil Verstandeswerk. Ein scharfsichtiger Kritiker, der sich selbst zur Ruhe mahnt und dann mit überanstrengten Nerven weiter eilt. Willensstark und alles seiner eignen Kraft zutrauend, möchte er die Natur erziehn und moralisch machen, sie als Mittler zu ihrem Ziele führen, zu Gott, und dabei fühlt er sich doch

an ein Schicksal hingegeben und gebunden, als ein Teil der Natur, des Universums, wie man schon damals am liebsten sagte. In der Natur aber ist ihm das Hinsterben größer als das Aufblühen, der Herbst besser als der Frühling, denn Tod ist das Ziel des Lebens; irgendwo schießen wir in dem Augenblick an, wo wir hier verschwinden, und das Wandern ist ein Bleiben in der Heimat. Nun kommen die krankhaft gesteigerten Vorstellungen von der Wollust der Selbstvernichtung im Sterben, wozu das Kranksein eine Vorstufe ist, ein „menschliches Vergnügen." Die große Natur verschlingt alles, was lebt, ihr Fressen und Verdauen ist der Grund aller Veränderung; die Verwesungsstoffe werden Gegenstand liebevoller Betrachtung. Also ganz wie bei unsern Dekadenten. Novalis kann am besten produzieren, wenn er sich mit andern unterhält, und seine Schreibart ist die des Sprechenden: er interpungiert mit Gedankenstrichen, und seine Prosasätze sind oft nur Gedankensprünge. Aber in Versen spricht er die innere Sprache des Gemüts, die keinen Zweiten nötig hat, und für die seiner Stimmung natürlichste Form erklärt er selbst das Märchen.

Dieses Gegensätzliche in Novalis Wesen ist darum wichtig, weil es das Unbestimmte, Schillernde in der Romantik überhaupt erklärt, da ja er ihr eigentlicher Mystagog war. Wir möchten, heißt es bei Tieck, der fremden Seele erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist, und unsre Gemälde erscheinen dem kältern Geiste wie Mißgeburten; unsre Seele liegt in unserm Körper wie ein armer Gequälter im Stier des Phalaris, und ihr Schreien verwandelt sich für die Menge draußen in belustigende Töne. Die Romantiker kannten sehr wohl das Erfordernis einer festen, klaren Form, aber praktisch fehlte ihnen die Kraft und auch der Wille dazu; es wäre ja dann um ihre Kunst geschehn gewesen. Ihre Zukunftskunst, die, wie Ricarda Huch offenbar mit Wohlgefallen bemerkt, „eine poetische Prosa oder prosaische Poesie sein muß. Denn wie könnte man sich verhehlen, daß die Poesie mehr und mehr von der Prosa verdrängt, daß aber diese dafür immer poetischer wird!" Ja noch mehr, man könne beobachten, wie die bewußte Poesie Musik und die unbewußte Musik Poesie werden wolle; einstweilen könne man sich nur ein visionäres Traumbild davon machen, wie das erscheinen und wirken könnte, was man vielleicht in unendlicher Zeit Kunst nennt, und zwar eine, sodaß „jede Einzelkunst sich willig der allgemeinen hingiebt, ohne daß sie doch die Kraft verlöre, sie selbst zu sein. Schon aber deuten alle Zeichen darauf hin, daß auch hier das bewußte Chaos am Ziele der Entwicklung steht." Heilborn nimmt diese Universalkunst weniger feierlich: die gefährliche Verkuppelung der Poesie an die Musik hätte sich an der romantischen Dichtung gerächt, und Novalis hätte wie Richard Wagner eine Bereicherung durch ein Bündnis der Künste erstrebt, die thatsächlich eine Verarmung bedeute. Ganz sei jedoch dieser Universalitätstrieb nicht für die Dichtung verloren gegangen, denn unsre Naturempfindung sei durch die Romantiker, insbesondre durch Novalis verändert und vertieft worden, das zeige unsre Dichtkunst und unsre Malerei. „Eine

Landschaft soll man fühlen wie einen Körper," sagte Novalis. Wenn wir uns in sie hineinversetzen, so wird sie zu einem innern Erlebnis, einem état d'âme: wir sehnen uns nach der blauen Ferne und suchen die vertrauliche Dämmerung des Abends. Alles das hat uns aber ja auch schon Goethe gedeutet. Die Träume der Romantiker, findet Ricarda Huch, hätten sich in Böcklin erfüllt: „auch darin ist er der Künstler, den sie prophezeiten, daß er Maler, Musiker und Dichter zugleich ist; das Ziel des modernen Künstlers ist, den Geist mehrerer Künste in einer zu umfassen und auszudrücken." Wir brauchen diese Äußerungen, die wir nicht vermehren wollen, nicht zu glossieren. Man sieht leicht, daß sich die Geschichtschreiberin der Romantik dieser selbst verwandter fühlt als der Biograph des Novalis. Sie sieht mehr blau oder färbt rosa. Er ist kritischer und hat eine deutlichere Empfindung für das Dekadente in der Romantik. Seine Analyse des Heinrich von Ofterdingen ist ein Meisterstück in der Abwägung von Mängeln und Vorzügen, und in dem letzten Kapitel seines Buches, da wo er über die unvermeidliche Auflösung der Frühromantik, die äußere der Freundschaften und die innere der Anschauungen und Lehrsätze handelt, giebt er ein klares Bekenntnis: Man kann das Leben und die Wirklichkeit der Kunst nicht unterordnen, nicht den künstlerischen Maßstab zum Maßstab aller Dinge machen. Die Sehnsucht darf nicht dem Verstand diktieren. Die Phantasie soll nicht die Führerrolle in Leben und Wissenschaft, auch nicht in der Kunst, sogar da nicht, übernehmen. Die Romantik aber hatte eine Beeinflussung des Zeitgeistes nach der Richtung gebracht, die in Gefahren führte: eine Verleugnung der That, ein Zurückschrauben der Kultur. Die große Vorbereitung auf die Schlacht bei Jena.

Heilborns leicht geschriebnes Buch beruht auf einer schweren Vorarbeit, einer Ausgabe von Novalis Werken in zwei Bänden (ebenfalls im Reimerschen Verlage erschienen), der ersten wissenschaftlichen, die wir haben. Tieck gab in der seinen vor hundert Jahren, was er hatte und wie er es konnte. Heilborn hat alle noch vorhandnen Handschriften benutzt und die frühern Drucke verglichen, vieles neu gefunden, alles kritisch geprüft und die stark vermehrten Fragmente chronologisch, soweit es möglich war, geordnet. Sie sind ja der wichtigste Teil der Werke von Novalis. „Aus ihnen hat besonders die Jugend bis in unsre Tage hinein eine tiefere und ernstere Lebensansicht und zwar weit unmittelbarer geschöpft als aus den besten poetischen Werken unsrer größten Geister, und sie werden diese Wirkung auch noch auf längere Zeit hinaus zu äußern imstande sein." Seit dies der geistvolle Vilmar in seiner Litteraturgeschichte*) schrieb, zum erstenmale 1844, ist eine neue Romantik entstanden, erst in Frankreich, dann auch bei uns, ernst und tief ist sie zwar

*) Sie hat dieses Jahr ihre fünfundzwanzigste Auflage erlebt, und zwar ohne Abbildungen. Wie viele wären es wohl, wenn die Elwertsche Verlagshandlung in Marburg sie beizeiten nach bekannten Mustern hätte illustrieren lassen! Aber es ist besser so. Wir empfehlen das edle Buch mit seiner vortrefflichen Fortsetzung von Adolf Stern allen, die es noch nicht kennen.

nicht immer geblieben, aber Novalis ist nie vergessen worden, und Heilborn ist überzeugt, daß das Interesse für ihn noch dauernd zunehmen und sich vertiefen wird. Wer mit einiger Kenntnis der modernsten Romantik zum erstenmale in diesen Fragmenten blättert, wird überrascht sein und erstaunt, was alles da schon steht. Die ganze Kunstlehre der Romantik, eine zusammenhängende Weltanschauung, um deren willen Novalis in die Geschichte der Philosophie gehört, außerdem noch umherflatternde Beobachtungen und Kenntnisse über einen weiten Umkreis, und dieser Encyklopädist hat nicht ganz neunundzwanzig Jahre gelebt und die letzten in quälender Krankheit zugebracht. Die moderne Romantik hat ihren Leibphilosophen Nietzsche (den freilich die wirklichen Philosophen nicht zu ihresgleichen rechnen); er berührt sich manchmal mit Novalis (wovon in den Grenzboten 1898, IV, S. 111), aber die Unterschiede zwischen beiden sind stärker. Der deutlichste ist, daß der eine seine Mitmenschen liebt, und der andre sie verachtet. Novalis wird also insbesondre auch neben Nietzsche nützlich wirken, wie neulich in unserm zweiten Hefte Seite 100 „die edle Thorheit des frommen Tolstoi als Gegengift" empfohlen wurde, und diese ausgezeichnete und gut gedruckte Ausgabe wird dazu weiter anregen.

Heilborn schlägt einmal eine Brücke zu Mallarmé und Maeterlinck von einem Fragment aus: „Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation, wie Träume. Gedichte, bloß wohlklingend und voll schöner Worte, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen." Von Maeterlinck sind bei Eugen Diederichs in Leipzig in der gewohnten feinen Ausstattung und guten Übersetzung drei ältere (d. h. aber erst von 1891 und 1894) Marionettendramen („Mystische Spiele," sagt die Übersetzung) erschienen: Die sieben Prinzessinnen; Alladine und Palomides; Der Tod des Tintagiles. Alle drei stehn bei unsern Symbolisten in einem Ansehen, das dem naiven Leser von gewöhnlicher Reizbarkeit nicht ohne weiteres verständlich sein wird; das letzte hat man sogar bei uns hie und da mit Beifall über die Bühne gehn lassen, vor Zuhörern, die sich dann einander eine ausnahmsweise feine Sensation bezeugen konnten. Gehandelt wird in diesen Dramen nicht. Die Personen sind alt, krank, gelähmt oder auch beinahe gestorben, mindestens müde und verträumt. Sie stehn unter einem angstvollen Druck, dessen Ursache nicht klar ist. Sie sehen wie durch blinde Fensterscheiben oder in die Dämmerung und glauben dann etwas zu bemerken, wovon sie Worte machen. Manchmal erzählen sie auch, was sie gehört haben, aber sie wissen nicht, wer es ihnen mitgeteilt hat: „ich meine, ich glaube, denn sicher weiß ich nicht, ob es überhaupt jemand sagte." Und die andern verstehn sie nicht: „sagtet ihr etwas? wir hörten es, aber genau hörten wir nicht, ob ihr etwas sagtet." Das sind nur schwache, simple Umschreibungen, Zusammenfassungen eines Luxus von Umwegen, auf denen sich diese indirekte Wahrnehmung ergeht, ohne doch zuletzt bei etwas anzulangen. Denn Seelenzustände sind interessanter

als offenkundige und wirkliche Dinge. Diese sind für jedermann, jene ein Genuß für die Auserwählten, den sich unsre Leser nun mit Hilfe dieses hübschen Bändchens verschaffen können.

Novalis war ein Lieblingsschriftsteller von Carlyle. Auch diesen hat Maeterlinck auf sich wirken lassen, namentlich in seinem „Schatz der Armen," einer Abhandlung oder besser einer Reihe von Betrachtungen, auf die wir früher hingewiesen haben (1899, II, S. 335), aber es ist der äußerliche Carlyle, der weitschweifende, monologisierende, der da nachgeahmt und übertrieben wird. Was hätte wohl Carlyle zu diesen Marionettendramen Maeterlincks und ihren Figuren gesagt, wenn er sie hätte erleben können? Wären sie ihm nicht vorgekommen wie die Leute am Toten Meer, von denen er in Past and Present nach einer islamitischen Sage erzählt, die nicht den richtigen Gebrauch von ihren Seelen machten und zur Strafe dafür sie verlieren mußten? Sie sitzen nun da, zu Affen verwandelt, und demonstrieren einander bis auf den heutigen Tag in unartikulierten Lauten, daß alles ungewiß und unverständlich, und daß die Wirklichkeit Einbildung sei, und dazwischen kommt ihnen dann wohl noch bisweilen ein verworrnes Halbbewußtsein, daß sie einstmals auch eine unsterbliche Seele hatten.

Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

6

Keine andre Errungenschaft der letzten Jahre ist für die Eifel von so entscheidender Bedeutung geworden wie die vor nicht zu langer Zeit eröffnete Bahnlinie St. Vith-Prüm-Daun-Mayen. Sie hat eine völlige Verschiebung der wirtschaftlichen Interessen der mittlern Eifel herbeigeführt und die Kreise Prüm, Bitburg und Daun, die früher ausschließlich auf den Verkehr nach Luxemburg und dem Moselthale hin angewiesen waren, ganz oder doch teilweise in Verbindung mit der großen Völkerstraße des Rheins gebracht. In dieser Bahnlinie ist dem Lande eine Lebensader entstanden, durch die Handel und Wandel, ja sogar ein gewisser Wohlstand in die ursprünglich ärmsten Gegenden der Eifel einströmen.

Die Strecke St. Vith-Prüm ist die reizloseste. Unermeßliche Flächen Ödlands ziehn sich von den Höhen der Schneeeifel nach Süden. Von der Station Bleialf an folgt die Bahn fast ausschließlich Thälern, die zum Stromgebiet

der Mosel gehören und ihre krystallklaren Gewässer nach Süden senden. Wenn der Zug einmal auf der Strecke hält, kann der Reisende vom Coupéfenster aus die Forellen an der besonnten Oberfläche des Wassers spielen sehen. Nur an vereinzelten Stellen bemerkt man Spuren von Ackerbau, dagegen sind die Wiesen dank der eifrig betriebnen Meliorationen durchgängig in gutem Zustande. Das breite Thal des Prümflüßchens verengt sich plötzlich; die Uferberge bewalden sich und umschließen wie ein grüner Mantel die freundliche Stadt Prüm, deren mächtige Abteikirche schon in weiter Ferne sichtbar wird.

Der Geschichtskenner wird Prüm nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht betreten. Es gehört ja zu den ältesten Kulturstätten des westlichen Deutschlands. Mitten in unbewohnter Wildnis hatte im Jahre 720 eine fromme Dame, Bertrada von Mürlebach, zum Heile ihrer Seele ein Kirchlein mit einigen Mönchszellen erbaut, das sich bald zu einem der reichsten und einflußreichsten Klöster des Abendlands entwickelte. Bertradas Enkelin, Bertha, heiratete den fränkischen Hausmeier Pipin, und dieser wußte seiner Dankbarkeit gegen Gott für seine Erhebung auf den Königsthron nicht besser Ausdruck zu geben, als durch reiche Schenkungen, mit denen er das junge Kloster bedachte. Umfangreiche Neubauten entstanden, konnten jedoch erst unter der Regierung seines Nachfolgers, Karls des Großen, durch Papst Leo III. in Gegenwart von dreihundertundsechzig Bischöfen am St. Annentage 799 eingeweiht werden. In ihrer Blütezeit besaß die Abtei nicht weniger als zweihundert Städte, Dörfer und Burgen in der Umgegend, in der Pikardie, in Holland, Jülich, Limburg, Luxemburg, Kurköln, Kurtrier und dem Hochstift Speier. Der märchenhafte Reichtum des Klosters an goldnen und silbernen Geräten, Edelsteinen und kostbaren Stoffen lockte zweimal die Normannen an, die mit Feuer und Schwert das Land verwüsteten, die Konventualen erschlugen und unermeßliche Schätze mit sich fortführten.

Für den Wert des köstlichsten Klosterbesitzes, der Sandalen des Erlösers, hatten die rauhen Söhne des Nordens freilich kein Verständnis, und so blieb denn der Stiftung dieser unschätzbare Talisman erhalten, der immer neue Reichtümer herbeizog. Man muß den Mönchen von Prüm den Ruhm lassen, daß sie von ihren Gütern keinen schlechten Gebrauch gemacht haben. Jahrhundertelang war die Abtei eine Hochburg mittelalterlicher Gelehrsamkeit. Gerade die ergiebigsten Quellen zur Geschichte des Frankenreichs führen bis in die Zellen von Prümer Mönchen zurück. In den Herbsttagen des Jahres 855 war die Abtei der Schauplatz eines weltbewegenden geschichtlichen Ereignisses, dessen Verlauf das ganze Abendland mit Spannung verfolgte. Am 23. September erschien, von großem Gefolge umgeben, ein greiser Reiter vor dem Portale und begehrte Einlaß. Seine gebeugte Gestalt, mehr noch sein von Leidenschaften und Kummer gezeichnetes Antlitz verrieten, was in der Seele dieses Mannes vorging. Es war Kaiser Lothar I., der einst, von unersättlicher Habsucht getrieben, den eignen Vater vom Throne gestoßen und zu der schmachvollen Kirchenbuße von Soissons gezwungen hatte und nun, müde von dem langen

Bruderkriege und den Mißerfolgen einer mit blinder Willkür geführten Regierung und gepeinigt von Gewissensbissen, der Krone entsagend, in Prüm seinem Tode entgegensehen wollte. Noch an demselben Tage fielen Haar und Bart des kaiserlichen Büßers unter der Schere des Abtes, und den siechen Leib umhüllte statt des gewohnten Purpurs das rauhe Kleid des Benediktinerordens. Aber es war, als habe der Himmel dem gekrönten Sünder keine Zeit zu Gebet und Geißelung lassen wollen: schon am 29. September starb er in seiner Zelle. Seinem Wunsche gemäß bestattete man ihn in der Mitte des Chores der Abteikirche, der er reiche Stiftungen und große Schätze an Gold und Kleinodien zugewandt hatte. Die Reste seiner Gebeine fand man zusammen mit vier eisernen Schlüsseln und andern Metallteilen im Jahre 1860 wieder auf. Sie haben eine würdige Ruhestätte in dem von Kaiser Wilhelm I. gestifteten prächtigen Sarkophage erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß eine Abtei von der Bedeutung und dem Reichtum Prüms die Eifersucht und den Neid der benachbarten Kirchenfürsten wachrufen mußte. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde denn auch von Trier aus der Versuch gemacht, das Kloster samt allen seinen Besitzungen zu dem Gebiet des Erzbistums zu schlagen, doch wußten sich Abt und Mönche mit Hilfe der Päpste diesem Ansinnen noch lange erfolgreich zu widersetzen, bis endlich, im Jahre 1576, unter Zustimmung von Kaiser und Papst die Vereinigung der Abtei mit Kurtrier vollzogen wurde. Diese „Union," wie es in den Akten heißt, war keineswegs eine bloße Formalität, sie brachte vielmehr dem Erzbischof als dem Administrator des Klosters eine Jahreseinnahme von 36000 Reichsthalern ein. In Prüm vermochte man den Verlust der politischen Selbständigkeit nie zu verschmerzen. Noch im Jahre 1716 veröffentlichte der Prior Cosmas Knauf eine Protestschrift gegen den Trierer Stuhl, für die er durch eine lange Haft auf dem Ehrenbreitstein büßen mußte. Aber eine Wirkung scheint das Opusculum des würdigen Herrn doch gehabt zu haben. Man besann sich in Trier plötzlich darauf, daß die schöne Summe, die man alljährlich aus Prüm zog, auch zu einer Gegenleistung verpflichte. So ließ denn Kurfürst Franz Ludwig in den Jahren 1721 bis 1730 den Mönchen eine neue Kirche, und sein Nachfolger, Franz Georg, seit 1748 ein neues Kloster bauen, ohne daß beide jedoch die Mittel zur würdigen Ausschmückung des neuen Gotteshauses erübrigen konnten. Der in großen Dimensionen aufgeführte Barockbau wurde, nachdem das Kloster 1801 von den Franzosen aufgehoben worden und 1815 an Preußen gekommen war, der Gemeinde als Pfarrkirche überwiesen, die Abtei selbst einer Sekundärschule eingeräumt, aus der sich später eine höhere Bürgerschule und neuerdings ein Gymnasium entwickelt hat. Die Ausschmückung der Kirche übernahm die Gemeinde selbst, indem sie die Kosten durch einen „Groschenverein" aufbrachte, dessen Mitglieder sich durch Unterschrift zur wöchentlichen Zahlung einer kleinen Summe verpflichteten.

Bei meinem Besuche in Prüm stand die schmucke Landstadt im Zeichen

großer Ereignisse. Die Herbstmanöver, die gerade in der Gegend stattfanden, hatten dem Orte Einquartierung gebracht, und da zufällig Sonntag war, sah ich Bürger und Soldaten in gemütlicher Unterhaltung durch die Straßen schlendern und den schönen Platz vor der Abteikirche auf das erfreulichste beleben. Außerdem fand an dem Tage in Prüm die jährliche Generalversammlung des Eifelvereins statt, die eine große Anzahl von Festgästen aus der Nähe und der Ferne herbeigezogen hatte. Stattliche Herren, denen man ihre Freude an der Heimat ansah, und schöne Damen in festlichem Putz brachten in das fröhliche Getriebe einen Zug von großstädtischer Eleganz. Man saß „im Stern“ beim Festmahle, und die dienstbaren Geister des Hauses hatten alle Hände voll zu thun, um für die Bewirtung und Bedienung so vieler zu sorgen. Als Unbeteiligter durfte ich unter solchen Umständen auf Speise und Trank nicht rechnen und mußte froh sein, daß man mir im Wirtsgarten unter den Fenstern des Festsaales ein Plätzchen gönnte, von dem aus ich das heitere Treiben ungestört beobachten konnte. Hinter mir, im Saale, klangen die Gläser, vor mir, wo Ordonnanzen unter den Bäumen den Tisch gedeckt hatten, tafelten die Offiziere, und neben mir that sich eine Musikkapelle, die bei den Tischreden regelmäßig mit ihrem Tusch zu früh einfiel, am goldnen Gerstensafte gütlich. Also umbrandet von den Wogen des Genusses saß ich wie ein Tantalus einsam und vergessen auf meiner Bank, wehmütig der schönen Zeit gedenkend, wo man im Kloster drüben auf der andern Seite des Platzes ohne sonderliche Anstrengungen tausend Besucher fürstlich zu bewirten vermochte. Für Hunger und Durst entschädigten mich freilich einigermaßen die heitern Vorträge der Kapelle und die Toaste der offiziellen und nicht offiziellen Redner. Sehr hübsch war die Ehrung, die der Direktor des Gymnasiums für den Eifelverein veranstaltet hatte. Während des Mahles stellte sich der Gymnasialchor im Garten auf und stimmte eine Anzahl trefflich vorgetragner Gesänge an, die ihre Wirkung auf die Hörer nicht verfehlten. Der neue Vorsitzende des Vereins, Herr Generalmajor von Voigt, dankte den Schülern in einer kurzen Ansprache für ihre Leistungen und legte ihnen ans Herz, treu zu Kaiser und Reich zu stehn und ihrer schönen Heimat nie zu vergessen.

Am Bahnhofe war ich Zeuge einer andern Szene, die auf diesem historisch denkwürdigen Boden die Bilder militärischen Lebens und bürgerlicher Festesfreude auf das glücklichste ergänzte. Dort erwartete der Klerus von Prüm die Ankunft des Trierer Bischofs, der seinen Besuch zur Visitation des bischöflichen Knabenkonvikts angemeldet hatte. Wie man mir sagte, erfreut sich Prüm seiner besondern Vorliebe. Ob der Hüter des berühmtesten unter den einundzwanzig heiligen Röcken wohl deshalb eine Hinneigung zu der alten Klosterstadt im Eifellande empfindet, weil hier die Sandalen des Heilandes aufbewahrt werden? Der Zug fuhr ein, und Dr. Korum entstieg mit seinem Weihbischof dem Coupé. Beide Herren unterschieden sich nur durch die grünen und die violetten Schnüre am Hute und das goldne Kreuz auf ihrer Brust von den Geistlichen, die sich zu ihrem Empfange eingefunden hatten. Die

stark markierten Züge des Bischofs zeigten den Ausdruck freundlicher Herablassung und das stereotype Lächeln, das man so häufig bei Männern findet, die sich durch eigne Kraft aus niedrer Sphäre zu einer Stellung von einiger Bedeutung emporgeschwungen haben. Die am Bahnhofe versammelte Menge lüftete schweigend den Hut und machte den Herren, ohne nachzudrängen, ehrerbietig Platz, als sich diese nach kurzer Begrüßung der Prümer Geistlichkeit zu den bereitstehenden Kutschen begaben. Bei diesem Anblick fiel mir so recht der Unterschied zwischen uns Deutschen und den Italienern auf. Ich hatte vor einigen Jahren einer ähnlichen Szene in Neapel beigewohnt. Der allerdings außerordentlich beliebte Erzbischof von Neapel, Sanfelice, kehrte von einer Reise zurück. Wo er erschien, strömte die Menge zusammen, die Männer warfen die Hüte in die Luft und schrieen aus Leibeskräften Evviva! während die Frauen Hände und Gewand des Kirchenfürsten mit Küssen bedeckten. Dort glühende Begeisterung, hier kühle Ehrfurcht, dort schwärmerische Verehrung der Persönlichkeit, hier anerzogner Respekt vor der hohen Würde.

Prüm, an diesem Tage in dreifachem Sinne eine Feststadt, lag hinter mir, und ich muß gestehn, daß sich die Öde der Landschaft nach den mannigfachen Eindrücken des Nachmittags doppelt fühlbar machte. Wo bei dem ansehnlichen Dorfe Müllenborn die Bahn eine südöstliche Richtung einschlägt, ändert sich wie mit einem Schlage der Charakter der Gegend: ein breites Thal thut sich auf und gewährt dem Reisenden eine Reihe prächtiger Durchblicke auf Berge von seltsamer Formation, von denen einzelne wie mit Burgtrümmern und verfallnen Türmen gekrönt erscheinen. Es sind echte Dolomitbildungen, ihren berühmten Vettern in Tirol auch darin ähnlich, daß sie beim Sonnenuntergang in violetten und rosenroten Tönen glühen. Ich kam gerade zur rechten Zeit, dieses unvergleichliche Schauspiel zu genießen. Auf den Wiesen unten im Thale lag ein zartblauer Nebelschleier, der Tannenwald zu meiner Linken ragte wie eine schwarze Wand zum klaren Abendhimmel empor, und ganz im Osten, wo sich das Panorama schloß, strahlte mir der Farbenzauber eines zweiten Rosengartens entgegen. Leider war das herrliche Phänomen nur von kurzer Dauer. Als ich nach Zurücklegung einer größern Bahnkurve wieder ans Fenster trat, sah ich nur noch eine Reihe düsterer Felshäupter vor mir liegen.

Obwohl es schon stark zu dämmern begann, vermochte ich die schöne Lage Gerolsteins bei meiner Ankunft noch ganz zu überschauen. Der ausgedehnte, sehr saubre Ort zieht sich vom Ufer der Kyll bis zum Fuße des steilen Schloßbergs hin, überragt von den Trümmern der Burg, die sich eine Seitenlinie des Geschlechts Blankenheim=Manderscheid im zwölften Jahrhundert erbaut hatte. Von allen Eifelstädten, die auf Fremdenverkehr angewiesen sind, hat Gerolstein vielleicht die günstigsten Aussichten für die Zukunft. Der Name des Orts ist, worauf in unsrer Zeit soviel ankommt, durch Offenbachs „Großherzogin" der ganzen Welt bekannt und geläufig, die trefflichen Mineralwässer, unter denen „Schloßbrunnen" und „Sprudel" obenan stehn, werden nach allen

Ländern des Erdballs versandt und locken alljährlich zahlreiche Leidende zur Trink- und Badekur an ihre Quellen, die herrliche Umgebung endlich bietet Erholungsbedürftigen Gelegenheit zu nähern und weitern Spaziergängen. Überdies ist die Gegend in historischer, geologischer und botanischer Hinsicht so bemerkenswert wie kaum eine andre des ganzen Eifelgebiets. Es scheint fast, als hätten die Gewalten, denen die Oberfläche unsrer Erde ihre Gestaltung verdankt, an dieser Stelle eine schematische Darstellung ihrer mannigfaltigen Wirksamkeit geben wollen. Gebirgszüge aus Grauwacke, Buntsandstein und fossilienreichem devonischem Kalk treffen hier zusammen und werden von Eruptivgesteinen, Laven und Basalten, durchbrochen. So kommt es, daß wir die größten Gegensätze der Schöpfungsgeschichte: Krater und Tropfsteinhöhlen in nächster Nähe finden. Als Kuriosum sei auch die berühmte Eishöhle bei dem Dörfchen Roth erwähnt, eine von Buchen beschattete Mühlsteingrube, in der das im Winter einfließende Wasser zu Eis gefriert und auch im heißesten Sommer nicht vollständig wieder auftaut. Aus dieser Höhle bezogen die Kölner Kurfürsten lange Zeit das Eis für den Bedarf ihrer Hofküche.

Den schönsten Blick auf Gerolstein genießt man von der Munterley, einem steilen Dolomitfelsen auf dem rechten Ufer der Kyll. Als ich den beschwerlichen Aufstieg unternahm, deckte das Thal zu meinen Füßen schon tiefes Dunkel. Hie und da glühte noch eine ferne Bergkuppe im letzten Abendscheine. Die Lichter Gerolsteins blinkten freundlich zu meiner einsamen Warte herauf, und rechts, über den Hütten des Fleckens Sarresdorf, zeichnete sich der spitze Gipfel der Auburg wie der Turm eines Gespensterschlosses gegen den lichten Abendhimmel ab. Auf dem Rückwege vergaß ich nicht die tausendjährige Linde zu besuchen, die, von hübschen Anlagen umgeben, am Fuße der Munterley wie ein König des weiten Thals thront. Sie ist vom Wipfel bis zur Wurzel noch kerngesund und unterscheidet sich durch den herrlich gewachsenen Stamm und die gewaltige volle Krone vorteilhaft von den historischen Linden, die man an vielen Orten unsers deutschen Vaterlands als vegetabilische Ruinen antrifft.

Von Gerolstein bis Daun behält die Landschaft ihren großartigen Charakter. Neben den Tannenwäldern erscheinen jetzt auch Buchenhaine und hie und da gemischter Niederwald. Wo die Bahn das Kyllthal verläßt und die hohe Wasserscheide zwischen Kyll und Lieser überschreitet, grüßen hinter dem Dorfe Pelm aus düsterm Forste die Trümmer der Kasselburg mit ihren zinnengekrönten Mauern und hohen Türmen. Dann geht es an Lavafeldern vorüber weiter ins Thal der Lieser. Hier liegt auf hohem Bergesrücken das alte Städtchen Daun mit den spärlichen Resten eines Herrenschlosses, der Stammburg des berühmten Geschlechts, zu dessen letzten Sprossen der österreichische Feldherr, Graf Leopold Josef Maria von Daun, der Sieger von Kollin und Hochkirch, gehört. Der Ort ist uralt und, wie schon der Name (dunum = Zaun) sagt, keltischen Ursprungs. Zur Römerzeit lag auf dem Burgberge ein Kastell, das sich, nach der langen Reihe der dort gefundnen Kaisermünzen zu urteilen,

gegen 350 Jahre gehalten haben muß. Die Herren von Daun werden zuerst im Jahre 731 genannt; um das Jahr 1000 saß einer von ihnen als Erzbischof auf dem Trierer Stuhle, ein andrer war um dieselbe Zeit Abt von Prüm. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Herren von Daun mit dem Marschallamte von Luxemburg belehnt, scheinen aber bald darauf in der Hauptlinie ausgestorben zu sein. Hundert Jahre später taucht ein Ägidius von Daun auf, der, anfangs Domherr zu Trier, bald das Brevier mit dem Schwerte vertauschte und sich zu einem Raubritter größten Stils ausbildete. Er zog gegen Trier, Jülich und endlich, unter den Fahnen des Königs Johann von Böhmen, gegen den Kaiser Ludwig den Bayer zu Felde, wurde aber schließlich von der vereinigten kurtrierischen und kurkölnischen Streitmacht besiegt und seiner Burg beraubt. Nachdem im beginnenden fünfzehnten Jahrhundert auch die Seitenlinien erloschen waren, nahm ein andres Geschlecht Namen und Wappen der Familie an, fügte dem Wappen jedoch die französischen Lilien ein und erlangte im Jahre 1655 die Erhebung in den Reichsgrafenstand. Seitdem spielten die Grafen von Daun am kaiserlichen Hofe eine Rolle, verloren jedoch jedes Interesse an der heimatlichen Burg, die im Dreißigjährigen Kriege übrigens größtenteils zerstört worden war. Von der einst sehr bedeutenden Anlage haben sich nur die Umfassungsmauer und ein kleiner Turm erhalten. Im Burghofe stehn jedoch einige neuere Gebäude, darunter das kurfürstliche Rentamt vom Jahre 1712, jetzt Oberförsterei, und die 1863 erbaute protestantische Kirche.

Kein Ort in der ganzen Gegend pflegt seine geschichtlichen Traditionen so eifrig wie Daun. Überall, sogar auf den Wegweisern, sieht man das Wappenzeichen: das rote Gitter im goldnen Feld; von den Dächern flattern bei festlichen Gelegenheiten rot-gelbe Fahnen, und wenn einem Dauner Bürger ein Söhnlein geboren wird, so läßt er es sicherlich auf die Namen Leopold Josef Maria oder Wirich Philipp Lorenz — so hieß der gleichfalls berühmte Vater des Feldmarschalls — taufen. In der Krypta der schönen, sehr alten Pfarrkirche des Orts hat „Philipp Ernst, Graf und Herr zu Daun, dero Röm. Kays. Maj. Obrister zu Fuß," neben seiner Gemahlin Ursula, Freiin von Groschlag, eine Ruhestätte gefunden. Beider Bildnisse hängen in der Vorhalle der Kirche, einem Wappenschilde gegenüber, dessen lange Unterschrift sämtliche Titel und Würden des Grafen Wirich aufführt. An dessen großen Sohn, den „deutschen Fabius Cunctator," wie ihn ein zeitgenössischer anonymer Biograph treffend nennt, hat sich in Daun kein sichtbares Erinnerungszeichen erhalten. Vielleicht entschließt man sich dazu, in Wien, wo es an schönen Porträts des berühmten Strategen nicht fehlt, eine gute Kopie anfertigen zu lassen und in der Kirche seines Heimatstädtchens aufzuhängen. Graf Leopold hätte eine solche Ehrung als genialer Heerführer, als edler Mensch, als treuer Diener seiner Kaiserin und nicht zuletzt als ebenbürtiger Gegner des großen Preußenkönigs, der ihm seine Hochachtung nie versagt hat, voll verdient. Die freundliche Eifelstadt, die heute als Devise die stolzen Worte Eifliam neseit

qui Dunam ignorat in ihrem Gitterwappen führt, würde in einem solchen Bilde einen neuen, würdigen Schmuck erhalten.

Es war ein köstlicher, stiller Herbstmorgen, als ich die steil abfallende Hauptstraße des Städtchens hinabwanderte, um, dem Lieserthale folgend, die einsame Landschaft aufzusuchen, die durch ihre merkwürdige Gebirgsformation und vor allem durch ihre Kraterseen, 'Maare genannt, von jeher die Aufmerksamkeit aller Forscher und Naturfreunde erregt hat. Die Wiesen am Flusse hatten ihren schönsten Juwelenschmuck von Frühtau angelegt, und die Wälder, über deren Wipfel das erste goldne Licht des Morgens flimmerte, lagen so still und friedlich vor mir ausgebreitet, als wenn sie einen ununterbrochnen Sonntag feierten. Bei dem Dorfe Gemünden verließ ich Thal und Landstraße und stieg den Höhenzug empor, dessen höchste Erhebung, der 562 Meter hohe Mäuseberg, die ganze Gegend beherrscht. Ich mochte etwa 100 Meter gestiegen sein, als sich mir plötzlich ein Anblick bot, der mich, obwohl ich darauf gefaßt war, dennoch überraschte. In einer trichterförmigen Mulde schimmerte, von Buchenwald umgeben, der kreisrunde Spiegel eines tiefen, blauen Bergsees, des Gemündner Maares. Regungslos lag der See zu meinen Füßen; nur ein Streif bebauten Landes, der die Wasserfläche wie ein Gürtel umschließt, und ein hinter Weiden verstecktes Badehäuschen verrieten, daß der Ort keineswegs so einsam und von den Menschen gemieden ist, wie es der Fremde bei flüchtigem Besuche wohl anzunehmen pflegt.

Am Südrande dieses Kraters weiterwandernd, erreichte ich auf stark ansteigendem Waldwege den kahlen Gipfel des Mäusebergs. Ist die Rundsicht von dort oben, die nordwärts vom Gebirgsstock der Hohen Eifel, südwärts von den Uferbergen der Mosel und dem Hunsrücken abgeschlossen wird, schon unvergleichlich großartig, so wirkt der Blick vom Nordabhange des Gipfels in die Tiefe geradezu verblüffend. Man erblickt hier plötzlich ein zweites Maar, das Weinfelder, dessen Spiegel jedoch volle 80 Meter höher liegt als der des andern. Obgleich die Scheidewand zwischen beiden an ihrer breitesten Stelle nur 710 Meter beträgt, sind beide Seen so vollkommen isoliert, daß man nicht die geringste Spur einer unterirdischen Verbindung zwischen ihnen wahrnimmt. Wäre eine solche vorhanden, so würde das Weinfelder Maar auch bald genug ausgetrocknet sein, da sein Wasser in das Gemündner abfließen müßte.

Wer das Albanergebirge bei Rom kennt, der wird erstaunen, hier eine Art Miniaturausgabe jener Lieblingslandschaft aller Maler und Poeten wiederzufinden. Die Ähnlichkeit in Formation und Szenerie ist unverkennbar: wo sich dort der Monte Cavo erhebt, finden wir hier den Mäuseberg, während dem Albanersee das Weinfelder Maar, dem Nemisee das Gemündner Maar entspricht. Auch die Kraterseen des Albanergebirgs zeigen einen merklichen Unterschied in der Höhe ihrer Spiegel, doch bleibt auch der höchstgelegne von ihnen, der Nemisee, immer noch 163 Meter unter dem Niveau des Weinfelder Maars zurück. Dafür sind die Eifelseen aber auch sehr viel kleiner, das Ge-

mündner Maar bedeckt nur 8, das Weinfelder etwas mehr als 16 Hektar, sie verschwinden also gegen Albaner- und Nemisee, von denen der erste mit seiner Oberfläche 400, der andre 280 Hektar einnimmt. Und während der Albanersee mit seinem schön bewaldeten und mit Weinpflanzungen bedeckten Steilufer, auf dessen höchstem Rande das freundliche Castel Gandolfo thront, den Charakter sonniger Heiterkeit trägt, kann man das Weinfelder Maar nicht anders als ein Bild des Todes bezeichnen. Sein Kratertrichter ist völlig kahl, kein Halm, keine Blume schmückt den grauen Lavaboden, in dessen tiefer Einsenkung das stille Wasser wie ein dunkler Metallspiegel ruht. Der Eindruck der Verlassenheit wird durch ein einsames Kirchlein erhöht, das, von Grabsteinen umgeben, sich wenig Schritte vom Ufer erhebt. Es ist der letzte Rest des einst blühenden Dorfs Weinfelden, dessen Bewohner zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aus unbekannten Gründen die Stätte verließen und nach dem an einem dritten, fischreichen und von Ackerland umgebnen Maare liegenden Dorfe Schalkenmehren übersiedelten. Der Geistliche hielt es am längsten in der alten Heimat aus, als aber das Pfarrhaus, wahrscheinlich infolge eines Erdbebens, barst, kehrte auch er dem unheimlichen Orte den Rücken und folgte seiner Gemeinde nach. Seitdem spielt das „Totenmeer" in der Sage eine bedeutende Rolle: ein Gottesgericht soll Dorf und Schloß, die dort gestanden haben, zur Strafe für einen unerhörten Frevel vom Erdboden vertilgt haben. Mensch und Tier mieden lange den Schauplatz so furchtbarer Ereignisse, und sogar der Spinne war es verboten, die Totenstille des Orts durch ihre Arbeit zu stören.

Der düstre Eindruck, den das Weinfelder Maar auf mich gemacht hatte, wurde glücklicherweise bald durch erfreulichere Landschaftsbilder verwischt. In der Nähe von Daun fand ich am Bergabhange ein Brachfeld, das mit blühendem wildem Mohn und goldgelben Ringelblumen dicht bedeckt war. Sogar die Natur schien dem Lokalpatriotismus der Dauner Rechnung zu tragen und sich vor ihrem herbstlichen Absterben noch einmal mit den Farben des erlauchten Geschlechts, das so viele Jahrhunderte hier residiert hat, zu schmücken. Nicht ohne Wehmut verließ ich die reizende Stadt, von der ich nun wohl verstand, weshalb ihre Bewohner so stolz auf sie sind, und die nicht ohne Grund alljährlich so viele Naturfreunde anlockt.

Daun war die letzte Station meiner Eifelreise. Von Mayen bis Andernach war mir die Gegend aus frühern Jahren bekannt und vertraut, und was an Städten und Dörfern zwischen Daun und Mayen lag, vermochte mich nach den mannigfachen Eindrücken der letzten Tage nicht zu einem Aufenthalte zu reizen. Vom Zuge aus sah ich Burgruinen und Kirche des alten Dorfs Ulmen auf dem hohen Uferrande seines Maars liegen, bei Kaisersesch verrieten große Schieferbrüche die rege Dachschieferindustrie der Umgegend, und Monreal winkte verführerisch genug aus seiner engen Schlucht, aber ich blieb fest und ließ mich selbst durch die herrliche Lage von Mayen, der alten Genofevastadt im breiten Nettethale, nicht von meinem Vorsatze abbringen, bis zum Rheine ohne Unterbrechung durchzufahren.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, durch meine aus räumlichen Gründen ziemlich skizzenhaft gehaltnen Schilderungen bei dem einen oder dem andern Leser die Lust zu wecken, im kommenden Sommer selbst einmal mit Rucksack und Stab in die Eifel zu pilgern. Illustrationen würden mich ohne Zweifel in meinem Bestreben wirksam unterstützt haben. Da ich solche jedoch meinen Ausführungen nicht beigeben konnte, so möchte ich wenigstens nicht unterlassen, auf eine von Adolf Dronke bearbeitete, im Verlage von Heinrich Stephanus in Trier erschienene Ansichtensammlung „Bilder aus der Eifel" hinzuweisen. Dieses Büchlein dürfte meine Aufsätze auf das beste ergänzen, um so mehr, als es noch eine ganze Reihe sehenswerter Punkte in Wort und Bild behandelt, deren Besuch und Beschreibung ich mir versagen mußte.

Aber das eine weiß ich gewiß: wer meinem Rufe „Auf in die Eifel!" Folge leistet, der wird nach frohen Wandertagen als ein Freund des schönen Landes in die Heimat zurückkehren!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Byzantinische Spruchweisheit. In Deutschland ist in dem letzten Jahrzehnt ein neuer Zweig der Philologie, die mittelgriechische, die die Litteratur des tausendjährigen byzantinischen Reiches behandelt, zu hoher Blüte gekommen. Und zwar verdankt die Wissenschaft des Mittelgriechischen ihr Aufblühen und Deutschland seine hervorragende Stellung darin hauptsächlich der umfassenden Thätigkeit eines einzigen Mannes, des Münchner Byzantinisten Karl Krumbacher. Für die Geschichte und die Kulturgeschichte des großen Reiches, das am Bosporus herrschte, arbeitet dem Philologen der Jenenser Heinrich Gelzer in die Hände. Die byzantinische Kunstgeschichte hat in dem Grazer J. Strzygowski einen trefflichen Vertreter. Jetzt kommt auch das Ausland nach. Paris hat einen Lehrstuhl für byzantinische Litteratur und Philologie erhalten; in byzantinischer Kunst- und Kulturgeschichte, für die man jetzt ein eignes Museum in Paris eröffnet hat, hat Schlumberger schon lange Tüchtiges geleistet, und auch England fängt an sich zu regen, das sogar in dem einzigen Zweige der byzantinischen Kulturwissenschaften, der seit fast tausend Jahren in den andern europäischen Kulturländern geherrscht hatte, in der Jurisprudenz, zurückgeblieben war (man vergleiche die Rede von Frederic Harrison Byzantine History in the Early Middle Ages, London 1900). Für die Wissenschaft des — ob zum Vorteil des Rechts als Wissenschaft, wird erst die Zeit entscheiden — in Deutschland nunmehr so sehr in den Hintergrund gedrängten, wenn auch auf römischer Grundlage beruhenden, ja doch am Bosporus kodifizierten Corpus Juris und der ebenbürtigen Basiliken fängt man jetzt in England an, Interesse zu erwecken; das Land der praktischsten Jurisprudenz beginnt am Ende noch, an der bisher Deutschland gehörenden wissenschaftlichsten Geschmack zu finden. — Und selbstverständlich hat die ganze byzantinische Wissenschaft auch in dem Lande eine Stätte gefunden, das sich als den Erben des byzantinischen Reichs geriert: Rußland leistet Bedeutendes, und die Balkanstaaten, die Provinzen des ehemaligen oströmischen Reiches einnehmen, suchen

zu folgen. — Ganz besonders reich ist nun die byzantinische Litteratur an Sprichwörtersammlungen; es giebt antike und antikisierende Sammlungen; eine andre Art sind die theologischen, eine dritte die Profansammlungen des Mittelalters. Eine große Anzahl Publikationen mittelgriechischer Sprichwörter ist schon erschienen, und daraus haben viele treffende Aussprüche ihren Weg ins große Publikum gefunden. Namentlich aus der Sammlung des Planudes, übersetzt und erläutert von E. Kurtz, und aus Krumbachers verschiednen Abhandlungen haben auch Tageszeitungen „Byzantinische Spruchweisheit“ gebracht. Und jetzt hat Krumbacher wiederum eine Sammlung mittelgriechischer Sprichwörter aus der Moskauer Synodalbibliothek veröffentlicht (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften 1900, Heft 3), die aus dem Ende des dreizehnten aber dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts stammt. Sie vermehrt nicht nur das uns bekannte mittelgriechische Sprichwörtermaterial, sondern ist auch einzig in ihrer Art dadurch, daß sie zu den Aussprüchen iambische Profanerklärungen giebt, die allerdings zuweilen stark danebengreifen. Aus den hundertunddreißig Sprichwörtern der Moskauer Sammlung habe ich eine Anzahl ausgesucht, die besonders charakteristisch sind: es ist Weltweisheit oft pessimistischer Richtung, und ist religiöser Glaube, aber es ist auch Humor und Schlauheit darin enthalten. Der allergrößte Teil ist in andern Sprichwörtersammlungen nicht zu finden, und viele Sprüche zeichnen sich auch durch die bekannte eigentümliche Form eines kurzen Erzählungssatzes aus, was einen ganz orientalischen Charakter giebt. Die Sprichwörter geben zu denken; Erklärungen lasse ich davon: Ein Affe erblickte seine Jungen und sprach: Die sind nicht schön. — Mit Gottes Hilfe rege auch die Hände. — Ich ehre dich, und du merkst es nicht; ich muß dich verunglimpfen, damit du es merkst. — Von einem schlechten Schuldner nimm auch Erbsen! — Wer seine Krätze verbirgt, macht sie doppelt so groß. — Du schläfst, und dein Schiff fährt. — Achte auf deinen Sohn, damit er nicht in den Brunnen falle, und du sagest, Gott habe es gewollt. — Das Schwein sieht im Traume Gerstenfutter. — Ein Bauer aß einen Fisch (unverhofftes Glück) und wurde verrückt. — Ein Tölpel auf einem Schiffe ist Gift. — Dem Arzte und dem Advokaten sage die Wahrheit. — Eine Saite läßt sich nur einmal zum besten halten. — Die Eingeweide (was zusammengehört, Blutsverwandte) streiten, zerreißen sich aber nicht. — Bei Tisch giebt es keine zu kurzen Hände. — Hier thue ich nichts, und zu Hause sucht man mich. — Besser faulenzen als schlecht arbeiten. — Schönheit nährt das Haus nicht. — Thu nicht Gutes, und du wirst nicht Böses dagegen empfangen. — Worte eines Redners, Thaten eines Hahnes. — Unglücklich darf man sein; unachtsam darf man nicht sein. — Unterdrücke den Anfang der Unruhe, und es wird keine Rebellion geben. — Das Kamel sprach zu seiner Mutter: Ich werde tanzen. Diese antwortete: Auch dein Gang ist schön, mein Kind. — Was du verbirgst, wird auf dem Markte ausgerufen. — Einen Arzt erwirb zum Freunde, habe ihn aber niemals nötig. — Auch die Schnecke brummt, wenn sie gebraten wird. — Ist der Wolf alt, so giebt er Gesetze. — Lüge rund (wie gedrechselt), damit es wenigstens rollt. — Einer, der kein Brot zum Essen hatte, bat um Zukost. — Die Kunst wird krank, stirbt aber nicht. — Die Werke der Nacht sind am Tage lächerlich. — Den Unglücklichen beißt auch das Schaf. — In der Zeit der Not nenne auch die Hexe Mutter. — Die Freunde nimm mit ihren Fehlern. — Der Dieb muß ein gutes Gedächtnis haben. — Hast du Keckheit, so hast du Platz. — Es fresse mich die eigne Laus und nicht die fremde. — Eines Bauern Erwägung, eines Jahres Frage. — Vergeblich ist die Mühe für den Fuhrmann, wenn er nicht schon am Thore weiß, wohin er fährt. — Auch wenn du Gutes thust, habe acht. — Und wer sagt dem Löwen: Du riechst aus dem Munde! — Wer von

einer Schlange gebissen wird, fürchtet auch den Strick (wohl, der auf dem Wege liegt und aussieht wie eine Schlange). — Wer gelitten hat, ist Arzt. — Bald Ochs, bald Gras.

Soviel aus der jetzt von Krumbacher veröffentlichten Moskauer Sammlung; doch kann ich es mir nicht versagen, noch eine Anzahl besonders schlagender mittelgriechischer Sprüche aus Kurtz Planudes und andern Publikationen Krumbachers anzufügen: Keiner speit gegen den Himmel, ohne daß der Speichel ihm auf sein eignes Gesicht fällt. — Du wirst nichts ausrichten, wenn du einem Blinden zunickst und einem Tauben zuflüsterst. — Mein Freund, sei in meiner Not da und nicht in meinem Wohlleben. — Ein Umweg zerbricht den Wagen nicht. — Wenn du Eile hast, setz dich. — Wer die Stimme des Löwen nicht gehört hat, läuft, um sie zu hören; wer sie aber gehört hat, flieht, um sie nicht zu hören. — Hast du einen Armenier zum Freund, so wünsche dir keinen schlimmern Feind. — Hast du den Käse gegessen, so nimm auch, was im Käse drin war. — Beurteile den Taucher nicht nach seinem Hinabtauchen, sondern nach dem Auftauchen. — Mit einem Anverwandten iß und trink, aber Geschäfte mach nicht mit ihm. — Wenn der Kaiser dich verfolgt, flieh; wenn Gott, sitz nieder. — Der Geizige wird nach seinem Tode geben, der Vielfraß nicht. — Gieb, Priester, da zog er die Hand ein. Nimm! da streckte er sie hin. — Zu Kindesnöten die Wehmutter, zu Schmausereien der Priester. — Die Hand des Landmannes wird nicht verwundet. — Die Gesichter, die sich nicht zeigen, geraten schnell in Vergessenheit. — Wo du Freund bist, leihe nicht; und wo du liebst, gehe nicht häufig hin. — Wer eine Flasche spart, verliert einen Schlauch. — Das schlechte Bistum nährt doch den Bischof. — Bringt man den Pfaffen herein, so bringt er auch den Diakon mit. — Ein fremder Schmerz: ein Traum.

Erst wenn die große Sammlung neugriechischer Sprichwörter von Politis, von der jetzt zwei Bände erschienen sind, fertig ist, werden wir den ganzen Sentenzenreichtum der byzantinischen Periode erkennen können, denn Politis geht auf die Geschichte jedes Sprichwortes ein. M.

Die Veröffentlichung von Gerichtsverhandlungen durch die Presse. In der letzten Zeit hat, wie schon so oft, aufs neue eine gewisse Sorte der deutschen Presse, die in diesen Blättern wiederholt nach Gebühr gekennzeichnet worden ist, den Beweis erbracht, daß sie bei ihrer sich über alle Sitte und Sittlichkeit hinwegsetzenden, auf die niedrigste Sensationslust des gebildeten und ungebildeten Pöbels berechneten Geschäftsmache vor keiner noch so jämmerlichen Handlungsweise zurückscheut; kaum war die Bluttat von Monza geschehn, so beeilten sich die Blätter vom Schlage des Berliner Lokalanzeigers, das Bild des Mordbuben zu veröffentlichen, und die „Woche“ brachte sogar ein Bildnis, das eigens „für die Woche“ von einem „Professor“ gezeichnet worden war. Der Deutsche läßt sich viel gefallen! Wer sein Bild einem solchen Blatt zur Reproduktion überläßt, sollte das alte Wort bedenken: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“

Überhaupt ist es wohl an der Zeit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Unfug zu lenken, der mit der Veröffentlichung der abscheulichsten Nichtswürdigkeiten getrieben wird, insbesondre mit der journalistischen Ausbeutung der Gerichtsverhandlungen. Auch dem unaufmerksamen und flüchtigen Leser der Tagespresse kann es nicht entgangen sein, zu welchem gewichtigen Bestandteil des täglichen Inhalts gewisser Blätter sich die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen ausgewachsen hat. Ganze Spalten, ganze Seiten und mehr werden mit den ausführlichsten Erzählungen von den Verhandlungen der Schöffengerichte, Strafkammern oder Schwurgerichte ausgefüllt. Der Name des Angeklagten erscheint häufig nicht nur voll angegeben,

er wird sogar gesperrt gedruckt, und mancher arme Teufel, der einmal irgend einer Versuchung erlegen ist, ist schon dadurch, daß er auch noch von der Presse öffentlich an den Pranger gestellt worden ist, um sein ganzes späteres Lebensglück gekommen. Warum muß der Name des bestraften Menschen nun auch noch gebrandmarkt werden, wo es sich vielleicht um einen gestohlnen alten Rock, um die Unterschlagung weniger Mark und um ähnliches handelt? Thut es die Anführung einiger Buchstaben nicht ebensogut? Und ist es nötig, daß durch solche Mitteilungen, die niemand nützen, bei der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral der Klatsch wachgerufen wird und nicht nur der Verurteilte, sondern auch seine ganz unschuldigen Angehörigen zum Gegenstand der Aburteilung gemacht werden?

Aber dieses Aufrühren und Ausrufen des fremden Elends und der fremden Schuld ist es nicht, worüber wir hier reden wollen; unser Thema ist noch ernster. Ich habe schon gesagt, daß die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen in einer großen Zahl von Tagesblättern einen Raum einnimmt, der in keinem Verhältnis zu der öffentlichen Bedeutung der Dinge steht, die da verhandelt werden. Aber noch mehr: je schmutziger, ekelerregender und grauenhafter der Gegenstand eines Prozesses ist, desto mehr wird er bis in seine abscheulichsten Einzelheiten hinein breit getreten; alle Einzelheiten der Greuelthat werden skrupellos aufgezählt und mit Vergnügen und Stolz, als seien es die kostbaren Perlen eines Halsschmucks, aneinandergereiht. Es scheint mir, als habe dieser widerwärtige Unfug unsrer Skandalpresse noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht. Die neuste Errungenschaft in dieser Beziehung ist eine förmliche Einteilung des Stoffes in Kapitel, sodaß jedes Stadium des Prozesses durch eine eigne fettgedruckte Überschrift ausdrücklich hervorgehoben und dem sensationshungrigen Leser dadurch als besonders interessant bezeichnet wird. Was hierin z. B. bei dem Gönczi-Prozeß und dem Sternberg-Prozeß geleistet wurde, ist noch in aller Erinnerung, und ich bin überzeugt, daß, wenn nicht bei Sittlichkeitsprozessen die Öffentlichkeit ausgeschlossen wäre, gewisse Blätter nicht den geringsten Anstand nehmen würden, auch diesen Schmutz ihren Lesern in breitestem Strome vorzuführen.

Als vor mehreren Jahren der Prozeß Koschemann in Berlin spielte, brachten die Blätter, und es haben damals selbst große und durchaus anständige Blätter bei diesem Sport mitgethan, eine Beschreibung der angeblichen Höllenmaschine Koschemanns, die so gründlich und detailliert war, daß jeder nicht ganz auf den Kopf gefallne halbwüchsige Bengel in der Lage gewesen wäre, sich auf Grund dieser Beschreibungen ebenfalls eine Höllenmaschine zu konstruieren, um dann bei Gelegenheit damit irgendwelche nichtsnutzigen Streiche zu vollführen. Wozu in aller Welt eine solche eingehende Beschreibung eines Mordinstruments? Exempla trahunt; es ist schon mehr als einer erst in dem Augenblick zum Verbrecher geworden, wo ihm durch irgendwelchen Fingerzeig die Ausübung eines Verbrechens ermöglicht wurde — eines Verbrechens, das ohne diesen Wink wahrscheinlich unausgeführt geblieben wäre, weil der Verbrecher aus sich selbst heraus niemals Mittel und Wege zur Ausführung gefunden hätte. Eine Statistik darüber, wie viele durch die lebendige Schilderung eines Sensationsprozesses, durch die Lektüre von Blut- und Mordgeschichten zum Verbrecher geworden sind, fehlt und wird wohl kaum zu erlangen sein. Aber ich bin überzeugt, daß sie Zahlen aufweisen würde, über die man erschrecken müßte. Die Bestie liegt mehr oder weniger tief versteckt in jedem Menschen, und bei manchem bedarf es nur des geringsten Anreizes, sie aufzuwecken.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß zu Zeiten gewisse Arten von Verbrechen geradezu epidemisch auftreten, ja daß dann die Art ihrer Ausführung in allen Fällen zum Erstaunen ähnlich ist. Soll ich an die Attentatsjahre 1878—1881

erinnern, wo gegen eine ganze Reihe europäischer Fürsten ganz ähnlich ausgeführte Mordversuche gemacht wurden? Oder an die Briefträgermorde zu Anfang der achtziger Jahre, die in Plan und Ausführung eine überraschende Ähnlichkeit aufwiesen? Oder an die Lustmorde und Sittlichkeitsverbrechen Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre? Und sollte wirklich Jack the Ripper, der jahrelang das Ostend Londons in Schrecken und Angst hielt, immer ein und dieselbe Person gewesen sein, wie man annimmt? Das erscheint mir denn doch auf Grund einer Reihe psychologischer Erwägungen mehr als zweifelhaft. Daß diese Verbrechen in allen Fällen immer genau in derselben Weise, mit denselben Schnitten und Verletzungen an den Opfern ausgeführt wurden, beweist nicht das mindeste für die Annahme, daß sie alle von ein und derselben Person verübt worden seien. Die Londoner Tagesblätter brachten ja so eingehende, mit anatomischer Genauigkeit registrierende Schilderungen der Verletzungen, daß es niemand schwerfallen konnte, bei einer so instruktiven Anleitung ebenfalls ein Frauenzimmer genau in derselben Art abzuschlachten.

Ich bin weit entfernt davon, den Anlaß zu derartigen Verbrechen in den Schilderungen der Presse allein zu suchen. Die Lektüre allein macht keinen Verbrecher, ebensowenig wie sie aus abenteuerlustigen Jungen Robinsons oder Indianer machen kann. Daß aber ein gut Teil der Schuld daran, wenn sich ähnliche Verbrechen innerhalb kurzer Zeiträume wiederholen, auf die Lektüre eingehender Schilderungen solcher Verbrechen zurückzuführen ist, das bedarf für den Kenner keines Beweises. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf," an diesem Wort des alttestamentlichen Weisen hat noch keine moderne Kultur und Zivilisation etwas zu ändern vermocht; das „Dichten und Trachten" aber kann zur bösen That werden, wenn es einmal lebhaft angeregt worden ist. Und in vielen Herzen geschieht diese Anregung durch die Lektüre der Blut- und Mordprozesse.

Wenn — ich erwähne Thatsachen — bei der Schilderung eines Mordprozesses in der Zeitung ausführlich erzählt wird, wie der Mörder sein Opfer im Bett überraschte, ihm die Kehle zudrückte, wie er dann, ehe er den tödlichen Schnitt that, zunächst die Schärfe seines Messers dadurch prüfte, daß er sich damit langsam über die eigne Handfläche fuhr; wenn in dem Prozeß Bechtel in München die dortigen Schmutzblätter in geradezu raffinierter Weise die Ermordung der Frauen schildern, wenn im Prozeß Gönczi in ekelerregender Art das bestialische Verhalten des Mordbuben breitgetreten wird, so sind solche nichtswürdigen Schilderungen für die öffentliche Sitte und Sittlichkeit hundertmal gefährlicher als die Ausstellung nackter Bildwerke. Denn derartige Schilderungen verrohen unfehlbar das Gemüt des Einzelnen, reizen die niedrigsten Triebe der Masse und ziehen mit apodiktischer Gewißheit eine frivol-wollüstige Sensationshascherei und ein Interesse am Ekeln groß, die schließlich jeden Trieb nach edlerer, höherer geistiger Nahrung, der ohnehin in der großen Menge nicht sehr rege ist, ersticken müssen. Keine Volksbibliotheken, keine Vereine für Volksbildung, keine öffentlichen Vorträge können auf die Dauer der vergiftenden Macht derartiger bodenlos verworfner Schilderungen die Wage halten, und alle Mühe und Arbeit edler Geister, die Masse des Volks zu Bildung und Sitte emporzuziehn, wird vergeblich sein, wenn solchen instruktiven Einflüssen länger Raum gelassen wird. Hier wäre für die lex Heinze ein Paragraph nötig gewesen, und wenn tausendmal von gewisser Seite über „beabsichtigte Knebelung der Presse" geschrieen worden wäre.

Man wende nicht ein, daß solche ausführlichen Schilderungen von Gerichtsverhandlungen nötig seien, um das Publikum in zweifelhaften Fällen, wo die Angeklagten, wie etwa Bechtel und Gönczi, ihre Schuld hartnäckig bestreiten, in die

Lage zu setzen, sich auf Grund eines eingehenden Referats selbständig ein Urteil zu bilden. Auf die sehr ernste Frage, ob und wann es nötig werden könnte, die öffentliche Meinung zu einer Mitwirkung beim Finden eines Urteils aber zur Abänderung eines schon ergangnen in Bewegung zu setzen, will ich mich hier nicht einlassen: gewiß, die eingehende Erörterung eines Rechtsfalles in der Presse kann einem sehr idealen Zwecke dienen. Aber nie und nimmer verfolgen einen solchen Zweck die Blätter, die aus der Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen und des dabei zu Tage tretenden Schmutzes einen Sport machen. Gerade die Blätter dieses Schlages waren es bekanntlich, die sich seinerzeit in witzig sein sollenden Bemerkungen nicht genug thun konnten, als der Verteidiger Bechtels seinen Zweifel an der Schuld seines Klienten erregt aussprach, aber als Gönczi beharrlich dabei blieb, die ihm zur Last gelegte That zu bestreiten. Schon aus solchen kleinen Zügen geht hervor, daß diese Blätter keineswegs im Interesse einer objektiven Rechtspflege Bericht erstatten; ihre ausführliche Schilderung der Mord- und Schandthaten, die vor den Gerichtsschranken zur Verhandlung kommen, entspricht lediglich der Spekulation auf die niedrigsten Triebe eines sensationslüsternen Publikums. Und eine solche Spekulation trügt nie.

Es ist allemal ein untrügliches Zeichen des sittlichen Niedergangs eines Volks, wenn solche schwülstigen Schilderungen von Mord, Raub, Unzucht dargeboten und entgegengenommen werden. Die Fabrikation dieser Artikel ist ein einträgliches Geschäft; der Straßenverkauf der Blätter ist z. B. in Berlin bei solchen Gerichtsverhandlungen viel größer als sonst. Und man beobachte nur einmal an diesen Tagen das Treiben in den Cafés, wo viele Zeitungen gehalten werden!

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Geschmack und Gemüt der großen Masse immer mehr verrohen, und ich meine, hierin liegt eine Gefahr, die einzudämmen wohl der Arbeit aller anständigen Menschen wert wäre. Wie zur Genesung aus körperlicher Krankheit die erste Bedingung das entschiedne Fernhalten aller schädlichen Einflüsse ist, genau so ist es bei einer sittlichen Krankheit; alle Medikamente, alle Heilmittel, die tüchtigsten Ärzte, die besten Pfleger werden und müssen versagen, wenn ihre Einwirkungen immer wieder durch eingeführte Gifte aufgehoben werden. Ein solches Gift für die Volksseele, für das Volksgemüt sind diese frivolen Schilderungen aus den Gerichtssälen.

Gebieterisch fordern das öffentliche Interesse und die Volksgesundheit, den gefährlichen Mißbrauch einzudämmen, der mit dem entsittlichenden publizistischen Breittreten des Thatbestands von Gerichtsverhandlungen getrieben wird. Es ist klar, daß bei Prozessen, die ein hervorragendes Interesse haben, bei Prozessen, die in Bezug auf politische Zustände, auf Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten und ähnliche Dinge bedeutsam erscheinen, auch eine möglichst ausführliche Berichterstattung nicht nur am Platze, sondern auch geboten ist. Aber ganz und gar nicht ist das der Fall bei Prozessen, in denen nichts andres als die längst bekannte Bestialität der Menschennatur aufgedeckt wird. Hier kann in wenigen Zeilen der wohlverstandnen Pflicht einer ehrlichen Presse vollauf Genüge geschehn. Alles, was in solchen Fällen über eine knappe und ruhige Berichterstattung hinausgeht, ist vom Übel und sollte durch irgendwelche Maßregeln unmöglich gemacht werden.

Wenn der Vorsitzende eines Gerichts die diskretionäre Befugnis hätte, den Berichterstattern von Blättern, die die ausführliche Darstellung skandalöser Fälle als Lockmittel brauchen, nach erfolglos gebliebner Warnung den Besuch der Gerichtsverhandlungen vorläufig zu verbieten, und wenn solche Blätter, die ein solches Verbot umgehn, in eine Geldstrafe genommen werden könnten, so wäre schon damit der öffentlichen Sittlichkeit ein großer Dienst geleistet. Die neue Militärstraf-

prozeßordnung giebt dem Gerichtsvorsitzenden eine ganz ähnliche Befugnis an die Hand, und wenn auch ein grämlicher oder cholerischer Vorsitzender diese Befugnis einmal mißbrauchen sollte, so würde das gar nichts schaden. Denn nur auf solche Blätter würde das Verbot angewandt werden, die mit der Veröffentlichung von Gerichtsverhandlungen einen Sport betreiben, und in diesen Blättern sehe ich wenigstens keine Hüter der öffentlichen Rechtspflege. Große und vornehme Blätter werden von einem solchen Verbot niemals getroffen werden können, und deshalb wird auch nach wie vor die Rechtspflege unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehn. Ich weiß sehr wohl, daß man mich auf gewisser Seite als einen Reaktionär verschreien und in meinem Vorschlage einen Angriff auf das Palladium der Öffentlichkeit unsrer Gerichtsverhandlungen sehen wird. Meinetwegen! Als der Gesetzgeber die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen im Interesse des Gemeinwohls verfügte, hatte er keine Ahnung davon, daß diese wohltätige Bestimmung durch eine skrupellose Presse zu einer Förderin der niedrigsten Sensationslust mißbraucht werden würde. Höher als alle doktrinären Phrasen und alles Zetergeschrei, über deren wahren Grund sich kein Einsichtiger täuschen wird, muß jedem, der sein Volk lieb hat und es gut mit ihm meint, dessen sittlicher Ernst und moralische Tüchtigkeit stehn. C. F.

Ein Freund vom Lande teilt uns folgendes mit: In einem Wartesaale der Eisenbahn sah ich kürzlich ein Plakat, das wegen des beklagenswerten gesundheitlichen Zustandes der darauf abgebildeten weiblichen Figur meinen Anteil erweckte. Die Gesichtsfarbe der Person war entschieden ungesund. Eine dicke Oberlippe ließ auf Skrofeln schließen. Die Körperbildung war dürftig und unschön. In der Hand hielt sie einen schlanken Becher, aus dem sie zu trinken schien. Aber sie hielt ihn — vermutlich aus Schwäche — so unsicher, daß sie seinen Inhalt bis an den Rand des Bildes verschüttete. Sie war mangelhaft bekleidet, wie es sich nur auf Grund von Prinzipien der Naturheilkunde verantworten läßt. Auf dem Kopfe trug sie einen rosa marmorierten Topfscherben. Bei näherm Zusehen erkannte man jedoch, daß es ein Rosenkranz sein sollte. Was bedeutete es aber, daß dieser Rosenkranz so unordentlich war, und daß von ihm Blätter herabfielen. Vielleicht einen wildzerrissenen Mädchenkranz? Ich vermutete, daß das Plakat von einer Fabrik von Somatogen oder zur Empfehlung einer Ochsenblutkur ausgehängt sei, aber der Oberkellner machte mich darauf aufmerksam, daß auch eine Inschrift vorhanden sei. Daraus war zu ersehen, daß es sich um die Ankündigung der zweiten Sezessionistischen Kunstausstellung in Berlin handelte. Aha, nun verstand ich, daß der schlanke Becher ein Fackelfutteral und das rote Ochsenblut eine Flamme vorstellte — natürlich die Flamme der Kunst. Es ist nur nicht klar, ob die Person beabsichtigt, diese Flamme auszublasen oder anzublasen. In beiden Fällen ist nicht auf Erfolg zu rechnen, da sie doch einen gar zu dürftigen Brustkorb hat. Ich möchte wirklich empfehlen, das Plakat in der oben angedeuteten Weise umzuarbeiten. —

Ach wenn der Freund vom Lande alles das genießen müßte, womit die edle Plakatkunst uns Städtern jeden Tag in die Augen schreit!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Aus dem österreichischen Reichsrat

Die durch die tschechische Obstruktion herbeigeführte Auflösung des österreichischen Abgeordnetenhauses hat die vom Ministerpräsidenten Dr. Körber gehoffte Frucht, die parlamentarische Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit, lange nicht bringen wollen. Unüberbrückbar stehn sich eben auch heute die Ziele und Forderungen der Tschechen und der Deutschen, der Anhänger des böhmischen Staatsrechts und der der Verfassung gegenüber. Die Zerklüftung der Parteien ist stärker als jemals. Wohl erscheint die Wiederkehr des eisernen Rings für die nächste Zeit noch ausgeschlossen, weil sich weder die Polen noch die Südslawen mehr für rein tschechische Zwecke wollen ausnützen lassen. Aber auch die deutsche Gemeinbürgschaft hat sich nicht wieder so festfügen lassen, wie zur Zeit der ständigen leitenden Wirksamkeit der deutschen Obmännerkonferenz. So erfreulich sich auch vom deutschen Standpunkt das Anwachsen der Schönerergruppe darstellen mochte, die in der Wahl ihrer Bezeichnung als Alldeutsche Vereinigung nicht eben politisch klug handelte, so sehr ist zu bedauern, daß sich bei aller Gegensätzlichkeit der Ziele die deutsch-radikale, die tschechisch-radikale und die sozialdemokratische Fraktion in ihrer lärmenden und rücksichtslosen Taktik schon so oft begegnet sind. Als geschlossene Gruppen standen sich Deutsche und Slawen eigentlich nur bei der Präsidentenwahl gegenüber, mit dem doch recht zweifelhaften Erfolge, daß keine von ihnen ihren Kandidaten durchzusetzen imstande war. Zum guten Glück besteht im Abgeordnetenhaus eine drei Mann starke mährische „Mittelpartei,“ die von keinerlei nationalem Charakter wissen will, und in ihrer Mitte fand sich ein Graf, der Sohn eines gewesenen Landeshauptmanns, der in der vorigen Gesetzgebungsperiode noch kein Wort im Parlament gesprochen, also weder die Deutschen noch die Tschechen je gereizt oder verletzt hatte. Und da nicht bloß die einen den Kandidaten der andern für ausgeschlossen erklärten, sondern auch die Polen und die Klerikalen keinem Parteigenossen die Übernahme des Präsidiums er-

lauben wollten, so wurde nahezu einstimmig Graf Vetter von der Lilie zum Präsidenten gewählt. Die deutsche Volkspartei stellte dann in Prade den ersten, der Jungtschechenklub in Zaczek den zweiten Vizepräsidenten. Den Mangel an Gewandtheit in der Leitung der Verhandlungen, den Graf Vetter angesichts seiner schwierigen Aufgabe alsbald zeigte, kann die parlamentarische Erfahrung seiner beiden Stellvertreter freilich nicht verdecken. Und ungewöhnliche Schwierigkeiten sind dem Vorsitzenden allerdings durch die beispiellose Leidenschaft der radikalen Parteien bisher schon von beiden Seiten bereitet worden. Bezeichnend für die unversöhnlichen Gegensätze zwischen den zweiundzwanzig Fraktionen des Hauses ist die Unmöglichkeit, für irgend eine Adresse an den Kaiser als Antwort auf die Thronrede eine Mehrheit zu finden. Darum war auch die Ablehnung des polnischen Antrags auf Entsendung eines Adreßausschusses und des sozialdemokratischen Antrags auf Eröffnung einer Adreßdebatte ohne Vorlage von Adreßentwürfen eine zweckmäßige Zeitersparnis.

Die Bewältigung des vom Ministerpräsidenten Dr. Körber in der wirklich neutralen Thronrede aufgestellten ausgiebigen Arbeitsprogramms schien unter diesen Umständen in unbestimmte Ferne gerückt. Denn mit dem Beginn der parlamentarischen Thätigkeit hatte alsbald auch die tschechische, sich vorläufig allerdings im Rahmen der Geschäftsordnung bewegende Obstruktion eingesetzt, indem das Haus gleich nach seiner Konstituierung mit einer Flut von Dringlichkeitsanträgen, leider nicht bloß von tschechischer, sondern auch von alldeutscher und sozialdemokratischer Seite überschwemmt wurde. Manche davon sind gewiß vollauf berechtigt, aber die parlamentarische Lage rechtfertigte den Entschluß der gemäßigten Parteien, vor der Erledigung der wichtigsten Regierungsvorlagen, durch die die nochmalige Anwendung des § 14 vermieden werden soll, keinem einzigen Dringlichkeitsantrage zuzustimmen.

Die stürmischen Auftritte, deren Schauplatz das Abgeordnetenhaus schon gewesen ist, sind aber hauptsächlich dem gekränkten Nationalstolz der Tschechen zu verdanken. Der schon während des Wahlkampfs gefaßte Entschluß der deutschen Parteien, keine Angriffe auf die amtliche Geltung der deutschen Staats- und Vermittlungssprache mehr zu dulden, hat den Ingrimm der Tschechen entfacht. Sie forderten die Annahme und Verlesung tschechischer Interpellationen, sowie deren Aufnahme in das stenographische Protokoll, die nicht einmal von polnischen Präsidenten zugelassen worden waren und nur unter dem Präsidium des klerikalen Dr. Fuchs eingeschmuggelt werden konnten. Als alle Versuche der Einigung über einen allen nationalen Empfindlichkeiten Rechnung tragenden, aber doch die absurde Möglichkeit einer achtsprachigen Geschäftsführung des Abgeordnetenhauses ausschließenden Vorgang scheiterten, und der Präsident aus eigner Machtvollkommenheit die Verlesung einer deutschen Übersetzung aller anderssprachigen Interpellationen und die Aufnahme des Urtextes in eine Beilage des stenographischen Protokolls verfügte, beschworen die Tschechischradikalen Sturmszenen herauf, die nahe daran waren, in Thätlich-

keiten auszuarten. Und seitdem hielten sie zu ihren Dringlichkeitsanträgen, die geschäftsordnungsmäßig vor den auf der Tagesordnung stehenden Vorlagen der Regierung den Vorrang haben, stundenlange tschechische Reden, die wiederholt die Alldeutschen zur Raserei brachten und zu immer wieder neuen Stürmen führten. Aber auch die Alldeutschen gaben Veranlassung zu solchen Stürmen dadurch, daß sie die Los von Rom-Bewegung in den Schwall von Dringlichkeitsanträgen hineintrugen. Insbesondre die schließlich nur in geheimer Sitzung durchgeführte Verlesung einer Flugschrift über die Liguorische Moraltheologie entfesselte bei den Klerikalen, Christlichsozialen und Polen die heftigsten Wutanfälle. Der Versuch des Präsidenten, an dem teilweise allerdings sehr scharfen Wortlaut mancher Interpellationen Zensur zu üben, wurde wieder von den Alldeutschen und den Sozialdemokraten mit der größten Leidenschaft und Schonungslosigkeit gegen den unbeholfnen Vorsitzenden zurückgewiesen.

In den Konferenzen der Obmänner der Parteien, die einberufen wurden, um die Verhandlung der dringlichsten Regierungsvorlagen zu ermöglichen, erklärten die Tschechen, zuvor eine „Beruhigung" für ihre Wähler, irgend eine Genugthuung für die ihrem Volke durch die Aufhebung der Sprachenverordnungen widerfahrne Beleidigung erhalten zu müssen, ehe sie auf ihre obstruktionistische Taktik verzichteten. Das Ministerium weiß aber nur zu gut, daß jede Nachgiebigkeit auf Kosten der Deutschen alle Parteien der Gemeinbürgschaft in unbezwingliche Opposition treiben würde. Am wichtigsten ist für die Regierung die Bewilligung des Rekrutenkontingents, alle alpenländischen Abgeordneten, ebenso Slowenen und Italiener wie Deutsche fordern ungestüm die Verhandlung der Investitionsvorlage, die Polen drängen auf rasche Erledigung der Branntweinsteuernovelle, von der übrigens auch die Erhöhung der Lehrergehälter in Böhmen abhängt. Aber ohne Rücksicht auf die frühern slawischen Bundesgenossen, die man doch so gern wieder zu einer Majorität der Rechten zusammenfassen möchte, wollten die Tschechen ihre Zustimmung zur Herstellung der Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses möglichst teuer verkaufen und zeigten sich darum in den Verhandlungen, die der Ministerpräsident unter Zustimmung der deutschen Parteien mit ihnen führte, äußerst zäh. Es wütet eben im Jungtschechenklub selbst ein heftiger Kampf zwischen den Gemäßigten, die den Staatsnotwendigkeiten Rechnung tragen und sich die Krone nicht ganz entfremden wollen, und den Radikalen, die den Verlust der Volkstümlichkeit zu Gunsten der tschechischen Agrarier und Nationalsozialen fürchten.

Das einzige Mittel, durch das die Regierung auf das widerhaarige Tschechentum einen gewissen Druck auszuüben vermag, ist die Drohung mit der Nichteinberufung des Landtags, an dessen Zusammentritt und längerer Tagung ebenso den Tschechen wie den Polen außerordentlich viel liegt. Die Alldeutschen versäumten ihrerseits nicht, die Drohung auszusprechen, daß sie in ihrer Stärke von achtzehn Mann in der Prager Landstube jede Verhandlung und Beschlußfassung durch Obstruktion unmöglich machen würden, wenn

im Reichsrate die Erledigung der Staatsnotwendigkeiten durch die tschechische Taktik verhindert werden sollte. Trotzdem schien es mehrere Wochen lang, daß der Haß gegen die Verfassung und gegen das Zentralparlament und der nationale Größenwahn, der seine Gleichwertigkeit mit dem Deutschtum in jeder Weise bethätigen will, stärker sein werden als die politische Einsicht und die Rücksicht auf die schon empfindlich fühlbare Schädigung der wirtschaftlichen Interessen aller Völker des vielsprachigen Staates.

Leider findet die tschechische Radaupolitik eine Art von Entschuldigung, ja gewissermaßen Rückendeckung in der unklugen Haltung der Alldeutschen Gruppe. Der schroffste und rücksichtsloseste Nationalismus, den sie den unablässigen Vorstößen und der unermüdlichen Wühlarbeit des Slawentums entgegensetzt, läßt sich schließlich ebenso rechtfertigen, wie der unerbittliche Kampf gegen den volksverräterischen Klerikalismus, wenn man auch einzelne Äußerungen dieser Denk- und Gefühlsweise entweder vom Standpunkt der parlamentarischen Form oder aus sachlichen Gründen nicht billigen kann. Aber neben der politischen Verwertung der Los von Rom-Bewegung, das offne Lossagen von jedem österreichischen Patriotismus und jeder österreichischen Gesinnung muß die maßgebenden Mächte der Staatsgewalt zu Gegnern der deutschen Sache machen.

Ein Beispiel politischer Einsicht und Selbstzucht hat unter diesen betrübenden Umständen das Herrenhaus gegeben. Es gelang das Wunder, die Rechte, die Mittelpartei und die Verfassungspartei zur einstimmigen Annahme einer Adresse als Antwort auf die Thronrede zu bewegen, deren Wortlaut insbesondre den Feudalen und tschechischen Staatsrechtlern ein großes Opfer auferlegte. Unter Wahrung der nationalen Gleichberechtigung wurde in der Adresse die Notwendigkeit einer Vermittlungssprache betont, vorbehaltlich organischer Entwicklung die Rechtsbeständigkeit, und der große Nutzen der Verfassung anerkannt, jede einseitige Nachgiebigkeit auf dem Sprachgebiete scharf zurückgewiesen. Die Freude auf deutscher und verfassungstreuer Seite bei der Veröffentlichung des Adreßentwurfs wurde allerdings durch den Verlauf der Adreßdebatte im Herrenhause stark abgekühlt. Der oberste Führer der Tschechen, der böhmische Landmarschall Fürst Lobkowitz, hielt in seiner Rede am böhmischen Staatsrecht, an dem Verlangen nach einer Verminderung der Kompetenzen der Zentralgewalt und des Zentralparlaments zu Gunsten der Landesautonomie und der Landtage fest und sprach sich für eine zeitweilige Herrschaft des Absolutismus aus. Der klerikale Landeshauptmann Rhomberg von Vorarlberg griff die alldeutsche Agitation, die Los von Rom-Bewegung und die interkonfessionelle Volksschule in der heftigsten Weise an, hielt sich aber von den staatsrechtlichen Ideen der böhmischen Feudalherren ebenso fern, wie der ihm konfessionell gesinnungsverwandte polnische Fürst Czartoryski, der den autonomischen Gedanken nicht übermäßig betonte und indirekt doch für den Fortbestand der Verfassung und des Zentralparlaments eintrat. Schon der Sprecher der Mittelpartei, Fürst Schönburg, stellte die gesamtstaatlichen An-

schauungen mit aller wünschenswerten Schärfe in den Vordergrund, während Fürst Auersperg und Dr. Ernst Plener, der einstige Führer der Verfassungspartei, die Unhaltbarkeit der staatsrechtlichen Projekte in glänzender Weise nachwiesen. Von besonderm Werte und genau bezeichnend für die herrschende Strömung in den maßgebenden Kreisen waren aber zuvörderst die Energie, mit der Unterrichtsminister von Hartel den Angriff auf die Freiheit der Schulen zurückwies und die ihnen auch vom Standpunkt des österreichischen Patriotismus gemachten Vorwürfe auf ihren wahren Wert zurückführte, und dann vor allem die entschiedne Stellung des Ministerpräsidenten Dr. Körber gegen jeden Versuch eines Verfassungsbruchs oder einer Erpressung von nationalen Vorteilen durch Erschwerung der Arbeit des Parlaments. Die Wirkung der staatsmännischen Haltung des Herrenhauses, das den Anspruch erhob, nötigenfalls die Aufgaben der Volksvertretung zu erfüllen, war auf allen Seiten sehr tief und stimmte die Hoffnungen des radikalen tschechischen Nationalismus und aller staatsrechtlichen Bestrebungen stark herab. Und das zeigte sich unerwartet schnell an der Änderung der Taktik der tschechischen Opposition.

Die Verhandlungen des Ministerpräsidenten mit den jungtschechischen Führern wegen des Aufgebens ihres Widerstands gegen die dringendste der zu erledigenden Staatsnotwendigkeiten, das Rekrutengesetz, das aber von einigen Parteien in unlösbaren Zusammenhang mit der Branntweinsteuervorlage und der Investitionsvorlage gestellt worden ist, haben zu einem günstigen Ergebnis geführt. Alle tschechischen Fraktionen stimmten der Ausschaltung der Obstruktion gegen die genannten Vorlagen zu. Nach kategorischen Versicherungen der Regierung beschränkt sich ihre Gegenleistung auf die Erfüllung wirtschaftlicher Forderungen Böhmens, die zum Teil ebenso deutschen wie tschechischen Gegenden zu gute kommen sollen. Ihr sachlicher Zusammenhang mit der Investitionsvorlage fördert auch deren Zustandekommen. Das Übereinkommen mit der Regierung wird aber so geheim gehalten, daß nur fünfzehn Mitglieder des Jungtschechenklubs von den Einzelheiten Kenntnis haben. Die unbestimmten Andeutungen tschechischer Blätter, daß sich unter den Bedingungen des Paktes auch „kulturelle" Errungenschaften befänden, sollen offenbar zur Rechtfertigung der taktischen Schwenkung vor ihrem fanatisierten Lesepublikum dienen. Um jeden Verdacht der deutschen Parteien zu zerstreuen, daß etwa auf ihre Kosten Zugeständnisse gemacht worden seien, wurde von offiziöser Seite „allen in Umlauf gesetzten tendenziösen Gerüchten über die politische Lage, die offensichtlich den Zweck haben, die Situation zu erschweren und keine Besserung aufkommen zu lassen," schärfstens entgegengetreten. Diese Gerüchte wurden „als gänzlich unwahr, als offenkundige politische Brunnenvergiftung" bezeichnet, die nur den Zweck verfolge, zwischen den einzelnen Parteien Mißtrauen zu säen.

Nun sollte man allerdings meinen, daß die von Taaffe bis Badeni und Thun gemachten Erfahrungen jeden österreichischen Ministerpräsidenten abhalten müßten, durch geheime Abmachungen und Zusagen den Fortgang der parla-

mentarischen Arbeiten zu erkaufen. Dr. Körber hat aber nicht bloß in Worten jedes derartige Vorgehn in seiner Herrenhausrede von sich gewiesen, sondern auch durch seine Standhaftigkeit gegenüber einer ebenso stürmischen wie sachlich unberechtigten Forderung des Polenklubs thatsächlich den Beweis geliefert, daß er sich von der Bahn voller Unparteilichkeit und rein sachlicher Erwägung nicht abdrängen lasse. Und so glauben die deutschen Parteien sich darauf verlassen zu können, daß er sie nicht täuschen werde.

Gerade eine der peinlichsten parlamentarischen Szenen der letzten Zeit scheint die Gewähr zu bieten, daß es augenblicklich den Jungtschechen mit ihrer Wendung ernst ist. Als sich der nationalsoziale Abgeordnete Fresl in besonders tückischer Weise an die Präsidententribüne heranschlich, dem vorsitzenden Vizepräsidenten Prade die Rednerliste aus der Hand und sofort in Stücke riß, wurde er von den in der Nähe stehenden deutschen Abgeordneten in ihrer Entrüstung über das freche Attentat nicht bloß von der Tribüne hinuntergeworfen, sondern auch mit einer Tracht Prügel bestraft, ohne daß sich bei den Jungtschechen eine Hand für ihn gerührt hätte. Seine verzweifelten Vorwürfe wurden schroff mit der Aufforderung abgewiesen, der tschechischen Nation keine Schande zu machen. Das hatte höchst erregte Auseinandersetzungen zwischen Jungtschechen und Tschechischradikalen zur Folge. Die korrekte Haltung der Jungtschechen wurde mit lautem Bravo von allen Seiten des Hauses belohnt, was ihnen schon seit langer Zeit nicht widerfahren war.

Da die Obmännerkonferenz noch mehrere andre Regierungsvorlagen in das vor Ostern zu erledigende Programm aufgenommen hat, ist nun allem Anscheine nach in den nächsten vier Wochen ein normaler Verlauf der parlamentarischen Thätigkeit zu erwarten. Auch die endgiltige Wiederwahl des jetzigen Präsidiums ist, abgesehen von einem leidenschaftlichen Protest der tschechisch radikalen Gruppe, wenn auch unter Stimmenthaltung der Alldeutschen, der Tschechen und der Sozialdemokraten, anstandslos vollzogen worden. Was freilich später geschehn wird, bleibt unberechenbar, insbesondre auch die Wirkung der für den Mai in Aussicht genommnen Tagung des böhmischen Landtags. Pessimistische Politiker bemerken schon jetzt bedrohliche Anzeichen einer Annäherung der frühern Parteien der Rechten und prophezeien den Wiederzusammenschluß der frühern slawisch-klerikal-feudalen Mehrheit. Bei verschiednen Ausschußwahlen sind in der That schon jetzt nicht bloß die Klerikalen, sondern auch die Christlichsozialen mit den Slawen Hand in Hand gegangen. Die beiden letzten Fraktionen haben aber schon heftige Zusammenstöße mit den Alldeutschen gehabt. Trotz der eindringlichen Warnungen, die der Verlauf der Wahlen dem deutschfeindlichen Klerikalismus und dem klerikalen Antisemitismus gebracht hat, bleiben beide ganz unzuverlässige Vertreter des deutschnationalen Gedankens. Ebenso haben sich schon früher und noch mehr in der neusten Zeit gewichtige Gründe zur Trennung für Tschechen, Polen und Südslawen ergeben. Trotzdem ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich der Haß gegen das Deutschtum und gegen den Fortschritt

wieder zusammenfindet, und daß sich für die Deutschen, die nun einmal in Österreich und dementsprechend auch im Reichsrat in der Minderheit sind, abermals eine Zeit schwerer nationaler und politischer Prüfungen ergiebt. Für die nächste Zeit erklären allerdings die Tschechen, sich noch nicht die Hände binden zu wollen, weil sie offenbar fühlen, daß die übrigen slawischen Völker, die ganz andre Interessen haben, sich nicht mehr als Vorspann für das nebelhafte böhmische Staatsrecht werden mißbrauchen lassen. Es ist der tschechische Haß gegen die Verfassung, was die Vorgänge im österreichischen Reichsrat als selbstmörderisches Handeln erscheinen läßt, weil er ebenfalls im gewissen Sinne „reichsfeindliche," d. h. auf einen engern Verband mit Deutschland abzielende Bestrebungen in den Kreisen der Alldeutschen veranlaßt. Nun ist gewiß ein engerer staatsrechtlicher oder mindestens wirtschaftspolitischer Verband zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche denkbar, wie ihn Fürst Bismarck für die ganze Monarchie anstrebte, aber gegen den Widerspruch des Grafen Andrassy aufgeben mußte. Daß dies aber sowohl Tschechen, Polen und Südslawen wie Klerikale als Landespreisgebung und Minderung des Ansehens der Dynastie brandmarken, ist von ihrem Standpunkt begreiflich. Darum würde ein dynastischeres Auftreten der Alldeutschen Gruppe im Reichsrate den auf seine Sprengung und auf eine Erweiterung der Länderautonomie und Landtagskompetenz abzielenden tschechischen Bestrebungen einen wirksamern Riegel vorschieben, als das oft herausfordernde schroffe Herauskehren des an sich noch so berechtigten deutschen Standpunkts.

Krieg und Arbeit

Eine Zukunftshoffnung, die der scharfsinnige und nüchterne Kant einer gründlichen Prüfung wert und nicht ganz aussichtslos befunden hat, dürfen wir nicht kurzerhand als Utopie abthun. Utopisch wäre es allerdings, wenn wir das Aufhören der Kriege für gleichbedeutend mit dem wirklichen vollen Frieden der Menschheit nehmen wollten. Dieser ist unter ihren irdischen Lebensbedingungen nicht möglich. Es kann sich bei einer wissenschaftlichen Untersuchung nur um die Frage handeln, ob der Krieg in aller Zukunft zu den Mitteln gehören wird, mit denen die Menschheit ihre Interessenkämpfe ausficht. Bei dieser Frage verdient ein Buch, das die Abrüstungsfrage ganz nüchtern und wissenschaftlich ohne alle utopische Schwärmerei erörtert, um so mehr Beachtung, als schon sein Titel beweist, daß der Verfasser den tiefsten Grund und die wahre Ursache der herrschenden Friedensliebe richtig erfaßt hat. Krieg und Arbeit (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900) betitelt der Russe Anitchkow

seine Untersuchung. In der That ist es die Hauptursache vieler Kriege der barbarischen Zeiten, des klassischen Altertums und des Mittelalters bis über den Dreißigjährigen Krieg hinaus gewesen, daß es mutigen Männern angenehmer und anständiger schien, sich das zum Leben Nötige mit dem Schwerte zu holen, als durch mühselige Arbeit zu erwerben. **Nec arare terram aut exspectare annum, tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare,** schreibt Tacitus von unsern Vorvätern. Man raubt entweder dem unkriegerischen Nachbarvolke von Zeit zu Zeit die Früchte seiner Arbeit, oder man unterjocht es und betreibt dann seine Ausbeutung auf dem Verwaltungswege, indem man es dauernd für sich arbeiten läßt. Das Beutemachen hat noch in den napoleonischen Kriegen eine keineswegs untergeordnete Rolle gespielt, und die Versklavung der Ureinwohner in irgend einer Form ist das Mittel zur Ausbeutung eroberter Tropenländer bis auf den heutigen Tag. Aber innerhalb unsrer Kulturwelt ist die Ausbeutung der Schwächern durch das Schwert, oder modern gesprochen, durch Flinte und Kanone unmöglich geworden, weil es — im großen und ganzen — weder Völker noch Volksschichten mehr giebt, die sie sich gefallen ließen und gefallen zu lassen brauchten. Politische und soziale Revolutionen haben die Stände beseitigt, die das Privilegium hatten, auf Kosten andrer Menschen und von deren Arbeit zu leben, und haben die Mitglieder dieser Stände, soweit ihr Name erhalten geblieben ist, genötigt, sich ihr Einkommen, sofern dieses aus Kapitalvermögen oder Grundbesitz fließt, durch Leistungen für den Staat, für bürgerliche und Kirchengemeinden zu verdienen. Die neuen Wirtschaftsverhältnisse haben Erwerbsarten hervorgebracht und möglich gemacht, die weniger mühsam und weniger anständig sind als ein Beutezug wegelagernder Ritter oder plündernder Landsknechte, aber diese Erwerbsarten müssen, daß sie ausgeübt werden können, wenigstens den Schein einer Berufsarbeit, einer volkswirtschaftlichen Funktion annehmen. So hat aller Erwerb, mit Ausnahme des dem Strafrichter verfallenden verbrecherischen, den Charakter des offnen Raubes vollständig abgestreift und ist dem volkswirtschaftlichen Organismus eingegliedert, der nicht Raub oder Vernichtung, sondern nur Erzeugung und Verteilung von Gütern kennt; und ist auch in vielen Fällen die sogenannte volkswirtschaftliche Funktion nicht Arbeit im strengsten und edelsten Sinne zu nennen, ist sie auch manchmal nur ein geschäftiger Müßiggang oder gar ein verhüllter Betrug oder Wucher, so muß sie doch, wenn sie ungestraft ausgeübt werden will, wenigstens die Maske einer nützlichen Thätigkeit vornehmen. Indem nun jedermanns Erwerb auf dem ungestörten Fortgange dieses wirtschaftlichen Getriebes beruht, wird ganz allgemein nichts so sehr gefürchtet, als seine Störung und Unterbrechung, und da der Krieg eine sehr schlimme Unterbrechung bewirkt, die vermieden werden kann, so vermeidet man sie eben. Die Weltwirtschaft aber hat die Interessen aller Erwerbenden in allen Kulturstaaten solidarisch verbunden, und die Herstellung eines Systems gleichartig und stramm organisierter Großstaaten

hat dafür gesorgt, daß keine Nation mehr übrig geblieben ist, die die übrigen ohne Furcht vor Repressalien auf dem alten Fuße nach napoleonischer oder gar Louvoisscher Methode behandeln könnte. Es giebt zwar einflußreiche Erwerbsklassen, die, als Fabrikanten und Lieferanten von militärischen Ausrüstungsstücken und von Proviant, auch heut noch in einem Kriege gute Geschäfte machen, aber da die meisten von ihnen auch schon im bewaffneten Frieden auf die Rechnung kommen, so wäre es ein unverständiges Wagnis, wenn sie zum Kriege treiben wollten. Die Ursache der allgemeinen Friedensliebe ist also, daß der Krieg aufgehört hat, für irgend eine einflußreiche Klasse der regelmäßige Erwerbszweig zu sein, und daß jedermann entweder auf eigne Arbeit angewiesen ist oder wenigstens auf den ungestörten Betrieb der Nationalwirtschaft, der allein es ihm möglich macht, unter irgend einem anständigen Vorwande einen Teil der Frucht der Nationalarbeit zu ergattern.

Dieser Grundgedanke tritt freilich in Anitchkows Buche nicht deutlich hervor. Es wird in ihm überhaupt nichts deutlich, weil es in einem schauderhaften Deutsch geschrieben ist, oder vielmehr in einem Russisch-Französisch mit deutschen Vokabeln, und nicht einmal mit durchweg deutschen Vokabeln, denn der Verfasser kennt die deutsche Terminologie nicht und ersetzt sie durch Wortbildungen eigner Erfindung. Er nennt die Grundrente Landesrente, die Hauptbahnen Magistralschienenwege, den Lohnfonds bald Erwerbsfonds bald Verdienstfonds, und den Staatsbetrieb Kron-Exploitation. Von seiner Syntax mögen folgende beiden Sätze eine Ahnung geben: „Es giebt eine große Anzahl von Beispielen richtiger Schlüsse, aus falschen Behauptungen oder Richtungen hervorgehend," und: „Das materielle und moralische Glück, jetzt bloß der Bevölkerung des Portofranco zu eigen, wird auch den großen Staaten bestimmt sein, die vor dem Leben in freien Grenzen nicht zurückschrecken werden." An vielen Stellen aber ist er so dunkel, daß philologische Dissertationen dazu gehören würden, den Sinn an den Tag zu bringen, und daß er sich nicht beschweren darf, wenn er von seinen Rezensenten gründlich mißverstanden wird. Wenn alle möglichen Nationalitäten anfangen, deutsch zu schreiben — in den letzten Monaten sind uns ein Grieche, ein Tscheche und zwei Russen in die Hände gefallen, die Bücher in deutscher Sprache schreiben, ohne ordentlich deutsch zu können —, so müssen wir ja darin einen erfreulichen Beweis dafür sehen, daß das Deutsche als die eigentliche Welt- und Kultursprache anerkannt wird, aber die Verleger sollten solche ausländischen Autoren doch veranlassen, einen Übersetzer zu Hilfe zu nehmen.

Im ersten Teile seines Buchs kritisiert Anitchkow die beiden Gründe, auf die bisher die Friedensfreunde ihre Hoffnung gebaut haben, und zeigt, daß sie nicht Stich halten. Der eine ist, daß sich der Krieg durch die Übertreibung der heutigen Kriegsrüstungen unmöglich machen werde. Seine Widerlegung dieser Ansicht läuft, wenn wir ihn recht verstehn, darauf hinaus, daß trotz unsrer heutigen Riesenheere und unsrer auf ungeheure Entfernungen treffenden Waffen die Schlachten in Zukunft nicht blutiger sein werden als früher. Ge-

stützt auf alte und neue Militärschriftsteller entwickelt er folgende Ansicht vom Verlauf der Schlachten, die wir ohne Kritik wiedergeben. Die gewöhnliche Vorstellung, daß die großen Blutbäder in einem hartnäckigen Nahkampf angerichtet würden, und daß es die bessere Waffe sei, was den Sieger befähige, eine größere Anzahl von Feinden abzuschlachten, beruht auf Unkenntnis des wirklichen Vorgangs. Die großen Blutbäder werden nicht in der Schlacht, sondern durch Niedermetzlung der fliehenden Feinde bei der Verfolgung angerichtet. Die Zahl der Männer, die wirklich den Tod nicht fürchten, ist in jedem Heere gering. Der Sieg hängt davon ab, ob es dem Feldherrn gelingt, seine Truppen durch die mancherlei Mittel der Disziplin und durch taktische Künste so lange zum Angriff oder zur Abwehr beisammen zu halten, bis die Feinde, durch eben diese taktischen Künste geschreckt, die Hoffnung auf Sieg verlieren und die Flucht ergreifen. Zu diesen taktischen Künsten gehört auch die Einführung und Anpreisung einer neuen, überlegnen Waffe. Nicht darin besteht deren Nutzen, daß sie eine größere Anzahl von Feinden in offner Feldschlacht umbrächte. Die Kugeln der vollkommensten Gewehre machen ebenso wie die Pfeile der alten Bogenschützen und der mittelalterlichen Armbrustschützen nur Löcher in die Luft. Gezielt wird nur auf dem Schießplatz im Frieden; in der Schlacht hat kein Soldat so ruhiges Blut und eine so ruhige Hand, daß er wirklich zielen könnte, ausgenommen er schießt [wie die Buren!] in gedeckter Stellung oder aus dem Hinterhalt. Auch die besten Gewehre und Kanonen treffen oft nur durch Zufall und richten — in offnem Felde — wenig Unheil an. Also nicht durch Tötung der Feinde, sondern moralisch wirkt die neue Waffe, durch die Vorstellung, daß der mit ihr Bewaffnete aus einer weitern Entfernung tödliche Wunden beizubringen vermöge. Diese Vorstellung flößt dem mit ihr Versehenen Siegesgewißheit, dem Gegner Mutlosigkeit ein, macht, daß dieser flieht, während jener vordringt. So haben in alter Zeit die Pfeilregen auf Truppen gewirkt, die keine Fernwaffen besaßen, so in neuerer Zeit die Zündnadelgewehre. Nur wo es ausnahmsweise einmal den Feldherren beider feindlichen Heere gelingt, ihren Truppen einen gleichen Grad von Siegeshoffnung einzuflößen, kommt es zu einem hartnäckigen und mörderischen Nahkampf, der in alter Zeit mit Schwert und Lanze ausgefochten wurde, und für den heute das Bajonett verwandt wird; gewöhnlich aber wartet das Heer, dem zuerst der Mut entsinkt, das Herankommen des Gegners gar nicht ab. Auch die Kavallerie dient, nach Anitchkow, nicht dazu, den Feind zu überreiten — ausgenommen bei der Verfolgung Fliehender —, sondern nur, ihn zu schrecken. Bei einem Kampfe zwischen zwei Reitereien kam es im Altertume „nie zu einem Gedränge, selten zu einem Zusammenstoß. Die römische Kavallerie sprengte im Galopp auf die feindliche Reiterei zu; auf Pfeilschußweite wurde dann (wenn die feindliche Reiterei beim Anblick der auf sie zustürmenden Reitermassen nicht die Flucht ergriff) die Gangart der Pferde gemäßigt, es wurden einige Wurfspeere geschleudert, worauf die römischen Reiter, eine Schwenkung machend, auf ihren alten Platz zurückkehrten, um die Attacke zu wiederholen. Auf

gleiche Weise handelte die feindliche Reiterei, und dieses Spiel wiederholte sich so oft, bis es der einen Reiterei gelang, die feindliche Kavallerie von der größern Gewalt ihres Ansturms zu überzeugen, wonach die letztere die Flucht ergriff und von den Siegern verfolgt wurde. Der Wirbelsturm zweier zusammenprallender feindlicher Reitereien ist Poesie und keine Wirklichkeit." In den neuern Kriegen wird dieser Verlauf der Schlacht durch die beiden Umstände verdeckt, daß sich wegen der Größe der Heere die Schlacht in eine Menge Einzeltreffen auflöst, die sich zwar nach demselben Schema, aber zu verschiednen Zeiten und mit verschiednem Erfolg abspielen, und daß sich demnach Sieg und Flucht auf beide Heere verteilen, dann, daß das gewaltige Schlachtfeld Anhöhen, Gebüsche, Ortschaften, Gehöfte einschließt, die bald der einen, bald der andern Partei Deckung gewähren und sicheres Zielen aus dem Hinterhalt möglich machen. Im wesentlichen aber wird durch den Fortschritt der Waffentechnik nichts geändert; jede Verbesserung dient nur zum Schrecken, nicht zum Morden; selbst bei einem Feldzuge, wo die Verpflegung so leicht und das Klima so günstig ist wie im französischen Kriege der Deutschen 1870, werden weit mehr Soldaten durch Krankheit kampfunfähig gemacht als durch Verwundung, und nur in ganz besondern Fällen wie bei Metz, wo jeder Teil wußte, daß er durch den Sieg des andern von seinen Verbindungen abgeschnitten werden würde und deshalb mit verzweifelter Hartnäckigkeit kämpfte, fordert die Schlacht größere Opfer. So wird also der Krieg durch keine noch so hohe Vervollkommnung der Waffentechnik und auch nicht durch die Vergrößerung der Heere bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit unmöglich gemacht werden.

Ebenso wenig werden ihn die Schiedsgerichte beseitigen, das zeigt die Geschichte der von Vereinen und Regierungen veranstalteten Friedenskongresse, die der Verfasser, vom ersten, in London am 22. Juni 1843 eröffneten angefangen, ausführlich erzählt. Sie sind, wie wir ihm zugestehn müssen, ein Gemisch von Illusionen und Phrasen auf der einen, von diplomatischer Heuchelei auf der andern Seite gewesen. Schiedsgerichte werden allemal nur dann angerufen, wenn beide Parteien von vornherein entschlossen sind, es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Anitchkow glaubt auch nicht, daß die Milderung der Kriegsgreuel durch die Genfer Konvention und durch den die Anwendung von Sprenggeschossen verbietenden Petersburger Vertrag vom Jahre 1868 einen wirklichen Fortschritt der Humanität bedeute und den Philanthropen zu verdanken sei. Die Genfer Konvention werde nur so weit beobachtet, als es den Kriegführenden passe, und wenn das moderne Völkerrecht, das wesentlich Kriegsrecht sei, alle nicht unbedingt für den Kriegszweck erforderlichen Tötungen und Peinigungen verbiete, so geschehe das, weil die Erfahrung der Jahrhunderte gelehrt habe, daß es unvorteilhaft sei, zu plündern, Wehrlose umzubringen und die Frauen zu notzüchtigen. Der Sieg werde dadurch erschwert: „der Widerstand des Feindes wächst, die Einwohner vergraben ihre Schätze und verbrennen ihre Häuser. Neutrale Völker sehen sich durch barbarische Verwüstung eines

Nachbarstaats selbst bedroht und thun sich gegen den gemeinsamen Feind zusammen." So wird die Gefahr eines allgemeinen Kriegsbrandes herbeigeführt, den heutzutage jedermann aus dem oben dargelegten Grunde fürchtet. Insofern könne man ja im Petersburger Vertrage einen Fortschritt der Humanität sehen, als dadurch anerkannt werde, daß es heutigen zivilisierten Menschen kein Vergnügen bereite, andern „nutzlos" Leiden zuzufügen. Andrerseits aber werde dadurch, daß man die Nutzen bringenden Tötungen, Verwundungen und sonstigen Peinigungen, die zum Kriege gehören, ausdrücklich für erlaubt erkläre, der Mensch, sofern er Feind ist, dem Tiere gleichgestellt, denn auch Tiere zwecklos zu töten oder zu quälen verbietet das Gesetz.

Obgleich also die Hoffnung der Friedensapostel eitel ist, der Krieg werde entweder durch seine Vervollkommnung sich selbst umbringen oder auf das Betreiben der Friedensliga durch Schiedsgerichte ersetzt werden, ist es nach Anitchkow wahrscheinlich, daß die Kriege zwischen den Kulturvölkern in absehbarer Zeit aufhören werden. Bei der Begründung seiner Ansicht hebt er indes, wie schon erwähnt worden ist, die eigentliche und Hauptursache der allgemeinen Friedensliebe nicht klar hervor, sondern verliert sich in minder wichtige Einzelheiten, von denen die einen, wie das Schwinden des mittelalterlichen Rittersinns, als Mitursache zugegeben werden können, während andre sehr anfechtbar sind. So z. B. glaubt er, weil die Salons der großen Residenzen einander zum verwechseln ähnlich seien, nationale Gesinnung und Rassenunterschiede könnten keine Kriegsursachen mehr werden, und nach Beseitigung des Kirchenstaats sei jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß Staaten noch einmal des Glaubens wegen zusammenstoßen könnten. Der Krieg um das Papstkönigtum ist doch nicht aus religiösen Gründen geführt worden, sondern weil der Kirchenstaat ebenso wie Neapel und die Österreicherherrschaft in Oberitalien ein Hindernis der italienischen Einheit war. Daß im Innern eines Staates eine Mehrheit von Glaubensbekenntnissen „Zwistigkeiten" erzeugen könne, giebt er zu, hütet sich aber weislich, sein Vaterland als Beispiel anzuführen, ja an einer andern Stelle rühmt er sogar die Toleranz Rußlands gegen Einwandrer; neben England und Belgien sei Rußland der einzige tolerante Staat Europas!

Als noch übrigen Kriegszunder läßt Anitchkow nur die Schutzzöllnerei gelten und die Absperrung der Staaten gegen Einwandrer. Er erklärt den Grundsatz Bismarcks, die politische Stellung der Mächte zu einander dürfe nicht von wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen beeinflußt werden, für undurchführbar, und glaubt mit dem Finanzminister Witte, es sei Bismarck mit diesem Grundsatze gar nicht Ernst gewesen, sondern er habe ihn nur zur Durchsetzung seiner augenblicklichen Absichten ausgesprochen. Die Schutzzöllnerei und die Grenzsperren seien eine beständige Gefahr; denn der freie Verkehr sei bei der heutigen wirtschaftlichen Abhängigkeit der Völker von einander Lebensbedürfnis, und die Grenzzölle würden ihn geradezu unmöglich machen, wenn alle Zollbeamten die Bestimmungen der verwickelten und dabei unklaren Tarife mit der strengsten Gewissenhaftigkeit beobachten und keinen Warenballen eher durch-

lassen wollten, als bis alle ihre Zweifel über die Anwendung des Tarifs auf seinen Inhalt gelöst wären. Das zweite, nämlich daß es in der Macht der Zollbeamten liegt, allem Grenzverkehr ein Ende zu machen, glaube ich selbst. In Wien hatte ich mich einmal durch die Anpreisung der wunderbaren Eigenschaften und Kräfte des angeblich neu erfundnen Pantographen — der nichts weiter war als der uralte Storchschnabel oder Affe — verleiten lassen, ein solches Ding zu kaufen. An der preußischen Grenze fischte der Zöllner das kleine Holzgestell aus der Wäsche heraus und legte es seinen Kollegen vor, die die Köpfe schüttelten, dann berieten, Folianten nachschlugen und nichts fanden. Der Zug stand zur Abfahrt bereit, die Eisenbahnbeamten machten böse Gesichter, die Fahrgäste erkundigten sich, ob ein Unglück passiert sei — die Zöllner berieten und suchten unentwegt. Endlich kamen sie zu einem Entschluß, nahmen mir 10 Pfennige für versteuerbare Holzwaren ab, und ich durfte unter den Unwillensbezeugungen des ganzen Zuges mit meinem Köfferchen zu meinem Abteil rennen. Man denke sich dieselbe Gewissenhaftigkeit an jedem Koffer, jeder Tasche und jedem Ballen geübt, ob da ein geordneter Verkehr von Reisenden und ein flotter Gütertransport noch denkbar wäre! An der österreichisch-italienischen Grenze ist man ja kulant, aber ohne Tarif wäre die Kulanz doch am Ende noch einfacher zu sichern. Ein andres Erlebnis hat mir Zweifel an der Rentabilität der Grenzzölle eingeflößt. Weil der Eisenbahnverkehr durch eine Überschwemmung unterbrochen war, mußte ich auf einer Chaussee über die Grenze fahren, die seit dem Bestehn der Bahn fast nur von den anwohnenden Bauern benutzt wird. Um keine Umstände zu haben, hatte ich die „Mittebringe," ein Butternäpfchen und ein paar ordinäre Tischdecken, nicht in den Koffer gepackt und zeigte sie gleich dem Zöllner, der, wie Zöllner zu thun pflegen, vor der Thür seines schmucken Häuschens saß und sein Pfeifchen rauchte. Er ging mit mir und den corpora delicti hinein und vertiefte sich in seine Bücher. Eine volle halbe Stunde dauerte es, bis alle Zweifel seiner gewissenhaften Seele gelöst waren und er mir das Urteil zustellen konnte: 0,60 Kilogramm Porzellanwaren in Verbindung mit unedelm Metall 10 Pfennige, 1 Kilogramm gefärbte und bedruckte Leinenwaren 60 Pfennige, zusammen 70 Pfennige. Vielleicht war das die einzige Einnahme an diesem Tage, oder vielleicht auch für mehrere Tage, und es lohnte sich darum schon, daß er eine halbe Stunde Zeit daran wandte, denn auch ein Zöllner will doch am Ende sein Brot durch Arbeit verdienen; hoffentlich wird ihm aber dieses sein Brot nicht nach dem Maße seiner Arbeit und seiner Einnahmen zugemessen.

Anitchkow erzählt die Geschichte der Zollpolitik der wichtigsten Staaten und dabei manche hübsche Anekdote, z. B. daß die englischen Zollbeamten bei der Einführung der ersten ägyptischen Mumie lange beraten hätten, ob die irdischen Reste eines Zeitgenossen des Königs Sesostris als Rohprodukt oder als Kunsterzeugnis zu behandeln seien, daß sie sich endlich für das zweite entschieden und dem unglücklichen glücklichen Erwerber des Altertumsschatzes

200 Pfund, 50 Prozent des von ihm angegebnen Kaufpreises, auferlegt hätten. Anitschkow gelangt durch seine historischen Betrachtungen zu dem hier nicht weiter zu prüfenden Ergebnis, daß der Schutzzoll nicht allein eine Bedrohung des Friedens, sondern auch unnütz und den Gewerben schädlich sei. Aber auch die Freihändler sündigen seiner Ansicht nach, da sie die Finanzzölle bestehn lassen; unter dem Vorwande der Finanzzölle und des Schutzes vor Viehseuchen und vor Gesundheitsschädigungen der Staatsbürger werde überall, auch in England, die ärgste Schutzzöllnerei getrieben. Alle Grenzzölle müßten aufgehoben, die Pässe abgeschafft, der Grenzverkehr für Menschen und Waren völlig frei gegeben werden. (Er hofft auf Zeppelin, dessen Erfindung die Zollwächter und Paßrevisoren außer Kurs setzen werde.) Damit werde der Friede für immer verbürgt, kein Gewerbe und kein Mensch geschädigt werden. Der Staat werde in der Steigerung der „Verkehrsrente," d. h. des Reingewinns der Eisenbahnen, für den Ausfall der Zolleinnahmen reichlich entschädigt werden, die Gewerbe aber würden durch positive Förderung, namentlich durch Rechtssicherheit, gute Finanzwirtschaft und durch Verbreitung allgemeiner Bildung, Gründung guter gewerblicher Unterrichtsanstalten und Erziehung eines intelligenten, tüchtigen Arbeiterstandes weit mehr gewinnen als durch den sogenannten Zollschutz. Werde einem an sich aussichtsvollen Gewerbe das Leben durch ausländische Konkurrenz sauer gemacht, so könne ihm der Staat dadurch aufhelfen, daß er ihn in eignen Betrieb nehme oder ihm reichliche Aufträge zuwende. Die Eisenbahnen, deren Gründung und erste Entwicklung am besten Privatgesellschaften überlassen bleibe, solle der Staat später erwerben, beim Ankauf aber den vollen gegenwärtigen Wert zahlen. Anitschkow, ein leidenschaftlicher Gegner der Sozialdemokratie, des Kathedersozialismus und des Staatssozialismus (wozu er die Eisenbahnverstaatlichung, die Gründung von Staatsbetrieben, den Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung nicht rechnet) singt dem Kapital und seinen Segnungen begeisterte Loblieder und will es von allen Fesseln, die ihm unverständige Aktien- und Börsengesetze anlegen, befreit wissen, hofft aber zugleich, daß in Zukunft nicht den Kapitalbesitzern, sondern den Technikern, die bisher in ihrem Dienste gearbeitet haben, die Macht zufallen, und daß eine Aristokratie der Intelligenz und der Arbeit die Herrschaft antreten werde. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie sei bisher ganz verkehrt geführt worden, nämlich dadurch, daß man in sozialistischen Maßregeln, in der Fesselung der Erwerbsthätigkeit, mit den Sozialisten gewetteifert habe. Zu dieser verkehrten Kampfweise sei man dadurch gezwungen worden, daß man nicht gewagt habe, liberal zu sein, und daß man darum innerhalb des Horizonts der bestehenden bürgerlichen Ordnung den Arbeitern keine Zukunftshoffnung habe eröffnen können. Das werde man erst dann können, wenn alle Kriegsgefahr beseitigt und jedem Strebenden völlige Bewegungsfreiheit, Freiheit des Güteraustausches und der Übersiedlung in jeden beliebigen Staat, gewährt sei.

Die Gründe, die für die Absperrung der Grenzen gegen Einwandrer an-

geführt werden, hält Anitschkow nicht für stichhaltig. Der Lohndruck, den eingewanderte Arbeiter verursachten, gehe rasch vorüber. Ganz thöricht sei die Furcht vor Übervölkerung, der Malthusianismus grundfalsch. Nicht ein furchtbares Ringen von Milliarden ums Brot, sondern langsames Aussterben stehe dem Menschengeschlecht bevor. Auf einem gewissen Grade der Bildung und des Wohlstandes angelangt schlage jedes Volk den Weg des französischen ein, schon aus dem Grunde, weil die verfeinerte Empfindung ehelichen Verkehr ohne Liebe unmöglich mache; es falle heute keinem jungen Manne mehr ein, auf Befehl des Familienoberhauptes sein Geschlecht fortzupflanzen. Die Statistik beweise, daß sich nicht bloß in Nordamerika, sondern auch schon in England und in Deutschland die französische Tendenz bemerkbar mache. Die Nationalitäten und die unabhängigen Nationalstaaten sollen erhalten bleiben, weil ein unterschiedsloser Völkerbrei die Individualitäten, damit die Kultur vernichten und chinesische Erstarrung zur Folge haben würde; er glaubt aber, daß die Unabhängigkeit der Staaten durch die Aufhebung jeder Art von Grenzsperre nicht bedroht werde. Das scheint doch einigermaßen zweifelhaft; Anitschkow selbst meint, es werde den Bewohnern zweier Staaten ziemlich gleichgiltig sein, wo die Grenze gehe, wenn sie sich nach Belieben hüben und drüben niederlassen könnten, und bei Grenzstreitigkeiten werde die Temperatur höchstens noch lauwarm, aber nicht mehr heiß werden. Das bedeutet doch wohl, daß die Grenze gar keine Grenze mehr sein würde, und daß die Staaten nur noch als Verwaltungsbezirke der Weltrepublik fortbestehn würden. Das Endergebnis von Anitschkows Untersuchung scheint also zu sein, daß es Kriege geben wird, so lange es noch selbständige Staaten giebt, und daß sie möglicherweise aufhören würden, wenn die Menschheit dahin gelangte, eine einzige große Handelsgesellschaft zu werden.

Briefe eines Zurückgekehrten

6

Nach der Feier des Unabhängigkeitstages, der Nordamerikaner aus den verschiedensten Städten Deutschlands um den Botschafter und einige Konsuln der Vereinigten Staaten versammelt hatte, stand die festlich gestimmte Gesellschaft in Gruppen beisammen, die lebhafte, heitere Gespräche mit auffallender Mäßigung, fast gedämpft pflogen. Leises Sprechen und unscheinbares Bewegen, das jede Auffälligkeit fast zu absichtlich vermeidet, wird von Jahr zu Jahr mehr der gute Ton in der amerikanischen Gesellschaft. Ist das ein „frauenhafter" Zug? Oder entspringt es dem Streben nach schärferer Betonung der Grenze gegen das auf-

dringliche Naturburschentum der nächstuntern Schicht? Jedenfalls bin ich überzeugt, daß die freundschaftlichen und patriotischen Explosionen in einer übrigens echt amerikanischen Gruppe, die nach aufgehobner Tafel „um die Bar hing," bei korrekten Herren den Verdacht erweckte, daß in diesen Landsleuten aus Newyork und Pennsylvanien etwas deutsches oder gar französisches Blut fließen müsse. Wer nicht noch einen Händedruck des unermüdlichen, an Geist und heitrer Liebenswürdigkeit unerschöpflichen Mr. Andrew White zu erhaschen strebte, trennte sich nun mit einem letzten liebevollen Blick auf den Saal, dem die Fülle des Grüns und der Blumen einen ganz besondern heimatlichen Reiz verlieh. Nicht die Sternenbanner, Büsten und Inschriften machten, daß eine amerikanische Luft durch den Raum wehte, der den banalen Charakter eines Gasthausspeise- und Gesellschaftsaals unter den Händen amerikanischer Damen und einiger junger Künstler vollständig verloren hatte. Es war völlig ein Stück amerikanischer Boden. Es kam mir vor, als röche es nach Balsam- und Schierlingstannen. Nur einem Volke von starkem nationalem Empfinden gelingt es, mit seiner Persönlichkeit einen fremden Ort irgendwo in der Welt so deutlich und erkennbar zu durchdringen.

Und ich mußte mir sagen, wenn ich das Fest überblickte, das nationale Gefühl hatte sich ohne Phrase und ohne Überhebung geäußert. Innerlich taktlose Menschen giebt es in Amerika wie überall, aber gerade die amerikanischen Männer zeigen im Ausland eine Fähigkeit, die mich wieder fast weiblich anmutet, ihr Benehmen den Forderungen der Umgebung anzupassen und Lebensformen, von denen sie keine Ahnung hatten, in der kürzesten Zeit ihren Vordermännern abzugucken. Ich schließe natürlich Leute aus, die überhaupt nicht den Anspruch erheben, der guten Gesellschaft anzugehören, besonders auch einige deutsch-amerikanische Landsleute, die allsommerlich das „alte Land" mit ihrem Besuch beglücken. Aber ich schließe ausdrücklich eine Klasse mit ein, die vor einiger Zeit in Deutschland nicht für ganz gesellschaftsfähig galt: die Zahnärzte. Daran ist man schon gewöhnt, daß das Publikum der amerikanischen Feste in Deutschland zu einem großen Teil dieser nützlichen Menschenklasse angehört, die sich bis in die kleinsten Städte Deutschlands ausgebreitet hat. Zugegeben, daß ihre Eleganz noch nicht ganz den falschen Glanz einer gewissen Absichtlichkeit abgestreift hat, und ihre Handbewegungen uns manchmal an kritische Lagen erinnern, wo wir in ihren sammetnen Sesseln ihrer Gnade preisgegeben waren; sie stören im allgemeinen durchaus nicht den Eindruck, daß wir uns in guter Gesellschaft befinden.

Karl Peters erzählte mir einmal von einem Kommers, den ihm schottische Afrikafreunde in Edinburgh veranstalteten, wobei Theetassen und Kakaobecher mit Bier und Scotch Whiskey zusammenklangen und manche Gäste auch völlig „trocken" saßen. Unser Tisch erinnerte mich daran mit seinen Milchgläsern und den kleinen Fläschchen grautrüben alkoholfreien Ingwerbiers. Es fehlte ihm das Licht und die Glut edler Weine. Ich merkte wieder einmal, daß die Temperenzbewegung auch ihre ästhetische Seite hat. Für uns, in deren

Jugenderinnerungen die Reben hineinranken, deren erste Lateinstudien das Verslein einprägte: Aqua das Wasser, Vinum der Wein, Spira die Bretzel, die tunkt man hinein, die die Weinlese als das fröhlichste Fest des Jahres, des ehrlichsten und herzlichsten der Ernte- und Dankfeste feiern sahen und mitfeierten, deren Erinnerungen an Freundschaft und Liebe der Duft edeln Weines umweht, ist zum Glück die Alkoholfrage keine reine Genuß-, Gesundheits- und Nervenfrage. Niemals kommen mir die Anglokelten utilitarisch-platter vor, als wenn sie den Wein- und Biergenuß mit aller seiner Poesie kurzweg in dieselbe Grube wie ihre tierische Whiskeyvöllerei werfen. Man muß stumpf sein gegen das Schöne und Gute dieser Erde, wenn man das alte Gold des Rheinweins oder den grünlichen Bernstein des Mosels nur deshalb nicht mehr leuchten sehen will, weil darin ein paar Tropfen von demselben Alkohol sind, der in konzentrierten Dosen den Menschen vertiert. Ich schwärme nicht für unsre Weinpoeten, aber wie kann man die Poesie des Weines wegwerfen? Das ist nur möglich, wo der Sinn für die Schönheit des Lebens überhaupt krankhaft verkümmert ist. Kein fremdartigeres Gewächs auf deutschem Boden als die sogenannte Abstinenzbewegung. Für Mäßigkeit sind wir entschieden und halten die Unmäßigkeit für einen der Erbfehler der Deutschen, denen man, wie dem Neid und der Nörgelei, bei jeder Gelegenheit entgegentreten muß. Aber wir protestieren ebenso entschieden gegen die Intoleranz der fanatischen „Wassersimpel," und zwar hierzulande noch viel bereitwilliger als drüben. Dort hatten wir freilich das unangenehme Gefühl, daß mit uns zugleich diese „Planke" aus der demokratischen Plattform ein paar tausend derbe Fäuste von Brauern und Schenkwirten emporhielten, die ein Interesse von ganz andrer Natur daran hatten.

Ich kann nie den Eindruck vergessen, daß es eben doch der Kampf gegen die Wein- und Biergegner war, der fester als alles andre die Deutschen aller Länder und Gesinnungen zusammenhielt. Da war plötzlich die politische Disziplin da, die man bei andern wichtigsten Gelegenheiten vergeblich suchte. Ja diese vielbesprochne deutsche Disziplin! Sie wirkt Wunder, wenn wir kommandiert werden, oder nach freier Übereinkunft unsre ganze Person in den Dienst einer Aufgabe stellten, die wir ernst nahmen. Wie schmerzlich vermißt man sie oft im gesellschaftlichen Leben. Wohl laufen wir damit auch nicht Gefahr, lächerlich oder läppisch zu werden, weil wir Spiel für Ernst nehmen, oder aus der Schale der Konvenienzen nicht mehr herauszukönnen, und uns unfrei durchs Leben zu plagen. Aber wir bereiten uns selbst und andern unnötige Schwierigkeiten, weil wir kleinen Forderungen der Sitte nicht oder ungern und dann natürlich ohne Grazie folgen. Ich setze meine Hoffnung, daß es auch in dieser Beziehung besser werden wird, nicht so sehr auf die Ausbreitung jenes Sitten- und Ehrenkodex des modernen Rittertums, das das ganze deutsche Offizierkorps umfaßt, in die bürgerlichen Schichten, als auf die mit der Pflege der „Weltpolitik" wachsende Einsicht, daß zum Ansehen eines Volks in der Welt auch die Erfüllung der höchsten gesellschaftlichen Forderungen

durch jeden gehört, den Bildung oder Besitz berechtigen, eine hervorragende Stelle in Anspruch zu nehmen.

Dresden ist eine Stadt zum Schlendern. Der Strom, die große Brücke, die weiche Luft, die blauen Hügel, die interessanten Bauwerke laden zur Betrachtung ein. Ich vergleiche diese Eigenschaft Dresdens mit Florenz, Brüssel, München. Wer aus dem geschäftigen, nüchternen Leipzig kommt, das sich, seitdem es sich mit einem Kranz von Fabrikdörfern umschlungen hat, niemals, auch an höchsten Festtagen nicht seines Alltagsgewandes entledigen kann, findet in Dresden die Festtagsstimmung einer von zahllosen müßigen Menschen bewohnten und zu allen Jahreszeiten von Vergnügungsreisenden besuchten Residenzstadt. Die Menschen gehn gut gekleidet, sogar geputzt auf den Straßen, ihr Schritt ist langsam, sie „lassen sich Zeit," glänzend ausgestattete Gewölbe öffnen sich auf die Straßen, Kaffeehäuser sind von lesenden und spielenden Gästen besucht, und stille Alleen öffnen sich zu beiden Seiten der Verkehrsstraßen. Dabei fehlen nicht die Erinnerungen an eine anders geartete Vergangenheit. Die Lebensader der alten Stadt, die Pragerstraße, ist keine breite Triumphstraße wie „die Linden," sie hat vielmehr etwas eng bürgerliches, das der Entwicklung Dresdens aus kleinen, fast dörflichen Verhältnissen entspricht. Dazu paßt die bürgerliche Lage der Residenz, der gegenüber, nur durch die Straße getrennt, sich die Schaufenster breit machen. Die großartige Elblandschaft mit der Terrasse, der herrlichen alten Brücke und dem Zwinger, sind durch den dunkeln Durchgang ganz davon getrennt, gerade so wie das bürgerliche und bureaukratische Dresden einst unberührt geblieben war von den Kunstbestrebungen des Hofes. Beide umfaßt nun das moderne Dresden, hier Stadt der Industrie und des Handels, dort Fremdenstadt. Sogar in der Fremdenstadt möchte man noch die Schichtungen einer geschichtlichen Entwicklung verfolgen, denn der Wechsel ist nicht unbeträchtlich von der Zeit an, wo die polnischen und die russischen Familien zuerst die Vorzüge Dresdens für den Aufenthalt in der Fremde erkannt hatten, und der Periode der großen Überschwemmung mit Engländern und Amerikanern, der endlich ein starker Zustrom norddeutscher Ruhe- und Genußsuchender folgte.

Während wir am Elbufer hinwanderten, führte uns die Betrachtung dieser Vergangenheit unmerklich aus der transatlantischen Stimmung der letzten Stunden in die deutsche Gegenwart zurück. Niemand hatte den Wunsch, sich ihr zu entziehn, denn auch die gebornen Amerikaner gehörten zu denen, die sich Deutschland in irgend einer Beziehung verschuldet wissen. Wir hatten in unserm Kreise einen der ersten Ärzte von Newyork, den Sprößling einer der idealgesinnten Judenfamilien, die in den fünfziger Jahren zu dem besten Kern der deutsch-amerikanischen Gesellschaft gehörten. Er war in Deutschland gebildet, und zwar nicht gefirnißt, sondern gesättigt mit deutscher Wissenschaft, dabei Amerikaner von Gesittung und wohl auch Gesinnung. Er kam von einem der großen internationalen Kongresse und teilte uns seine Eindrücke mit. Wissenschaftlich, meint er, folgen wir ja alle entschlossen und in

Masse den deutschen Führern. Ich habe da Leute getroffen, die kaum ein Wort deutsch mehr radebrechen konnten, deren Augen aber aufleuchteten, wenn sie den Namen eines von den alten, originellen, uneigennützigen, idealvollen Lehrern vernahmen, zu deren Füßen sie gesessen hatten. Ich habe einen Engländer mit Thränen der Rührung vom „alten Arnold" sprechen hören, der noch zu Ende der sechziger Jahre in Heidelberg dozierte. Nun, er war ja auch rührend, der liebe kleine Mann, der uns in seiner Vorlesung über die „Anatomie des Embryo" mit seinem alten Körper alle Lagen des werdenden Menschen im Mutterschoß mit akrobatischer Gewandtheit vordemonstrierte, uns gelegentlich aber auch mit dem Kindspech übergoß, das er in einer Schale entzückt herumreichte. Welche Begeisterung bei ihm für die Sache, und welche Wärme und Anhänglichkeit bei uns für den Lehrer, der ganz in seiner Aufgabe aufging! Solche Leute wachsen bei Ihnen in Deutschland immer wieder nach, bei uns bleiben sie leider immer selten. Wissenschaftlich kommen wir Deutschland besonders im Technischen nach und manchmal zuvor. Da sind unsre oft belächelten Zahnärzte mit ihren neuen Apparaten und Kunstwerken von Gebissen der ganzen Welt voraus, da kommen aber auch jetzt sehr nahe heran unsre Chirurgen. Das Chloroform und die unschätzbare Krankenbaracke sind nicht die einzigen amerikanischen Erfindungen auf diesem Gebiet. Die amerikanische Eigentümlichkeit, daß jeder Arbeiter aus seinem Handwerkszeug das beste zu machen strebt, die sogar die Axt des Hinterwäldlers zur Musteraxt aller Holzfäller der Erde macht und der Welt die Goldfeder und Schreibmaschine gegeben hat, hat auch die chirurgischen Werkzeuge und Verfahren ergriffen und wird noch Bedeutenderes darin leisten. Amerika hat mehr musterhafte Krankenhäuser als das alte, reiche Europa. Auch die Irrenanstalten sind bei uns durchschnittlich vortrefflich eingerichtet. Ich verkenne aber nicht, es sind das alles mehr technische Fortschritte. Beruhen aber nicht alle Fortschritte der praktischen Medizin zuletzt auf technischen? So ist es auch mit den amerikanischen Errungenschaften in der Astronomie und Physik, die schon mit den Leistungen des alten Deutschpennsylvaniers Rittenhaus, den chauvinistische Amerikaner und dumme deutsche Nachtreter jetzt Rittenhouse zu schreiben lieben, vor hundert Jahren anhuben. Kraft solcher Fortschritte haben wir freilich einige Lehrstühle an unsern wohldotierten Universitäten mit namhaften Kräften besetzen können. Aber einen Lehrkörper wie auch nur eine mittlere deutsche Universität haben weder Harvard noch Yale, von den jüngern zu schweigen.

Das hängt nur äußerlich damit zusammen, daß unsre meisten Professoren für amerikanische Verhältnisse zu schlecht bezahlt sind. Die Hauptursache liegt tiefer. Der Deutsche wirft seine ganze Persönlichkeit rücksichtslos in die Masse und geht als Forscher und Lehrer ganz in seiner Arbeit auf. Für ihn giebt es nur noch den Maßstab dessen, was er leistet. Ob er dann wie ein Brunnenputzer herumläuft, der eben aus dem Schacht gestiegen, ob er in der Gesellschaft gefällt, ob er überhaupt gefällt, das ist ihm gleich. Ein kleiner Kreis von Fachgenossen, mit dem er übrigens meistens im Streite liegt, ist sein Pairs-

gericht. Auf die Welt darüber hinaus giebt er nicht viel. Sein Fach, seine Lieblingsgedanken oder -theorien, seine Schüler, die sind seine Welt. Wenn nicht die leidigen Titel und Orden wären, könnte man sagen: der direkte Nachkomme des Sokrates und des Plato, der Lehrer nicht bloß seines Volks, nein der Menschheit. Das werden wir in Amerika nicht nachmachen, wie es denn eine Anzahl von Dingen in Deutschland giebt, die man nirgends im Ausland nachahmen kann; es sind mehr und größere, als man sich in Deutschland selbst träumen läßt.

Um bei den Hochschulen zu bleiben: der Amerikaner ist durchschnittlich viel zu viel Sklave der Gesellschaft, daß er den Adel des ganz freien Ritters vom Geiste so leicht erringen könnte. Von den talentvollen Jünglingen, die alljährlich von deutschen Hochschulen zu uns zurückkehren, erreichen in der Regel nur die Stellung und Einfluß, die ihre Unabhängigkeit opfern. Bei Beförderungen heißt es nicht: Was leistet er? sondern die thörichte Frage wird gestellt: Ist er Gentleman oder Scholar? Gut, wenn er beides ist; das kommt aber selten vor. Zeigt er aber in den Augen des Präsidenten, der für eine amerikanische Universität viel mehr bedeutet als für eine preußische der Kurator, Mängel in der ersten Hinsicht, so wird ihm irgend ein geschniegelter Streber vorgezogen. Da nun nichts bequemer ist, als durch die Pflege der Äußerlichkeiten, die nach den zunehmend plutokratischer werdenden Ansichten zum korrekten Bürger gehören, Lücken der Leistungen zu verdecken, so findet man die zahlreichen Professoren, die nichts leisten, immer auf der Seite des Gentleman. Der Scholar ist ihnen bedenklich, und von dieser Seite her setzt schon eine Reaktion gegen die angebliche Überschätzung der deutschen Wissenschaft ein, die wie alles chauvinistische bereitwilligst von den im Grunde doch sehr ungebildet gebliebnen angloteltischen Massen aufgenommen und besonders von den nach Popularität haschenden Blättern geschürt wird. Die deutsche Wissenschaft und ihre Pflege auf den Hochschulen behält ihre Freunde. Einen Mann wie Andrew White erreichen die trüben Strömungen gar nicht. Aber der höchste Stand des deutschen Einflusses auf das amerikanische Geistesleben ist wahrscheinlich schon überschritten.

Wer möchte leugnen, daß Wissenschaftspflege und -lehre in Deutschland, Österreich und der Schweiz auch ihre Mängel haben? Ich habe gerade die Fachmänner mit echt deutscher Unbefangenheit darüber sprechen hören. Gerade weil man sich ihnen nicht verschließt, wird man sie noch beizeiten beseitigen können. Die amerikanischen Beurteiler sprechen meistens mit zu viel Voreingenommenheit, als daß sie in Deutschland mit der Ruhe gehört würden, die man nötig hat, wenn man die eignen Fehler einsehen soll. Es sind auch meistens nicht Leute, denen man hierzulande wegen ihrer wissenschaftlichen Autorität ein williges Ohr leihen möchte. Immerhin wird es gut sein, die von ihnen nicht zu überhören, die sachlich urteilen, und deren Ausstellungen manchmal mit denen der deutschen Kritiker genau zusammenfallen. Ich möchte besonders drei Punkte nennen, in denen neuerdings die amerikanischen Ansichten

übereinzustimmen scheinen. Sie rügen den kleinlichen, in Spitzfindigkeiten aufgehenden Charakter, den die deutsche Wissenschaftspflege anzunehmen beginnt, und machen dafür die Züchtung von Schülern und die Steigerung des Gelehrtenehrgeizes verantwortlich, deren Grund die vielgepriesene Einrichtung des freien und großenteils ununterstützten Wettbewerbs der Privatdozenten sei. Es öffne sich dadurch auch den Reichen die akademische Laufbahn immer weiter und breiter, während den talentvollen Armen vielfach die Möglichkeit genommen sei, mit den andern unter gleichen Bedingungen um den Preis zu ringen. Dieselben Beurteiler tadeln das System der Kollegiengelder, das höchst ungleichmäßige Einnahmen an Gelehrte und Lehrer ohne jede Rücksicht auf ihr wahres wissenschaftliches Verdienst verteile; während man mit allen andern deutschen Hochschuleinrichtungen drüben experimentiert hat, ist es allerdings meines Wissens auch der ärmsten Universität des Westens nicht beigekommen, es mit Kollegiengeldern zu versuchen. Das ist bezeichnend für die Stärke des demokratischen Zugs gerade in diesem Felde, wo man doch in so vielen andern Beziehungen Aristokratisches im bewußten Gegensatz zur Gleichmacherei anzupflanzen strebt. Ich glaube, daß in diesem Falle die Amerikaner Recht haben. Alle Gründe, die man für das Kollegiengeld anführt, sind bei Licht betrachtet faul. Man kann doch am Ende nicht zugeben, daß unter allen Dienern des öffentlichen Wohls nur die Hochschullehrer den Anreiz besondrer Bezahlung brauchen, damit sie ihre Pflicht thun?

Dagegen ist der Vorwurf, der deutsche Gelehrte vergesse über dem Forschen allzuhäufig, daß er zum Lehren berufen sei, verstehe nicht sich verständlich zu machen, oder ziehe einen dunkeln Stil vielleicht gar nur vor, um die Unklarheit seiner Gedanken zu verhüllen, ganz veraltet. Freilich, kein Geringrer als Goethe sagt in den Aphorismen über Naturwissenschaft: Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaft unzugänglich zu machen. Ob er heute die Sache wohl so schroff hinstellen würde? A. von Humboldt, der in der schönen Einleitung zum Kosmos diesen Ausspruch anführt, bezeichnet ihn dort als humoristisch, meint aber auch von den wissenschaftlichen Werken, daß man das Gebäude nicht erblicken könne, wenn das Baugerüst vor demselben stehn bleibe. Jedenfalls hat ja gerade dieser Meister gezeigt, daß Deutschland auch große Baukünstler im Feld der Wissenschaft erzeugen kann. Sein Kosmos ist überhaupt das größte, was in gemeinverständlicher Darstellung wissenschaftlicher Resultate geleistet ist. A. von Humboldt hat auch Schule gemacht. Indessen, so ganz ist der Vorwurf Goethes noch nicht entkräftet. Es giebt manche häßliche Fassaden in der deutschen populärwissenschaftlichen Litteratur. Das Vorurteil ist weggeräumt, als vergebe sich ein Gelehrter etwas, wenn er gemeinverständlich schreibt. Der gute Wille, es zu thun, ist bei manchen nur zu sichtbar, deren Rede mit seltsamen Schnörkeln aufgeputzt ist, als ob dadurch die Unklarheit aufgehellt würde. Einigen gelingt es. Aber es mag wohl sein, daß das praktische, auf wenige Zwecke folgerichtig zielende angloceltische Ingenium für diese Art von Schöpfungen besser angelegt ist. Außerdem wird auch das

Verdienst auf diesem Felde bei den englisch sprechenden Völkern viel bereitwilliger anerkannt als bei uns. Es ist genau dasselbe Streben, das sich in ihrer Geschichtschreibung viel deutlicher zeigt, zu fesseln, zu überzeugen, oder wenigstens zu überreden. Macaulay als Historiker ist rasch in der Schätzung der Fachleute gesunken, aber Macaulay als Rhetor oder, um es gerade herauszusagen, als Advokat wirkt noch immer auf weite Kreise. Um diese Art von belehrender und aufklärender Litteratur, die in den Naturwissenschaften die auch in Deutschland vielgelesenen und naiv überschätzten Huxley und Lubbock vertreten, beneiden wir die Anglokelten nicht. Sie bleibt weit hinter unserm Ideal zurück, daß höchste Wahrhaftigkeit die Seele der Wissenschaft sei. Übrigens ist gerade die populärwissenschaftliche Litteratur der Amerikaner schwach. Im Lande der öffentlichen Vorträge, Kurse und Volksbibliotheken sollte man mehr und besseres erwarten. Sie haben einen Klassiker darin, Benjamin Franklin, den man nicht mehr liest, und — eine Masse Übersetzungen aus dem Französischen und dem Deutschen und Nachdrucke englischer Werke.

Der tiefe Ernst, mit dem heute in Amerika pädagogische Fragen in den weitesten Kreisen besprochen und vertieft werden, ist ein echtes Jugendmerkmal; er lebte in Deutschland zu der Zeit, wo alle bedeutenden Menschen Pestalozzis Werke lasen und seinen pädagogischen Versuchen mit mehr als Wißbegierde, mit herzlicher Teilnahme folgten. Auch heute wird in Deutschland viel über Erziehung verhandelt, aber mehr geschrieben als gesprochen. Es muß dem Amerikaner auffallen, daß Erziehungsfragen weder in den Gesprächen noch in Zeitungen die Stelle einnehmen wie in Amerika. Manches Gute wird im allgemeinen von den Fachmännern über diese Frage geschrieben; das Publikum liest es oder liest es auch nicht. Daß sich dabei ein gewisser Zunftgeist breit macht, entspricht deutschen Neigungen. Die Schule als eine Form des sozialen Lebens aufzufassen und ihr das Ziel zu setzen: to socialize the child, wie die übliche Rede lautet, das Kind fähig zu machen, seine Umgebungen zu verstehn, sich in sie einzuleben, seine Stelle auszufüllen und seinen Mitmenschen das zu sein, was sie von ihm fordern dürfen, ist eine amerikanische Idee. Sie ist zwar, wie alle amerikanischen Ideen, auf dem Boden der Alten Welt gewachsen, aber in die Form eines höchst praktischen Erziehungsgrundsatzes haben sie die Amerikaner gebracht. Die Folgerung ist: mehr körperliche Übung, Handarbeit, häusliche Künste, ästhetische Bildung, um eine leise unmerkliche Hebung der sozialen Schichten zu bewirken. Wenn ich auch die grundverschiednen Lebensbedingungen diesseits und jenseits des Ozeans erwäge, scheint mir doch immer die amerikanische Pädagogik hier auf einem guten Wege zu sein. Man überschätzt vielleicht die Leistungsfähigkeit der Pädagogik überhaupt. Aber die öffentlichen Lesezimmer, Volksbibliotheken, wandernden Bibliotheken Amerikas sind ganz gewiß Einrichtungen, aus denen Deutschland noch viel mehr für seine Bildungszwecke herausnehmen kann als bisher. Und daß die Amerikaner nicht so ganz Unrecht haben, wenn sie den deutschen Hochschulen den Mangel an pädagogischen Rücksichten vorwerfen, beweisen die Stimmen aus den Kreisen des deutschen

Professorentums, die ähnlich lauten. Es ist die Kehrseite der glänzenden Leistungen der Fachmänner, daß sie das Recht in Anspruch nehmen, allein über ihre Fachangelegenheiten zu urteilen. Wo es sich nun, wie bei der Erziehung, um ein allgemeines Interesse umfassendster Art handelt, kommt leicht die Allgemeinheit dabei zu kurz. Der Kampf der Realschulmänner und der Philologen um die Reform des Mittelschulunterrichts in Deutschland zeigt die widerlichsten Formen des Streits um Zunftgewohnheiten und Zunftvorrechte, wobei die Jugend, die Menschen überhaupt, auf die es allein ankommt, über Sachen und Vorstellungen vergessen werden. Die große Öffentlichkeit, in der in den Vereinigten Staaten von Anfang an alle Erziehungs- und Bildungsfragen verhandelt werden und wurden, ist ein ganz bezeichnender und wichtiger Zug im transatlantischen Leben.

Ich höre den deutschen Gelehrten ihr Spezialistentum vorrücken. Gewiß ist nicht jeder ein Entdecker, aber darum auch noch kein Handwerker. Es giebt auch eine Größe der Arbeit im kleinen. Ideen fruchtbar zu machen, gelingt nur der emsigen Arbeit vieler. Der Engländer Sorby ist der Entdecker der umwälzenden Methode der Untersuchung dünngeschliffner Gesteinsplättchen mit dem Mikroskop. Aber nicht in England hat diese Methode ihre Anwendung gefunden. Die Gesteine der ganzen Erde machen ihre Wege durch die deutschen petrographischen Institute, und aus diesen erhalten England, Amerika, Indien, Rußland die Kunde von der Zusammensetzung der Gesteine ihres Bodens. In der Botanik und in der Zoologie ist trotz genialer Einzelner, wie Hooker und Darwin, die Abhängigkeit von Deutschland so groß, daß z. B. in der Entwicklungsgeschichte verwickelte deutsche Wortbildungen wie Bindegewebszelle, Randschlier u. dergl. in die englischen Texte herübergenommen werden. Julius Sachs ist fast noch mehr der Vater der neuern englischen und amerikanischen Botanik als der deutschen. So ist es so ziemlich in allen Teilwissenschaften. Ich höre, daß sich die Amerikaner jetzt mit mehr Fleiß und Hingebung der gründlichen Sonder- und Einzelarbeit widmen als die Engländer und im Begriff sind, ihre Vettern besonders in den Naturwissenschaften und den philologischen Fächern in den Schatten zu stellen. Leider sind aber unsre jungen Amerikaner nicht immer stark genug, den Wettlauf mit deutschen Strebensgenossen auf die Dauer durchführen zu können. Manche von ihnen wechseln bei ihrem Aufenthalt in Europa regelmäßig zwischen dem Hörsaal und der Kaltwasserheilanstalt ab. Andern fehlt der Antrieb, der den deutschen Privatdozenten die Überzeugung erteilt, daß nur Leistungen ihnen zu einer Professur verhelfen werden; in Amerika glaubt man, diese Einrichtung würde die Universitäten den Besitzenden in die Hand geben. Seltsam; während man sonst drüben überall das Heil nur vom freien Spiel der Kräfte erwartet, hemmt man es gerade da, wo es, wie Deutschland zeigt, treffliche Früchte bringt.

In einer von den Dresdner Fremdenpensionen, wo man sicher ist, dem halben europareisenden Amerika zu begegnen, traf ich kurz nach diesen Gesprächen mit einem Geschichtsprofessor einer nicht unbedeutenden amerikanischen

Universität zusammen, der den dort in größern Zeiträumen wiederkehrenden Jahresurlaub in Europa, das sogenannte Sabbath Year, verlebte. Vor Jahren hatten wir uns sozusagen auf der Schwelle von Bancrofts Tusculum getroffen, er von deutschen Universitäten zurückgekehrt, ich schon damals voll Sehnsucht, mich aus amerikanischen Geschäften in die deutsche Heimatatmosphäre zu retten, die ich mir wie eine reine, kräftige Höhenluft dachte. Ich hatte nicht ganz Unrecht, wie ich jetzt wohl weiß, wenn auch „nicht alle Blütenträume reiften." Als wir damals Bancroft sahen, war er ein schöner Greis, wie Amerika viele hat, jetzt waren wir beide weiß. Aber jener Tag stand doch noch klar in unsrer beider Erinnerung. Ich erinnerte mich sogar genau der fast beängstigend flammenden Herbstfärbung der Alleebäume, Ahorne, unter denen wir hinabschritten. Neben der Verehrung für den in Amerika und Deutschland hoch geschätzten Geschichtschreiber und Staatsmann kam nun freilich auch die kritische Stimmung zum Ausdruck, zu der Menschen neigen, deren Selbsterziehung und -bildung sich tief ins Alter fortsetzt. Die Ideale wechseln bei solchen rascher. Ich verhehlte meinem Professor nicht, daß Bancrofts vielgerühmte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika mich längst nicht mehr so erwärmen könne wie damals.

Ich glaube in der That, daß Bancroft sein Volk gar nicht gekannt hat: seine Amerikaner sind englische Landedelleute und Bürger, die sich in die Neue Welt verirrt haben, besonders aber das erste, und nun hier die Geschichte von Essex, London, Bristol usw. fortsetzen. Eine Schönfärberei voll anglo-amerikanischer Selbstgefälligkeit, das ist der Geist seiner Geschichte. Ich sagte: Bancroft rühmte gern, was er deutscher Schulung und deutschem Geistesleben verdankte; aber ich finde, daß seine historische Methode kindlich ist im Vergleich mit der von Ranke, der sich freilich dazu herabließ, Bancroft als Gleichstehenden zu behandeln; und außerdem finde ich, daß, wenn ein bornierter Engländer diese Geschichte geschrieben hätte, er nicht geflissentlicher die Verdienste der Niederländer und der Deutschen um die Entwicklung Amerikas hätte verschweigen können. Wo ist da der Dank für das, was er Deutschland schuldete? Dieses Übersehen sei aber doch nur ein Fall von vielen und widerspreche der Gerechtigkeit des Geschichtschreibers um so mehr, als es sich dabei um Minderheiten handle, deren Stimme so leicht übertönt werde. Mein alter Freund meinte zwar, dafür seien ja die historischen Vereine da, die gerade auch von den Niederländern und den Deutschen in Amerika begründet worden seien, und übrigens sehe man jetzt über die Verdienste der Völker, die den Boden der Vereinigten Staaten von Amerika erwerben halfen, nicht mehr so hochmütig weg, wie unter anderm Roosevelts Winning of the West und verwandte Werke der letzten Jahren bewiesen. Ich konnte das nicht so ganz zugeben, jedenfalls nicht für Indiana und Ohio, deren Geschichte ich ziemlich gut kenne. Die wahrhaft bedeutenden deutschen Pioniere des Westens werden auch heute nicht nach Verdienst gewürdigt. Übrigens, meinte ich, hat diese Sache eine ganz ernste Bedeutung für Amerika selbst, dessen angloketltische Bevölkerung die geschichtliche Wahrheit besonders dringend braucht.

Kein Volk ist durch Schläge von außen zertrümmert worden, wenn es nicht innen schon zerrissen oder unterwühlt war. So fürchte ich auch nicht für die Nordamerikaner, daß äußere Angriffe ihnen schaden werden. Ihre größten Gefahren lauern in ihnen selbst. Ich glaube sie zu kennen, und sie sind überhaupt nicht schwer zu finden. Es ist die alte Völkerkrankheit der Selbstbelügung, an der sie leiden. Den Keim dazu in einer Stärke, die sonst selten vorkommt, haben die Engländer auf sie übertragen. Sie täuschen sich mit einer solchen Hartnäckigkeit und mit so viel Scharfsinn über ihre Fehler hinweg, daß diese auf Selbstbelügung beruhende Selbstgerechtigkeit ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und da sie in demselben Maße andre Völker tiefer stellen, wie sie sich selbst erheben, laden sie den Haß aller nahen und fernen Nachbarn auf sich. Ich finde die Amerikaner in dieser Beziehung einstweilen noch etwas erträglicher als die Engländer; denn sie sind doch mit vielen fremden Elementen durchsetzt, die sich gelegentlich noch zur Wahrheit aufschwingen, und das an sich widerliche Parteigezänk läßt kein Idol zu hoch kommen. Was aber die Engländer betrifft, so gestehe ich, kein Volk zu kennen, dem als politischem Körper die Wahrheitsliebe in solchem Maße abhanden gekommen ist, während man im Privatleben zahlreichen ungemein wahren und offnen Naturen begegnet, und die Erziehung der Jugend zur Wahrheit sogar sorgfältiger geübt wird als bei vielen andern Völkern. Ich möchte nicht, daß die Amerikaner so tief sänken, aber in den letzten Jahren konnte man sich der Befürchtung schwer erwehren, daß es auch dazu kommen werde. Was haben die beiden Vettern gemeinsam in der Samoaangelegenheit über die Deutschen zusammengelogen! Es hat uns ja zum Glück nichts geschadet. Im Gegenteil; wenn wir die Lehre daraus ziehn, die Wahrheit, die unsre Stärke ist, nur um so besser zu pflegen, wird das Laster unsrer Vettern uns zum Vorteil gereichen. Ich habe schon früh, wenn ich das herablassende Lob a plain German hörte, aus diesem Worte einen tiefern Unterschied zwischen deutsch und anglokeltisch herauszufühlen geglaubt. Und ist es nicht so, daß bei einem richtigen Deutschen die Wahrheit in der Form von Einfachheit, Absichtslosigkeit, Harm- und Arglosigkeit in allen seinen Bewegungen, in der Art, wie er sich trägt und giebt, zum Ausdruck kommt? So soll es sein. Darin liegen die unscheinbaren Keime der Größe unsrer Denker und Staatsmänner, die mit derselben Gelassenheit, die der unscheinbare plain German im täglichen Leben zeigt, das Wahre und Wesentliche in den größten Verwicklungen fanden und festhielten. Daß die Wahrheit immer obsiegt, ist eins von den wenigen sogenannten Gesetzen der Geschichte, an die ich noch glaube.

Philipp Jakob Spener
in seiner Bedeutung für die Heraldik und die Genealogie

Von Stephan Kekule von Stradonitz

Am heurigen 18. Januar waren zwei Jahrhunderte verflossen, seit sich Brandenburgs dritter Friedrich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt setzte, am 27. Januar war derselbe Gedächtnistag für das mit diesem Ereignis notwendig gewordne neue königlich preußische Wappen. An diesem Tage erging aus Königsberg an die Geheimen Räte zu Berlin ein Erlaß des neuen Königs „in Preußen" mit der Bestimmung: „daß in der Mitte des Schildes, woselbst bisher der Chur Scepter gestanden, ein absonderlicher in etwas erhobener und von den übrigen feldern distinguirter Schild mit dem Preussischen Adler sur le tout gesetzet, solchem Adler aber auf die Brust die beyden Buchstaben F. und R. folgender gestalt (Monogramm) in einander gezogen und umb den Hals eine offene hertzogliche Crohne, über dem Haubt des Adlers aber in dem Schilde eine geschlossene Königliche Crohne eingegraben wirdt; ferner wird der Chur Scepter an den Orth, woselbst der Märckische Adler bishero gestanden, und der Märckische hinwieder an dem Ort, woselbst der Preussische bishero seinen platz gehabt, verrücket. Alles, was von Helmen bishero über einigen Unserer Wapen gestanden, mus weggethan und anstat dessen eine Königliche Crohne, ohne die sonst bey Unserm Chur Huet bräuchliche Herminen darauf gestellet, auch wan die beyde Wilde Männer als supports bleiben, dehnenselben auch die Helme abgenommen werden." Da geziemt es sich auch des Mannes zu gedenken, der vor allem bei der Schöpfung des neuen königlich preußischen Wappens mitgewirkt hat, und dieses ist kein andrer als der Theologe, der Konsistorialrat Philipp Jakob Spener.

Der äußere Lebensgang des Mannes ist mit wenig Strichen gezeichnet. Geboren am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß als Sohn des Gräflichen Rats und Registrators Johann Philipp Spener, empfing er den ersten wissenschaftlichen Unterricht durch den Hofprediger Joachim Stoll zu Rappoltsweiler und sodann auf dem Gymnasium zu Kolmar. Im Jahre 1651 bezog er zu Ostern als Student der Theologie die Universität Straßburg, wurde schon 1653 Magister und war in den Jahren 1654 bis 1656 Erzieher der Pfalzgrafen Christian und Johann Karl von Birkenfeld-Bischweiler. In den Jahren 1659 bis 1662 besuchte er noch die Universitäten Tübingen,

Freiburg, Lyon und namentlich Basel und Genf. In Genf sollte Spener die beiden Männer kennen lernen, die seine spätere Richtung und wissenschaftliche Thätigkeit bestimmten: den frühern Jesuiten und spätern reformierten Mystiker und Pietisten Jean de Labadie und den berühmten französischen Heraldiker, gleichfalls Jesuiten, Claude François Menestrier. Doch fanden beide bei Spener keinen ungepflügten Boden. War zu seiner theologischen Richtung schon von seinem Lehrer Stoll und nicht weniger von seiner Gönnerin, der frommen Gräfin Agathe von Rappoltstein, gebornen Gräfin Solms, der Grund gelegt worden, so bezeugt für die Genealogie und Heraldik Spener selbst, daß er sich von Jugend auf damit beschäftigt habe.

In Lyon wurden Speners Beziehungen zu Menestrier enger. Dieser schenkte ihm seine zahlreichen heraldischen Schriften, ermunterte ihn zu wissenschaftlicher Thätigkeit auf diesem Gebiete und stellte ihm die Benutzung seiner Schriften zu diesem Zwecke frei. Nach Straßburg zurückgekehrt, hielt Spener dort unter anderm Vorlesungen über Heraldik. Im Jahre 1663 erhielt er die Stelle eines Freipredigers am dortigen Münster. Am 23. Juni 1663 erwarb er die Würde eines Doktors der Theologie. Drei Jahre wirkte er noch in Straßburg als hochangesehener Prediger und Universitätslehrer. Seine Ernennung zum Professor der Geschichte stand bevor. Da trat an ihn der Ruf zu größerm Wirken heran; man ersah ihn zum Senior der Geistlichkeit, „des Predigerministeriums," wie es offiziell hieß, in der freien Reichsstadt am Main. Am 3. Juli 1666 hielt er in Straßburg im dichtgefüllten Münster seine Abschiedspredigt. Am 20. Juli langte er mit seiner Frau Susanne Erhardt, der Tochter des Straßburger Patriziers Johann Jakob Erhardt, mit der er sich am Tage seiner Doktorpromotion vermählt hatte, seiner Schwiegermutter und zwei Brüdern in Frankfurt an.

Am 1. August 1666 hielt er in der Barfüßerkirche seine Antrittspredigt. Zwanzig Jahre hatte Spener hier als Geistlicher und Seelsorger gewirkt, als er einen Ruf zu einer noch größern, einflußreichern und angesehenern Stellung erhielt: zum Amt des Oberhofpredigers in Dresden. Unzweifelhaft verdankte er diese ehrenvolle Berufung seinem Ansehen als evangelischer Theolog. Mitgewirkt hat aber offenbar auch, daß die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Johann Georg III. durch eine im Jahre 1660 verfaßte ausgezeichnete Schrift Speners über das kurfürstlich sächsische Wappen auf ihn gelenkt war. Am 11. März 1686 traf die Berufung zum Oberhofprediger, Kirchenrat und Mitglied des Konsistoriums bei ihm ein. Am 16. Juni hielt er seine Abschiedspredigt und traf bald darauf in Dresden ein. Am 11. Juli predigte er zum erstenmal zu Dresden in der Hofkapelle. Doch hier war seines Bleibens nicht lange. Nach wenig Jahren fiel er bei dem Kurfürsten, dem er am 22. Februar 1689 in einem Briefe „aus Trieb seines Gewissens" als Beichtvater wegen seines Lebenswandels freimütige Vorstellungen gemacht hatte, in völlige Ungnade und erhielt schließlich am 1. April 1691 durch den Präsidenten des Geheimen Rats und Oberkämmerer Freiherrn Nikolaus von Gersdorf den Abschied „ins

Haus" geschickt. Am 22. Mai verblüffte er das Oberkonsistorium durch das Bekenntnis: „er zöge mit größerer Freude weg aus Dresden, als daß er bliebe"; er hatte seine Berufung nach Berlin schon seit April in der Tasche. Am 4. Juni 1691 hielt er in Dresden seine Abschiedspredigt. Man kann annehmen, daß auch für seine Berufung nach Berlin ähnlich wie für die nach Dresden seine Bedeutung als heraldischer und genealogischer Schriftsteller von Einfluß gewesen ist, denn ein Sohn Speners schreibt am 16. Februar 1709 in einer Vorstellung an den König: „Nehmlich es haben Ew. König. Majestät in Ansehung der vielen auch vornehmlich der heraldischen Diensten meines Sehl. Vaters, ihn mit einer Pension von 300 Thl. aus der Kgl. Rentey begnadiget." Am 21. Juni 1691 predigte Spener zum erstenmal in der Nikolaikirche in Berlin. Vierzehn Jahre hat er in Berlin gewirkt, bis er am 5. Februar 1705 starb. An der Nikolaikirche ist noch heute sein Epitaphium.

Über Speners Bedeutung als Theologen zu sprechen steht mir nicht zu. Jeder weiß, daß er der „Vater des Pietismus" ist. Ich lasse die Worte folgen, die Adolf Harnack über ihn im neusten Bande des Hohenzollern-Jahrbuchs geschrieben hat: „Das, was man »Pietismus« genannt hat, war in Wahrheit eine große innerliche Erhebung, eine Reformation, die nicht nur der Frömmigkeit und Kirche, sondern auch dem ganzen geistigen Leben der Nation zu gute kommen sollte, und Spener war der anerkannte Führer. Glaubensstark und thätig, aber voll zarter Rücksicht auf die überlieferten Verhältnisse und die Personen hat er sie geleitet, sie, so gut er es vermochte, vor Überstürzungen und Einseitigkeiten zu bewahren gesucht und stets nur ein Ziel im Auge behalten, die Pflege wahrhaft innerlicher Frömmigkeit und eines lautern sittlichen Lebens. Der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, lag ihm ganz fern: da er weitere Kreise nicht aufsuchte, suchte man auch ihn nicht auf. So kam es, daß der intensiv einflußreichste Mann, den Berlin um 1700 besessen hat, in dem geistigen Leben und in der »Gesellschaft« der Hauptstadt gar nicht hervortrat. . . . Auch zu den gerade damals schwebenden, aber im geheimen betriebnen Unionsverhandlungen wurde er nicht hinzugezogen, und doch ist eben er es gewesen, der durch seine innerliche Fassung des lutherischen Konfessionschristentums den Boden für eine evangelische Union vorbereitet hat. Während die andern sich in geschäftigem Treiben und diplomatischen Unternehmungen ergingen, die schließlich doch ohne Frucht blieben, arbeitete er nachhaltig und geduldig an der Erziehung der deutschen lutherischen Volksseele, und er hat nicht vergeblich gearbeitet."

Ein Satz steht in den Ausführungen Harnacks, der nicht zutrifft: Spener habe keine Beziehungen zum Hofe gehabt. Ich habe diesen Satz deshalb ausgelassen. Richtig ist daran nur, daß Spener als Theologe keine Beziehungen zum Hofe hatte, „weil der Hof reformiert war." Seine Beziehungen zum Hofe als Heraldiker waren dafür um so enger. Er wurde bei allen wichtigern heraldischen Fragen zu Rate gezogen, was nicht wunder nehmen kann, denn der „Zeremonienkönig" bedurfte eines tüchtigen Heraldikers. Spener ist

nicht nur der Urheber des neuen preußischen Königswappens, sondern er ist auch bei der Feststellung der königlichen Standarte, noch heute jedermann als die „Purpurstandarte“ bekannt — allerdings hat sie später Änderungen erfahren —, zu Rate gezogen worden. Daß der König ihm für seine heraldische Thätigkeit eine Pension aussetzte, ist schon erwähnt worden.

Ich wende mich nun zu der Betrachtung dessen, was Spener als Genealoge und Heraldiker geleistet hat, zuerst als Genealoge. Sein erster Versuch auf diesem Gebiete war, was man heute ein genealogisch-historisches Handbuch des höchsten Adels nennen würde. Es heißt: Sylloge genealogico-historica è nnmero praecipuarum familiarnm, quibus snos Principes Germania nostra debet, duodecim exhibens, et earum tnm originem tnm varias divisiones, qna fieri potuit brevitate, explicans. Antore Philippo Jacobo Spenero, D. Editio secunda multo auctior & emendatior. Francofurti ad Moenum 1677. (Erste Ausgabe 1666.) Gewidmet ist es den Prinzen Friedrich August und Ferdinand Wilhelm von Württemberg und enthält nach der Vorrede eine Ahnentafel zu 32 Ahnen (16 väterlicherseits und 16 mütterlicherseits) der beiden genannten Prinzen. Mit staunenswerter Belesenheit in der vorhandnen Litteratur und überall mit peinlicher historischer und genealogischer Kritik sind hier die Genealogien der Familia Austriaca (Habsburg), des oldenburgisch-dänischen Hauses (dänisch-norwegisches Königshaus, die Herzöge von Schleswig und Holstein, die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst), des pfalz-bayrischen, des Hauses Wettin, Hohenzollern, der Welfen (Braunschweig-Lüneburg), Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg, der Askanier (in Brandenburg, in Sachsen-Lauenburg, in Anhalt), der Piasten in Polen und Schlesien jedesmal mit sehr übersichtlich angeordneten Stammtafeln auf 891 Seiten Kleinoktav behandelt. Man muß das Werk für seine Zeit ausgezeichnet nennen. Alle sagenhaften und mythologischen Ursprünge der großen regierenden Häuser, die damals noch überall sehr im Schwange waren, wie z. B. die „olympische“ Abstammung der Habsburger, sind unbarmherzig in das Fabelland verwiesen. Das Buch kam schnell zu großem Ansehen. Schon Johann Rysselius nennt es in seinem Tractatus de Historia et prudentia historica, Leipzig, 1690 (Kap. 2, § 13, S. 45) ein rarae eruditionis documentnm. Und Jakob Friedrich Reimmann schreibt in seiner noch heute beachtenswerten Geschichte der genealogischen Litteratur (Historiae Literario-genealogicae sectio I, erschienen zu Quedlinburg ohne Jahreszahl — der zweite Teil erschien 1710) ganz begeistert (auf S. 90): originem et explicationem XII. istarum familiarum, quibus Germania nostra debet suos Principes, adeo excellenter elucnbravit, ut nec adversarius ejns Hartnaccius istud dissimulare potuit.

Ich habe das Wort Ahnentafeln gebraucht. Da ich neulich in die Lage gekommen bin, festzustellen, daß es sogar Archivare giebt, die den Begriff der Ahnentafel mit dem der Stammtafel verwechseln, bin ich genötigt, an dieser Stelle, ehe ich das genealogische Hauptwerk Speners beleuchte, auf diese Begriffe näher einzugehn. Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Ur-

großeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Urururgroßeltern und so fort. Eine Tafel, die diese Verhältnisse für eine bestimmte Person zur Anschauung bringt, nennt man eine Ahnentafel, und zwar spricht man von einer Ahnentafel zu 8 Ahnen, wenn sie bis zur Reihe der Urgroßeltern, von einer solchen zu 16 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Ururgroßeltern, von einer solchen zu 32 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Urururgroßeltern hinaufgeht. Geht sie noch eine Reihe weiter hinaufgeht, so nennt man sie eine Ahnentafel zu 64 Ahnen und so fort. Die lateinische Bezeichnung für Ahnentafeln ist tabulae progonologicae. Johannes Hübner jun. (Bibliotheca genealogica, Hamburg, 1729, S. 359) definiert den Begriff der Ahnentafel sehr hübsch dahin: „es stehe eine hohe Person unten zum Grunde, und über demselben kommen seine väterlichen und mütterlichen Vorfahren, zum wenigsten bis ins achte Glied." Spener nennt das in der Vorrede seines genealogischen Hauptwerks: die analytische Methode der Genealogie.

Die Stammtafel ist eine genealogische Tafel, bei der man, wie der jüngere Hübner sagt: „einen gewissen Stammvater oben sezet, und alle seine Nachkommen darunter verzeichnet." Diese Definition ist so gut, daß nichts dazu gesagt zu werden braucht. Der lateinische Name für Stammtafeln ist tabulae genealogicae. Spener nennt das an derselben Stelle: die synthetische Methode der Genealogie. Man sieht daraus, daß sich Spener, wie auch nicht anders erwartet werden konnte, völlig klar war über die Grundformen der genealogischen Tafeln, während man es heute so wenig ist, daß vor nicht langer Zeit ein bekannter Professor der Rechte bei einem Ausflug, den er ins fremde genealogische Land unternahm, fortwährend Ahnentafel und Stammtafel verwechselte.

Ahnentafeln sind es nun, die Spener in seinem großen genealogischen Monumentalwerke: Theatrum nobilitatis Europeae bringt, wie schon der weitere Inhalt des Titels: tabulis progonologicis praecipuorum in cultiori christiano orbe magnatum et illustrium progenitores CXXVIII LXIV aut XXXII justo ordine repraesentantibus exornatum verrät. Ahnentafeln zu 128, 64 oder 32 Ahnen von Mitgliedern der großen Familien des zivilisierten christlichen Erdkreises sind es also, die Spener mit stupender Belesenheit und Gelehrsamkeit zusammengestellt hat. Es muß eine geradezu fabelhafte Arbeit gewesen sein, diese noch heute höchst brauchbaren Tafeln zusammenzustellen. Die gesamte bis zu der Zeit vorhandne historische, biographische, genealogische Litteratur des zivilisierten Europas muß Spener durchgearbeitet haben, um das Werk zustande zu bringen. Obgleich ich das Buch bei meinen Arbeiten ständig gebrauche, ist es mir nur ganz vereinzelt gelungen, Fehler darin zu finden, dagegen habe ich schon häufig in spätern, neuern und neuen genealogischen Werken Fehler gefunden, die Spener klüglich vermieden hatte.

Das Theatrum nobilitatis Europeae zerfällt in vier Teile. Der erste ist zu Frankfurt am Main 1668 erschienen und umfaßt 167 Quartseiten, der zweite, an demselben Orte und in demselben Jahre erschienen, 124 Seiten, der

dritte, ebenda 1673, 89 Seiten, der vierte, 1678, 88 Seiten. Jedem Teile ist ein sorgfältiges Register angehängt, dem Ganzen schließlich noch ein Generalregister sämtlicher Ahnentafeln. Vollständige Exemplare enthalten außerdem noch eine kurze Genealogie des Geschlechts der Grafen Daun und als letzten Appendix hundert höchst merkwürdige Ahnentafeln zu 16 Ahnen italienischer Familien, zum größten Teil venetianische Senatorengeschlechter, die allerdings nicht Spener verfaßt hat, sondern ein Graf Jacob Zabarella. Um einen Begriff von dem Inhalt des Theatrum zu geben, gebe ich im nachfolgenden ein Verzeichnis von Ahnentafeln aus dem ersten Teile, dabei, als selbstverständlich vorhanden, die der größten regierenden Familien Deutschlands nicht erwähnend: Pfalz-Bischweiler, Rappoltstein (man sieht: die ersten Tafeln betreffen Geschlechter, mit denen Spener persönlich in seiner Jugend in Berührung getreten war), Fürstenberg, Orléans, Este, de Castro, Herzog von Pommern, Bouillon, Öttingen, Sinzendorf, Barby, Gleichen, Löwenstein, Gonzaga, Pacheco de Escalona, Württemberg-Mömpelgard, Ungnad von Weißenwolf, Limpurg-Suntheim, Criechingen, Limpurg-Gaildorf, Liegnitz und Brieg, Condé, Hohenfeld, Coëtquen-Combour, Palfy, Ossuna-Pennafiel, Falckenstein, Ostfriesland, Stubenberg, Rohan, Albuquerque, Wild- und Rheingrafen, Tübingen, la Tremouille, Rohan-Chabot, Alcala, Limpurg-Schmidelfeld, Eggenberg, Montrevel, Wisingsborg, Henneberg, Clermont, Medina, Polheim, Medici, Longueville, Rosmadec, Montfort, Toledo-Oropesa, kurz, außer den großen und kleinern bekannten regierenden Häusern Deutschlands sind die Ahnen der sämtlichen Familien der großen Aristokratie Europas, also Spaniens, Portugals, Frankreichs, Italiens, Schwedens und andre, vielfach auf die 128er Reihe, oft auf die 64er Reihe, fast immer auf die 32er Reihe dargestellt. Bei jeder genannten Person ist zur Feststellung der Identität das Todesjahr mit angegeben. Es ist ein Werk deutschen Fleißes, deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Gründlichkeit, dem sich in der gesamten historischen Litteratur Deutschlands wenige an die Seite stellen können. Ein Werk, das Spener mit dem vollsten Rechte den Beinamen des Polyhistors und des „großen Spener“ eingetragen hat, ein wahrhaftes opus herculeum.

Das dritte genealogische Werk Speners führt den Titel Illustriores Galliae Stirpes, behandelt also den Adel Frankreichs, und zwar giebt es Stammtafeln (nicht Ahnentafeln) berühmter französischer Geschlechter. Es ist 1689 zu Frankfurt am Main erschienen, aber nicht von Spener selbst, sondern von Christian Gottfried Franckenstein, einem Leipziger Juristen, herausgegeben, da Spener, wie es in der Vorrede heißt, nicht dazu kam. Der jüngere Hübner fällt über dieses Werk ein sehr merkwürdiges Urteil. Er sagt nämlich (a. a. O., S. 214 f.): „Ich gestehe gar gerne, daß ich mein Contó bey diesem Buche nicht finde, weil es nicht mit genugsamer Sorgfalt ausgearbeitet worden. . . . Der Appendix von dem Hause Chastillon, ist, deucht mir noch das beste Stücke an dem gantzen Wercke, und wer die übrigen Geschlechter von Franckreich will kennen lernen, der thut viel besser, wenn er sich bey dem berühmten Herren

Imhof in seinem Opere Gallico guten Raths erholet." Zunächst etwas Nebensächlicheres! Der Appendix über das Haus Chastillon ist, ebenso wie einige andre Appendices, scheinbar gar nicht von Spener, sondern von dem Herausgeber Franckenstein. Und gerade das ist die Bosheit in der Hübnerschen Kritik: was Spener gemacht hat, taugt nichts, das Gute ist von Franckenstein. Nun aber das Grotesk-Komische an der Äußerung Hübners. Das Werk des berühmten Genealogen Imhof, das Hübner bei seinem Vergleiche im Auge hat, heißt Genealogiae excellentium in Gallia familiarum und ist zu Nürnberg im Jahre 1687, also zwei Jahre vor den Spenerschen Galliae stirpes erschienen. Es sind darin die Genealogien von 95 berühmten französischen Geschlechtern behandelt. Als nun Franckenstein das Spenersche Werk herausgab, hat er, wie die Vorrede ergiebt, sein besondres Augenmerk darauf gerichtet, die Familien aus dem Spenerschen Manuskript auszuscheiden, die Imhof schon behandelt hatte Ich habe mir die Mühe genommen, aus beiden Werken, dem von Imhof und dem von Spener, ein genaues Verzeichnis der behandelten Familien auszuziehn und beide miteinander zu vergleichen. Spener hat 85 Familien behandelt. Beiden Werken gemeinsam sind überhaupt nur fünf Familien: Chabot, Gorrevod, Grange, Sancerre und Saint-Gelais, und bei diesen fünfen handelt es sich, soweit ich sehen kann, vorwiegend um die Berücksichtigung verschiedner Linien. Es ist also ganz anders, als Hübner glauben machen will. Imhof hat nicht, was man bei Spener findet, und umgekehrt, und wer ein französisches Geschlecht bei Imhof nicht findet, thut wohl, es bei Spener zu suchen.

Den Imhof hat der jüngere Hübner gekannt, das ergiebt sich daraus, daß er ein Verzeichnis der darin enthaltnen Familien aufführt. Die Galliae stirpes von Spener kannte er offenbar nur von Hörensagen. Nicht einmal die Franckensteinsche Vorrede zu Spener hat er gelesen, sonst hätte ihm das thatsächliche Verhältnis nicht entgehn und er nicht eine so thörichte Kritik schreiben können. Daraus ist zu entnehmen, daß die Kritiker es vor zweihundert Jahren schon geradeso machten wie heute. Sie kritisierten Werke nach Gunst oder Ungunst ganz munter, ohne sie gelesen, geschweige denn studiert zu haben. Ein flüchtiger Blick, und das Urteil ist fertig.

Sucht man nun zu einem wohl abgewognen Urteil über die Spenersche Genealogie berühmter französischer Geschlechter zu gelangen, so muß man offen zugeben, daß es an das Theatrum nobilitatis Europeae nicht heranreicht. Es beruht auf den Werken der großen französischen Genealogen Charles René und Peter d'Hozier, beide leibliche Brüder, Peter gestorben 1660, André du Chesne, + 1640, Guichenon, + 1664, des Père Anselme, + 1694, und vieler andrer, kurz der ganzen großartigen genealogischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Daraus wollte Spener ein handliches Nachschlagebuch zusammenstellen, und das hat er auch erreicht. Die Quellen sind überall angegeben. Etwas andres ist auch Imhofs Gallia nicht, und beide Werke ergänzen sich in der glücklichsten Weise. Erstaunlich ist auch hier wieder

Speners Belesenheit, seine Kenntnis der ausländischen genealogischen Litteratur, obwohl man zugeben muß, daß sie ihm durch seine Reise in Frankreich und die Freundschaft mit Menestrier offenbar leichter zugänglich war, als vielleicht jedem andern.

Will man ein Gesamturteil über Spener als Genealogen geben, so kann man sagen: als Ahnenforscher war er epochemachend, auch sonst hat er als Genealoge Tüchtiges geleistet.

Unter seinen heraldischen Schriften ist chronologisch zuerst zu nennen die Einzelschrift über das sächsische Wappen, erschienen zuerst 1660 (nicht 1668, wie fast überall zu lesen ist), also von einem Fünfundzwanzigjährigen geschrieben, zu Frankfurt am Main unter dem Titel: Insignia serenissimae familiae Saxoniae, verbis fecialium enunciata, et commentario historico illustrata. Dieses Werk war unstreitig für die Heraldik epochemachend, es eröffnet im vollsten Sinne eine neue Zeit der heraldischen Wissenschaft. Um das zu begründen, muß ich mit wenigen Worten auf das Wappenwesen eingehn. Die Heraldik ist zugleich Wissenschaft und Kunst. Die heraldische Kunst hat es mit der den Regeln entsprechenden schönen und geschmackvollen Darstellung der Wappen zu thun. Heraldischer Künstler ist Spener, soweit ich sehen kann, nicht gewesen. Heraldischer Gelehrter in desto höherm Grade. Gegenstand der heraldischen Wissenschaft ist es, Wappen richtig festzustellen, sie so klar und unzweideutig wie möglich, also unter Anwendung einer sachgemäßen Kunstsprache zu beschreiben, die Regeln der Heraldik zu kennen, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann, die Geschichte des Wappenwesens im allgemeinen, sodann die Geschichte der einzelnen Wappen zu ergründen und darzustellen, endlich das Wappenrecht.

Die Heraldiker vor Spener beschäftigten sich im wesentlichen mit der Feststellung und der Beschreibung der Wappen und schwelgten in deren phantastisch-allegorisch-symbolisch-mystischen Auslegung. Es ist schwer, dem, der diese Litteratur der heraldischen Auslegerei nicht kennt, einen Begriff von diesem Unsinn zu geben. Ein Beispiel aus dem „Heroldsspiel“ (Hamburg, 1695) mag zur Erläuterung dienen. Hier wird gemeldet, die Wecken im Wappen der Herzöge von Bayern (die jedermann bekannte Figur auch noch des heutigen bayrischen Wappens) kämen daher, daß „einstens ein Herr von diesem Hause in einer Theuerung durch ein Städtgen gezogen, und weil seine Leute vor Geld nicht viel bekommen mögen, sey er selbst zum Becker gegangen und habe 21 wecken geholet und ihnen gegeben“ (Seyler, Geschichte der Heraldik, S. 581). Diesem heraldischen Symbolismus und Mystizismus gab Spener den Todesstoß. „Die Art und Weise, wie Spener seinen Gegenstand behandelte, war etwas bis dahin Unerhörtes. Mit der Wappenauslegerei bricht er unbedingt und endgiltig. Er betrachtet die Wappen nach ihren Substraten und Bestandteilen, bestimmt jedes Feld nach seiner Zugehörigkeit und erläutert es aus der Geschichte.“ So wörtlich Seyler, der Historiker der Heraldik. Wappen sind nicht nur hübsche bunte Bildchen mit allerlei fabelhaftem und nicht fabelhaftem

Getier, mit Pflanzlichem und Nichtpflanzlichem, mit Farben und Linien, sie haben ihre Geschichte, sie sind ein Stück Geschichte. Die vielen Felder des heutigen preußischen Wappens reden eine beredte Sprache, sie erzählen dem Kundigen von dem Flug des Adlers von Schwaben zur Großmacht, vom Fels zum Meer. Die Mühleisen und die Eisenhütlein — die Figuren, nach deren Bedeutung man so oft gefragt wird — im Wappen des Fürstentums Lippe erzählen noch heute von der Ehe eines Grafen zur Lippe mit der Erbin der niederländischen souveränen Herrschaft Vianen und Ameyden, einer Erbin, die diesen Anspruch sogar nur von ihrer Mutter, einer Gräfin von Brederode, hatte und, nebenbei bemerkt, eine Preußin, eine Burggräfin zu Dohna war. Dieses Wesen der Sache erkannt zu haben, ist ein unvergängliches Verdienst Speners, das ihm nicht genommen werden soll. Die erste Frucht dieser Erkenntnis war der Kommentar zum sächsischen Wappen.

Nach zwanzig Jahren erst, im Jahre 1680, gab dann Spener den einen Teil seines großen heraldischen Monumentalwerkes heraus, dessen weitschweifigen Titel ich hier nicht anführen will: der Historia insignium pars specialis. Erschienen in Frankfurt am Main. Genau dasselbe, was Spener für das sächsische Wappen in seiner Einzelschrift gethan hatte, that er hier, man kann wohl sagen, für den ganzen großen Adel Europas. Man kann dem Urteil des Bibliographen der Heraldik Berndt nur zustimmen, wenn er es dahin zusammenfaßt (Schriftenkunde der Wappenwissenschaft, 1. Teil, S. 309): „Ein für die Wissenschaft wichtiges Werk, welches alle vorhergehenden an Umfang, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit weit übertrifft, auch bis jetzt im allgemeinen das beste ist und in einem einzigen Ganzen alles Hauptsächliche und mehr enthält, als was andre in mehr als zehn einzelnen Schriften abgehandelt haben." Freilich bezieht sich dieses Urteil Berndts auf das ganze Werk: die Historia insignium pars specialis, und den von mir noch nicht erwähnten andern Teil: die Theoria insignium, zusammen, aber es paßt ebensogut auf die Historia insigninm allein.

Dieser andre Teil, die eigentliche Krönung des heraldischen Lebenswerkes Speners, erschien noch zehn Jahre später, 1690: Insignium theoria seu operis heraldici pars generalis, dessen übrigen, gleicherweise weitschweifigen Titel ich ebenfalls unerwähnt lassen kann. Es ist die Darlegung der auf Grund umfangreicher, Jahrzehnte währender Arbeit zur vollen Klarheit gebrachten Theorie. Es ist schwer, Nichtfachgenossen die Bedeutung dieses Werkes klar zu machen. Ich kann nur versuchen, das damit zu thun, daß ich sage: Es ist eine vollständige theoretische Übersicht über die Wappenwissenschaft und Wappenkunst. Um einen Begriff zu geben von dem Umfange dieser Werke, sei nur noch bemerkt, daß die Historia insignium 778 Seiten, die Insignium theoria 368 Seiten in Maximalquart stark ist, dazu umfangreiche Register und zahllose Bildertafeln.

Überschaut man das Gesamtresultat der heraldisch-genealogischen Wirksamkeit Speners, so ergiebt sich, daß es lauter vortreffliche Werke sind, keine

Nieten darunter, wohl aber zwei Kolosse: das Theatrum nobilitatis Europeae und die Historia und Theoria insignium. Und, streng genommen, muß man die beiden Teile der letzten als zwei besondre Werke ansehen und darum sagen: Er hat drei gigantische Werke geschrieben, von denen jedes einzelne genügen würde, den Verfasser zum berühmten Manne zu machen, Werke, die noch heute in keiner Fachbibliothek fehlen dürfen, nicht nur aus historischem Interesse, sondern weil man sie immer wieder mit Nutzen zu Rate zieht.

Diese Seite der Thätigkeit Speners wird in den neuern Lebensbeschreibungen des großen Mannes entweder nur flüchtig gestreift, oder sie bleibt ganz unerwähnt. Ihnen ist er ausschließlich der große Theologe, um es allgemein auszudrücken, während die alten Nachschlagewerke von seiner Bedeutung auf dem andern Gebiete wissen. So sind in Jöchers „Allgemeinem Gelehrtenlexikon" (Band IV, Leipzig, 1751, S. 724) wenigstens Speners große genealogisch-heraldische Schriften aufgeführt; die biographische Monographie Cansteins aber (K. H. von Canstein, Halle, 1740) führt 123 Schriften Speners auf, 15 lateinische und 108 deutsche, unter denen allerdings hier die Geschichte des sächsischen Wappens nicht erwähnt ist, dagegen die sonst meist unerwähnte Schrift: Sylloge genealogico-historica. Dasselbe Verzeichnis hat Zedler in sein „Großes Universallexikon" aufgenommen (38. Band, Leipzig und Halle, 1743, S. 1489), sodaß auch Zedler der heraldisch-genealogischen Seite der Thätigkeit Speners gerecht wird.

In den in der neuern Zeit entstandnen Biographien ist das anders. Seit der Aufklärungsperiode gehört es ja zum wissenschaftlichen guten Ton, die Genealogie und die Heraldik zu mißachten. Je weniger der Historiker davon weiß, für desto wissenschaftlicher gilt er. Das kommt auch in den neuern Biographien Speners zum Ausdruck. Die Allgemeine deutsche Biographie (35. Band, Leipzig, 1893, Artikel „Spener," S. 114) enthält über die heraldisch-genealogische Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit lediglich die eine Bemerkung, daß er „selbst neben der Theologie aus allgemeinwissenschaftlichem Interesse Philologie, Geschichte, Genealogie und Heraldik trieb und in der letztgenannten Wissenschaft sogar als Schriftsteller erfolgreich thätig war." Die von Tholuck verfaßte Biographie Speners in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (Band 14, Leipzig, 1884, S. 500 ff.) sagt, so umfangreich sie ist, über die genealogisch-heraldische Wirksamkeit kein Wort. Ebensowenig das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (Band 11, Freiburg i. Br., 1899, S. 583 ff.). Es ist fast, als schäme man sich, diese „Schwäche" des berühmten protestantischen Theologen für derartige „Nebendinge" hervorzuheben, und als schweige man das absichtlich tot. Muß man sich aber nicht sagen, daß, wenn der Mann sich mit diesen Disziplinen so eingehend beschäftigt hat, ihnen eine andre, eine größere und höhere Bedeutung zukomme, als die zünftige Wissenschaft, die der Genealogie und der Heraldik — in Deutschland wenigstens — die Räume der Universitäten verschließt, zugeben will.

Ich habe Philipp Jakob Spener, dessen Bedeutung und Ruhm als Theologe unbestritten ist, als Kronzeugen für die wissenschaftliche Bedeutung der Genealogie und der Heraldik anführen wollen. Sie müssen doch wohl wertvolle Zweige für die Wissenschaft sein, wenn sich ein solcher Mann mit solcher Liebe mit ihnen beschäftigte und einen so großen Teil seiner Kraft daran setzte.

Die industriellen Monopole in den Vereinigten Staaten

Nach neuern Quellen dargestellt von Oswald Collmann

(Schluß)

4. Das Drahtnägelkartell

Früher bediente man sich in Amerika der plate nails oder cut nails, die man aus eisernen Blechplatten herausschnitt. Später kamen die wire-nails, Drahtnägel, auf, die aus lang ausgezagnem Eisen- oder Stahldraht gemacht werden. Diese fanden jedoch nur langsam Verbreitung: noch im Jahre 1888 wurden in Amerika etwa dreimal so viele cut nails als wire nails fabriziert. Allmählich aber gewannen die Drahtnägel die Oberhand, was zum Teil, wie es scheint, ihrer großen Billigkeit zu verdanken war. Während 1875 das keg Drahtnägel (= ein Barrel von 45 Kilogramm) noch 20 Dollars gekostet hatte, war sein Preis im April 1897 auf 1,50 Dollar gesunken! Innerhalb desselben Zeitraums war die Produktion von 20000 auf 600000 kegs gestiegen.

Dieser gewaltige Rückgang des Preises war nur zum Teil durch die Verminderung der Herstellungskosten verursacht worden. Viel hatte dazu auch die Konkurrenz beigetragen, die schon wiederholt zu Überproduktion und zu Absatzkrisen geführt hatte. Schon im Jahre 1887 klagten einzelne Fabrikanten, daß die Fabrikation der Drahtnägel bei ihrem niedrigen Preisstand keinen Gewinn mehr abwürfe, und im Jahre 1895 hatte sich diese Lage so verschlechtert, daß die Produzenten ihre einzige Rettung in einer Verständigung sahen zu dem Zweck, die Produktion zu regeln und dadurch die Preise zu heben. Demgemäß schlossen acht bedeutende Gesellschaften unter der geschickten Leitung des Mr. John H. Parks aus Boston ein Kartell, dem auch die Mehrzahl der kleinern Fabrikanten beitrat. Mr. Parks sah ein, daß die Fabrikation der Drahtnägel wohl der Gegenstand eines vorübergehenden Einvernehmens, also eines pool, sein konnte, daß sie aber zu einer dauernden Konzentration keine Handhabe bot, folglich zur Errichtung eines Trusts nicht geeignet war. Danach richtete er seine Politik ein. Da an eine dauernde Organisation nicht zu denken war, so kam es nur darauf an, möglichst schnell einen recht hohen Profit zu erzielen, wie es eben bei einer Operation von kurzer Frist angemessen ist.

Vor allem galt es nun, die gesamte Drahtnägelindustrie zu gemeinsamem Vorgehn zu vereinigen. Dies wurde zunächst dadurch erleichtert, daß eine gewisse industrielle Konzentration schon vorhanden war, insofern als eben die acht Gesellschaften, die sich zu dem pool zusammengethan hatten, die mächtigsten, am besten organisierten waren. Wer von kleinern Fabrikanten gegen sie anzukämpfen ver-

suchte, setzte sich der Gefahr aus, durch den übermächtigen Gegner ruiniert zu werden. Aber diese Konzentration war rein zufällig und nicht eine notwendige Folge der industriellen Entwicklung. Der Vorsprung, den die große Fabrik vor der kleinern hat, besteht nur darin, daß die große die allmählichen Umwandlungen des Rohstoffs bis zum fertigen Nagel selbst vornimmt, während die kleinere Fabrik den Stahldraht schon fertig kauft. Da in beiden Fällen für dieselbe Manipulation dieselbe Art von Maschinen erforderlich ist, so bedarf es nur einer entsprechenden Vermehrung ihres Gesellschaftskapitals, um aus einer kleinen Fabrik eine große zu machen.

Auf eine so wenig gesicherte Konzentration ließ sich kein Trust gründen, die Vereinigung konnte deshalb höchstens auf einen pool hinauslaufen. Aber auch ein pool konnte nur von ganz kurzer Dauer sein. Denn die durch ihn herbeigeführte Preissteigerung mußte alsbald neue Konkurrenzunternehmungen aus dem Boden schießen lassen, um so mehr, als sich eine kleinere Fabrik dieser Art schon mit einem Kapitalaufwand von 10000 Dollar und in der kurzen Zeit von sechs Monaten in Gang bringen läßt. Gleichwohl wurde das Unternehmen des Mr. Parks durch etwas unterstützt, was wegen seiner monopolistischen Natur gar wohl die Grundlage eines reellen Trusts hätte sein können. Es waren dies die Patente auf gewisse zur Herstellung der Drahtnägel gebrauchte Maschinen. Diese Patente hatten die Mitglieder des Trusts entweder selbst erworben oder den Erfindern abgekauft, oder sie hatten mit den Erbauern dieser Maschinen einen besondern Lieferungsvertrag abgeschlossen. Sie zahlten ihnen nämlich sehr hohe Preise unter der Bedingung, daß diese Maschinen an andre Nägelfabriken nur zu demselben hohen Preise abgegeben würden. Dadurch wurden alle weniger bemittelten Konkurrenten solange von der Anschaffung der Maschinen abgeschreckt, als der Verkaufspreis der Drahtnägel niedrig stand. Als dieser Preis endlich so hoch gestiegen war, daß sich die Anschaffung solcher Maschinen auch für die outsiders gelohnt hätte, da hatte der pool sein Geschäft schon gemacht.

Ehe wir auf diesen Punkt näher eingehn, wird es einiger Worte über die äußere Organisation des von Mr. Parks gegründeten Kartells bedürfen. Die Form war die eines einfachen Pools. Jeder Teilnehmer blieb Herr in seiner Fabrik, aber er verpflichtete sich, nur zu dem vom pool allmonatlich festgesetzten Preise zu verkaufen und die verabredete Zahl der Verkäufe nicht zu überschreiten. Wie bei allen pools, so waren auch hier seine Mitglieder vorher kontingentiert worden. Um die Ausführung des Vertrags zu sichern, hatte man eine strenge Überwachung eingeführt. Der vom pool für jede seiner Fabriken ernannte Inspektor hatte die ausgedehntesten Vollmachten, konnte z. B. die ganze Korrespondenz lesen und alle Bücher prüfen. Eine solche Tyrannei wäre auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen. Aber um eine dauernde Organisation handelte es sich ja auch gar nicht.

Die von Mr. Parks und seinem pool unternommne Kampagne verlief nun in folgender Weise: Auf die erste Nachricht, daß ein pool im Entstehn sei (Mai 1895), versahen sich die Grossisten in Voraussicht der Preissteigerung auf mehr als sechs Monate mit Nägeln. Der pool fand deshalb bei seiner Bildung eine wohlversorgte Kundschaft vor. Er schränkte also seine Verkäufe ein, dann setzte er den Preis für den Barrel Nägel etwas über den augenblicklichen, durch die Panik der Kundschaft schon etwas in die Höhe getriebnen Kurs. Am 15. Mai wurde der Grundpreis von 85 Cents auf 95 und im Juni auf 1 Dollar 20 Cents erhöht. (Als Grundpreis gilt der Preis des Barrels Nägel größter Sorte. Bei den andern Sorten erhöht sich dieser Grundpreis jedesmal um einen desto höhern Betrag, je kleiner die betreffende Sorte ist. Dieser Zuschlag beginnt mit 10 Cents und steigt

bis zu 1,60 Dollar [= 8 Franken]. Wenn also der Grundpreis 6 Franken beträgt, stellt sich der Preis für die kleinsten Nägel auf 6 + 8 = 14 Franken pro Barrel.) Um die Überwachung zu erleichtern und ein strenges Festhalten an den vom Kartell festgesetzten Preisen zu sichern, mußten sich alle folgender Bestimmung unterwerfen: Der feste Preis verstand sich für den Barrel Nägel franko Bahn in Pittsburgh (Zentrum der Eisenindustrie!). Ein Käufer, der anderswo, sagen wir in Cincinnati, wohnte, hatte keinen Vorteil davon, wenn er seine Bestellung bei einem in seiner Nähe, z. B. in Brooklyn, domizilierten Mitglied des pool aufgab. Er mußte den Pittsburgher Preis bezahlen und die Transportkosten von Pittsburgh nach Cincinnati. So wurden — da nun alle Bestellungen auf gleiche Grundlage gestellt waren — Streitigkeiten vermieden und die Aufsicht vereinfacht. Mr. Parks verschmähte auch nicht die gewöhnlichen Mittel, Kunden anzuziehen und zu fesseln. Der Grossist, der in einem Monat von ein und derselben Fabrik fünfhundert Barrels kaufte, erhielt eine Prämie von 5 Prozent. Wer seinen Bedarf ausschließlich bei den Mitgliedern des Kartells deckte, erlangte sogar einen Rabatt von 10 Prozent für den Barrel. Indessen gründete Mr. Parks seine Hoffnung auf Erfolg hauptsächlich auf die von ihm durchgeführte strenge Disziplin und scharfe Kontrolle der Mitglieder des Kartells.

Nachdem die äußere Organisation des Verbandes vollendet war, handelte es sich nun darum, die Preise möglichst schnell in die Höhe zu treiben. Wie gewöhnlich in solchen Fällen (vergleiche die Vorgänge auf dem deutschen Kohlenmarkt im Sommer 1900), kam eine Panik des Publikums diesen Bestrebungen zu Hilfe: in zwölf Tagen waren die von Mr. Parks auf den Markt geworfnen geringen Vorräte verschwunden. Mehrere Wochen lang wurde dann vom Kartell gar keine Bestellung mehr angenommen. Im Juli stellte es ungefähr die Hälfte des Quantums zur Verfügung, das im Vorjahr monatlich verkauft worden war, unter gleichzeitiger Festsetzung des Grundpreises auf 1,55 Dollar. Das Manöver gelang nach Wunsch: die vorhandnen Bestände waren in wenigen Tagen geräumt, und der Grundpreis stieg im August auf 2,05 Dollar! In den folgenden drei bis vier Monaten zehrten die Konsumenten von den angekauften Vorräten, und die Grossisten zeigten wenig Neigung, ihre noch nicht erschöpften Lager zu ergänzen. Trotz der herrschenden Geschäftsstille erhöhte das Kartell den Grundpreis am 1. September abermals, und zwar um 25 Cents, also auf 2,30 Dollars. Als Grund wurde die Steigerung der Rohstoffpreise angegeben. In der That war der Kurs von Eisen und Stahl gestiegen, aber was hier als Ursache der hohen Nägelpreise angegeben wurde, war vielmehr deren Wirkung. Diese Thatsache giebt uns eine Vorstellung von der Verwirrung, die ein pool auch auf dem allgemeinen Markt hervorzubringen vermag.

Im Dezember bekam der pool plötzlich Anwandlungen von Großmut. Er that den Grossisten kund, daß er — falls im Januar die Preise der Nägel zurückgingen — ihnen für die im Dezember etwa gemachten Einkäufe die Differenz zwischen beiden Monatspreisen zurückerstatten würde. Aber das Mittel verfehlte seinen Zweck. Überzeugt, daß der Sturz des Kartells bevorstand, zogen die Grossisten es vor, die weitere Entwicklung abzuwarten. Vergebens erhöhte der pool seinen Grundpreis am 1. März und am 1. Mai jedesmal um 15 Cents, sodaß er zuletzt die enorme Höhe von 2,60 Dollar (= 13,70 Franken) erreichte; es gelang ihm aber nicht, die Käufer durch die Furcht vor weitern Preissteigerungen zu Anschaffungen zu drängen. Im Sommer erhöhte sich zwar die Nachfrage wieder, aber sie kam schon nicht mehr dem Kartell allein zu gute, sodaß es zweifelhaft ist, ob sich die von ihm mit großen Opfern erkaufte Betriebseinstellung einiger Fabriken überhaupt noch rentierte. Die hohen Verkaufspreise der Drahtnägel hatten ein un-

erwartetes Resultat gehabt: auf allen Seiten waren dem pool Konkurrenten erwachsen, sogar die cut nails waren wieder zu Ehren gekommen, sodaß man sich auch mit unvollkommnen Maschinen an dem Wettbewerb beteiligen konnte.

Die Thatsache verdient besondre Hervorhebung, daß ein pool gerade durch seine Wirksamkeit dazu beiträgt, wieder eine Konkurrenz zu schaffen. In dem vorliegenden Falle machte sich sogar der ausländische Wettbewerb fühlbar. Obwohl damals von den Drahtnägeln ein Eingangszoll von 25 Prozent ad valorem erhoben wurde, so erwies sich diese Schranke doch als unzureichend, nachdem sich der Inlandspreis verdreifacht hatte. In der That importierte damals (November 1895) ein Bostoner Haus (Bigelow & Dowse) 5000 Barrels. Daß diese Einfuhr nicht größern Umfang annahm, lag einerseits an einer bloßen Äußerlichkeit (die deutschen und die belgischen Nägel haben eine andre Kopfform und sind auch anders verpackt als die amerikanischen), andrerseits an der Befürchtung, daß der pool, sobald er von dem Abgang einer starken Ladung nach Amerika rechtzeitig erfuhr, die Preise bei ihrer Ankunft plötzlich herabsetzen und so die Berechnung des Transporteurs vereiteln möchte. Diese Hindernisse gaben einem Baltimorer Haus eine noch genialere Art der Konkurrenz ein.

Auf den ausländischen Märkten, wo seine Produkte mit der billigen Ware des Auslands konkurrierten, hatte der pool die Preise nur wenig erhöht. Man konnte deshalb amerikanische Nägel, die für einen ausländischen Markt geliefert worden waren, mit Vorteil wieder nach Amerika zurückführen, sobald die Transportkosten für hin und zurück nebst Zoll die Differenz zwischen dem amerikanischen und dem ausländischen Preis nicht erreichten. Wenn nämlich der Grundpreis in Pittsburgh 2,50 Dollar für den Barrel betrug, konnte man sich dasselbe Barrel nach Hamburg für einen Dollar liefern lassen. Die Tonne (= 20 Barrels) wurde also in Baltimore zu etwas mehr als 50 Dollar („mehr" wegen der Transportkosten von Pittsburgh nach Baltimore), in Hamburg nur zu 20 Dollar in Rechnung gestellt. Da Hamburg ein Freihafen ist, so konnte besagte Tonne unverzollt wieder nach Amerika zurücktransportiert werden, wo sie durch die Fracht um 4, durch den amerikanischen Eingangszoll (25 Prozent vom Wert, hier also von 50 Dollar) noch um 12,50 Dollar verteuert, im ganzen also auf 36,50 Dollar erhöht wurde. Dabei blieb sie aber immer noch um 50 — 36,50 = 13,50 Dollar (etwa 70 Franken) hinter dem Inlandspreis zurück. Durch diese originelle Art der Einfuhr soll das oben erwähnte Baltimorer Haus große Gewinne gemacht haben.

Dieses Beispiel zeigt den ganz anormalen und unwirtschaftlichen Charakter eines in solcher Weise geleiteten Kartells deutlich. Sogar nach seiner Auflösung im November 1896 sind seine nachteiligen Wirkungen noch lange sichtbar geblieben, und es hat noch viele Monate gedauert, ehe sich der durch ganz unberechenbare Schwankungen erschütterte Markt wieder beruhigen konnte. Obwohl das von Mr. Parks geleitete Drahtnägelkartell nur eine vorübergehende Erscheinung war, ist sein Studium doch von gewissem Interesse. Die hieraus zu gewinnende Lehre faßt P. de Rousiers in den Satz zusammen: „Die Patente sind keine notwendige Veranlassung, daß eine Industrie die Form eines Trusts annimmt, höchstens können sie, für sich allein, die Manöver eines kurze Zeit dauernden pools begünstigen."

5. Der Cigarettenring

In jedem amerikanischen Tabakladen findet der Käufer zwar verschiedne Arten von Cigaretten, aber fast alle diese Sorten, welche Marke und Firmenbezeichnung sie auch tragen mögen, werden in Fabriken gemacht, die einem großen Ring, der American Tobacco Company, angehören. Dieser Verband erzeugt aber auch Rauch-,

Schnupf- und Kautabake, fabriziert Cigarren und verkauft in Blättern präparierten Tabak an die Cigarrenarbeiter. Aber während die Vereinigung auf diesem Gebiet den Mitbewerb andrer Firmen dulden muß, ist es ihr gelungen, sich für die Fabrikation von Cigaretten eine Art von Monopol zu erwerben.

Dies verdankt sie hauptsächlich den patentierten Maschinen, mit deren Hilfe die Massenfabrikation von Cigaretten betrieben wird. Da ist vor allem die Bonsackmaschine zu nennen, deren Eigentümer gegen eine jährliche Vergütung von 250000 Dollar der American Tobacco Company nicht nur den ausschließlichen Gebrauch dieser Maschine innerhalb des Gebiets der Union vertragsmäßig zugesichert, sondern sich auch verpflichtet haben, für eine gewisse Zeitdauer diese Maschine gegen die Konkurrenz neuer Maschinen zu schützen. So mußte z. B. die Bonsackgesellschaft auf Grund dieses Vertrags den Erfinder der Elliotmaschine unter dem Vorwand betrügerischer Nachahmung gerichtlich verfolgen, als er 1892 sein Patent der National Cigarette and Tobacco Company, einer Rivalin der American Tobacco Company, verkauft hatte.

Die Politik der American Tobacco Company besteht also darin, daß sie sich den ausschließlichen Gebrauch der besten Maschinen zur Cigarettenfabrikation sichert, sei es durch direkten Ankauf der Patente oder dadurch, daß sie sich von den Inhabern solcher Patente das ausschließliche Recht der Benutzung ihrer Maschinen kauft. Aber ihr Unternehmen ist nicht — wie das des Drahtnägelkartells — auf einen kühnen Handstreich angelegt, sondern wir haben es hier mit einem wirklichen industriellen Trust zu thun, d. h. mit einer festen, geschickten Organisation, die es auf normale Gewinne und auf Unternehmungen von langer Dauer abgesehen hat. Die Gesellschaft entstand 1890 durch die Vereinigung mehrerer bedeutender Häuser. Damals belief sich das Grundkapital schon auf 10 Millionen Dollars. Für 1893 erreichte der Nettogewinn nach Abzug aller Unkosten (die Reklame allein hatte 478000 Dollar verschlungen!) die beträchtliche Summe von 4334467 Dollar 34 Cents. Man sieht — es ist ein Unternehmen ersten Ranges.

Welche Umstände haben nun gerade hier zur Bildung eines Trusts geführt? Zunächst war durch die thatsächliche Entwicklung der Dinge die gesamte Tabakindustrie seit etwa dreißig Jahren zu fortschreitender Konzentration hingedrängt worden, was dem Ring den Boden vorbereitete. Vor dem Sezessionskriege hatten sich in den Tabak bauenden Staaten, besonders in Virginia, eine Anzahl kleiner Fabriken damit beschäftigt, die lokale Ernte zu verarbeiten. Durch den Krieg wurden viele dieser Unternehmer ruiniert. Dazu kam (seit 1862) eine sehr hohe Steuer, die zunächst zur Deckung der Kriegskosten eingeführt, auch später (wenn auch mit einigen Milderungen) beibehalten wurde zur Bestreitung der Militärpensionen und der Zinsen der stark angeschwollnen Staatsschuld. Da die Steuer sogleich beim Ankauf des Rohmaterials erlegt werden mußte, so hatte der Fabrikant von vornherein große Auslagen zu machen, die ihm erst nach und nach durch den Verkauf der fertigen Ware wieder ersetzt wurden. Durch diese Verhältnisse wurden weniger bemittelte Unternehmer aus dem Geschäftszweig hinausgedrängt, denn nicht nur Geld, sondern auch der Kredit war damals (1865) rar in Virginien.

Überdies war nach und nach eine allgemeine wirtschaftliche Umwälzung eingetreten. Es waren Eisenbahnen gebaut worden, neue mit bedeutendem Kapital betriebne Fabriken waren in den großen Verkehrszentren, z. B. in Richmond, entstanden. Dies alles trug dazu bei, die kleinern, lokalen Fabriken vom Schauplatz zu verdrängen. Unter denen, die alle diese Schwierigkeiten und Umwälzungen glücklich überstanden hatten, erhob sich nun eine wilde Konkurrenz, die damit endete, daß diese verhältnismäßig wenigen Konkurrenten, die sich in dem Kampf ums Dasein als ebenbürtige Gegner kennen gelernt hatten, einander die Hand zur Verständigung

boten. So erscheint denn hier der Trust als die höchste Stufe einer successiven Auslese. Aber um sich diesen Charakter einer vollkommnern Daseinsform zu erhalten, muß er wirklich an der Spitze der Fabrikation bleiben. Denn sowie er sich nach irgend einer Seite hin eine Blöße giebt, erhebt die Konkurrenz wieder ihr Haupt. Freilich braucht dieser Trust nicht — wie das Drahtnägelkartell — die Konkurrenz des ersten besten zu befürchten, der mit 10000 Dollars ausgerüstet sein Glück in dieser Branche versuchen will. Nur ein kapitalkräftiger Gegner kann es mit ihm aufnehmen, und solche schießen nicht über Nacht aus dem Boden. Wie sich der Trust indessen auch solcher gefährlichen Gegner zu erwehren weiß, das zeigt sein Vorgehn gegen die Newyorker National Cigarette Company. Diese war zur Ausnützung der neu erfundnen Elliotmaschine gegründet worden. Darauf ließ also der Trust durch die Bonsackgesellschaft den Erfinder dieser Maschine „wegen betrügerischer Nachahmung“ gerichtlich verfolgen. Seitdem ist der American Tobacco Company aber schon wieder ein neuer Gegner in der von vier vorher selbständigen Gesellschaften gebildeten Anti-Trust-Cigarette-Factory erstanden. Diesem würde der Trust geradezu Waffen gegen sich selbst in die Hände liefern, wenn er sich ähnlicher Preistreibereien schuldig machte, wie sie sich ein vorübergehender pool (vgl. das Drahtnägelkartell!) wohl erlauben darf.

Man macht denn auch diesem Trust nicht den Vorwurf, den Preis der Cigaretten in die Höhe geschraubt zu haben. Dafür beschuldigen ihn aber die Tabakbauer, daß er einen Preisrückgang des Rohstoffs, des Tabaks in Blättern, herbeigeführt habe. Obwohl sich dieser Rückgang auch noch durch andre Umstände (Vermehrung der amerikanischen Produktion bei gleichzeitiger Verminderung der amerikanischen Ausfuhr infolge der Zunahme des Tabakbaus in Europa) erklärt, so muß der American Tabacco Company doch insofern ein gewisser Anteil daran zugeschrieben werden, als sie durch die Einschränkung der Konkurrenz wenigstens die Zahl der Abnehmer des Rohstoffs vermindert hat.

Der interessanteste Zug an diesem Trust ist aber, daß er mit einem gewissen Erfolg versucht hat, durch sein Cigarettenmonopol den allgemeinen amerikanischen Tabakmarkt zu beherrschen. Dies ist in folgender Weise geschehn. Der Trust bewilligte den Detaillisten, die seine Cigaretten verkaufen, auf die vom Trust ihnen gelieferten Rauch- und Kautabake bedeutende Preisermäßigungen, vorausgesetzt, daß sie ausschließlich nur Erzeugnisse der American Tobacco Company verkaufen. Dieser Rabatt stellt sich sonach als eine Prämie für getreue Kundschaft dar. Das Schlaue dieser Einrichtung liegt darin, daß der Rabatt nicht auf die monopolisierte Ware, die Cigaretten, gewährt wird, sondern auf zwei andre Artikel, den Rauch- und den Kautabak. Dadurch wird eine Ausdehnung des Trusts auch auf diese bewirkt, was sich in gewissen Gegenden (nämlich im Norden, wo der Cigarettenkonsum vorwiegt) den Fabrikanten des Rauch- und Kautabaks sehr fühlbar macht.

Eine gewisse Gegenwirkung ist dem Trust durch das blue label entstanden, die blaue Marke, die gewisse Gewerkvereine für die Cigarren und Tabake der Fabriken angenommen haben, in denen nur Gewerkvereinsmitglieder als Arbeiter beschäftigt werden. Die blaue Marke ist demnach bei der populären Kundschaft eine mächtige Empfehlung. Von manchen Fabrikanten wird sie mit allen ihren Verpflichtungen auch noch aus einem andern Grunde angenommen, nämlich weil sie auf diese Weise dem Boykott entgehn, dem sie bei einem Konflikt mit ihren Angestellten durch die gesamte, dem Gewerkverein angehörende Arbeiterschaft ausgesetzt sein würden. Gleichwohl ist der Einfluß des blue label zur Zeit noch auf die Arbeiterklasse beschränkt, sodaß das Gebiet, auf dem der Trust operiert, von dem der Arbeitersyndikate getrennt ist. Sollte sich die American Tabacco Company in ihren verschiednen Fabriken ebenfalls den Bedingungen der Gewerkvereine unterwerfen — und

das würde sie sicherlich thun, sobald sie sich durch das blue label bedroht fühlte —, so würde diese Verbindung ihre Stellung noch mehr verstärken.

Jedenfalls haben wir es hier mit einem ernst zu nehmenden Trust zu thun, der durch die in der betreffenden Industrie mehr und mehr hervortretende Konzentration hervorgerufen worden ist und sich mit Hilfe gewisser Patente eine Art von Monopolstellung errungen hat.

* * *

Aus dieser Darstellung der neuern Entwicklung gewisser Industrien geht nun wohl das eine mit Sicherheit hervor, daß von den verschiednen Ursachen keine einzige — weder die verhältnismäßige Seltenheit des Rohstoffs, noch die Eigenheiten des Transportwesens, auch nicht die Konzentration, der Zolltarif oder die Patente — für sich allein ausreicht, auf sie ein industrielles Monopol zu gründen. Andrerseits steht es aber fest, daß ohne das Großkapital keines von diesen Monopolen überhaupt zustande gekommen wäre.

Unser Urteil darüber, ob wir dieses neue System industrieller Vereinigungen als einen wirtschaftlichen Fortschritt betrachten müssen oder nicht, wird von der Bedeutung abhängen, die ihm für die Allgemeinheit zugeschrieben werden muß. Hier ist jedoch ein gewisser Unterschied zu machen. Wenn man mit Professor Jenks zur Empfehlung dieses Systems z. B. anführt, daß es die mit der maßlosen Konkurrenz verbundnen Ausgaben (für Reklamen usw.) erspart, große Kapitalvergeudung verhütet durch rechtzeitiges Aufgeben ungünstig liegender Fabriken und durch Konzentration des Betriebs in den am besten liegenden Fabriken, daß es auch eine Verwertung der in geringsten Mengen vorkommenden Nebenprodukte ermöglicht, durch die Beschäftigung der fähigsten Leute und die Anwendung der besten Methoden geschäftlicher Annoncierung sowohl im Inland wie im Ausland neue Märkte erschließt, daß durch die Ausschaltung von Kreuzfrachten viel Arbeitskraft und Kosten gespart werden (wie sie z. B. entstehn, wenn dasselbe Produkt in den verschiednen Stadien seiner Herstellung hin und her befördert werden muß), daß es die denkbar beste Arbeitsteilung zuläßt und ermöglicht, die Produktion in verwandten Betriebszweigen aufs praktischste zu organisieren, daß es nicht nur die besten Köpfe zu seinem Dienst erzieht, sondern auch von ihren Fähigkeiten den besten Gebrauch macht, indem es jedem einzelnen gerade die Arbeit zuweist, für die er vorzugsweise geeignet ist, ja daß es für die Bethätigung von geschäftlichen Talenten erster Klasse überhaupt erst die Gelegenheit und ein geeignetes Feld bietet — so ist dem gegenüber doch wohl darauf hinzuweisen, daß manche dieser Vorteile gar nicht durch das Monopol bewirkt werden, sondern daß sie sich auch dann schon ergeben würden, wenn die betreffende Industrie nur in genügendem Grade konzentriert wäre.

Außerdem aber werden diese Vorteile — wie hoch man sie auch anschlagen mag — durch entgegenstehende schwere Nachteile vielfach wieder aufgewogen.

Manche von diesen Nachteilen treffen allerdings nur einzelne Personen: 1. Leute, die ihr Kapital in gewerblichen Unternehmungen anlegen wollen, werden oft schwer geschädigt durch gewisse Praktiken der Gründer. Dahin gehört namentlich das sogenannte Stock Watering (Verwässern des Aktienkapitals) — eine Praxis, die ohne Verheimlichung und Täuschung über den wirklichen Wert des Gründungsobjekts nicht anwendbar ist. (Es soll z. B. eine Brauerei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Ihr Inventarwert beträgt — sagen wir 100000 Dollars. Statt dessen aber werden Aktien im Betrag von 200000 oder 300000 Dollars und vielleicht noch mehr ausgegeben. Man begründet dies mit der earning capacity des Objekts, d. h. mit seiner Fähigkeit, Geldwerte zu schaffen, die doch auch berücksichtigt werden müsse.) 2. Die Aktionäre einer Gesellschaft, bei deren Gründung es ganz solid, namentlich ohne stock watering, zugegangen ist, können trotzdem schwer benachteiligt werden, weil es in Amerika den Direktoren solcher Unternehmungen nicht verboten ist, in den Aktien ihrer eignen Gesellschaft an der Börse zu spekulieren. (Das Rezept ist folgendes: Man verbreite Ungünstiges über den Geschäftsstand — die Aktien sinken — der Direktor kaufe davon soviel er kann —, dann veröffentliche man einen glänzenden Geschäftsbericht, der die Aktien in die Höhe treibt, und das Geschäft ist gemacht.)

Eine Benachteiligung weiterer Kreise ergiebt sich aus folgenden Umständen: 1. Die Produzenten des Rohstoffs werden oft geschädigt durch die niedrigen Preise, die der Ring als größter, vielleicht sogar als einziger Käufer seinen Lieferanten aufzuzwingen vermag. 2. Der Ring kann seine Machtstellung auch dazu mißbrauchen, die Löhne der Arbeiter zu drücken oder ihnen ungünstigere Arbeitsbedingungen aufzuerlegen, als sie bei freier Konkurrenz erreichen würden. Auch darin liegt eine Benachteiligung der Arbeiter, daß der Ring, um einen Streik abzuwenden, oder auch bloß um einen Druck auf den Aktienmarkt auszuüben, zuweilen einige seiner Fabriken schließt.

Die Allgemeinheit endlich wird in Mitleidenschaft gezogen, wenn der Ring, gestützt auf seine Monopolstellung, die Preise dauernd höher zu halten vermag, als sie bei freiem Wettbewerb sein würden. Die größte Gefahr für die Allgemeinheit liegt jedoch unzweifelhaft darin, daß die größern Ringe auch auf die politischen Körperschaften des Landes einen so mächtigen und — wie wir z. B. beim Zuckerring gesehen haben — einen so schädlichen Einfluß ausüben können.

An Versuchen, die geschilderten Übelstände auf dem Wege der Gesetzgebung zu bekämpfen, haben es weder die Einzelstaaten noch die Bundesregierung fehlen lassen.

1. Eine gewisse Handhabe bot hierzu schon das Allgemeine Landrecht. Nach dem Common Law mußte allerdings die Einschränkung des Handels „unvernünftig“ (unreasonable) sein, wenn sie strafbar werden sollte. Einige Staaten haben jedoch durch besondern Akt der Gesetzgebung das restraint of trade überhaupt für unzulässig erklärt, ohne zu bedenken, daß sie damit viel

zu weit gingen, da z. B. jede siegreiche Konkurrenz doch eigentlich schon eine Einschränkung des Handels bedeutet. Die Gerichtshöfe haben deshalb bei ihren Entscheidungen immer den gemäßigtern Standpunkt festgehalten, daß ein Monopol — sei es ein beabsichtigtes oder ein thatsächliches — vorliegen müsse, ehe eine industrielle Vereinigung für gesetzwidrig erklärt werden könne. Damit war jedoch nicht viel zu erreichen, denn kluge Leute werden ihre Absicht, ein Monopol zu errichten, in dem Gründungsstatut ihrer Vereinigung niemals aussprechen. Ein thatsächliches Monopol aber könnte nicht auf das Gebiet eines Einzelstaats beschränkt sein und würde eben dadurch dessen gesetzlicher Einwirkung entzogen.

2. Die Regelung des Eisenbahnwesens blieb bis 1887 ausschließlich der Legislatur des Einzelstaats überlassen, wo die betreffende Linie oder Teilstrecke lag. In jedem Staat wurde auch eine Kommission eingesetzt mit der Aufgabe, die technische und wirtschaftliche Handhabung des Betriebs zu kontrollieren und darüber zu wachen, daß die vorhandnen gesetzlichen Bestimmungen beobachtet wurden. Aber die meisten dieser Kommissionen haben den Eisenbahnen gegenüber keinerlei Zwangsmittel. (Nur in einigen Staaten des Westens, besonders Illinois, wo die Bahnen erst später gebaut worden sind, hat man aus den übeln Erfahrungen der östlichen Staaten gelernt und ein strengeres Kontrollsystem eingeführt.) Wenn die Kommissionen technische Mängel entdecken oder finden, daß die Tarifsätze zu hoch sind, so machen sie die betreffende Eisenbahngesellschaft darauf aufmerksam und teilen die gerügten Thatsachen in ihren jährlichen Kommissionsberichten mit. Der Grundgedanke dieses Systems ist die Öffentlichkeit. Die Kommission repräsentiert die aufgeklärte öffentliche Meinung und vermag weiter nichts zu thun, als etwaige Beschwerden anzunehmen, sie zu untersuchen und das Ergebnis der Untersuchung bekannt zu machen.

Die Mängel dieser Organisation, namentlich ihre Unfähigkeit, die pools und die discriminations (ungesetzliche Tarifbegünstigungen einzelner großer Versender) zu beseitigen, führte endlich zu einem Eingreifen der Bundesregierung. Diese stützt sich bei ihrem Vorgehn darauf, daß die Regelung jedes Verkehrs (Beförderung von Personen oder Gütern), der über die Grenzen eines Einzelstaats hinausgeht, der Kompetenz des Kongresses unterliegt. Im Jahre 1887 wurde demgemäß die Interstate Commerce-Akte erlassen, die bei den Eisenbahnen alle pools und gesetzwidrigen discriminations verbietet. Zugleich wurde eine Art Tribunal von fünf Mitgliedern, die Interstate Commerce Commission, eingesetzt, um die Ausführung des Gesetzes zu sichern. Da aber auch dieser Kommission bei ihren Anordnungen kein andres Zwangsmittel zu Gebote steht als die Berufung an die öffentliche Meinung, so hat sie im ganzen noch wenig ersprießliches geleistet. Sie hat die pools nicht zu unterdrücken vermocht, und auch die discriminations wuchern heimlich fort, wenn auch nur in der Form von Frachtabzügen (Rabatten), falschen Klassifikationen, ungenauem Wiegen usw.

3. Zur Bekämpfung der Art von Monopolen, die aus dem Besitz von Patenten entspringen, wird eine Änderung der Patentgesetze empfohlen, z. B. in der Weise, daß man — statt dem Erfinder ein gesetzliches Monopol zu gewähren — die Ausnützung der Erfindung jedem erlaubt, der ihm ein durch Gesetz festgesetztes Regal bezahlt.

4. Soweit als ein Monopol auf hohen Einfuhrzöllen beruht, wäre seine Beseitigung durch Abschaffung dieser Zölle unzweifelhaft erreichbar. Der Zuckerring z. B. würde eine Aufhebung des Eingangszolls sicherlich nicht lange überleben. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß unter dieser Aufhebung auch die etwa noch vorhandnen, vom Ring unabhängigen Fabriken leiden würden. Auch könnte gerade eine solche Maßregel dazu beitragen, einen die ganze Welt umfassenden Ring hervorzurufen, gegen den alle Tarife ohnmächtig wären.

5. Ein weiterer Ausbau der gegen die Trusts gerichteten Gesetzgebung des Bundes oder der Einzelstaaten, die sich bekanntlich als gänzlich nutzlos herausgestellt hat, wird von keiner Seite befürwortet. Als ein Mittel, das bessern Erfolg verspricht, wird dagegen neuerdings die Öffentlichkeit empfohlen. Beispielsweise müßten bei der Organisation einer Aktiengesellschaft die Gründer verpflichtet sein, dem für sein Kapital eine Anlage suchenden Publikum klar und deutlich die Grundlage zu zeigen, auf der die betreffende Korporation oder Vereinigung von Korporationen (Ring) beruht. Häufigere Berichte über die Geschäftslage, von Vertrauensmännern der Aktionäre sorgfältig geprüft, würden diesen einen Schutz bieten gegen die verwerflichen Praktiken (Börsenmanöver!) der Direktoren. Veröffentlichungen, mit einiger Ausführlichkeit abgefaßt, die die Profite der größern Vereinigungen zeigten, würden unter Umständen den Wettbewerb gegen sie so anstacheln, daß die Konsumenten gegen übertriebne Preise geschützt wären. Zugleich würde der Arbeiter, im Besitz dieser geschäftlichen Daten, seine Forderung einer Lohnerhöhung immer im geeigneten Moment machen können, während er jetzt gar zu häufig seinen Streik beginnt, wenn die Preise fallen, also in dem Augenblick, wo die Verluste des Unternehmers so groß sind, daß er gern einen Vorwand benützt, seine Fabrik zu schließen.

Welche Ausdehnung diese Öffentlichkeit haben müßte, und wie weit sich die Verpflichtung dazu den Gesellschaften auferlegen ließe, das sind Fragen, auf die wir hier nicht weiter eingehn können.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Ausführung des kaiserlichen Schulerlasses. Aus dem kaiserlichen Erlaß vom 26. November vorigen Jahres sind zunächst vom preußischen Kultusministerium zwei Folgerungen gezogen worden. Erstens hat es die Verstärkung des Lateins an den humanistischen Gymnasien um sechs Stunden angeordnet, ohne das Griechische irgendwie zu verkürzen, ist also so ziemlich auf den Standpunkt der Zeit vor 1892 zurückgegangen und hat damit den Anfang gemacht, den Gymnasien freiere Entfaltung zu gewähren. Zweitens hat es die Gleichberechtigung der neunklassigen höhern Schulen aller drei Gattungen für alle Studien der philosophischen Fakultät anerkannt, also die von dem kaiserlichen Erlaß eröffnete Aussicht auf Erweiterung der Berechtigungen für die realistischen Anstalten zu verwirklichen begonnen. Aber das ist bei weitem noch nicht genug. Denn wirklichen Vorteil werden davon nur die lateinlosen Oberrealschulen ziehn, die Realgymnasien nur für den Zutritt zum Studium der klassischen Philologie und der Geschichte, der ihren Abiturienten bisher nur nach einer Ergänzungsprüfung offen stand. Nun ist es doch ein schreiender Widerspruch, daß Leute ohne Griechisch und vielleicht sogar ohne Latein zum Studium der klassischen Philologie, die doch beiden alten Sprachen gilt, grundsätzlich zugelassen werden sollen, nicht aber zur Medizin, deren Vertreter doch, wie sie oft genug ausgesprochen haben, auf die naturwissenschaftlich-mathematische Vorbildung größern Wert legen, als auf die sprachlich-historische, und ebenso wenig zur Rechtswissenschaft, die doch das Griechische für ihre besondern Zwecke nicht „braucht," jedenfalls weniger als die Medizin mit ihrer griechischen Terminologie. Dieser Widerspruch kann nur dadurch aufgehoben werden, daß auch die alte Forderung erfüllt, den Realgymnasiasten auch das Studium der Medizin und der Rechtswissenschaft freigegeben wird. Wer A gesagt hat, der muß doch wohl nun auch B sagen, und zwar möglichst bald. Sonderbarerweise aber zögert man mit diesem logisch notwendigen Zugeständnis. Die Schuld daran liegt übrigens durchaus nicht etwa an der preußischen Regierung, sondern am Bundesrat, an den schon vor ziemlich langer Zeit der Antrag auf Zulassung der Realgymnasiasten zum medizinischen Studium gelangt ist. Denn daß dergleichen Fragen nicht von den Einzelstaaten entschieden werden können, sondern für das Reich einheitlich gelöst werden müssen, das ist in der Reichsverfassung begründet und liegt in der Natur der Sache. Einzelne Staaten, so besonders ein früher oft gepriesener liberaler Musterstaat, setzen dem Antrage Widerstand entgegen und stützen sich dabei nicht nur auf die Proteste der Mediziner und Juristen, sondern auch und vor allem auf das Zentrum, das in allen Bundesstaaten sein non placet ausgesprochen hat. Die „ausschlaggebende Partei" handelt dabei natürlich nicht aus Begeisterung für das klassische Altertum; den Bischöfen, Kaplänen und andern dii minorum gentium ist es höchstens um das Lateinische, die Kirchensprache, zu thun, das griechische Wesen aber ist ihnen gleichgiltig oder verhaßt, weil die Geistesfreiheit des Hellenentums dem Ultramontanismus immer unverständlich und ein Dorn im Auge gewesen ist. Das Zentrum will einfach von einer Erweiterung der Berechtigung für die Realgymnasien deshalb nichts wissen, weil auf ihnen moderner Teufelskram einen zu breiten Raum einnimmt. Den Medizinern und den Juristen aber, die jetzt plötzlich so rege Begeisterung für die humanistische Bildung verraten, von der sie bisher so gar wenig gezeigt haben, kommt es viel weniger auf diese an, als darauf, die vermehrte Konkurrenz und die befürchtete Herabdrückung ihres Ansehens durch das

Eindringen von Leuten zu vermeiden, deren Bildung nicht für so vornehm gilt als die humanistische. Das ist alles. Sie vergessen dabei, daß sich die auf humanistischen Gymnasien vorgebildeten Mathematiker, Naturwissenschaftler und Neusprachler schon jahrzehntelang die Konkurrenz ihrer Kollegen, die von den Realgymnasien herkammen, haben gefallen lassen müssen, beiläufig ohne daß diese dem Ansehen des Standes das mindeste geschadet hätte, und daß sich kein Mensch, am wenigsten die den Staat lenkenden Juristen, um ihre etwaigen Proteste gekümmert haben würde. Jetzt heißt es natürlich: „Ja Bauer, das ist ganz was andres"; wie kann man Studien, die für die Schulmeisterlaufbahn genügen, mit solchen vergleichen, die zu den Höhen des Lebens führen, wohin der Schulmeister niemals gelangt und gelangen darf, weil sonst die Welt einfallen oder mindestens die Alleinherrschaft der Juristen, die wertvollste Errungenschaft der modernen deutschen Entwicklung, erschüttert werden könnte! Allen diesen ganz unsachlichen, von Partei- oder Standesinteressen diktierten Protesten gegenüber kann man nur immer wiederholen: Wer die humanistische Bildung für die deutsche Nation retten will, der muß jetzt auf ihre Alleinherrschaft verzichten. Nun, vielleicht spielt in letzter Stunde der Kommandant der Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde das Interesse der Armee an der Vermehrung der Kandidaten für die militärärztliche Laufbahn als Trumpf aus und hilft damit die Gleichberechtigung der Realgymnasien zunächst wenigstens für das medizinische Studium durchdrücken. Es wäre zwar ein seltsamer Bundesgenosse, aber er soll uns willkommen sein. Denn wir acceptieren ganz ehrlich die Gleichberechtigung als Mittel, um die Freiheit der humanistischen Schule zu sichern. Oder sollte der Starke mutig zurückweichen und ein Wort von allerhöchster Stelle unerfüllt bleiben? Wir können das nicht glauben.

Freilich hat eine der Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses zu Anfang März eine seltsame Probe darauf geliefert. Es handelte sich um den vom Hause schon angenommnen Antrag der Budgetkommission, daß die „Oberlehrer," die Lehrer an den höhern Schulen, den höchsten Gehalt wie andre höhere Beamten, namentlich die Richter, nicht erst, wie bisher, mit vierundzwanzig, sondern schon mit einundzwanzig Dienstjahren erreichen sollten, weil die Statistik leider nachweist, daß das durchschnittliche Dienstalter der „Oberlehrer" unter vierundzwanzig Jahren bleibt. Man hätte nun mindestens erwarten sollen, daß der neue Kultusminister diesen Antrag freudig begrüßt und für das den Oberlehrern bewiesene Wohlwollen gedankt hätte, nachdem die Staatsregierung schon 1872 die Gleichstellung der höhern Lehrer mit den Richtern im Gehalte als eine berechtigte Forderung anerkannt hatte. Gott bewahre! Er nahm zwar das Wort „Wohlwollen" in den Mund, aber er behauptete zugleich, daß eine „mechanische" Gleichstellung der Gehalte der höhern Lehrer mit denen der Richter „wegen der zweifellos vorhandnen Ungleichmäßigkeit der Berufe" nicht berechtigt sei, und bezeichnete dann die allerdings kräftige Agitation der Oberlehrer als eine solche, die in der Geschichte des höhern Beamtentums kein Beispiel finde. Beim Finanzminister, Herrn von Miquel, war es an sich weniger verwunderlich, daß auch er sich ablehnend verhielt, denn er hat aus seiner Gegnerschaft niemals ein Hehl gemacht; wohl aber war es auffallend, daß er diese Haltung nicht mit finanziellen Rücksichten begründete — wahrscheinlich, weil es keine solchen giebt —, sondern daß er nur die Gründe seines Kollegen in verschärftem Tone wiederholte und dabei Wendungen brauchte wie die so überaus „wohlwollende": „Die Differenz in den [jährlichen] Bezügen der Richter und Lehrer beträgt [im Durchschnitt] etwa 239 Mark. Ist es nun berechtigt, daß eine Beamtenklasse, der man so viel Idealismus nachsagt, darum eine solche Agitation betreibt?" Neu war im Grunde nur die Behauptung, daß Richter und Oberlehrer deshalb nicht miteinander verglichen werden könnten, weil die Richter

„Hoheitsrechte des Staats ausüben," die Oberlehrer nicht. Was beide Herren sichtlich ab irato gesprochen haben, das verstärkte noch die amtliche „Berliner Korrespondenz," indem sie den Oberlehrern eine „auf Äußerlichkeiten gerichtete Titelsucht" nebst „schwärzestem Pessimismus" vorwarf und sich zuletzt den monumentalen Satz leistete, daß die Forderung einer Gleichstellung der Oberlehrer mit den Richtern erster Instanz dem Versuche gleichkomme, „inkommensurable Größen in eine Wechselbeziehung zu einander zu bringen." Ganz in demselben Sinne hat sich ein preußischer Landgerichtsrat bis zu dem klassischen Ausspruch verstiegen: „Daß die geistige Thätigkeit des Richters, der die Erwachsenen zu belehren, zu erziehn und zu strafen hat, an sich schwieriger und verantwortlicher ist als diejenige der Lehrer, die eine entsprechende Thätigkeit nur gegenüber Unmündigen ausführen, dürfte wohl auf keinen Zweifel stoßen."

Wir können hier auf die ganze schwierige Gehaltsfrage in Preußen nicht eingehn; wir wollen in dieser Beziehung nur hervorheben, daß die Behauptung des Herrn Finanzministers von der Differenz zwischen den Bezügen der Oberlehrer und der Richter auf einer falschen Berechnung beruht. Für die Jahre 1894/99 betrug sie vielmehr in den ersten zehn Dienstjahren der Oberlehrer, verglichen mit den Gehalten der Richter, nicht 239 Mark, sondern 930 Mark, also fast das Vierfache. Aber die Argumente für die amtliche Zurückweisung einer Vergleichung zwischen beiden Berufsklassen lohnt es sich etwas näher anzusehen. Daß Richter keine Lehrer und Lehrer keine Richter sind, bedarf nicht des Beweises. Die Behauptung des Herrn Landgerichtsrats N., die Richter seien gewissermaßen Lehrer und Erzieher einer höhern Art, weil sie es mit Erwachsenen zu thun hätten, ist, gerade herausgesagt, platter Unsinn. Der Richter hat es einfach mit der Feststellung des Rechts und mit der Bestrafung des Unrechts zu thun, aber durchaus nicht mit Belehrung und Erziehung; er kümmert sich auch gar nicht um die Folgen seines Urteilsspruchs, nicht um die Wirkung, die ein solcher auf die Beteiligten hervorbringt, was doch ein Erzieher thun müßte. Beide Berufe sind wirklich „inkommensurable Größen." Die Richter entscheiden Streitigkeiten um Mein und Dein, bestrafen Spitzbuben, Einbrecher, Mörder und andre Zierden der menschlichen Gesellschaft, die die Rechtsordnung durchbrochen haben, und stellen diese dadurch wieder her; der Lehrer, vor allem der „höhere" Lehrer, hat junge Leute geistig und sittlich vorzubilden für die Pflichten, die ihm einmal das Leben, der Dienst des Staats, der Gemeinde, der Kirche auferlegt, ihn mit der Gesinnung zu erfüllen, mit der allein sie gethan werden können. Das sind allerdings ganz „inkommensurable Größen," und wir wollen hier nicht fragen, welche Aufgabe sittlich höher steht; wir betonen nur, daß die Lösung beider für die menschliche Gesellschaft gleich notwendig ist, die des Lehrers jedenfalls nicht tiefer steht als die des Richters, und können nur zugeben, daß die Pflicht zu richten die ursprüngliche und ältere, schon in der rohsten menschlichen Genossenschaft unentbehrliche ist, die Pflicht zu lehren, öffentlich zu lehren, erst bei einem höhern Bildungsgrade des Volks als notwendig empfunden wird. Hoheitsrechte des Staats aber üben beide Stände, nur in verschiedner Art. Der Richter spricht sein Urteil im Namen des Landesherrn; ein Lehrerkollegium aber, das einen Schüler nicht versetzt, einen andern mit Karzer bestraft, einen dritten dimittiert, einen vierten für reif erklärt und ihm das Zeugnis ausstellt, also oft tief in das Leben des Einzelnen und seiner Familie eingreift, hemmend und fördernd, kann das alles nur thun, weil die Hoheit des Staats hinter ihm steht, wenn es auch seine Verfügungen nicht „im Namen des Königs" erläßt; und wenn es die Reifeprüfung abnimmt, das Reifezeugnis erteilt, so geschieht das durch eine königliche Prüfungskommission unter dem Vorsitz eines königlichen Prüfungskommissars, der unter Umständen der Direktor ist. Diener, Be-

austragte des Staats sind sie beide, Richter und Lehrer, direkt oder indirekt, sie vermöchten beide nichts ohne die Zwangsgewalt, die dem Staate allein zusteht oder vom Staate abgeleitet ist. Also mit dem Argumente, daß der Richter „Hoheitsrechte des Staats“ ausübe, der Lehrer nicht, ist gar nichts auszurichten. „Hoheitsrechte des Staats“ übt am allerunmittelbarsten, am sichtbarsten für das Publikum der Schutzmann aus, der einen Dieb oder einen Radaubruder festnimmt, und die meisten Vergehn, die eine Anklage wegen „Widerstands gegen die Staatsgewalt“ veranlassen, sind gegen Schutzmänner gerichtet. Wenn man die Höhe der Gehalte von der nähern oder fernern Beziehung der Beamten zu der Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte bemessen wollte, dann müßte man also offenbar den Schutzmann höher bezahlen als den Richter. Aber es kommt eben nicht darauf an, sondern auf die Gleichartigkeit der Vorbildung und das Maß der Leistungen, die vom Staate von den verschiednen Berufsklassen verlangt werden.

Wenn dabei ohne weiteres zugegeben wird, daß der Beruf des Richters unter Umständen sehr schwierig und aufreibend ist, so beweist leider die Statistik, daß es der des Oberlehrers kaum weniger ist, nur in andrer Weise. Nur wollen eben die Juristen durchaus nicht begreifen, daß drei Stunden Unterricht mehr bedeuten als sechs Bureaustunden; sie sehen das immer sozusagen noch von dem Standpunkt des Schülers an, der während der Stunde doch nicht ganz so angespannt thätig zu sein pflegt, wie der seine Sache ernst nehmende Lehrer. Wenn der Beruf des Richters manche Vorzüge nicht hat, z. B. die Ferien, so hat er dafür Aussichten in seiner Laufbahn, die sich dem Oberlehrer niemals bieten. Der Landrichter hat ungefähr fünf bis sechsmal mehr Anwartschaft, Landgerichtsdirektor zu werden, als der Oberlehrer Direktor, eine höhere Karriere aber hat der Oberlehrer überhaupt nicht; im günstigsten Falle kann er etwa Provinzialschulrat oder Ministerialrat werden. Vollends die Oberlehrer auf ihren Idealismus zu verweisen und ihnen vorzuwerfen, daß sich ihre Gehaltsansprüche damit schlecht vertrügen, wie es Herr von Miquel gethan hat, oder gar von einer „auf nichtige Äußerlichkeiten gerichteten Titelsucht“ zu faseln, wie sich die „Berliner Korrespondenz“ erlaubt, das heißt zum Schaden nicht den Spott, sondern den verletzenden Hohn fügen. Warum appelliert man denn bei andern, höher eingeschätzten Berufsklassen nicht an den Idealismus, wenn sie mit Gehaltsansprüchen und dergleichen hervortreten? Ist er etwa in diesen gar nicht vorhanden? Wir nehmen das natürlich nicht an. Wenn man aber die Oberlehrer für berechtigte und bescheidne Ansprüche immer wieder abspeisen will mit dem Hinweis auf ihren Idealismus, so ist man auf dem besten Wege, ihnen den Idealismus auszutreiben, sie zu Handwerkern des Geistes hinabzudrücken. Was dann aus unsrer Jugend wird, wer weiß es! Und wenn ihnen das „Organ der Geheimräte“ Titelsucht vorwirft, so kann man da nur kaltblütig sagen: Wer in einem Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Oder man müßte annehmen, daß juristischen Beamten Orden, Titel und andre Auszeichnungen, die den Oberlehrern niemals erreichbar sind und auch gar nicht begehrt werden, in der allerjüngsten Zeit völlig gleichgiltig geworden seien. Das wäre in der That eine überraschende Wendung.

Kurz: von all den Gründen, die gegen die Gehaltsansprüche der Oberlehrer vorgebracht worden sind, ist keiner stichhaltig. Das, was sich ihnen entgegenstemmt, ist weiter nichts als der juristische Hochmut. Angesichts der Thatsache, daß alle diese Herren einmal durch die höhere Schule gegangen sind und ihr so ihre Dankbarkeit bezeugen, nimmt er sich besonders schön aus. Aber fast wichtiger noch ist etwas andres. In seinem Erlaß vom 26. November 1900 hat der Kaiser nachdrücklich betont, daß er „auf die allzeit bewährte Pflichttreue und verständnisvolle Hingebung der Lehrerschaft rechne.“ Es wird nur einer besonders scharfsinnigen juristischen

Interpretation gelingen, zu beweisen, daß die Erklärungen seiner Minister ganz im Sinne dieses königlichen Appells an die Lehrer der höhern Schulen gemeint, also in besonderm Maße geeignet sind, diese Pflichttreue und Hingebung zu fördern.

Goethe. Wir machen zunächst auf die Liebhaberausgaben des C. F. Amelangschen Verlags in Leipzig aufmerksam, die mit dem ersten Teil des Faust begonnen haben und nun fortgesetzt werden mit einem ersten Teil von Goethes Gedichten, der von den Hauptabteilungen die Lieder, die Geselligen Lieder und die Vermischten Gedichte enthält; der zweite wird das übrige bringen und mit den Balladen anfangen. Der Text ist nach der Weimarer und der zweiten Hempelschen Ausgabe revidiert (von G. Berlit) und zu den Titeln der Gedichte das Jahr der Entstehung angegeben. Der Druck und die ganze äußere Erscheinung sind sehr gefällig, und der Preis von 3 Mark 80 Pfennigen für den in Leder gebundnen Band mit Goldschnitt so niedrig, daß sich diese hübschen auch zur Begleitung auf Spaziergängen und Reisen wie geschaffnen Bücher gewiß einführen werden. — Von dem Menschen Goethe handeln zwei andre Werke. Goethes Lebenskunst von Dr. Wilhelm Bode (Berlin, Mittler und Sohn) ist ein anspruchsloses, feines, kluges Buch. Wenn man erwarten sollte, der bekannte Mäßigkeitsprediger möchte ein hohes Vorbild nach seinen Absichten zuschneiden, so irrt man sich, man wird vielmehr überrascht sein, wie weit der Dichter, der doch bekanntlich gern genossen hat, seinen Absichten entgegenkommt. Er hielt namentlich später etwas auf eine gute Küche und führte sie mit Hilfe einer Haushälterin, da ihm der liebe Gott anstatt einer kochverständigen Schwiegertochter eine Thekla und Jungfrau von Orleans, wie er Ottilie bezeichnete, ins Haus geschickt hatte, aber er that es mehr seiner Gäste wegen als für sich, denn er aß mäßig und konnte auch entbehren, und wenn Besucher manchmal über seinen Mittagsappetit in seinem Alter erstaunten, so wußten oder bedachten sie nicht, daß das Mittagessen thatsächlich so gut wie seine letzte Mahlzeit am Tage war. In jüngern Jahren müssen wir uns ihn sogar von einer vielfach ängstlichen Mäßigkeit vorstellen, namentlich auch im Trinken; seit der italienischen Reise fanden ihn seine Freunde materieller, und manchmal trank er bis zu anderthalb Flaschen den Tag. Aber er stammte ja auch aus dem Weinlande und einer dem Wein längst angepaßten Familie und konnte etwas vertragen, und es finden sich nur wenig Fälle, wo er über diese Grenze hinaus heiter oder unangenehm gesehen worden ist, alle aus seinem Alter. Im ganzen genommen hatte er eine Besorgnis vor dem „zu vielen Wein," trank tagelang nichts und freute sich über seine Enthaltung, und was das wichtigste ist, er traute dem Weine — für sich wenigstens — keine produktiv machende Kraft zu. Daß Schiller spirituoser Reizmittel bedurfte, bedauerte er, denn was gescheite Köpfe an dessen Sachen aussetzten, sei aus dieser Quelle herzuleiten. Er selbst wollte nichts auf diese Weise erzwingen und lieber die unproduktiven Tage und Stunden vertändeln oder verschlafen. — Aber unsre Leser finden das viel hübscher bei Bode selbst. Es sind die allbekannten Quellen der Briefwechsel und Gespräche und die wichtigsten Memoirenwerke, aus denen hier geschöpft wird, beinahe alles ist wiedergegeben mit den äußerst geschickt gruppierten lebendigen Worten der Zeugnisse, und das Ganze ist dadurch ungemein anschaulich und natürlich geworden. Wenn wir uns alle bekanntern Bücher über Goethe vergegenwärtigen, so wüßten wir keins, worin so wenig von dem Stil einer Abhandlung ist, so wenig Pathos. Diese wohlthuende Ruhe, die aber keineswegs der Wärme entbehrt, giebt der Betrachtung Bodes einen eignen Wert; sachlich umfaßt sie zunächst das ganze äußere Leben Goethes und geht dann auch jedesmal auf dessen tiefere Grundlagen und den geistigen Ertrag ein: Das Schaffen, Ein Lehrer des

Lernens, Kämpfe, Frömmigkeit — das sind die Überschriften der vier letzten Kapitel. Der Mensch Goethe also in seinem Tagewerk und seinen Freundschaften, von denen er mit gesundem Egoismus dabei Hilfe und Förderung verlangte. Die feinste geistige Kultur und eine Anspruchslosigkeit in äußern Dingen, die uns heute nach hundert Jahren sagenhaft vorkommt.

Napoleon, der nach der Schlacht bei Jena Sachsen-Weimar gute Bedingungen gewährt hatte, verhandelte mit Goethe, den er aus seinen Werken kannte, in Erfurt von Mensch zu Mensch, er ließ ihn „gleichsam gelten," und dieser bekam nun von dem Manne, dessen Thaten er jahrelang bald mit großen Erwartungen und dann wieder mit kühler Zurückhaltung verfolgt hatte, einen so starken persönlichen Eindruck, daß sein Glaube an den Stern des Imperators dessen Laufbahn noch überdauerte. Da dies oft genug beklagt worden ist, und über den schlechten Patrioten Goethe kaum noch eine unverbrauchte Wendung zu finden sein wird, so ist eine rein historische Darstellung aller dieser Vorgänge mit dem Bestreben, bei der Beurteilung die Maßstäbe der Zeit anzuwenden, eine angenehme Abwechslung. Diese wird uns von einem jungen schweizerischen Gelehrten geboten in einer schon in zweiter Auflage erschienenen Abhandlung von 200 Seiten: Goethe und Napoleon, mit einem Anhang: Weimar und Napoleon, von Andreas Fischer (Frauenfeld, Huber), die sich durch einen klaren und kühlen politischen Blick auszeichnet und in Schilderung und Sprache durch ein gewisses ad hominem, was wir ja in den Büchern seiner Landsleute manchmal finden. Dahin gehört z. B. „das mit den Kanonen," was Goethe auf seiner Kampagne in Frankreich 1792 den preußischen Artillerieoffizieren auseinandersetzte, was aber doch der gelbe kleine Artillerist in Toulon besser verstand, oder die Schlittenfahrt des Kaisers zwanzig Jahre später aus Rußland durch Sachsen, mit dem Gruß aus dem Schlitten an den weimarischen Minister.

Der Kaiser machte mehr Umstände mit dem kleinen Herzogtum, als es dessen politische Bedeutung rechtfertigte, er wollte also die Musen von Weimar ehren. Das fand man dort auch beinahe selbstverständlich, sogar in dem amtlichen Schriftwechsel wird bisweilen ausdrücklich die deutsche Litteratur hervorgehoben, und der Verfasser giebt darüber in seinem Anhange noch neues archivarisches Material aus Paris. Seine Hauptaufgabe aber ist, uns zu erklären, warum Napoleon so auf Goethe wirkte, und daß dieser Wirkung das damalige politische Deutschland nichts entgegenzusetzen hatte. Sollte Goethe den Zusammenbruch des Reichs bedauern oder, als das ihm immer unsympathische Preußen gefallen war, vor Kaiser Franz Respekt haben? Für ihn gab es nur eine deutsche Kultur und die Deutschen als Individuen, und die nichtpolitische Kultur konnte bei den napoleonischen Neubildungen ebenso gut gedeihen; daß sich aber eine deutsche Nation in absehbaren Zeiten bilden werde, glaubte er nicht. „Die Einheit Deutschlands kam damals nicht in Frage; wer wünschte sie, und wer glaubte überhaupt daran?" Wenn wir heute von undeutscher Gesinnung in der damaligen Zeit reden, so vergessen wir nur zu leicht, daß der Patriotismus, aus dem später die Befreiungskriege erwuchsen, zunächst nur einen ganz kleinen Herd hatte, der in dem niedergeworfnen Preußen stand, und daß mindestens seit dem Dreißigjährigen Kriege sich ein deutscher Staat dem andern nicht näher fühlte als einem andern europäischen gegenüber, mit dem er jeden Augenblick in Allianz treten konnte. Wir haben doch noch in den allerletzten Zeiten des ehemaligen Königreichs Hannover erlebt, daß der leitende Minister (Borries) den ungefügen Ständen mit der Aussicht auf eine Intervention Napoleons III. aufwartete. Goethe sah den Rheinbund als etwas zweckmäßiges an. Wir feiern Andreas Hofers Gedächtnis und singen auch wohl noch Zu Mantua in Banden, sind aber doch wohl kaum in Zweifel, daß für Deutschland nichts verloren gewesen wäre, wenn Tirol heute zu Bayern gehörte. Fischers Buch mit seinem

objektiv-historischen Standpunkt, zu dem sich vielleicht ein Schweizer leichter hinfinden konnte als ein deutscher Schriftsteller, halten wir deshalb nicht bloß für einen schätzenswerten Beitrag zur Goethelitteratur, sondern für eine schlechthin nützliche Arbeit, die keiner vor ihm gethan hat. Für die Beurteilung Goethes ergiebt sich daraus ferner, was der Verfasser an erster Stelle ausführt, daß es nicht die befriedigte Eitelkeit war, die den Dichter gefangen nahm und sich nun in dankbare Verehrung umsetzte. Er brauchte lange, bis er für Napoleon gewonnen war (Wieland ahnte den Mann der Zukunft viel früher und prophezeite schon 1798 den Diktator und den Retter der Welt), und er ließ sich auch nicht etwa durch den Empfang in Erfurt imponieren. Der bestätigte ihm vielmehr nur, was für ihn seit dem Jahre 1806 Überzeugung geworden war: daß man dieser Macht nun nicht mehr widerstehn könne. Dann aber hielt er fest an seiner Meinung und gewann es auch nicht über sich, dem Manne, der gefallen war, Fußtritte zu versetzen. Das für uns Unerfreulichste, was aus diesem Verhältnis hervorging, das Karlsbader Gedicht an Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät (1812), wird von Fischer mit vollem Verständnis gewürdigt. Auf die guten Einzelschilderungen, z. B. des Hofballs in Weimar, wo der Kaiser anderthalb Stunden mit dem alten Wieland über alles Mögliche spricht, am 6. Oktober 1808, vier Tage nach der Audienz Goethes in Erfurt, kann nur hingewiesen werden. Ebenso auf den Versuch einer Parallele zwischen Goethe und Napoleon, oder besser auf die Zusammenstellung dessen, was in dem Wesen der beiden verwandt war: beide verachten die Masse und haben ein starkes Gefühl der eignen Persönlichkeit, die alles auf sich bezieht; der eine liebt die Philosophen nicht, der andre verspottet die Ideologen. Beide haben den Sinn für das Praktische, der eine kann ihn im größten Umfange bethätigen, der andre sucht wenigstens auf seinem Gebiete alles in That umzusetzen; beide haben auch ihre bestimmte Art von Aberglauben. Endlich sind sie in ihrem Bereich die Größten, der Militärpapst und der Litteraturpapst, wie sie Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts tituliert hat.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig